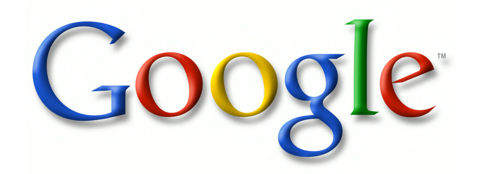
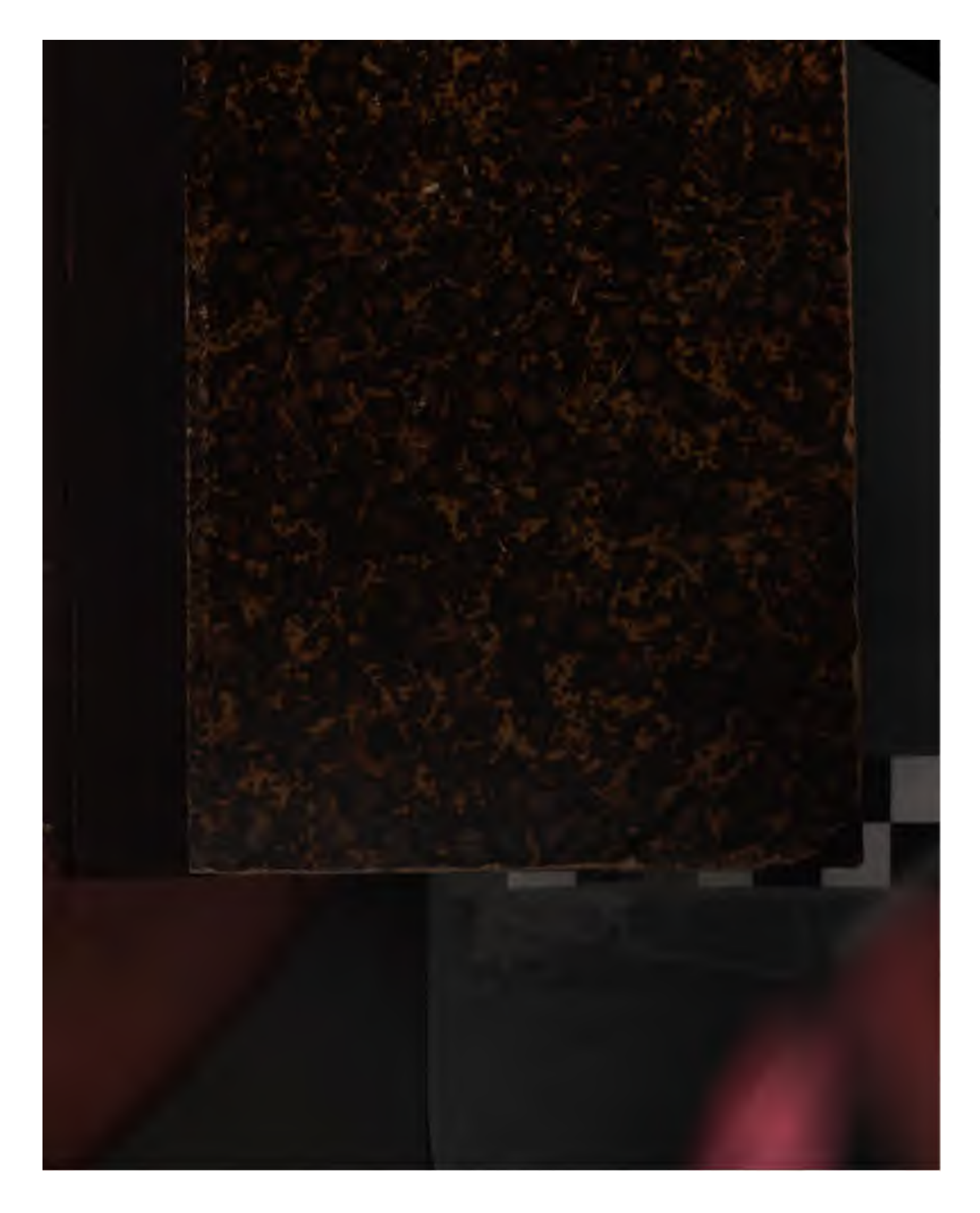
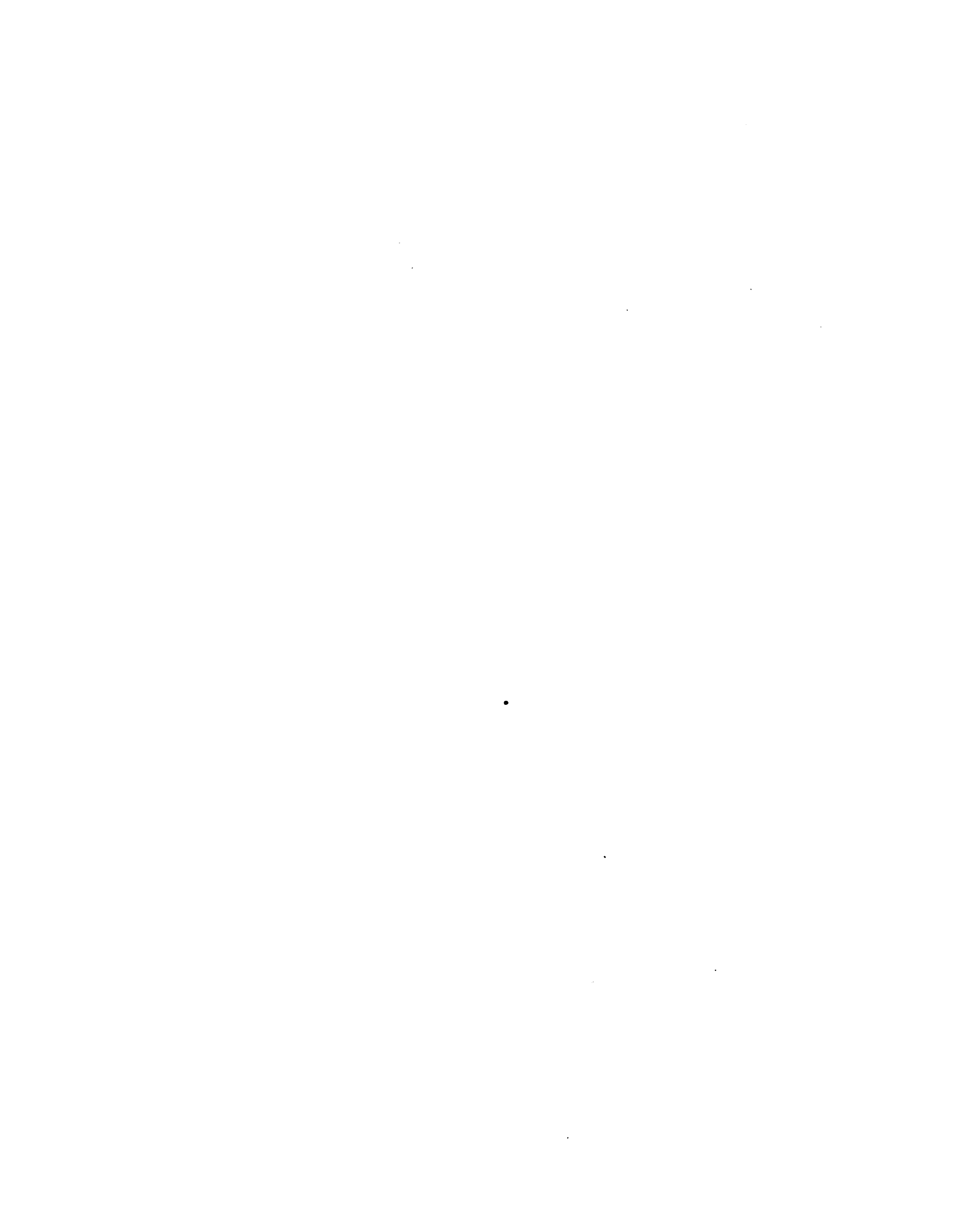






Der Freiin

Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff

Gesammelte Werke

herausgegeben von

Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff.

Nach dem handschriftlichen Nachlaß ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Wilhelm Kreiten.

Erster Band. Erste Hälfte.

Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff.

Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke.

Zweite, nach den neuesten Quellen ergänzte Auflage.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1900.

Der Freiin

Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff

Gesammelte Werke

herausgegeben von

Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff.

Nach dem handschriftlichen Nachlaß ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Wilhelm Kreiten.

Erster Band. Erste Hälfte.

Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff.

Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke.

Zweite, nach den neuesten Qu[illegible] [illegible]änzte Auflage.



Pade
Druck und Verlag von Fer

Der Freiin

Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff

Gesammelte Werke

herausgegeben von

Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff.

Nach dem handschriftlichen Nachlaß ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Wilhelm Kreiten.

Erster Band. Erste Hälfte.

Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff.

Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke.

Zweite, nach den neuesten Quellen ergänzte Auflage.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1900.



Anna Elisabeth
Freiin von Droste-Hülshoff.

Ein Charakterbild

als Einleitung in ihre Werke.

Nach gedruckten und ungedruckten Quellen entworfen

von

Wilhelm Kreiten.

Zweite, nach den neuesten Quellen ergänzte Auflage.

Mit dem Bildnis der Dichterin nach der Marmorbüste
von A. Rüller und einem Faksimile.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1900.

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Die rasch anwachsende Litteratur über die westfälische Dichterin beweist hinreichend, wie sehr das Interesse für ihre Person und die Schätzung ihrer Werke im Steigen begriffen sind. . . .

Daß auch wir nach so vielen tüchtigen Drosteforschern es wagen, dieses Feld zu bearbeiten, hat seinen ganz einfachen und zwar äußern Grund. Vor jetzt [1886] nahezu fünf Jahren erging an uns die Anfrage der Freiin Elisabeth v. Droste-Hülshoff, der Nichte und des Patenkindes der Dichterin, ob wir geneigt seien, eine von ihr geplante neue Auflage der Drosteschen Werke zu besorgen, welche nicht bloß bisher unbekannte Sachen aus dem Nachlaß, sondern hauptsächlich erläuternde Anmerkungen, orientierende Einleitungen und eine Biographie der Dichterin bringen solle. Nachdem besonders auch der zeitige [inzwischen verstorbene] Stammherr der Familie v. Droste-Hülshoff, Freiherr Heinrich, uns seiner vollen Zustimmung und Mitwirkung zu dem Unternehmen versichert hatte, glaubten wir ohne weiteres Bedenken an die Arbeit gehen zu sollen. Nur gegen einen Punkt des Programms erhoben wir entschieden Widerspruch und zwar gegen die Biographie.

Unsere Gesundheit, welche unter keiner Bedingung einer solchen Arbeit mehr gewachsen schien, war bei dieser Ablehnung nicht einmal in erster Linie entscheidend. Der Hauptgrund war vielmehr, daß, wie wir wußten, ein anderer Schriftsteller [Herr H. S.], welchem das meiste des uns zugänglichen Materials

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Die rasch anwachsende Litteratur über die westfälische Dichterin beweist hinreichend, wie sehr das Interesse für ihre Person und die Schätzung ihrer Werke im Steigen begriffen sind. . . .

Daß auch wir nach so vielen tüchtigen Drosteforschern es wagen, dieses Feld zu bearbeiten, hat seinen ganz einfachen und zwar äußern Grund. Vor jetzt [1886] nahezu fünf Jahren erging an uns die Anfrage der Freiin Elisabeth v. Droste-Hülshoff, der Nichte und des Patenkindes der Dichterin, ob wir geneigt seien, eine von ihr geplante neue Auflage der Drosteschen Werke zu besorgen, welche nicht bloß bisher unbekannte Sachen aus dem Nachlaß, sondern hauptsächlich erläuternde Anmerkungen, orientierende Einleitungen und eine Biographie der Dichterin bringen solle. Nachdem besonders auch der zeitige [inzwischen verstorbene] Stammherr der Familie v. Droste-Hülshoff, Freiherr Heinrich, uns seiner vollen Zustimmung und Mitwirkung zu dem Unternehmen versichert hatte, glaubten wir ohne weiteres Bedenken an die Arbeit gehen zu sollen. Nur gegen einen Punkt des Programms erhoben wir entschieden Widerspruch und zwar gegen die Biographie.

Unsere Gesundheit, welche unter keiner Bedingung einer solchen Arbeit mehr gewachsen schien, war bei dieser Ablehnung nicht einmal in erster Linie entscheidend. Der Hauptgrund war vielmehr, daß, wie wir wußten, ein anderer Schriftsteller [Herr H. S.], welchem das meiste des uns zugänglichen Materials

mehrere Jahre zur Verfügung gestanden hatte, mit einer ausführlichen Lebensbeschreibung beschäftigt war, ja eine solche bereits für die nächste Zeit dem Druck übergeben zu können in Aussicht gestellt hatte. Wir sprachen dies auch im Verlauf unserer Studien über den Entwicklungsgang Annettens in den „Stimmen aus Maria-Laach" aus.[1] Gelegentlich dieser unserer Bemerkung erfuhren wir dann zu unserer Überraschung durch den „Litterarischen Handweiser", daß auch Professor Hermann Hüffer in Bonn eine größere Biographie Annettens zu schreiben beabsichtige. Diese Wahrnehmung mußte uns natürlich in dem einmal gefaßten Entschlusse bestärken, es für die geplante neue Gesamtausgabe bei einem biographischen „Abriß", der etwa ein halbes Bändchen füllen würde, zu belassen. Jener „Abriß" würde — nach unserer damaligen Meinung — unter beständiger Benützung der zwei in Aussicht gestellten ausführlichen Biographieen und gleichsam als ein Auszug aus denselben sich leicht haben herstellen lassen. Darum begannen wir unsere Arbeit gleich mit der Herausgabe des „Geistlichen Jahres", als der zweiten Hälfte des ersten Bandes, dessen erste Hälfte eben jener Lebensabriß als orientierende Einleitung in die Werke bilden sollte. Inzwischen hörten wir freilich, daß der eine Biograph aus Gründen, die uns näher nicht bekannt sind, seine Arbeit gänzlich aufgegeben habe. Bis zu Ostern 1886 sollte aber, wie uns wiederholt versichert wurde, Herr Professor Hüffer mit seiner jedenfalls erschöpfenden Darstellung hervortreten, und so war es bis zu jenem Termin unsere entschiedenste und ausgesprochene Absicht, nach dieser Hüfferschen Biographie unseren Abriß kurz zu bearbeiten, so daß immer noch der Abschluß unserer Sammlung bis Weihnachten dieses Jahres [1886] möglich war, ein Termin, den der Herr Verleger mit vollem Recht innegehalten wissen wollte. Da indes auch die Ostermesse keine Biographie brachte, so mußten wir uns wohl oder übel entschließen, das inzwischen so oft durchgearbeitete Material zu

[1] Vgl. Stimmen aus Maria-Laach Bd. XXIV. S. 271.

einer selbständigen Darstellung zusammenzufügen, nicht so sehr zu einer in jeder Beziehung erschöpfenden Geschichte, als vielmehr zu einer allseitig getreuen Charakterschilderung der Dichterin. Annettens eigenes Wesen und Wirken sollte der Hauptsache nach ausreichend zur Darstellung gebracht, die Umgebung aber meist nur in den unmittelbaren Berührungspunkten genauer ins Auge gefaßt werden. Manchmal freilich wäre es nicht nur interessant, sondern vielleicht auch nützlich gewesen, der weiteren Verzweigung und der eigentümlichen Art dieser Umgebung genauer nachzuspüren — dies lag jedoch nicht in unserer Absicht und hätte außerdem Studien erfordert, zu denen uns in unserem kranken und weltabgeschiedenen Zustande durchaus die Mittel fehlten. Übrigens wird gerade, was diesen Punkt angeht, Herr Professor Hüffer das Erwünschte leisten, da er als geborener Münsteraner und als langjähriger Lehrer an der rheinischen Hochschule wie keiner befähigt ist, uns ein lebensvolles Bild der münsterschen und Bonner Kreise und des gesellschaftlich-litterarischen Treibens in denselben zu Annettens Zeiten zu entwerfen. Auch was die litterarischen und freundschaftlichen Beziehungen zu einzelnen Männern und Frauen betrifft, wird Professor Hüffer mit seiner gewohnten Genauigkeit und umfassenden Belesenheit alles nur Wünschenswerte beibringen. Uns war es vor allem, ja fast einzig, um das Charakterbild zu thun. An erster Stelle sollte unsere Lebensbeschreibung Einleitung in die Werke sein, um zu deren Verständnis und Würdigung nach Kräften beizutragen. Was Schlüter in seinem Nachruf wünschte — man möge das Wesen der Dichterin kennen, um ihre Werke ganz zu erfassen —, das haben wir durch die folgenden Blätter erzielen wollen. Sodann aber glaubten wir auch in der glücklichen Lage zu sein, aus dem handschriftlichen Nachlaß manches Ungedruckte beibringen zu können, das dem künftigen Forscher und Biographen überaus erwünscht sein möchte, wenn es auch in unserer Arbeit mehr zur satteren Färbung als zur Erweiterung der Zeichnung dient. Auch in dieser Hinsicht bildet somit die Lebensskizze eine

notwendige Ergänzung der Werke, weil sie eben das Droste-Material in mancher Beziehung bereichert.

Eine andere Frage war die, ob wir uns bloß mit Verweisen auf die gedruckten Quellen begnügen oder den Wortlaut derselben in unsere Darstellung verflechten sollten. Im ersteren Falle hätten wir uns freilich bedeutend kürzer fassen können, allein unser Zweck wäre nicht erreicht. Der Leser hätte beständig drei bis vier Bände vor sich haben und sich seine Stimmungsbilder mühsam zusammensuchen müssen. War es nun einmal unsere Absicht, für die Dichterin einzunehmen, so mußte unsere Arbeit das Verständnis des Lebens und Charakters so mühelos und anziehend wie möglich vermitteln. Außerdem sollte die nachfolgende Lebensbeschreibung auch als selbständiges Buch hinausgehen, um der westfälischen Dichterin neue Freunde zu werben oder als Ergänzung älterer Ausgaben zu dienen. So glaubten wir denn, selbst auf die Gefahr von Wiederholungen hin, einige Bogen mehr geben, d. h. einen materiellen Übelstand vorziehen zu sollen, um der Arbeit ihren geistigen Charakter als ein Ganzes und in sich Fertiges zu wahren. Nur das kritische Urteil über die einzelnen Werke wurde den betreffenden Einleitungen vorbehalten, da es dem möglichst objektiven Ton des „Lebens" eher hinderlich gewesen wäre.

Diesen objektiven Ton suchten wir in erster Linie auch dadurch zu erreichen, daß wir möglichst nur die Quellen reden ließen. Hier kamen vor allem in Betracht die Briefe Annettens selbst und zwar hauptsächlich diejenigen an Chr. B. Schlüter. Für eine Charakteristik der Dichterin sind diese Briefe unentbehrlich. Mit größter Frische, Natürlichkeit und Originalität geschrieben, zeigt uns jede Zeile eine kernhafte und kerngesunde, eigenartige und hochbedeutende Persönlichkeit . . . Als Gesamteindruck empfangen wir „das wohlthuende und tieferwärmende Bild einer hoch über allen trivialen Antrieben stehenden Weiblichkeit, einer reich begabten und begnadeten Natur, deren Hauptreiz aber gleichwohl in der seltenen Reinheit der Seele liegt,

in ihrer selbst- und anspruchslosen Bescheidenheit und in der wohlwollenden Liebe, mit der sie alles Menschliche umfaßt".

Durch die Güte der Erbin des Schlüterschen Nachlasses, Frl. Emilie Dehne in Münster, wurde uns die Benutzung der ergänzenden Hälfte der Droste-Schlüterschen Korrespondenz, d. h. der entsprechenden Briefe des Freundes an Annette ermöglicht. Auf diese Weise ließen sich nicht nur einige kleine Irrtümer berichtigen, sondern es gewannen auch manche Andeutungen und Aussprüche Annettens durch Einsicht in die Briefe Schlüters ihre rechte Beleuchtung und Erklärung. Erst wer den etwas gelehrt-humoristischen Ton in den Schreiben Schlüters wahrnimmt, wird begreifen, warum Annette so ganz unbefangen scherzend und plaudernd mit dem jungen Professor verkehrt....

Aus demselben Nachlaß wurden uns von Frl. Dehne auch diejenigen Briefe zur Verfügung gestellt, welche Schlüter seinerzeit an Professor Braun in Bonn gerichtet hatte, um diesem einige Beiträge zu der von ihm geplanten Lebensbeschreibung Annettens zu liefern. Der Leser selbst wird urteilen, wie vieles aus diesen Aufzeichnungen wir für unsere Darstellung benutzen konnten.

Eine weitere Quelle bilden die zum erstenmale in gegenwärtiger Ausgabe zum Abdruck gelangten Familienbriefe Annettens. Schon die Häufigkeit der Hinweise auf dieselben beweist, wie nützlich sie dem Biographen gerade für jene Jahre sind, aus denen Briefe an Schlüter nicht vorliegen. Ihr selbständiger litterarischer Wert ist freilich demjenigen der Schlüterkorrespondenz durchgängig nicht gleich, als Beiträge zur Beleuchtung des Charakters der Schreiberin dagegen sind sie immerhin von höchster Wichtigkeit.

Daß wir nicht mehr Briefe von Annette besitzen, ist höchlichst zu bedauern. Wir geben indes die Hoffnung nicht auf, mit der Zeit noch die eine oder andere Sammlung derselben ans Tageslicht treten zu sehen, obwohl Annette es mehreren Korrespondenten, z. B. Adele Schopenhauer und Malchen Hassenpflug, zur Pflicht gemacht hatte, ihre Briefe zu vernichten...

Unter die Quellen sind natürlich ebenfalls die verschiedenen Darstellungen Schückings, des langjährigen Freundes der Dichterin, ... sowie die zahlreichen, in Zeitschriften verstreuten Schilderungen und Erzählungen einer Freundin Annettens, der Freiin Elise von Hohenhausen (Frau Rüdiger), zu rechnen...

Soviel über gedruckte Beiträge von Zeitgenossen und Freunden. Unter den weiteren Mitteilungen zur Geschichte Annettens müssen wir in erster Linie die ebenso zahlreichen als authentischen Aufklärungen und Nachweise nennen, welche uns der bereits genannte Neffe der Dichterin, Freiherr Heinrich v. Droste-Hülshoff, mit nicht genug anzuerkennender Bereitwilligkeit und Unermüdlichkeit im Laufe unserer Arbeit zu geben die Güte hatte. Wir erachten es für unsere Pflicht, an dieser Stelle auch öffentlich auszusprechen, daß ohne die stets bereite Hilfe, erfahrene Kenntnis und treue Ermunterung dieses Herrn die gegenwärtige Ausgabe und besonders auch die Lebensskizze niemals zu stande gekommen wäre. — Auch Prof. Schlüter war immer gern erbötig, aus dem Schatz seiner Erinnerungen Aufklärung zu bieten. Den Nichten der Dichterin, den Freifräulein von Laßberg, verdanken wir ebenfalls manche freundliche Mitteilung.

An Vorarbeiten der verschiedensten Art fehlte es nicht; freilich beziehen sich fast alle hauptsächlich auf das Ästhetisch-Kritische, während das Chronologisch-Biographische aus Mangel an Quellen meist auf das Allernotwendigste beschränkt blieb. Nur ein einziges Werk: „Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff. Ein Denkmal ihres Lebens und Dichtens u. s. w. von Johannes Claassen“ konnte Anspruch auf den Namen einer Biographie erheben und hat auch trotz mancher Eigenheit an seinem Teil viel für die Kenntnis der Dichterin in Deutschland gewirkt.

Wir müssen es natürlich dem Urteil der Verständigen überlassen, zu bestimmen, inwieweit unsere Ausgabe, besonders auch unser Lebensbild eine Bereicherung der Droste-Litteratur darstellt. Trotz aller redlichsten Mühe und Arbeit unsererseits wird es an kleineren und größeren Mängeln nicht fehlen; eine zweite Auflage würde jetzt schon manche Änderungen bringen, die jedenfalls

Verbesserungen wären. Wir bitten daher in Anbetracht der Schwierigkeit der Aufgabe, der Mannigfaltigkeit der zu berücksichtigenden Dinge und unserer persönlichen Lage, die uns die Benutzung größerer Bibliotheken und des ständigen Rates von Fachmännern unmöglich machte, um gütige Nachsicht.

Über einen Punkt nur möchten wir noch ein verständigendes Wort beifügen .... Der Stoff brachte es mit sich, daß auch von der religiösen Stellungnahme Annettens die Rede sein mußte. Über diese Stellungnahme ist mehrfach, besonders von Schücking, J. Scherr und den Brüdern Heinrich und Julius Hart in einer Weise geschrieben worden, die gegen die volle Rechtgläubigkeit Annettens in katholischem Sinne starke Zweifel wecken mußte. Man möchte „Deutschlands größte Dichterin" zum wenigsten zu einer „liberalen Katholikin", wenn nicht gar zu einer angehenden Rationalistin machen, damit man sie um so freier bewundern und als die Seinige anerkennen könne ...

Dem gegenüber halten wir daran fest, daß es unsere Pflicht als Herausgeber war, alles, was irgendwie zur Kenntnis und Beurteilung der westfälischen Dichterin beitragen konnte, gleichviel welcher Tendenz es sei, wie ein getreuer Registrator in den Akten zu verzeichnen. Wir machen Annette nicht zur Katholikin, wir finden es bloß natürlich, zu sagen, daß sie es war. Wir sagen es übrigens mit schlichtester Ruhe, ohne andere Tendenz, als um der objektiven Wahrheit die Ehre zu geben. ... Sei man aber auch auf der anderen Seite „tolerant" und lasse man Annetten das Recht, eine gute Katholikin und große Dichterin zu sein ...

Kirchrath, am Feste der hl. Kaiserin Pulcheria 1886.

W. Kreiten S. J.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Seitdem der vorliegende Versuch eines Lebens- und Charakterbildes der Dichterin zum erstenmal erschienen ist, sind wieder manche Aufsätze und Bücher veröffentlicht worden, welche unser Wissen über Annette v. D.-H. nicht unwesentlich bereichert haben.

An erster Stelle ist hier das längst erwartete und sorgfältig vorbereitete schöne Buch des um die Droste-Litteratur höchst verdienten Prof. Herm. Hüffer (s. oben S. VI) zu verzeichnen. In noch größerem Maße, als wir nach den uns früher gewordenen Mitteilungen erwarten mußten, stand ihm ein reiches Ergänzungsmaterial zu Gebote, das ihm von den Freifräulein von Laßberg bereits anvertraut war, ehe noch an die von Hülshoff aus angeregte und unterstützte Ausgabe der Ges. Werke Annettens gedacht wurde. Wie deshalb unsere Studie wesentlich auf den Hülshoffer Nachlaß, so fußt Hüffers Geschichte zum größten Teil auf den Meersburger. Kein Wunder also, daß wir Gelegenheit fanden, aus dem uns durch Hüffer erschlossenen Quellenreichtum manche Schilderung unseres Buches zu beleben, anderes schärfer zu zeichnen, hier und da wohl auch einzelnes zu berichtigen. Daß dem Bonner Gelehrten andererseits wieder unsere Vorarbeiten und Quellen von Nutzen waren, zeigt das Studium seines Werkes — „damus petimusque vicissim".

Eine andere Bereicherung der Quellenschriften über Annette v. D.-H. brachte das Jahr 1893, indem die Tochter L. Schückings den Briefwechsel ihres Vaters mit der befreundeten Dichterin veröffentlichte. So willkommen diese Gabe allen Drostefreunden

im allgemeinen auch sein mußte, so konnte doch auch mit dem Bedauern nicht hinter dem Berge gehalten werden, daß die Herausgabe in dieser Vollständigkeit geschehen war. Wir haben seinerzeit unsere Meinung über diesen Punkt in den „Stimmen aus Maria-Laach“ ausführlich dargelegt. (Vgl. Band XLVII. S. 66 ff., 190 ff.) Nachdem nun aber einmal die unleugbar authentischen Quellen im Druck vorliegen, hat kein Biograph mehr das Recht, an ihnen vorüberzugehen. Und so haben auch wir sie für diese zweite Auflage unserer Charakterstudie im weitesten Maße angezogen.

Leider ist eine dritte höchst wichtige Quellenschrift bis jetzt noch immer nicht erschienen. Bereits am 21. März 1898 ließ uns die inzwischen verstorbene Frau Elise v. Hohenhausen durch ihre Nichte, Frau Helene von Düring-Oetken, melden, daß demnächst die Briefe Annettens an sie im Druck erscheinen würden und zwar unter dem Titel: „Annette Freiin v. Droste-Hülshoff an Elise v. Hohenhausen. 1838—1848. Gesammelte Briefe.“ Weshalb die Veröffentlichung bisher nicht erfolgte, und für wann dieselbe jetzt nach dem Heimgang der Freundin Annettens zu erwarten steht, wissen wir nicht. Nur eines steht fest: nach den bis jetzt in Zeitungen oder sonstigen Druckwerken erschienenen Einzelbriefen mußte man im höchsten Grade besonders auf diese Sammlung gespannt sein.

Haben wir selbstverständlich für diese zweite Auflage des vorliegenden Buches alle seit der ersten neu erschienenen Quellen zu nutzen gesucht, so konnten wir doch zu unserer Freude feststellen, daß unsere erste Darstellung eigentlich nur in zwei wichtigeren Dingen einer Berichtigung bedurfte. Das Verhältnis der Dichterin zu Elise von Hohenhausen und damit auch die Autorität dieser Freundin bei Mitteilungen über Annette sind in ein günstigeres Licht gerückt worden. L. Schückings Einfluß ist seiner Natur und Tragweite nach klarer gestellt, Annettens Stellung zu ihm aus den Briefen richtiger und eingehender geschildert. Wie uns bei unserer früheren Behandlung dieser und anderer Sachen nur unsere Überzeugung leitete, so haben

wir auch mit Freuden der besseren Erkenntnis Ausdruck gegeben. Wir haben keine Mühe gescheut, unsere Darstellung auch nach der formellen Seite möglichst abzurunden und zu diesem Zwecke die Mehrzahl der Kapitel einer zum Teil sogar gründlichen Umarbeitung zu unterziehen.

Möge unsere Arbeit in ihrer neuen Gestalt fortfahren, in immer weiteren Kreisen Liebe und tieferes Verständnis für eine Dichterin zu wecken, deren Persönlichkeit und Schöpfungen das Siegel wahren Seelenadels und genialer Künstlerschaft tragen.

Kirchrath, 19. März 1900.

W. Kreiten S. J.

Litteratur.

Von den benutzten Quellen seien angeführt:

I. Schriften der Dichterin.

1. Der Freiin Annette Elisabeth v. Droste-Hülshoff Gesammelte Werke, herausgegeben von Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Nach dem handschriftlichen Nachlaß ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Wilhelm Kreiten. 4 Bde. Paderborn. Schöningh. Diese Quelle wurde angeführt als: Ges. Werke oder G. W. oder einfach durch Angabe des Bandes und der Seite. Die römische Zahl bezeichnet den Band, die arabische die Seite. Die Hinweise beziehen sich selbstverständlich auf die erste Auflage.
2. Briefe der Freiin Annette v. Droste-Hülshoff [an Professor Schlüter und Junkmann]. [Herausgegeben von Professor Schlüter.] Münster. Russell. 2. [Titel] Aufl. 1880. Von uns angeführt als: Schlüter, Briefe.
3. Briefe an Math. Sprickmann in der „Deutschen Rundschau" von 1881, S. 208—228 u. S. 421—446. Mitgeteilt von Herm. Hüffer.
4. Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und L. Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1893. Angeführt als: Schücking, Briefe.
5. Einzelne Briefe an Verschiedene in Zeitschriften und Zeitungen. Nähere Nachweise an den betreffenden Stellen.

II. Schriften über die Dichterin.

1. Levin Schücking: „Annette von Droste, eine Charakteristik" in „Kinkels Taschenbuch vom Rhein 1847".

Derselbe. Annette von Droste. Ein Lebensbild. Hannover. Karl Rümpler. 1862. 2. Aufl. 1871.

Derselbe. „Lebenserinnerungen." Gesammelt aus den Westermannschen Monatsheften. 1878—80—83. 2 Bde. Breslau. Schottländer. 1886.

Derselbe. Biographische Einleitung zu den „Gesammelten Schriften" [Annette von D.-H.] (Cottasche deutsche Volksbibliothek). Stuttgart. 1879.

2. Chr. B. Schlüter. „Nachruf"; Sonntagsblatt für kathol. Christen. Münster. Theissing. 1848. VII. S. 455 ff. 478 ff. Wieder abgedruckt als Einleitung in die „Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff". Zweite, vermehrte Auflage. Münster. Ad. Russell. 1880. Siehe oben I. 2.
3. Joh. Claassen. „Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff, Leben und ausgewählte Dichtungen. Ein Denkmal." Gütersloh. Bertelsmann. 1879. Zweite Aufl. 1882.
4. Elise v. Hohenhausen. Nekrolog in „Neuer Nekrolog der Deutschen". 26. Jahrgang. I. Teil. Weimar 1850. Aufsätze in „Illustriertes Familienbuch", herausgegeben vom Österr. Lloyd. IV. S. 89 ff. „Allgemeine Modenzeitung" 1857. Beiblatt Nr. 48 und 49. „National-Zeitung" 29. Juni 1881 ff. „Hannoverscher Courier" 10. September 1884. „Schorers Familienblatt." VI. 632 ff. Vgl. auch derselben Verfasserin Buch: „Berühmte Freundschaften" 1875. „Kölnische Volkszeitung" 4. Jan. 1888: Annette von Droste-Hülshoff und ihr Kreis u. s. w.
5. Hubert Schumacher. Aufsatz in „Katholische Welt". Aachen. Jacobi. (1868.) Bd. 7. S. 259 ff.
6. Leopold Jacoby. Annette von Droste-Hülshoff. Deutschlands Dichterin. Hamburg. Aktien-Druckerei. 1890.
7. H. Hüffer. „Annette von Droste-Hülshoff." Deutsche Rundschau. Bd. VII. S. 208 ff. S. 421 ff. — Bd. XXIV. S. 56—85. S. 175—188. [Vorarbeit zu Nr. 10.]
8. Theodor Bleibtreu. „Annette von Droste-Hülshoff" in „Alte und Neue Welt". Jahrg. 1887. S. 29 ff. Vgl. dieselbe Zeitschrift Bd. VI. S. 164 ff.
9. Histor.-pol. Blätter: Bd. 31. S. 830 ff.
10. Hermann Hüffer. Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Vornehmlich nach dem litterarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin. Mit drei bildlichen Beilagen. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1887. Angeführt als: Hüffer.
11. H. Landois: Annette Freiin v. Droste-Hülshoff als Naturforscherin. Paderborn. Ferd. Schöningh. 1890.
12. Annette von Droste-Hülshoff im Kreise ihrer Freunde. Von Joseph Wormstall. Mit 30 Illustrationen. Münster. Regensbergsche Buchhandlung. 1897.

Für weitere von uns nicht benutzte Aufsätze und Broschüren vgl. die vortreffliche Droste-Bibliographie von E. Arens in „Litterarischer Handweiser". Münster. 1896. Nr. 650 und 651.

Inhalt.

IV. Romantik (1818—1820). S. 84.

V. Abschied von der Jugend (1820—1825). S. 110.

VI. An den Rhein (1825—1826). S. 124.

VII. Rüschhaus (1826—1830). S. 146.

VIII. Bonn (1830—31). S. 173.

IX. Neue Freunde und neue Verluste (1831—1834). S. 188.

X. Stillleben (1834—1835). S. 210.

XI. Aus der „Landschaft des innern Lebens" (1835). S. 226.

XII. Eppishausen (1835—1837). S. 247.

XIII. „Wir werden gedruckt" (1837—1838). S. 278.

XIV. Die „Klause der Freundschaft" (1838—1839). S. 312.

XV. Der zweite Teil des „Geistlichen Jahres" (1839). S. 334.

XVI. Besuche aus der Ferne (1840—1842). S. 352.

XVII. Auf der alten Meersburg (1841—1842). S. 391.

XVIII. Die Gedichte (1842). S. 418.

XIX. Die Trennung (1845—1846). S. 445.

XX. Die letzten Jahre (1846—1848). S. 472.

XXI. Zur Geschichte des Nachlasses. S. 502.

Personenverzeichnis. S. 516.

XVIII. Die Gedichte (1842). S. 418.

XIX. Die Trennung (1845—1846). S. 445.

XX. Die letzten Jahre (1846—1848). S. 472.

XXI. Zur Geschichte des Nachlasses. S. 502.

Personenverzeichnis. S. 516.

I. Kindheit und Elternhaus.

(1797—1810.)

Zwei Stunden westlich von Münster, eine halbe Stunde vom Pfarrdorf Roxel, liegt die „Burg auf dem Hülshove", ein festes Wasserschloß vergangener Jahrhunderte. Diese „Burg" kam 1417 in den Besitz derer von Deckenbrock, welche im 13. Jahrhundert in die Dienstmannschaft des Bischofs von Münster eingetreten und von ihrem altfreien Erbhofe Deckenbrock zum Herrendienste in die Stadt gezogen waren. Einer des Geschlechts, Ritter Engelbert, tritt schon in einer Urkunde von 1277 als Droste (Truchseß) des münsterschen Domkapitels und als Mitglied des städtischen Adels auf. Seitdem gaben die Nachkommen Engelberts den alten Namen ihres Ursprungssitzes gegen die Amtsbezeichnung der Droste auf, welcher sie dann nach Erwerb des Hülshoves den Namen dieser Burg noch hinzufügten. Auf diese Weise entstand die spätere Benennung des Geschlechtes der Droste auf oder zu Hülshoff, dessen Stammsitz auch heute noch das jetzige Rittergut Hülshoff bildet.[1]

Die alte Burg hat durch verschiedene Umbauten nach dem jedesmaligen Geschmack der Zeit und des Besitzers viel von ihrem ursprünglichen Gepräge eingebüßt. Besonders gründlich und mit den altritterlichen und burgtümlichen Teilen aufräumend griff der Umbau durch den Komtur des Deutschen Ordens und münsterschen Generallieutenant Heinrich Johann (1735—1798) in den innern Plan des Hauses ein. Der große Rittersaal mit den gotischen Fenstern verschwand ebenso wie die nebenliegende

[1] Vgl. Holsenbürger, Die Herren von Deckenbrock (v. Droste-Hülshoff) und ihre Besitzungen. Münster 1868.

gewaltige Küche mit ihrem ungeheuren Herde und den drei langen Schragentischen, an denen die Herren, die Reisigen und das Gesinde Jahrhunderte hindurch in Lust und Not treu vereint ihr Mahl eingenommen hatten. Alle Umbauten überdauert hat am Brückenthor „der steinerne Ritter zu Pferde mit Lanze und Schild und dem jappenden Hund, der die Kreuzstandarte erhebt,“[1] der aber in Wirklichkeit kein Kreuzfahrer, sondern der tapfere Heinrich Droste ist, der um 1530 den Hülshoff ausbaute und zu seinem und seiner Nachkommen ständigen Wohnsitz machte.

So liegt denn heute, weiherumgeben, von Eichen und Buchen umschattet, von Parkanlagen umkränzt das teilweise modernisierte große Herrenhaus da, einladend und freundlich „wie eine graue Warte von Nestern mit jungen Vögeln umgeben“, in manchem noch alter Zeiten gemahnend und das teure Erbteil echtkatholischer und altsassischer Überlieferung treu an unentweihtem Herde hütend.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1790) kam Haus und Besitz des Geschlechts an Clemens August II. (geb. 7. Nov. 1760), den ältesten[2] Sohn des Freiherrn Clemens August I. von Droste-Hülshoff und der Freifrau Maria Bernardine, gebornen Freiin von der Reck aus dem Hause Steinfurt. Am 24. Juni 1790 vermählte sich der neue Stammherr mit Rosina von Böselager zu Honeburg, wurde aber bereits am 29. November desselben Jahres Witwer. Durch den Verlust in tiefste Trauer gestürzt, entschloß er sich nur zögernd zu einer zweiten Ehe, bis er dann (20. August 1793) die Freiin Therese Luise von Haxthausen (geb. 7. Mai 1772) aus dem Hause Abbenburg (Apenburg) im Paderbornschen heimführte und so gleichsam die in seinem Hause erbliche Anlage für die schönen Künste mit der im Haxthausenschen Geschlecht so stark hervortretenden Befähigung für wissenschaftliche

---

[1] „Bei uns zu Lande.“ „Eques vexillum crucis sublevans cum molosso ad aquam hiante.“

[2] Die Angabe Claassens (Denkmal S. 16) von der bürgerlichen Heirat eines älteren Bruders ist irrtümlich.

Studien vereinigte. Dies Doppelerbe scheint am schönsten und vollsten zur Blüte und Entfaltung gelangt zu sein in der zweiten Tochter des jungen Paares, durch welche jedenfalls den beiden Familien auf immerdar ein neuer Titel auf ein ruhmreiches Andenken gesichert wurde. Diese Tochter war die am 10. Januar 1797 nachmittags 3 Uhr zu Hülshoff geborene und ebendort am 14. Januar getaufte Anna Elisabeth Franziska Adolfina Wilhelmine Luise Maria, im späteren Leben bekannt unter dem Namen Annette Freiin von Droste-Hülshoff.[1]

Nur durch die allergrößte Sorgfalt konnte das um einen Monat zu früh erschienene überaus schwächliche Kind dem Leben erhalten bleiben.

„Acht Tage zählt' ich schon, eh' mich
Die Amme konnte stillen,
Ein Würmchen, saugend kümmerlich
An Zucker und Kamillen;
Statt Nägel nur ein Häutchen lind,
Däumlein wie Vogelsporen,
Und jeder sagte: „Armes Kind!
Es ist zu früh geboren!"[2]

Eine arme brave Frau aus Altenberge wurde als Amme herbeigerufen. Ihr hat das Pflegekind nicht bloß zeitlebens für die ausgestandenen Sorgen ein dankbares Andenken bewahrt, sondern auch mehr als ein dichterisches Erinnerungszeichen geweiht.

---

[1] Paten des Kindes waren die Tante Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff, Äbtissin zu Metelen, der Großvater, Freiherr C. von Haxthausen zu Bärendorf, die Urgroßmutter mütterlicherseits, Sophie Luise Frau von Westphalen zu Heidelbeck, geborene von Bennigsen, und die Großtante Wilhelmine von Haxthausen, Stiftsdame zu Freckenhorst. Die Großeltern väterlicherseits waren gestorben. Vgl. Litter. Handweiser 1876 Nr. 196—197 S. 445, wo F. Hülskamp zum erstenmale die richtigen Daten veröffentlichte. — Annettes ältere Schwester Marianne, genannt Jenny, war geboren 2. Juni 1795. Nach Annette folgten noch zwei Söhne: Werner Konstantin (geb. 31. Juli 1798) und Ferdinand Wilhelm (geb. 12. April 1800.)

[2] Vgl. Der zu früh geborene Dichter. III. 174. Wir haben hier das ursprüngliche ich und mich in die Strophe hineingesetzt; daß es so und nicht wie Annette später für den Druck verbesserte, er und ihn heißen muß, zeigt die Reimstellung im übrigen Gedichte.

gewaltige Küche mit ihrem ungeheuren Herde und den drei langen Schragentischen, an denen die Herren, die Reisigen und das Gesinde Jahrhunderte hindurch in Lust und Not treu vereint ihr Mahl eingenommen hatten. Alle Umbauten überdauert hat am Brückenthor „der steinerne Ritter zu Pferde mit Lanze und Schild und dem jappenden Hund, der die Kreuzstandarte erhebt,"[1] der aber in Wirklichkeit kein Kreuzfahrer, sondern der tapfere Heinrich Droste ist, der um 1530 den Hülshoff ausbaute und zu seinem und seiner Nachkommen ständigen Wohnsitz machte.

So liegt denn heute, weiherumgeben, von Eichen und Buchen umschattet, von Parkanlagen umkränzt das teilweise modernisierte große Herrenhaus da, einladend und freundlich „wie eine graue Warte von Nestern mit jungen Vögeln umgeben", in manchem noch alter Zeiten gemahnend und das teure Erbteil echtkatholischer und altsassischer Überlieferung treu an unentweihtem Herde hütend.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1790) kam Haus und Besitz des Geschlechts an Clemens August II. (geb. 7. Nov. 1760), den ältesten[2] Sohn des Freiherrn Clemens August I. von Droste-Hülshoff und der Freifrau Maria Bernardine, gebornen Freiin von der Reck aus dem Hause Steinfurt. Am 24. Juni 1790 vermählte sich der neue Stammherr mit Rosina von Böselager zu Honeburg, wurde aber bereits am 29. November desselben Jahres Witwer. Durch den Verlust in tiefste Trauer gestürzt, entschloß er sich nur zögernd zu einer zweiten Ehe, bis er dann (20. August 1793) die Freiin Therese Luise von Haxthausen (geb. 7. Mai 1772) aus dem Hause Abbenburg (Apenburg) im Paderbornschen heimführte und so gleichsam die in seinem Hause erbliche Anlage für die schönen Künste mit der im Haxthausenschen Geschlecht so stark hervortretenden Befähigung für wissenschaftliche

[1] „Bei uns zu Lande." „Eques vexillum crucis sublevans cum molosso ad aquam hiante."

[2] Die Angabe Claassens (Denkmal S. 16) von der bürgerlichen Heirat eines älteren Bruders ist irrtümlich.

Studien vereinigte. Dies Doppelerbe scheint am schönsten und vollsten zur Blüte und Entfaltung gelangt zu sein in der zweiten Tochter des jungen Paares, durch welche jedenfalls den beiden Familien auf immerdar ein neuer Titel auf ein ruhmreiches Andenken gesichert wurde. Diese Tochter war die am 10. Januar 1797 nachmittags 3 Uhr zu Hülshoff geborene und ebendort am 14. Januar getaufte Anna Elisabeth Franziska Adolfina Wilhelmine Luise Maria, im späteren Leben bekannt unter dem Namen Annette Freiin von Droste-Hülshoff.[1]

Nur durch die allergrößte Sorgfalt konnte das um einen Monat zu früh erschienene überaus schwächliche Kind dem Leben erhalten bleiben.

> „Acht Tage zählt' ich schon, eh' mich
> Die Amme konnte stillen,
> Ein Würmchen, saugend kümmerlich
> An Zucker und Kamillen;
> Statt Nägel nur ein Häutchen lind,
> Däumlein wie Vogelsporen,
> Und jeder sagte: „Armes Kind!
> Es ist zu früh geboren!"[2]

Eine arme brave Frau aus Altenberge wurde als Amme herbeigerufen. Ihr hat das Pflegekind nicht bloß zeitlebens für die ausgestandenen Sorgen ein dankbares Andenken bewahrt, sondern auch mehr als ein dichterisches Erinnerungszeichen geweiht.

---

[1] Paten des Kindes waren die Tante Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff, Äbtissin zu Metelen, der Großvater, Freiherr C. von Haxthausen zu Bärendorf, die Urgroßmutter mütterlicherseits, Sophie Luise Frau von Westphalen zu Heidelbeck, geborene von Bennigsen, und die Großtante Wilhelmine von Haxthausen, Stiftsdame zu Freckenhorst. Die Großeltern väterlicherseits waren gestorben. Vgl. Litter. Handweiser 1876 Nr. 196—197 S. 445, wo F. Hülskamp zum erstenmale die richtigen Daten veröffentlichte. — Annettes ältere Schwester Marianne, genannt Jenny, war geboren 2. Juni 1795. Nach Annette folgten noch zwei Söhne: Werner Konstantin (geb. 31. Juli 1798) und Ferdinand Wilhelm (geb. 12. April 1800.)

[2] Vgl. Der zu früh geborene Dichter. III. 174. Wir haben hier das ursprüngliche ich und mich in die Strophe hineingesetzt; daß es so und nicht wie Annette später für den Druck verbesserte, er und ihn heißen muß, zeigt die Reimstellung im übrigen Gedichte.

So erzählt in dem Jugenddrama „Bertha" die Amme ihrem erwachsenen Pflegling:

„Mein Gott, wie sollt' es mich gereun! Ihr seid
So fromm ja, seid so engelgut, und auch
Schreibt all mein Glück sich von der Stunde, da
Man meiner Pflege Euch vertraute; denn
Zuvor da war es elend, kümmerlich;
Denn nichts konnt' ich dem Manne bringen, er
Mir nur ein ärmlich Obdach bieten, voll
Der Schulden, stets sich häufend und verjährt.
Wir mußten uns behelfen; doch es ging
Noch leidlich, bis der Himmel mir den Sohn
Bescherte. Ach! da lebt' ich bange Tage.
Die Arbeit lag, es stockte der Erwerb;
Mit naher Klage droht' der Schuldherr, da,
Da sank der Mut mir; ohne Rettung schien
Mir unsre Lage. Doch da trat herein
Der Pfarrer. ‚Frau!' so sprach er, ‚Euer Glück
Könnt Ihr jetzt machen!' und er legt' es mir
Jetzt auseinander, wie für Euch gesucht
Würd' eine Amme, und wie großes Heil
Dies unsrer Armut bringen könne. Doch
Ich sollte mich von meinem Kinde trennen,
Es Fremden anvertrauen. ‚Nein, das kann
Ich nicht!' so rief ich; ‚doch wenn mit dem Kinde
Man auf mich nimmt, so bin ich gern bereit.'
Der Pfarrer sagte dies dem Boten. Ich
Ging hin zur Kirche, betete, daß Gott
Mein Schicksal möge lenken, wie es ihm
Zur Ehre, mir zum Heil. Dann ging ich still,
Getröstet fort. Vor meiner Hütte hielt
Ein Wagen schon, bereit, mich abzuholen.
Da sah ich Gottes Ratschluß und hinein
Stieg ich getrost mit meinem Kinde; doch
Wie war zu Mut mir, da ich Euch erblickte:
So schwach und kaum noch lebend! ‚Lieber Gott!
So dacht' ich, wär' ich doch am Altenberge;
Am Leben bleibt das zarte Würmchen nicht,
Und mir dann wird die Schuld wohl beigelegt.'
Doch Gott gab Gnade, daß Ihr Euch erholtet
Und eine große, liebe Dame wurdet."[1]

[1] IV. 432 f.

Nicht bloß ein oft kränkelnder, selten zum Vollgefühl der Gesundheit kommender Körper, sondern auch manche halb krankhafte Erscheinung im Geistesleben erinnerten die Dichterin bis zu ihrem Tode, daß ihre Leiblichkeit nicht jene Stärke und Reife empfangen, um die ebenbürtige Trägerin eines so großen und gewaltigen Geistes zu sein, wie es der ihrige war. Dieser Geist entwickelte sich denn auch auffallend rasch, und seine Äußerungen mögen wohl zeitig die Aufmerksamkeit und Sorge der Umgebung des Kindes erregt haben.

Über ihre seltsamen Kinderphantasieen erzählt sie manches selbst als zwanzigjähriges Fräulein. „Ich hatte, da ich noch ein kleines Mädchen war, immer die Idee, unsere Erde könne sich wohl einmal in eine andere Lage drehen, und wir dadurch unter einen wärmeren Himmelsstrich versetzt werden; diese Hoffnung erneute sich jedesmal, wenn das Wetter einige Tage besser war, wie es der Jahreszeit von Rechtswegen zukam.“ [1])

Bezeichnender für den ganzen Charakter ist eine andere Mitteilung: „O mein Sprickmann, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, um Ihnen nicht lächerlich zu erscheinen, denn lächerlich ist das, was ich Ihnen sagen will, wirklich. Darüber kann ich mich selber nicht täuschen, ich muß mich einer dummen und seltsamen Schwäche vor Ihnen anklagen, die mir wirklich manche Stunde verbittert; aber lachen Sie nicht, ich bitte Sie; nein, nein, Sprickmann, es ist wahrhaftig kein Spaß. Sie wissen, daß ich eigentlich keine Thörin bin: ich habe mein wunderliches, verrücktes Unglück nicht aus Büchern und Romanen geholt, wie ein jeder glauben würde. Aber niemand weiß es, Sie wissen es ganz allein, und es ist durch keine äußern Umstände in mich hineingebracht, es hat immer in mir gelegen. Wie ich noch ganz klein war (ich war gewiß erst vier oder fünf Jahre, denn ich hatte einen Traum, worin ich sieben Jahre zu sein meinte und mir wie eine große Person vorkam), da kam es mir vor, als ging ich mit meinen Eltern, Geschwistern und zwei Bekannten

[1] Brief an A. M. Sprickmann, 26. März 1816. Vgl. Deutsche Rundschau, VII. S. 216.

spazieren, in einem Garten, der gar nicht schön war, sondern nur ein Gemüsegarten mit einer geraden Allee mitten durch, in der wir immer hinaufgingen. Nachher wurde er wie ein Wald, aber die Allee mitten durch blieb, und wir gingen immer voran. Das war der ganze Traum, und doch war ich den ganzen folgenden Tag hindurch traurig und weinte, daß ich nicht in der Allee war und auch nie hineinkommen konnte. Ebenso erinnere ich mich, daß, wie meine Mutter uns eines Tages viel von ihrem Geburtsorte und den Bergen und den uns damals noch unbekannten Großeltern erzählte, ich eine solche Sehnsucht darnach fühlte, daß, wie sie einige Tage nachher zufällig bei Tisch ihre Eltern nannte, ich in ein heftiges Schluchzen ausbrach, so daß ich mußte fortgebracht werden; dies war auch vor meinem siebenten Jahre, denn als ich sieben Jahre alt war, lernte ich meine Großeltern kennen."[1]

Hatte das Kind ein Buch oder ein Bild zur Hand, so vertiefte es sich in deren Anblick und geriet dabei oft in die höchste Bewegung, in einen ganz eigenen inneren Jubel, so daß es wie verzückt und alles um sich her vergessend lange Selbstgespräche begann und andere Symptome der unglaublichsten Aufregung an den Tag legte.

Bei dieser gefährlichen Geistesanlage konnte es für das frühreife Mädchen keine größere Wohlthat geben, als die feste Erziehung, welche ihm die Mutter angedeihen ließ.

Die erste Sorge dieser klugen und ernsten Frau ging denn auch dahin, dem träumerischen Sinnen und dem unbestimmten Sehnen eine nützliche Zielscheibe und bestimmte Arbeit anzuweisen. Daher begann sie sehr früh mit dem Unterricht, dessen Anfangsgründe sie meistens selbst erteilte. Sobald die jüngeren Brüder die wissenschaftliche Ausbildung beim Hauslehrer, dem nachmaligen Professor Wenzelo, begannen, mußte auch Annette sich an derselben beteiligen. Keine Wissenschaft wurde ihr erspart. In späteren Jahren schrieb sie einem ihrer Freunde,

---

[1] An denselben, 8. Februar 1816.

der ihr die Lesung eines griechischen Buches im Urtext zugetraut hatte, scherzend über ihre Kenntnisse: „Sollte ich Ihnen wirklich eigenmündig Veranlassung gegeben haben, zu glauben, ich könne den Leonidas in der Ursprache lesen? oder trägt die große geistige Elle die Schuld, an der, wie der Fuchs beim Messen den Schwanz, so Sie den glänzenden Schweif ihrer eigenen Vielwissenschaft zugeben? Sed non cuivis contingit adire Corinthum! Ich kann elendiglich wenig Griechisch, in meinen besten Glanz- und Übungsjahren kaum über die Fibelschützerei hinaus und jetzt wieder schmählich dahin zurückgesunken . . . Damit Sie nicht wieder in solche extravagante Ideen von meiner Gelehrsamkeit verfallen, will ich Ihnen meine Sprachkenntnisse (leider zumeist Unkenntnisse) darlegen: Latein können Sie mir immer schicken, Französisch natürlich auch, das ist ja jetzt so unerläßlich, wie früherhin schlichtweg Lesen und Schreiben. Holländisch werden Sie mir nicht schicken, sonst das verstehe ich auch. Italienisch und Englisch? schlecht! schlecht! doch letzteres etwas besser. Ich habe in beiden Sprachen keinen Unterricht erhalten, sondern mir nur selbst ein wenig zurechtgeholfen und bin jetzt seit länger als 20 Jahren ganz außer Übung und Diktionär. Doch schlage ich mich durch eine leichte italienische Prosa noch allenfalls durch, wie ich vor kurzem an den Verlobten des Manzoni erprobt habe; Poesie aber, besonders mit veralteten Ausdrücken und ungewöhnlichen Konstruktionen, ist für mich jetzt fast gänzlich ohne Genuß. Mit dem Englischen steht es etwas besser, und ich nehme es noch allenfalls mit einem Poeten auf, doch werden mir immer hier und dort Worte fehlen, und ich kann nur mit betrübtem Seufzen nach der Stelle sehen, wo ehemals ein Diktionär gestanden.“ [1]

Mathematik, Naturkunde und Geschichte waren natürlich ebenso reich als die Sprachen auf dem Stundenplan der kleinen häuslichen Schule vertreten, und sowohl die angeborne

[1] An Professor Schlüter, 1846. Briefe S. 121.

Neigung des Kindes für jegliches Wissen als auch die Gegenwart der Mutter beim Unterricht sorgten für den nötigen Ernst und Eifer.

Mit der Kunst des Lesens erwachte auch die Lesesucht. Hier galt es vor allem die ganze Wachsamkeit eines frommen Mutterherzens. Alle den Kindern nicht ziemenden Bücher waren in einem besonderen verschlossenen Schranke aufbewahrt. Leider hatte jemand eines Tages vergessen, den Schlüssel abzuziehen, und mußte gerade das lesebegierigste aller Geschwister vorbeikommen. Die Gelegenheit war zu schön; schnell ist der Schrank geöffnet, ein Buch aufs Geratewohl herausgenommen — und ade Außenwelt und Kinderspiel! — Annette liest. Da naht auf der Treppe ein Schritt — das ist die Mutter! Erschrocken das Buch fortwerfen, den Schrank zudrücken, den Schlüssel abziehen, und auf und davon sein — das war eins. Klopfenden Herzens hält sie im Garten und sucht vergebens das unruhige Gewissen zu beschwichtigen. Endlich kehrt sie ins Haus zurück — die Mutter sucht und fragt umsonst nach dem verlorenen Schlüssel. Und mit jeder vergeblichen Nachfrage bei anderen rückt die Gefahr immer näher, daß auch „die kleine Nette" um den verschwundenen Schatz verhört wird — und wie dann antworten, ohne zu lügen? Ja, weiß sie überhaupt nur, wo der Schlüssel ist? Sie erinnert sich noch dunkel, daß sie ihn abgezogen und mitgenommen auf ihrer Flucht. Wo er geblieben? Es ist ihr fast, als habe sie ihn in der ersten Verwirrung über die Brücke in den Wassergraben geworfen. Zum Glück fragte die Mutter an jenem Abend nicht weiter und stellte ihre Nachforschungen bis zum nächsten Morgen ein. Die Angst vor diesem Morgen ließ die Kleine kaum schlafen; schließlich wendete sie sich in kindlichem Gebete zum lieben Gott, dieser möge ihr doch diesmal aus der Not helfen, nur dies eine Mal! Darauf versank sie in Schlaf und sie träumte, ein Engel erscheine ihr und sagte: „Sei getrost! oben auf dem Schranke wirst du den verlornen Schlüssel morgen finden." Richtig, der Schlüssel findet sich und wird der Mutter gebracht . . . Leider wird uns der weitere

Erfolg dieser Schlüsselüberreichung und der sie begleitenden Erklärungen nicht ausdrücklich mitgeteilt — wahrscheinlich weil sie zu — selbstverständlich sind.

Mögen auch „Geschichten" das Hauptkontingent zu der Lektüre gestellt haben, so tauchen doch auch recht ernste Werke darunter auf. So las sie „in den Kinderjahren" ein Buch „Tempe", zwei dicke Oktavbände einer „sehr schönen Auswahl von Weihgedichten, Distichen, lauter kleines Volk, alle aus dem Griechischen", „und merkte doch [trotz ihrer Kindheit] schon, daß es schön sei".[1]

Der Ahnung und Kenntnis des Schönen folgte auf dem Fuße der Trieb, Ähnliches zu schaffen.

Wenn die Handarbeit geleistet, die aufgegebene Zahl der Maschen gestrickt, das Pensum in der Lehrstunde schon vor dem Ende der Stunde abgeliefert war, so nahm das kleine Fräulein die Schiefertafel und kritzelte ihre Verslein darauf, wie es ihr die Phantasie eben eingab oder wie es ihr Gemüt beschäftigte, während neben ihr die ältere Schwester sich den ersten freien Malversuchen widmete. Der Sold der Anerkennung oder der Liebe zur Ehre dieser Welt war es nicht, was die jungen Künstlerinnen trieb. Um keine Eitelkeit [illegible]ge werden zu lassen, versagte die Mutter ihnen stets recht gründlich jegliches ermunternde Lob. Innerlich freilich hatte ihr Herz doch Freude ar dem seltenen Geistesleben der Kinder, und sie selbst war es, welche als liebliches Andenken aus jener schönen Zeit die Erstlingsversuche der „größten deutschen Dichterin" von der Schiefertafel sorgfältig abgeschrieben und uns aufbewahrt hat.[2]

Sowohl aus den Mappen mehrerer Familienangehörigen als aus dem litterarischen Schatze ihres „liebsten Freundes" wurden uns mehrere jener kindlichen Versuche mitgeteilt, die zwar selbstredend kein wirklich poetisches Verdienst besitzen, wohl aber in trefflicher Weise uns den Gedankenkreis und die Geistesrichtung des Kindes darzuthun im stande sind.

---

[1] An Prof. Schlüter, 1846. Briefe S. 122.

[2] Aus Prof. Schlüters Aufzeichnungen.

Wie anmutig hat uns Annette selbst später die Geschicke eines dieser Kindergedichte in „Das erste Gedicht“ besungen! Sie, „die es liebte, mit scheuem Mute und herzensängstlicher Verwegenheit in unbesuchte und geheimnisvolle Räume des Hauses zu dringen, in dunkle Bodenkammern und verfallene Gänge auf Entdeckungen und Abenteuer auszugehen“, kletterte auch eines Tages verstohlen die morschen Stiegen in dem alten finstern Turm des väterlichen Hauses hinauf und verbarg dort die erste Schöpfung ihrer kindlichen Muse im ‚Hahnenbalken‘, hoch oben unter der Wetterfahne. Es war

„. . . ich irre nicht,
In Goldpapier geschlagen
Mein allererst Gedicht —
Mein Lied vom Hähnchen, was ich
So still gemacht, beiseit',
Mich so geschämt, und das ich
Der Ewigkeit geweiht!“

Das Gedichtchen selbst lautet:

„Komm, liebes Hähnchen, komm heran
Und friß aus meinen Händen;
Nun komm, du lieber kleiner Mann,
Daß sie's dir nicht entwenden.“

Wie wehmütig klingt es, wenn die berühmte Dichterin nun später vor dem Turme steht, dem sie als Achtjährige ihren Ruhm vertraute:

„Zerfallen am Gewände
Ist längst der Stiege Rund,
Kaum liegt noch vom Gelände
Ein morsches Brett am Grund;
Und wenn die Balken knarren,
Im Sturm die Fahne kreist,
Dann gleitet an den Sparren
Nicht mehr des Ahnen Geist . . .
Ich aber stehe draußen
Und schau' hinauf die Wand,
Späh' durch der Sonne Lodern,
In welcher Ritze wohl
Es einsam mag vermodern,
Mein schüchtern arm Idol!“ [1]

[1] Vgl. „Das erste Gedicht.“ III. 375 f.

Aus demselben Jahre wie das „Lied vom Hähnchen“ stammen die Verse an den „Mond“ und der Glückwunsch zum Namensfest der Mutter.[1]

Im folgenden Jahre entstanden schon ganz eigenartige Verschen, z. B. an die Freundin der Mutter, Felicia Böselager:

„Felitz die war die gute,
Die beste Freundin ihr,
Und als der Mutter Freundin
Gefällt auch wohl sie mir.

Sie haben in der Jugend
So oft gescherzt, gelacht,
Und auch in diesem Jahre
Hat ihrer sie gedacht.“ (März 1805.)

Wer sollte ferner von einem neunjährigen Mädchen so ernste Reflexionen in so reichen Reimen wie folgende erwarten?

„Die Freude des Lebens ist flüchtig und leicht;
Wie bald kommt der Augenblick, wo sie entweicht!
Zwar schön sind die Stunden, wo sie uns erreicht,
Doch baldig verschwunden, so leicht — o so leicht!“
(28. Juli 1806.)

Und so liegen noch andere Reimzeilen und sogar Improvisationen vor; als letzte Probe aus dieser Zeit diene aber ein kleiner prosaischer Aufsatz, in dem die Zehnjährige ihren innersten Charakter offenbart.

---

[1] „Wie blickt der Mond so hell,
Wie blicket er hervor;
Er leuchtet stiller als ein Quell,
O Mond, komm mehr hervor“ —

„Liebe Mama, ich wünsche dir
Für deine guten Gaben,
Daß jedes Jahr dir fließe hin
Ohn' eine einzige Plage,
Bis endlich dich das Alter erreicht,
Nur mein', nicht deine Freude weicht,
Weil du dich nicht, wie ich, der Jugend kannst erfreun
Und nicht, wie ich, kannst fröhlich sein.“ (1804.)

„Rose, du Königin der Blumen, bist in manchem die schönste, in manchem es nicht. An Pracht übersteigst du alle, aber dennoch duftet das Veilchen mir schöneren Geruch, ja und das Vergißmeinnicht hat mehr das einfach Schöne. Nein, Rose! statt deiner nehm' ich mir lieber das bescheidene Veilchen oder ein einfaches Vergißmeinnicht. Majestätisch stehst du da und neben dir die Amarillis oder die große blutrote Päonie, so stehst du. Freundlich schlängeln sich im Rasen die Feldhähnchen,[1] indem die blaue Winde auf dem Beete (blühet). Das Landmädchen pflückt Kornblumen und schmückt ihren Hut damit, nun ist sie schöner, als wenn eine Dame in der einen Hand einen Strauß von Tulpen und Hyacinthen, in der andern einen Fächer einhertritt. Nun Gartenblumen, gute Nacht, ich will zu meinen Feldblümchen eilen." (9. Juni 1807.)

Frühreif kann man diese Erzeugnisse wohl nicht nennen; aber indem sie einerseits ein günstiges Licht auf die den Unterricht und die Erziehung leitende Mutter werfen, darf man auch andererseits nicht leugnen, daß sie charakteristisch für die kleine Schülerin sind.

Ein wirkliches Zeichen der Frühreife, zugleich der beste Beleg dafür, wie fleißig Annette sich in Sprache und Versmaß übte, ist das aus dem Jahre 1809 (Ende September) stammende, in Hexametern geschriebene Gedicht: „Der Abend."

„Oft gepriesen ist zwar die Kühle des tauigten Abends,
Doch gepriesen zu oft ist nie das Gute und Schöne" u. s. w.[2]

Wie viel an diesem Gedicht Original des zwölfjährigen Mädchens ist, bleibe dahingestellt; jedenfalls setzt aber dieser „Spaziergang" eine gewisse Bekanntschaft nicht bloß mit den Mustern des Altertums, Homer und Virgil, sondern auch mit den deutschen Klassikern, mit Voß und vielleicht Goethes „Hermann und Dorothea" voraus. Auch ist noch eine metrische Übersetzung der sechs ersten Eklogen des Virgil vorhanden, die darthut, wie gründlich es mit den lateinischen Studien genommen wurde.[3]

[1] Die kleine Kornwinde. [2] Vgl. IV. S. 360 f.
[3] Vgl. H. Hüffer, Annette von Droste-Hülshoff u. s. w. S. 9.

Aus den vorliegenden Kinderarbeiten ist übrigens leicht zu erkennen, welches diejenigen Dichter waren, die auf Annettens Genie den ersten frühzeitigen Einfluß hatten. Weißes alter unverwüstlicher „Kinderfreund“ ist mit seinen Sprüchen, Liedern und kleinen „Moralitäten“ unzweifelhaft das erste Vorbild gewesen. Dann aber kommen die Naturdichter: Matthisson, Voß u. s. w., oder auch die Elegiker, wie Hölty, Tiedge u. s. w. Am meisten aber dürfte mit H. Hüffer[1] in gewissem Sinne, d. h. mittelbar der Einfluß eines Dichters anzunehmen sein, der in seiner edlen Weise und in seiner gereiften Art das Beste der vorgoetheschen Richtung in seiner Poesie vereinigte.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg lebte zu jener Zeit schon in der Nähe Münsters und verkehrte auf das freundlichste mit den Adelsfamilien der Hauptstadt Westfalens und besonders auch mit den Hülshoffs. Nach vorliegenden Briefchen, Einladungen u. s. w. war der Verkehr ein so reger, daß man sich sogar auf 8 Tage besuchte. Wie eng der edle Graf mit der Familie auf Hülshoff befreundet war, zeigt wohl am besten ein Gedicht der Mutter Annettens über die Flucht ihres Bruders Werner Haxthausen, nach England:

„An Werner.

Nimm deine traurige Ahnung, o nimm sie, mein Bruder, zurücke,
Denn schon zur Wehmut gestimmt ist, ach, deine leidende Schwester.
Trübe nicht förder den Sinn mir und füll nicht mit Schmerz mir die Seele!
Schweigend, und voll des Gefühls der eben bestandenen Trennung
Zwang ich die Thräne zurück, die nur widerstrebend gehorchte,
Denn eine innere Stimme gebot mir den Schmerz zu besiegen:

Laß in Frieden ziehn den Lieben
Sprach die Stimme zur Vernunft,
Monden fliehen und du freust dich
Seiner frohen Wiederkunft.

Er verläßt dich als ein Jüngling,
Doch er kehrt zurück als Mann,
Der dem deutschen Vaterlande
Viele Dienste leisten kann.

---

[1] Deutsche Rundschau, VII. S. 210.

Siehe, so sprach die Vernunft und mit ihr die freundliche Hoffnung,
Und ich verordnete schon das Fest deiner glücklichen Rückkehr;
Lud sie im Geiste schon ein, die Freunde, Franz, Clemens und Walther
Und unsern guten Papa Graf Stolberg samt Ernst und Andreas,[1]
Schmückte die Tafel schon auf und suchte schon silberne Humpen,
Füllte bis oben sie an mit altem balsamischen Rheinwein,
Und es kredenzte sie euch errötend Annette und Jenny . . .
Und diesen freudigen Traum, den wagtest du, Lieber, zu stören,
Sagst mit prophetischem Geist ‚nein, nimmermehr kehr' ich zurücke.'
Bruder, nie werde erfüllt die Schauder erregende Ahnung,
Aber mein freundlicher Traum, Wirklichkeit werde er einst."

Daß infolge des freundschaftlichen Verkehrs auch die Dichtungen eines in so mancher Hinsicht bedeutenden Mannes wie Stolberg sich in jenen Kreisen noch mehr einbürgerten als anderswo, ist leicht zu begreifen, wenn auch zugegeben werden muß, daß trotz allem ein persönlicher unmittelbarer Einfluß Stolbergs auf die litterarische Entwickelung Annettens schon deshalb nicht statthatte, weil der edle Graf viel früher die westfälische Hauptstadt verließ, als des Kindes Alter einen solchen Einfluß gestattet hätte. „. . . Dazu kommt," wie Schlüter in einem Briefe bemerkt, „daß die Art der Poesie bei den Gebrüdern Stolberg sich gewissermaßen im graden Gegensatz mit derjenigen Annettens befindet. Die Poesie jener ist episch, erhaben, ganz nach Vorbild und Zuschnitt der Alten, vorwaltend objektiv und vornehm; Annettens [spätere] Poesie dagegen ist vorherrschend lyrisch, feurig mitunter, mehr innig, nirgendwo antik-klassische Muster verratend, eigentlich immer subjektiv, traulich, das Vornehme wie das Allgemeine fliehend; Wahrheit aus innerstem Gefühl scheint ihr eins und alles. Den sittlichen, humanen und religiösen Geist haben beide gemein, aber im übrigen stoßen sie sich ab, wie die gleichnamigen Pole." —

Einmal glaubte der fromme Graf, auf eine Gefahr für die junge Dichterin aufmerksam machen zu sollen. Die zehnjährige Annette hatte sich nämlich an einer kleinen theatralischen

---

[1] Statt der Namen der zwei Söhne Stolbergs hieß es ursprünglich: „. . . Graf Stolberg, die Krone von allen."

Aufführung in dem Stifte Hohenholte, und zwar mit einem solchen Erfolge beteiligt, daß für die nächsten Tage in den münsterschen vornehmen Kreisen nur von der geschickten Spielerin „Fräulein Nette" die Rede war. Dies veranlaßte den Grafen Stolberg, der nicht wußte, daß die Mutter nur nach langem Sträuben die Erlaubnis zum Auftreten Annettens gegeben hatte, der ersteren in einem ausführlichen Schreiben die Gefahren auseinanderzusetzen, welche das Theaterspiel für ihre Tochter haben könne. „Selbst wenn die Stücke nichts von der weltlichen Moral enthalten, die der Moral des Evangeliums geradezu entgegengesetzt ist, so ist doch das bloße Vorstellen jedem Menschen, mehr als Männern den Frauen, mehr als diesen den Mädchen, und vor allem solchen nicht nur gefährlich, sondern gewiß schädlich, welche gereizte Nerven und einen phantastischen Schwung des Geistes haben." [1]

Die Wahrheit dieser ernsten Mahnung ist unschwer zu erkennen, und wir zweifeln nicht, daß sie für die umsichtige und besorgte Mutter nur ein neuer Antrieb war, über die lebhafte und dichterische Tochter zu wachen und jede ähnliche Gefahr von ihr fernzuhalten. Dies konnte um so leichter geschehen, als die Kindheit und erste Jugend des Fräuleins sich in der Stille und Einfachheit des Landlebens dahinzog. Unter dem Auge der Eltern, in dem gefahrlosen Umgang mit den Geschwistern genoß Annette nicht nur den gründlichen Unterricht, die nicht zu ersetzende Erziehung in der Familie, sondern auch den stärkenden, für das dichterische Gemüt doppelt wohlthuenden Einfluß der ländlichen Natur. Neben der Kunst kam auch die Handarbeit zu ihrem Recht: „Nette hat das Zeichnen wieder angefangen und schon einen Kopf gezeichnet", heißt es in den Aufzeichnungen ihrer Schwester zum 6. Nov. 1806, und am 7. Nov. hat dieselbe Nette angefangen zu spinnen, „welches recht gut geht". [2] Unter den Geschwistern war besonders der

[1] Vgl. den ganzen Brief bei Joh. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, II. S. 146 ff.

[2] H. Hüffer, Annette v. Dr.-H. 9.

Siehe, so sprach die Vernunft und mit ihr die freundliche Hoffnung,
Und ich verordnete schon das Fest deiner glücklichen Rückkehr;
Lud sie im Geiste schon ein, die Freunde, Franz, Clemens und Walther
Und unsern guten Papa Graf Stolberg samt Ernst und Andreas,[1]
Schmückte die Tafel schon auf und suchte schon silberne Humpen,
Füllte bis oben sie an mit altem balsamischen Rheinwein,
Und es kredenzte sie euch errötend Annette und Jenny . . .
Und diesen freudigen Traum, den wagtest du, Lieber, zu stören,
Sagst mit prophetischem Geist ‚nein, nimmermehr kehr' ich zurücke.'
Bruder, nie werde erfüllt die Schauder erregende Ahnung,
Aber mein freundlicher Traum, Wirklichkeit werde er einst."

Daß infolge des freundschaftlichen Verkehrs auch die Dichtungen eines in so mancher Hinsicht bedeutenden Mannes wie Stolberg sich in jenen Kreisen noch mehr einbürgerten als anderswo, ist leicht zu begreifen, wenn auch zugegeben werden muß, daß trotz allem ein persönlicher unmittelbarer Einfluß Stolbergs auf die litterarische Entwickelung Annettens schon deshalb nicht statthatte, weil der edle Graf viel früher die westfälische Hauptstadt verließ, als des Kindes Alter einen solchen Einfluß gestattet hätte. „. . . Dazu kommt," wie Schlüter in einem Briefe bemerkt, „daß die Art der Poesie bei den Gebrüdern Stolberg sich gewissermaßen im graden Gegensatz mit derjenigen Annettens befindet. Die Poesie jener ist episch, erhaben, ganz nach Vorbild und Zuschnitt der Alten, vorwaltend objektiv und vornehm; Annettens [spätere] Poesie dagegen ist vorherrschend lyrisch, feurig mitunter, mehr innig, nirgendwo antik-klassische Muster verratend, eigentlich immer subjektiv, traulich, das Vornehme wie das Allgemeine fliehend; Wahrheit aus innerstem Gefühl scheint ihr eins und alles. Den sittlichen, humanen und religiösen Geist haben beide gemein, aber im übrigen stoßen sie sich ab, wie die gleichnamigen Pole." —

Einmal glaubte der fromme Graf, auf eine Gefahr für die junge Dichterin aufmerksam machen zu sollen. Die zehnjährige Annette hatte sich nämlich an einer kleinen theatralischen

---

[1] Statt der Namen der zwei Söhne Stolbergs hieß es ursprünglich: „. . . Graf Stolberg, die Krone von allen."

Aufführung in dem Stifte Hohenholte, und zwar mit einem solchen Erfolge beteiligt, daß für die nächsten Tage in den münsterschen vornehmen Kreisen nur von der geschickten Spielerin „Fräulein Nette" die Rede war. Dies veranlaßte den Grafen Stolberg, der nicht wußte, daß die Mutter nur nach langem Sträuben die Erlaubnis zum Auftreten Annettens gegeben hatte, der ersteren in einem ausführlichen Schreiben die Gefahren auseinanderzusetzen, welche das Theaterspiel für ihre Tochter haben könne. „Selbst wenn die Stücke nichts von der weltlichen Moral enthalten, die der Moral des Evangeliums geradezu entgegengesetzt ist, so ist doch das bloße Vorstellen jedem Menschen, mehr als Männern den Frauen, mehr als diesen den Mädchen, und vor allem solchen nicht nur gefährlich, sondern gewiß schädlich, welche gereizte Nerven und einen phantastischen Schwung des Geistes haben." [1]

Die Wahrheit dieser ernsten Mahnung ist unschwer zu erkennen, und wir zweifeln nicht, daß sie für die umsichtige und besorgte Mutter nur ein neuer Antrieb war, über die lebhafte und dichterische Tochter zu wachen und jede ähnliche Gefahr von ihr fernzuhalten. Dies konnte um so leichter geschehen, als die Kindheit und erste Jugend des Fräuleins sich in der Stille und Einfachheit des Landlebens dahinzog. Unter dem Auge der Eltern, in dem gefahrlosen Umgang mit den Geschwistern genoß Annette nicht nur den gründlichen Unterricht, die nicht zu ersetzende Erziehung in der Familie, sondern auch den stärkenden, für das dichterische Gemüt doppelt wohlthuenden Einfluß der ländlichen Natur. Neben der Kunst kam auch die Handarbeit zu ihrem Recht: „Nette hat das Zeichnen wieder angefangen und schon einen Kopf gezeichnet", heißt es in den Aufzeichnungen ihrer Schwester zum 6. Nov. 1806, und am 7. Nov. hat dieselbe Nette angefangen zu spinnen, „welches recht gut geht".[2] Unter den Geschwistern war besonders der

[1] Vgl. den ganzen Brief bei Joh. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, II. S. 146 ff.

[2] H. Hüffer, Annette v. Dr.-H. 9.

jüngste ihrer Brüder, Ferdinand, ihr Liebling; mit ihm wurden die meisten Schelmereien ausgeführt, „deren beliebteste war, sich tief hinten im Garten versteckt die Strümpfe auszuziehen und mit bloßen Füßchen umherzulaufen, ganz wie es die beneideten Kötterkinder thun durften“. Eine besondere Vorliebe hatten die beiden Geschwister auch für die Jagd, und sie wären am liebsten immer gleich mit dabei gewesen. Ferdinand wurde später Forstmann, und Annette verherrlichte wenigstens in einem Gedichte die Verfolgung und das Ende Reinekes.[1] Auch Schlittschuh lief Annette nicht selten mit den Brüdern auf den Teichen und Gräben des väterlichen Schlosses.

Über die Mutter Annettens, ihren Geist und Verstand herrscht bei allen nur eine Stimme des Lobes. Sie war nicht umsonst die Schwester so genialer und hochbegabter Männer, wie des Grafen Werner und des Freiherrn August von Haxthausen. In ihrer Jugend wenigstens und auch wohl noch zu Annettens Zeiten hatte sie ebenfalls poetische Regungen, und gerade der Ton einiger uns aufbewahrter Versuche läßt uns über die ersten näheren Vorbilder der Tochter keinen Zweifel. Wir teilen einen solchen Versuch der Mutter, eine Epistel an ihre Schwester Ferdinande mit.

„An Dinette.

Hier in der schattigen Laube, die du dir, Geliebte, einst flochtest,
Die dir der Freuden so viel gab für die wenige Müh',
Sitz' ich und denke an dich und rufe mit sinnender Seele
Jegliche Freude zurück, die ich einst mit dir genoß,
Wie du durch sanftes Gespräch, durch muntere Laune und Lieder
Mir oft den Unmut benahmst oder verscheuchtest den Gram.
O diese herrliche Zeit! wie wünscht' ich sie öfters zurücke;
Auch du versprachst mir so oft: ‚Schwester, bald komm' ich zu dir.‘
Schon verstummt ist der Wald, und lange schon schweigt in den Feldern
Munterer Vögel Geschwätz und ihr harmonisches Lied.
Sieh nur die ländliche Grille, von Garbe zu Garbe sich schwingend,
Bringt ihre Feldmelodie fleißigen Schnittern zum Mahl.

---

[1] Vgl. „Die Jagd.“ III. 45 f.

Schon ist zu Hause das Korn, und gelblicher Weizen und Gerste
Senken schon lange das Haupt, schwer von der reifenden Frucht.
Nur noch der jüngere Hafer, und mit ihm die blühenden Erbsen
Tragen der Sonne zum Trotz stets noch ihr grünes Gewand.
Siehe, so nahet der Herbst, verfolgt von dem strengeren Winter,
Und dein Versprechen, dein Wort, Schwester! wann wird es erfüllt?
Kaum noch erreicht dich mein Lied, denn weit in Bohemiens Wäldern
Weilst du und wir, — ja wir — stehn ferne und weinen dir nach,
Wünschen dich sehnlichst zurück und bitten den Herren der Welten:
Schenke Dinette uns bald, schenk sie gesund uns zurück."

Daß diese „Epistel" der Mutter und „der Abend" Annettens einer Schule angehören, kann selbst dem oberflächlichen Beobachter nicht entgehen.

In der Wahrheit und Dichtung vermischenden Studie „Bei uns zu Lande auf dem Lande" schildert Annette ihre Mutter als „eine kluge, rasche, tüchtige Hausregentin, die dem Kühnsten wohl zu imponieren versteht, und, was ihr zur Ehre gereicht, eine so warme, bis zur Begeisterung anerkennende Freundin des Mannes, der eigentlich keinen anderen Willen hat als den ihrigen. . . . Es ist höchst angenehm, dieses Verhältnis zu beobachten; ohne Frage steht sie geistig höher als ihr Mann, aber selten ist das Gemüt so vom Verstande hochgeachtet worden; sie verbirgt ihre Obergewalt nicht, wie schlaue Frauen wohl thun, sondern sie ehrt den Herrn wirklich aus Herzensgrunde, weiß jede klarere Seite seines Verstandes, jede festere seines Charakters mit dem Scharfsinn der Liebe aufzufassen und hält die Zügel nur, weil der Herr eben zu gut ist, um mit der schlimmen Welt auszukommen."[1]

Aus diesen und den übrigen noch folgenden Zeilen spricht „eine warme, bis zur Begeisterung anerkennende" Hochschätzung Annettens für die Mutter. So strenge auch die Zucht sein mochte, welche diese ihr angedeihen ließ, so ist das Herz der Tochter doch stets von der größten Liebe und Anhänglichkeit für

[1] Die Beschreibung der äußeren Erscheinung der „gnädigen Frau" trifft auf die Mutter nicht zu, denn die letztere „war als eine Paderbörnerin mehr blond als dunkel und von hoher, schlanker Gestalt".

die edle Frau erfüllt gewesen. Der Mutter Wunsch war ihr Befehl, der Mutter Ansicht ihre Norm und Richtschnur. Es ist geradezu rührend und erbauend zugleich, wenn wir Annette als längst erwachsenes Fräulein noch von einem wahrhaft kindlichen Gehorsam gegen die Mutter erfüllt sehen. So erzählt sie: „In Rüschhaus habe ich Tag für Tag . . . mich meiner Mutter sehr wiederholtem Anrufen persönlich gestellt. In der Thal, ich war dessen so gewohnt, daß ich nicht muckste, in der Hälfte eines Verses abzubrechen, was mich manchen guten Gedanken oder manchen eben gefundenen Reim gekostet hat. Ja, damals war ich brav, aber jetzt? —"[1] Ein andermal schrieb sie: „Meiner Mutter Meinung hat allemal so großen Wert für mich, selbst wenn sie nicht die meinige ist."[2] Daß sie bei dieser Stimmung nichts von ihren Dichtungen der Öffentlichkeit übergeben wollte ohne ausdrückliche Erlaubnis der Mutter, wird nicht mehr befremden, ist aber um so höher anzuschlagen, wenn es sich um jene Zeiten handelt, wo ihr Name schon mit Ehren als der einer großen Dichterin genannt wurde. Natürlich mußte sich das Verhältnis zwischen zwei so genialen Frauen, wie es hier Mutter und Tochter waren, mit der Zeit immer schöner verklären, die anfangs bei der Tochter vorwiegende Ehrfurcht und Hochachtung je mehr und mehr in Liebe und Vertrautheit übergehen, wie ihrerseits die Mutter bei zunehmendem Alter Annettens die Zurückhaltung und kluge Strenge ablegen konnte, welche die erste Erziehung erheischt hatte. Ganz freilich hat die Mutter niemals ihre Autorität noch Annette ihr Abhängigkeitsgefühl vergessen können. Rührend singt die Dichterin in dem Widmungssonett des „Walther" an „ihre liebe Mutter":

„. . . Nur eine Quelle hat mich nicht betrogen,
Und ungemischt teilt sie des Liedes Wellen,
Stark wie der Rhein des Bodensees Wogen.

Die Augen sind des Börnleins klare Quellen,
Das Börnlein Liebe heißt, ein stilles, lindes,
Und fließt im Herzen deines treuen Kindes."

[1] An Professor Schlüter, 3. November 1836. Briefe, 63.
[2] An denselben, Gründonnerstag 1837. Ebd. 78.

Die leichte Auffassungsgabe, die scharfe Beobachtung und die geistige Kraft und Energie sind jedenfalls Eigenschaften, die Annette von mütterlicher Seite empfing.

Einen weiteren, poetisch ebenso wichtigen Einfluß auf die Tochter übte der Vater, Freiherr Clemens August, mit seinem reichen Gemüte.

Vielleicht durch die Schilderung Annettens halb veranlaßt, waren die Litteraturhistoriker fast einig, diesem Herrn „eine vorwiegend geistige Begabung" nicht zuzusprechen. Nur eine der ältesten Freundinnen der Dichterin nennt auch den Vater „einen geistig bedeutenden Mann".[1] Und sie hat recht. Uns liegt zufälligerweise ein Brief des Freiherrn an seinen Sohn Werner vor, welcher dazumal in Bonn studierte. Die Anleitung, welche der Vater dem Studenten über die zu hörenden Fächer und die den einzelnen Wissenschaften zu widmende Zeit erteilt, lassen ebenso wie der klare Stil und die äußerst schöne Schrift auf den ersten Blick einen durchaus wissenschaftlich gebildeten, für seinen Stand als Landedelmann damaliger Zeit sogar gelehrten Geist erkennen. Daß er die Blumenkultur mehr als bloß dilettantisch betrieb, geht ebenfalls aus diesem Briefe hervor, dem ein wissenschaftlich genaues Verzeichnis der im Münsterland vorkommenden Orchis- und Ophrys-Arten beilag, welchem als Ergänzung ein anderes derjenigen folgte, „die wahrscheinlich in Bonn zu finden sein würden", und um deren Zusendung der Vater bittet.[2] Den Schluß des Briefes können wir uns nicht versagen als beste Charakteristik des Mannes folgen zu lassen: „Was deine Auslagen betrifft, so sehe ich wohl ein, daß dein dortiger Aufenthalt etwas kosten wird; indessen sollen mich doch diese Ausgaben nicht gereuen, wenn ich sehe, daß sie dir wahren Nutzen bringen. Sei daher recht fleißig und denke, daß dieses die Zeit ist, wo

[1] Elise von Hohenhausen, „Illustriertes Familienbuch", herausgegeben vom Österreichischen Lloyd, IV. S. 89.

[2] Wir führen dieses absichtlich an, um zu zeigen, daß die Schilderungen Annettens in „Bei uns zu Lande auf dem Lande" in diesem Punkte auf Wahrheit beruhen.

die edle Frau erfüllt gewesen. Der Mutter Wunsch war ihr Befehl, der Mutter Ansicht ihre Norm und Richtschnur. Es ist geradezu rührend und erbauend zugleich, wenn wir Annette als längst erwachsenes Fräulein noch von einem wahrhaft kindlichen Gehorsam gegen die Mutter erfüllt sehen. So erzählt sie: „In Rüschhaus habe ich Tag für Tag ... mich meiner Mutter sehr wiederholtem Anrufen persönlich gestellt. In der That, ich war dessen so gewohnt, daß ich nicht muckste, in der Hälfte eines Verses abzubrechen, was mich manchen guten Gedanken oder manchen eben gefundenen Reim gekostet hat. Ja, damals war ich brav, aber jetzt? —"[1] Ein andermal schrieb sie: „Meiner Mutter Meinung hat allemal so großen Wert für mich, selbst wenn sie nicht die meinige ist."[2] Daß sie bei dieser Stimmung nichts von ihren Dichtungen der Öffentlichkeit übergeben wollte ohne ausdrückliche Erlaubnis der Mutter, wird nicht mehr befremden, ist aber um so höher anzuschlagen, wenn es sich um jene Zeiten handelt, wo ihr Name schon mit Ehren als der einer großen Dichterin genannt wurde. Natürlich mußte sich das Verhältnis zwischen zwei so genialen Frauen, wie es hier Mutter und Tochter waren, mit der Zeit immer schöner verklären, die anfangs bei der Tochter vorwiegende Ehrfurcht und Hochachtung je mehr und mehr in Liebe und Vertrautheit übergehen, wie ihrerseits die Mutter bei zunehmendem Alter Annettens die Zurückhaltung und kluge Strenge ablegen konnte, welche die erste Erziehung erheischt hatte. Ganz freilich hat die Mutter niemals ihre Autorität noch Annette ihr Abhängigkeitsgefühl vergessen können. Rührend singt die Dichterin in dem Widmungssonett des „Walther" an „ihre liebe Mutter":

„... Nur eine Quelle hat mich nicht betrogen,
Und ungemischt teilt sie des Liebes Wellen,
Stark wie der Rhein des Bodenseees Wogen.

Die Augen sind des Börnleins klare Quellen,
Das Börnlein Liebe heißt, ein stilles, lindes,
Und fließt im Herzen deines treuen Kindes."

[1] An Professor Schlüter, 3. November 1836. Briefe, 63.
[2] An denselben, Gründonnerstag 1837. Ebd. 78.

Die leichte Auffassungsgabe, die scharfe Beobachtung und die geistige Kraft und Energie sind jedenfalls Eigenschaften, die Annette von mütterlicher Seite empfing.

Einen weiteren, poetisch ebenso wichtigen Einfluß auf die Tochter übte der Vater, Freiherr Clemens August, mit seinem reichen Gemüte.

Vielleicht durch die Schilderung Annettens halb veranlaßt, waren die Litteraturhistoriker fast einig, diesem Herrn „eine vorwiegend geistige Begabung" nicht zuzusprechen. Nur eine der ältesten Freundinnen der Dichterin nennt auch den Vater „einen geistig bedeutenden Mann".[1] Und sie hat recht. Uns liegt zufälligerweise ein Brief des Freiherrn an seinen Sohn Werner vor, welcher dazumal in Bonn studierte. Die Anleitung, welche der Vater dem Studenten über die zu hörenden Fächer und die den einzelnen Wissenschaften zu widmende Zeit erteilt, lassen ebenso wie der klare Stil und die äußerst schöne Schrift auf den ersten Blick einen durchaus wissenschaftlich gebildeten, für seinen Stand als Landedelmann damaliger Zeit sogar gelehrten Geist erkennen. Daß er die Blumenkultur mehr als bloß dilettantisch betrieb, geht ebenfalls aus diesem Briefe hervor, dem ein wissenschaftlich genaues Verzeichnis der im Münsterland vorkommenden Orchis- und Ophrys-Arten beilag, welchem als Ergänzung ein anderes derjenigen folgte, „die wahrscheinlich in Bonn zu finden sein würden", und um deren Zusendung der Vater bittet.[2] Den Schluß des Briefes können wir uns nicht versagen als beste Charakteristik des Mannes folgen zu lassen: „Was deine Auslagen betrifft, so sehe ich wohl ein, daß dein dortiger Aufenthalt etwas kosten wird; indessen sollen mich doch diese Ausgaben nicht gereuen, wenn ich sehe, daß sie dir wahren Nutzen bringen. Sei daher recht fleißig und denke, daß dieses die Zeit ist, wo

---

[1] Elise von Hohenhausen, „Illustriertes Familienbuch", herausgegeben vom Österreichischen Lloyd, IV. S. 89.

[2] Wir führen dieses absichtlich an, um zu zeigen, daß die Schilderungen Annettens in „Bei uns zu Lande auf dem Lande" in diesem Punkte auf Wahrheit beruhen.

du für dein ganzes künftiges Leben dich bildest. Ich werde dich, soviel ich immer kann, unterstützen; doch mußt du auch deinerseits gut haushalten. Deinen braven Onkel, den guten Werner, grüße doch herzlich; folge seinen Anleitungen, denn er meint es gewiß gut mit dir. Halte übrigens Gott vor Augen und empfiehl dich täglich dem Schutze der Mutter Gottes, so wird es dir gewiß immer wohl gehen."[1]

„Freiherr Clemens August war von hervorragender Sanftmut, überaus fromm und herzensrein, dabei aber ein liebenswürdiger Gesellschafter. Sein Geigenspiel war von seltener Vollendung, und damals berühmte Künstler rechneten es sich zur Ehre, eine Einladung nach Hülshoff zu erhalten und das Spiel des Herrn zu hören. Nicht bloß für Botanik und Blumenzucht, sondern auch für landschaftliche Schönheiten hatte er vielen Geschmack, und so trug er auch durch Parkanlagen und Baumpflanzungen sehr zur Verschönerung seines Edelsitzes bei, während er für die eigentliche Ökonomie weniger Interesse zeigte. Eine große Liebhaberei hatte er hinwiederum für Vögel, von denen er eine große Anzahl in einem eigens dazu hergerichteten Zimmer hielt. Bei aller Harmlosigkeit galt er übrigens für einen sehr mutigen Mann, der keine Furcht kannte und auch mit der Waffe tüchtig Bescheid wußte, wie er denn zeitlebens das Fechten liebte. In seiner Jugend hatte er als Offizier in der münsterschen Kavallerie gedient und seinen Abschied als Rittmeister genommen. Besonders geschickt wußte er den Stoßdegen zu handhaben, und wenn dann ein Bekannter aus seinen Militärjahren, z. B. der ehemalige münstersche Hauptmann Bartels nach Hülshoff kam, wurden sehr bald die Rappiere hervorgenommen und einige Gänge gemacht.

„Er war ein treuer Sohn der katholischen Kirche und hat als solcher gelebt und ist als solcher frohen Mutes gestorben. Nächst der Kirche hing er sehr an Kaiser und Reich und an dem münsterschen Lande. Die Zeitereignisse waren darum für

---

[1] Brief, datiert Hülshoff, 1. Mai 1819.

du für dein ganzes künftiges Leben dich bildest. Ich werde dich, soviel ich immer kann, unterstützen; doch mußt du auch deinerseits gut haushalten. Deinen braven Onkel, den guten Werner, grüße doch herzlich; folge seinen Anleitungen, denn er meint es gewiß gut mit dir. Halte übrigens Gott vor Augen und empfiehl dich täglich dem Schutze der Mutter Gottes, so wird es dir gewiß immer wohl gehen."[1]

„Freiherr Clemens August war von hervorragender Sanftmut, überaus fromm und herzensrein, dabei aber ein liebenswürdiger Gesellschafter. Sein Geigenspiel war von seltener Vollendung, und damals berühmte Künstler rechneten es sich zur Ehre, eine Einladung nach Hülshoff zu erhalten und das Spiel des Herrn zu hören. Nicht bloß für Botanik und Blumenzucht, sondern auch für landschaftliche Schönheiten hatte er vielen Geschmack, und so trug er auch durch Parkanlagen und Baumpflanzungen sehr zur Verschönerung seines Edelsitzes bei, während er für die eigentliche Ökonomie weniger Interesse zeigte. Eine große Liebhaberei hatte er hinwiederum für Vögel, von denen er eine große Anzahl in einem eigens dazu hergerichteten Zimmer hielt. Bei aller Harmlosigkeit galt er übrigens für einen sehr mutigen Mann, der keine Furcht kannte und auch mit der Waffe tüchtig Bescheid wußte, wie er denn zeitlebens das Fechten liebte. In seiner Jugend hatte er als Offizier in der münsterschen Kavallerie gedient und seinen Abschied als Rittmeister genommen. Besonders geschickt wußte er den Stoßdegen zu handhaben, und wenn dann ein Bekannter aus seinen Militärjahren, z. B. der ehemalige münstersche Hauptmann Bartels nach Hülshoff kam, wurden sehr bald die Rappiere hervorgenommen und einige Gänge gemacht.

„Er war ein treuer Sohn der katholischen Kirche und hat als solcher gelebt und ist als solcher frohen Mutes gestorben. Nächst der Kirche hing er sehr an Kaiser und Reich und an dem münsterschen Lande. Die Zeitereignisse waren darum für

---

[1] Brief, datiert Hülshoff, 1. Mai 1819.

ihn sehr betrübend, und er hoffte stets auf die Wiederkehr der früheren Zustände. Mit dieser Gesinnung hing auch die Anfertigung des Liber mirabilis zusammen, das für ihn eine Art Tröster in den dunklen Tagen der Fremdherrschaft gewesen.

„Unter der französischen Herrschaft wurde der Freiherr aufgefordert, Maire von Roxel zu werden. Er lehnte es ab. Trotzdem erfolgte einige Tage später ohne weiteres die Ernennung. Beim Empfang des Schreibens, worin ihm der Posten aufgenötigt wurde, sagte er kein Wort, sondern ging unverweilt in das Vogelzimmer, öffnete Käfige und Fenster und gab sämtlichen Lieblingen die Freiheit. Als man seinem Thun mit Befremden zusah, sagte er einfach: „Ich bin zum Maire ernannt und habe keine Zeit mehr für die Vögel."[1] Dieser eine Zug genügt, den Edelmann als Ehrenmann zu schildern.

So die Geschichte. Vernehmen wir nun, wie die Liebe der Tochter das Bild des geliebten Vaters in ihrer poetischen Art verewigt hat. Die Porträtähnlichkeit wird sogleich in die Augen springen.

„Gott segne ihn alle Stunden seines Lebens — ein Unglück kann ihn nur zur Läuterung treffen, verdient hat er es nie und nimmer — ich halte es für unmöglich, diesen Mann nicht lieb zu haben — seine Schwächen selbst sind liebenswürdig. Denkt euch einen großen stattlichen Mann, gegen dessen breite Schultern und Brust fast weibliche Hände und der kleinste Fuß seltsam abstechen; ferner eine sehr hohe, freie Stirn, überaus lichte Augen, eine starke Adlernase und darunter Mund und Kinn eines Kindes, die weißeste Haut, die je ein Männergesicht entstellte, und der ganze Kopf voll Kinderlöckchen, aber grauen, und das Ganze von einem Strome von Milde und gutem Glauben überwallt.[2] . . . Gar adelig sieht der Herr dabei aus, gnädig und lehnsherrlich, trotz seines grauen Landrocks, von dem er sich selten trennt, und er hat Mut für drei. Ich habe ihn bei einem Spaziergange, wo man auf verbotene Wege geraten war,

---

[1] Nach schriftlichen Mitteilungen des Freiherrn Heinrich von Droste-Hülshoff. [2] Vgl. das Gedicht „Das vierzehnjährige Herz". III. 155.

fast fünf Minuten lang einen wütenden Stier mit seinem Bambusrohr parieren sehen, bis alle sich hinter Wall und Graben gesichert hatten. . . .

„Den Verstand des Herrn habe ich anfangs zu gering angeschlagen, er hat sein reichliches Anteil an der stillnährenden Poesie dieses Landes, der den Mangel an eigentlichem Geiste[1] fast ersetzt, dabei ein klares Judicium und jenes haarfeine Ahnen des Verdächtigen, was aus eigener Reinheit entspringt: sein erstes Urteil ist immer überraschend richtig, sein zweites schon bedeutend vom Mantel der christlichen Liebe verdunkelt. . . . Der Herr liest viel, täglich mehrere Stunden, und immer Belehrendes, Sprachliches, Geschichtliches, zur Abwechslung Reisebeschreibungen, wo seine naive Phantasie immer den Autor überflügelt und er heimlich auf jedem Blatte ein neues Eldorado oder die Entdeckung des Paradiesgartens erwartet.

„Sonst hat der Herr noch viele Liebhabereien, alle von der kindlichsten Originalität; zuerst eine Ornithologie (denn der Herr greift alles wissenschaftlich an); neben seiner Studierstube ist ein Zimmer mit fußhohem Sande und grünen Tannenbäumchen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden. Die immer offenen Fenster sind mit Draht verwahrt, und darin piept und schwirrt das ganze Sängervolk des Landes, von jeder Art ein Exemplar, von der Nachtigall bis zur Meise; es ist dem Herrn eine Sache von Wichtigkeit, die Reihe vollständig zu erhalten; der Tod eines Hänflings ist ihm wie der Verlust eines Blattes aus einem naturhistorischen Werke. . . . Dann ist der Herr ein gründlicher Botaniker und hat schon manche schöne Tulpe und Schwertlilie[2] in seinem Garten; das ist ihm aber nicht genug, eine reiche innere Poesie verlangt nach dem Wunderbaren, Unerhörten . . . und ist auf die seltsamsten Einfälle geraten, die sich mitunter glücklich bewähren und für die Wissenschaft nicht ohne Wert sein möchten: so trägt er mit einem feinen Sammetbürstchen den Blumenstaub sauber von der blauen Lilie

---

[1] Im Sinne des französischen esprit. [2] Die damaligen Modeblumen.

zur gelben, von der braunen zur rötlichen, und die hieraus entspringenden Spielarten sind sein höchster Stolz. . . . Die wilden Blumen, seine geliebten Landsleute, deren Verkanntsein er bejammert, pflegt er nach allen Verschiedenheiten in netten Beetchen, wie Reihen Grenadiere. Manchen Schweißtropfen hat der gute Herr vergossen, wenn er mit seinem kleinen Spaten halbe Tage nach einer seltenen Orchis suchte, und manches in seiner Domäne ist ihm dabei sichtbar geworden, was er sonst nie weder gesucht noch gefunden hätte; darum lieben die Bauern auch nichts weniger, als des Herrn botanische Exkursionen."

Brauchen wir wohl nach dieser Schilderung ausdrücklich zu sagen, von wem Annette das Originelle ihrer Poesie, die reine, kindliche Naivetät, die Liebe und Kenntnis der heimatlichen Natur, kurz jene „stillnährende Poesie ihres Landes" hatte? Sie konnte den Vers Goethes variierend sagen:

„Die Mutter gab mir die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Vater hab' ich die Natur
Und Lust, zu fabulieren."

Ohne die ganze eigentümliche Geistes- und Gemütsanlage des Vaters hätten wir niemals Annette von Droste-Hülshoff als die große Dichterin begrüßt.

Diese väterliche Erbschaft umschließt übrigens auch die zweifelhaften und ausgesprochen dunklen Seiten der Poesie Annettens. Zu den erstern rechnen wir die Lust am Spuk- und Geisterhaften, zu den letzteren die bisweilen gar zu grell hervortretende Neigung für das Blutige und Schaurige. So heißt es auch vom Vater: „Er ist ein leidenschaftlicher Zeitungsleser und Geschichtsfreund und liebt das gedruckte Blutvergießen. . . . Von Räubern und Mordbrennern träumt er gerne, und wenn die Hofhunde nachts ungewöhnlich anschlagen und gegen irgend einen dunklen Winkel vor- und rückwärts fahren, hat man ihn wohl schon unbegleitet im Schlafrock mit blankem Degen in das verdächtige Verließ dringen sehen, mit wahrhaft acharnierter Wut, den Schelm zu packen und einzu-

fast fünf Minuten lang einen wütenden Stier mit seinem Bambusrohr parieren sehen, bis alle sich hinter Wall und Graben gesichert hatten. . . .

„Den Verstand des Herrn habe ich anfangs zu gering angeschlagen, er hat sein reichliches Anteil an der stillnährenden Poesie dieses Landes, der den Mangel an eigentlichem Geiste[1] fast ersetzt, dabei ein klares Judicium und jenes haarfeine Ahnen des Verdächtigen, was aus eigener Reinheit entspringt: sein erstes Urteil ist immer überraschend richtig, sein zweites schon bedeutend vom Mantel der christlichen Liebe verdunkelt. . . . Der Herr liest viel, täglich mehrere Stunden, und immer Belehrendes, Sprachliches, Geschichtliches, zur Abwechslung Reisebeschreibungen, wo seine naive Phantasie immer den Autor überflügelt und er heimlich auf jedem Blatte ein neues Eldorado oder die Entdeckung des Paradiesgartens erwartet.

„Sonst hat der Herr noch viele Liebhabereien, alle von der kindlichsten Originalität; zuerst eine Ornithologie (denn der Herr greift alles wissenschaftlich an); neben seiner Studierstube ist ein Zimmer mit fußhohem Sande und grünen Tannenbäumchen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden. Die immer offenen Fenster sind mit Draht verwahrt, und darin piept und schwirrt das ganze Sängervolk des Landes, von jeder Art ein Exemplar, von der Nachtigall bis zur Meise; es ist dem Herrn eine Sache von Wichtigkeit, die Reihe vollständig zu erhalten; der Tod eines Hänflings ist ihm wie der Verlust eines Blattes aus einem naturhistorischen Werke. . . . Dann ist der Herr ein gründlicher Botaniker und hat schon manche schöne Tulpe und Schwertlilie[2] in seinem Garten; das ist ihm aber nicht genug, eine reiche innere Poesie verlangt nach dem Wunderbaren, Unerhörten . . . und ist auf die seltsamsten Einfälle geraten, die sich mitunter glücklich bewähren und für die Wissenschaft nicht ohne Wert sein möchten: so trägt er mit einem feinen Sammetbürstchen den Blumenstaub sauber von der blauen Lilie

---

[1] Im Sinne des französischen esprit. [2] Die damaligen Modeblumen.

zur gelben, von der braunen zur rötlichen, und die hieraus entspringenden Spielarten sind sein höchster Stolz. . . . Die wilden Blumen, seine geliebten Landsleute, deren Verkanntsein er bejammert, pflegt er nach allen Verschiedenheiten in netten Beetchen, wie Reihen Grenadiere. Manchen Schweißtropfen hat der gute Herr vergossen, wenn er mit seinem kleinen Spaten halbe Tage nach einer seltenen Orchis suchte, und manches in seiner Domäne ist ihm dabei sichtbar geworden, was er sonst nie weder gesucht noch gefunden hätte; darum lieben die Bauern auch nichts weniger, als des Herrn botanische Exkursionen."

Brauchen wir wohl nach dieser Schilderung ausdrücklich zu sagen, von wem Annette das Originelle ihrer Poesie, die reine, kindliche Naivetät, die Liebe und Kenntnis der heimatlichen Natur, kurz jene „stillnährende Poesie ihres Landes" hatte? Sie konnte den Vers Goethes variierend sagen:

„Die Mutter gab mir die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Vater hab' ich die Natur
Und Lust, zu fabulieren."

Ohne die ganze eigentümliche Geistes- und Gemütsanlage des Vaters hätten wir niemals Annette von Droste-Hülshoff als die große Dichterin begrüßt.

Diese väterliche Erbschaft umschließt übrigens auch die zweifelhaften und ausgesprochen dunklen Seiten der Poesie Annettens. Zu den erstern rechnen wir die Lust am Spuk- und Geisterhaften, zu den letzteren die bisweilen gar zu grell hervortretende Neigung für das Blutige und Schaurige. So heißt es auch vom Vater: „Er ist ein leidenschaftlicher Zeitungsleser und Geschichtsfreund und liebt das gedruckte Blutvergießen. . . . Von Räubern und Mordbrennern träumt er gerne, und wenn die Hofhunde nachts ungewöhnlich anschlagen und gegen irgend einen dunklen Winkel vor- und rückwärts fahren, hat man ihn wohl schon unbegleitet im Schlafrock mit blankem Degen in das verdächtige Verließ dringen sehen, mit wahrhaft acharnierter Wut, den Schelm zu packen und einzu-

spunden — den er dann freilich am andern Morgen hätte laufen lassen." Noch deutlicher tritt bei dem Vater die Hinneigung zum Geheimnisvollen hervor: „Nichts zeigt die reiche, kindlich frische Phantasie des Herrn deutlicher als sein ... liber mirabilis, eine mühsam zusammengetragene Sammlung alter, prophetischer Träume und Gesichte, von denen dieses Land wie mit einem Flor überzogen ist: fast der zehnte Mann ist hier ein Prophet — ein Vorkieker (Vorschauer, wie man es nennt) — und, wie ich fürchte, einer oder der andere dem Herrn zulieb! . . . Der Vetter nun hat alle diese in der That merkwürdigen Träumereien gesammelt und, teils aus scholastischem Triebe, teils, um sie für alle Zeiten verständlich zu erhalten, in sehr fließendes Latein übersetzt und sauber in einer buchförmigen Kapsel verwahrt, und liber mirabilis steht breit auf dem Rücken mit goldenen Lettern. Dies ist sein Schatz und sein Orakel, bei dem er anfrägt, wenn es in den Welthändeln konfus aussieht, und was nicht damit übereinstimmt, wird vorläufig mit Kopfschütteln abgefertigt."[1]

Übrigens war es nicht bloß der Vater, sondern auch die Amme, welche Annette in der zuletzt angedeuteten Richtung beeinflußte. Diese gute Frau Katharina war nämlich selbst eine „Kiekerin", wie die folgende Geschichte darthut.

Eines Tages, als Annette bereits längst erwachsen war, begegnet ihr die immer noch in der Familie weilende und geliebte Amme und sagt zu ihr: „Frölen, denken Sie, ich habe wieder etwas gesehen."

[1] Auf Befragen teilte uns Freiherr Heinrich von Hülshoff mit, daß der liber mirabilis sich wirklich noch in der Bibliothek zu Hülshoff befindet. Das Manuskript ist von der Hand des Freiherrn Clemens August und trägt als vollen Titel: „Liber mirabilis sive Collectio prognosticorum, visionum, revelationum et vaticiniorum etc. 1800–1808 gesammelt." Auf 120 Quartseiten enthält das Buch die Sibyllinischen Weissagungen, Holzhauser, Riccius, Lehnin ꝛc. ꝛc. Ein zweites ähnliches Buch mit dem Titel „Kunstbuch" enthält „neben kuriosen Rezepten für Gärtner und Blumenliebhaber auch nützliche Winke für Haushaltung, Krankenpflege u. s. w. und sehr vortreffliche Hausmittel".

„Was hast du denn gesehen?"

„Ja, es betrifft die drei Frölens.[1] Ich sah alle in einer Kirche versammelt. Fräulein Malchen kniete als Nonne am Altare — Fräulein Viktorine lag tot in einem Sarge — und Fräulein Maria wurde getraut mit einem Offizier."

In demselben Jahre (1839) traf alles ein. Malchen (Heereman von Zuydtwyk) trat in Rom ins Sacré-Coeur, Viktorine (von Twickel) starb und Marie (von Haxthausen) vermählte sich mit dem Freiherrn Friedrich von Brenken zu Erpernburg, der sich in der Landstände-Uniform trauen ließ. Erst einige Wochen nach der Hochzeit erzählten Annette und ihre Mutter der jungen Frau das Gesicht, weil sie vorher sich fürchteten, die Braut ängstlich zu machen, „da man in jener Zeit unter einem Offizier und Herrn in Uniform einen Protestanten und Fremden verstand".[2]

Ein anderer Zug aus der späteren Jugend Annettens mag hier ebenfalls gleich zum Beweise dafür eingefügt werden, wie sehr ihre ganze heimatliche Umgebung zu dem Geheimnisvollen neigte. Als die Dichterin bereits kein Kind mehr war, kam eines Tages eine alte Frau aus der Nachbarschaft zu ihr und bat sie dringend, doch ja um Gotteswillen einer schwerleidenden Wöchnerin beistehen zu wollen. Fräulein Annette besitze die Eigenschaft, eine Sternenjungfrau zu sein — ein Wesen, das nach dem Volksglauben nicht „lieben" und nicht sich „lieben lassen" mag und deshalb durch seine unantastbare Keuschheit in verzweifelten Krankheitsfällen Heilung bringen könne. Mit vertrauten Freundinnen besprach und belächelte Annette dieses Vorkommnis, gestand aber, daß sie etwas von dem Beruf einer „Sternenjungfrau" in sich fühle, sich wenigstens auf die Existenz einer alten Jungfer vorbereiten wolle.[3]

---

[1] Drei adelige Fräulein, von denen zwei auf Hülshoff zu Besuch weilten, eines im nahen Havixbeck lebte, und die alle drei mit Annette aufs innigste befreundet waren.

[2] Mündliche Mitteilung des Frhrn. Friedr. von Brenken.

[3] Vgl. Illustriertes Familienbuch, a. a. O. S. 89.

Aber nicht bloß die Personen, auch das Leben auf dem Landedelsitz hatte seinen erziehenden Einfluß.

„Diese stillen Leute,“ sagt der Vetter aus der Lausitz, „sitzen unbewußt auf dem Pegasus, ich will sagen, sie leben in einer inneren Poesie.“ Es war ein recht gemütliches und doch streng konservatives, über alles aber religiös beseeltes Leben in dem Hülshoffer Kreise. Das Gebet morgens und abends wie das Tischgebet gehörten streng zur Tagesordnung, und die Gegenwart eines Hauskaplans[1] war mehr als eine Modesache, und ohne genügenden Grund hätte sich wohl keiner von der Anwohnung der heiligen Messe selbst an Wochentagen ferngehalten. Auch im späteren Leben hielt Annette an den frommen Gebräuchen des Vaterhauses fest und unterließ niemals selbst in Gegenwart von Anders- oder Ungläubigen ihr Tischgebet.

Auf Beachtung aristokratischer Formen und Familientraditionen hielt besonders die Mutter unnachsichtlich, so daß sie bei ihren Standesgenossen den Ruf erwarb, die höchste Instanz in Erziehungsfragen der adeligen Fräulein zu sein, und ihr deshalb mehrere Familien ihre Töchter auf einige Zeit zur letzten Ausbildung zuschickten.

Es wäre jedoch nichts unrichtiger als die Annahme, das Bestehen auf den alten Adelsrechten und Pflichten habe die Familie von dem gemütlichen Verkehr mit den anderen Ständen ausgeschlossen. „Bettler,“ erzählt der mehrfach angezogene Lausitzer „Vetter“, „in dem Sinne wie anderwärts giebt es hier keine, aber arme Leute, alte oder schwache Personen, denen wöchentlich und öfter eine Kost so wie den Dienstboten gereicht wird; ich sehe sie täglich zu dreien oder mehreren auf der Stufe der steinernen Flurtreppe gelagert, ärmlich, aber ehrbar, und keinen vorübergehen, ohne sie zu grüßen. Die gnädige Frau thut mehr, sie geht herunter und macht die schönste Konver-

[1] Lange Zeit hindurch der fromme Herr Wilmsen, auf den das Gedicht „Sit illi terra levis“, III. 233, sich bezieht.

sation mit ihnen über Welthändel, Witterung, die ehrbare Verwandtschaft und wovon man sich sonst nachbarlich unterhält; darum gilt sie denn für eine brave ‚gemeine' Frau, was soviel heißt als populär, und sie ist immer mit gutem Rat zur Hand, wo sie denn auch, wie billig, der Ausführung nachhilft." Recht bezeichnend ist auch die weitere Bemerkung des Vetters: „Wenn man die Geduld und Höflichkeit des Herzens sieht, mit denen diese Frau auf die endlosesten Langweiligkeiten eingeht, so kann man nicht umhin, ihre tiefe Güte zu bewundern, die so hoch über bloßem Almosengeben steht, wie Ehre über Bequemlichkeit. Ich begegne häufig im Korridor reinlichen Armen, mit frischgewaschenem Fürtuch und blanken Zinnschnallen, die so frei und mit honnetter Haltung zu ihr aus- und eingehen, wie anständige und geehrte Besucher, und in der That gilt's auch öfter einer zutraulichen Bitte um Rat als um Hilfe."

Solche Bilder aus der Kindheit konnten unmöglich vergessen werden; sie müssen zur Zeit bei der Dichterin wieder aufleben und auch in den Schilderungen des Volkes und der Armut jenen Realismus bewirken, der nur einer persönlichen Beobachtung entspringen kann.

Jenem Umgange mit dem Volke von Jugend auf verdankte Annette auch die gründliche Vertrautheit mit der westfälischen Volkssprache, so daß sie in diesem Punkte es selbst ihrem gelehrten Freunde Schlüter weitaus zuvorthat. Diese Kenntnis des Dialektes ist aber auch auf ihre Schriftsprache keineswegs ohne Einfluß geblieben.

Noch inniger mit den künstlerischen Bestrebungen und Hervorbringungen des Kindes verbunden waren die musikalischen Studien, die in der Familie auf dem Hülshoff wie ein teures Erbteil der Väter gepflegt wurden. Man erzählt sich, der Urgroßvater der Dichterin, Heinrich Wilhelm, habe durch das Spiel auf der Flöte oft seiner schwermütigen Stimmung Herr zu werden versucht, die ihn im Alter nicht selten einer höchst trüben Jugenderinnerung wegen befiel, da er in Rom einen süddeutschen Edelmann in der Notwehr erstochen hatte. Seit seiner Zeit

Aber nicht bloß die Personen, auch das Leben auf dem Landedelsitz hatte seinen erziehenden Einfluß.

„Diese stillen Leute,“ sagt der Vetter aus der Lausitz, „sitzen unbewußt auf dem Pegasus, ich will sagen, sie leben in einer inneren Poesie.“ Es war ein recht gemütliches und doch streng konservatives, über alles aber religiös beseeltes Leben in dem Hülshoffer Kreise. Das Gebet morgens und abends wie das Tischgebet gehörten streng zur Tagesordnung, und die Gegenwart eines Hauskaplans[1] war mehr als eine Modesache, und ohne genügenden Grund hätte sich wohl keiner von der Anwohnung der heiligen Messe selbst an Wochentagen ferngehalten. Auch im späteren Leben hielt Annette an den frommen Gebräuchen des Vaterhauses fest und unterließ niemals selbst in Gegenwart von Anders- oder Ungläubigen ihr Tischgebet.

Auf Beachtung aristokratischer Formen und Familientraditionen hielt besonders die Mutter unnachsichtlich, so daß sie bei ihren Standesgenossen den Ruf erwarb, die höchste Instanz in Erziehungsfragen der adeligen Fräulein zu sein, und ihr deshalb mehrere Familien ihre Töchter auf einige Zeit zur letzten Ausbildung zuschickten.

Es wäre jedoch nichts unrichtiger als die Annahme, das Bestehen auf den alten Adelsrechten und Pflichten habe die Familie von dem gemütlichen Verkehr mit den anderen Ständen ausgeschlossen. „Bettler,“ erzählt der mehrfach angezogene Lausitzer „Vetter“, „in dem Sinne wie anderwärts giebt es hier keine, aber arme Leute, alte oder schwache Personen, denen wöchentlich und öfter eine Kost so wie den Dienstboten gereicht wird; ich sehe sie täglich zu dreien oder mehreren auf der Stufe der steinernen Flurtreppe gelagert, ärmlich, aber ehrbar, und keinen vorübergehen, ohne sie zu grüßen. Die gnädige Frau thut mehr, sie geht herunter und macht die schönste Konver-

[1] Lange Zeit hindurch der fromme Herr Wilmsen, auf den das Gedicht „Sit illi terra levis“, III. 233, sich bezieht.

sation mit ihnen über Welthändel, Witterung, die ehrbare Verwandtschaft und wovon man sich sonst nachbarlich unterhält; darum gilt sie denn für eine brave ‚gemeine' Frau, was soviel heißt als populär, und sie ist immer mit gutem Rat zur Hand, wo sie denn auch, wie billig, der Ausführung nachhilft." Recht bezeichnend ist auch die weitere Bemerkung des Vetters: „Wenn man die Geduld und Höflichkeit des Herzens sieht, mit denen diese Frau auf die endlosesten Langweiligkeiten eingeht, so kann man nicht umhin, ihre tiefe Güte zu bewundern, die so hoch über bloßem Almosengeben steht, wie Ehre über Bequemlichkeit. Ich begegne häufig im Korridor reinlichen Armen, mit frischgewaschenem Fürtuch und blanken Zinnschnallen, die so frei und mit honnetter Haltung zu ihr aus- und eingehen, wie anständige und geehrte Besucher, und in der That gilt's auch öfter einer zutraulichen Bitte um Rat als um Hilfe."

Solche Bilder aus der Kindheit konnten unmöglich vergessen werden; sie müssen zur Zeit bei der Dichterin wieder aufleben und auch in den Schilderungen des Volkes und der Armut jenen Realismus bewirken, der nur einer persönlichen Beobachtung entspringen kann.

Jenem Umgange mit dem Volke von Jugend auf verdankte Annette auch die gründliche Vertrautheit mit der westfälischen Volkssprache, so daß sie in diesem Punkte es selbst ihrem gelehrten Freunde Schlüter weitaus zuvorthat. Diese Kenntnis des Dialektes ist aber auch auf ihre Schriftsprache keineswegs ohne Einfluß geblieben.

Noch inniger mit den künstlerischen Bestrebungen und Hervorbringungen des Kindes verbunden waren die musikalischen Studien, die in der Familie auf dem Hülshoff wie ein teures Erbteil der Väter gepflegt wurden. Man erzählt sich, der Urgroßvater der Dichterin, Heinrich Wilhelm, habe durch das Spiel auf der Flöte oft seiner schwermütigen Stimmung Herr zu werden versucht, die ihn im Alter nicht selten einer höchst trüben Jugenderinnerung wegen befiel, da er in Rom einen süddeutschen Edelmann in der Notwehr erstochen hatte. Seit seiner Zeit

war eine ganz ausgesprochene Liebe und Anlage zur Musik in seinem Stamme erblich.[1] Annettens Onkel, Maximilian Friedrich, war sogar ein hervorragender Künstler, Komponist und Kunstschriftsteller. Kein Wunder, wenn auch in Hülshoff viel und gut musiziert wurde. Das muß auch der schlesische Vetter eingestehen: „Die Anregung (zur Musik) geht zumeist von der gnädigen Frau aus, die gern aus den Leuten alles holen möchte, was irgend darin steckt — das Talent aber vom Herrn, und es ist nichts lieblicher, als ihn abends in der Dämmerung auf dem Klaviere phantasieren zu hören: ein wahres adeliges Idyll, denn eine gewisse Grandezza fährt immer in diese unschuldige, reizende Musik hinein und Stöße ritterlicher Courage im Marschtempo. Es wird mir nie zu lang, zuzuhören, und allerlei Bilder steigen in mir auf aus Thomsons Jahreszeiten, aus den Kreuzzügen." Der Vetter hat ganz richtige Ansichten — Natur und

[1] In vielen Aufsätzen über die Dichterin heißt es, Wilhelm habe „einen Grafen Fugger im Duell erstochen". Der Name des Gegners sowohl als der Umstand des Duells ist jedoch irrtümlich. Es war ganz sicher kein Fugger, sondern wahrscheinlich ein Graf S . . . r. Da auch Annette in der Einleitung von „Bei uns zu Lande" der Sache Erwähnung thut, sei dieselbe hier nach der Wahrheit erzählt. Als Freiherr Heinrich Wilhelm I. mit seinem Vetter von Graes, seinem Hofmeister Vikarius Zum=Brinen und dem Bedienten Johann eine Romreise machte, gab er in Salzburg, wo er ein Jahr lang studiert hatte (1722/23), einigen Edelleuten ein Abschiedsbankett, bei welchem er übersah, dem Grafen S. Bescheid zu thun. In der Hitze des Weines wurde der Vernachlässigte darüber so zornig, daß er mit gezogenem Degen auf Wilhelm losging. Die Freunde verhinderten jedoch einen Kampf, und Wilhelm reiste folgenden Morgens ab in der Meinung, die Geschichte sei mit dem Rausche verschlafen. Auf seiner Reise bis Rom fand er jedoch in den Fremdenbüchern beleidigende Ausdrücke gegen seine Person eingezeichnet. Als er nun im März 1724 in der ewigen Stadt eingetroffen war, begegnete er eines Tages auf dem Petersplatz dem Grafen S., welcher bei seinem Anblick sofort den Degen zog und auf ihn eindrang. Wilhelm zog rasch auch seine Waffe, wollte sich aber vorläufig nur auf die Verteidigung beschränken, zumal er im Fechten außerordentlich gewandt war und daher einen ersten Fehlgriff des Gegners benutzen konnte, um ihn durch einen ungefährlichen Stich in den Arm kampfunfähig zu machen. Da glitt Wilhelm auf einem glatten Steine aus, Graf S. drang hitzig auf den am Boden Liegenden ein und brachte ihm drei Stiche am linken Arm bei. In diesem Augenblick erschien

Rittertum im Dienste des Kreuzes — das war der ganze Edelmann und die Atmosphäre, welche Annette seit erster Kindheit atmete. — „Papa hat jetzt wieder neue Variationen gemacht auf das Thema: ‚Wenn die Hähne krähen‘, die nach meinem Gefühl schöner sind, als alle vorhergehenden.“ So schreibt die Dichterin in einem Briefe (22. Sept. 1821) an ihre Tante, die Freifrau von Metternich. Aus dieser Äußerung geht zur Genüge hervor, mit welchem Rechte Schücking (Einl. 4) dem Vater Annettens weniger Anlagen für Musik zuschreibt; sodann aber zeigt auch diese Mitteilung wiederum, wie fast alle kontrollierbaren Angaben der Skizze „Bei uns zu Lande“ auf Wahrheit beruhen.

Annette selbst war ebenfalls reich von der Natur mit Talent und Liebe zur Musik bedacht. Zu den Liedern und Dramen aus Weißes „Kinderfreund“ komponierte sie als kleines Mädchen schon die Klavierbegleitung. Als die Mutter einst gegen ihre Gewohnheit über diese frühreifen Leistungen ihre Zufriedenheit

---

der Diener Johann, faßte die Rockschöße des Grafen, Wilhelm hatte Zeit aufzuspringen und mit voller Kraft seinen Degen bis an das Stichblatt in die Brust des Gegners zu stoßen. Als er beim Zurückziehen der Waffe den Blutstrahl sah, kam ihm die ganze Einsicht in seine That. Voller Angst flüchtete er in die Peterskirche, welche Asyl war, und die er nur durch Vermittlung des Fürsten Colonna ungefährdet verließ, um sobald als möglich aus der Stadt zu reisen. Die Colonnas hatte sich Wilhelm dadurch verpflichtet, daß er die scheugewordenen Pferde des Fürsten angehalten und so die im Wagen befindliche Prinzessin davor bewahrt hatte, mit Roß und Wagen im Tiber umzukommen. Graf S. starb drei Tage nach dem Stoß mit Gott und Wilhelm ausgesöhnt. Auf seinem Todesbett erklärte Wilhelm seinen 6 Söhnen, er habe den Grafen eigentlich nur in der Notwehr erstochen, „es treffe ihn nur der Vorwurf, daß er zuletzt hitzig geworden und sich weiter habe fortreißen lassen, als notwendig war. Dennoch habe ihm diese That sein ganzes Leben verbittert, und auch jetzt noch sehe er das Bild des durchstochenen Grafen.“ Der Sterbende ermahnte die Söhne daher dringend, niemals ein Duell einzugehen und stets den Streit zu vermeiden. Er starb 1754. Was also Schücking in seiner Einleitung S. 4 erzählt und als Folge eines galanten Abenteuers darstellt, beruht auf Irrtum. (Schriftliche Mitteilung des Freiherrn Heinrich. Vgl. auch Holsenbürger a. a. O. II. 201 ff.)

war eine ganz ausgesprochene Liebe und Anlage zur Musik in seinem Stamme erblich.[1] Annettens Onkel, Maximilian Friedrich, war sogar ein hervorragender Künstler, Komponist und Kunstschriftsteller. Kein Wunder, wenn auch in Hülshoff viel und gut musiziert wurde. Das muß auch der schlesische Vetter eingestehen: „Die Anregung (zur Musik) geht zumeist von der gnädigen Frau aus, die gern aus den Leuten alles holen möchte, was irgend darin steckt — das Talent aber vom Herrn, und es ist nichts lieblicher, als ihn abends in der Dämmerung auf dem Klaviere phantasieren zu hören: ein wahres adeliges Idyll, denn eine gewisse Grandezza fährt immer in diese unschuldige, reizende Musik hinein und Stöße ritterlicher Courage im Marschtempo. Es wird mir nie zu lang, zuzuhören, und allerlei Bilder steigen in mir auf aus Thomsons Jahreszeiten, aus den Kreuzzügen." Der Vetter hat ganz richtige Ansichten — Natur und

---

[1] In vielen Aufsätzen über die Dichterin heißt es, Wilhelm habe „einen Grafen Fugger im Duell erstochen". Der Name des Gegners sowohl als der Umstand des Duells ist jedoch irrtümlich. Es war ganz sicher kein Fugger, sondern wahrscheinlich ein Graf S . . . r. Da auch Annette in der Einleitung von „Bei uns zu Lande" der Sache Erwähnung thut, sei dieselbe hier nach der Wahrheit erzählt. Als Freiherr Heinrich Wilhelm I. mit seinem Vetter von Graes, seinem Hofmeister Vikarius Zum=Brinen und dem Bedienten Johann eine Romreise machte, gab er in Salzburg, wo er ein Jahr lang studiert hatte (1722/23), einigen Edelleuten ein Abschiedsbankett, bei welchem er übersah, dem Grafen S. Bescheid zu thun. In der Hitze des Weines wurde der Vernachlässigte darüber so zornig, daß er mit gezogenem Degen auf Wilhelm losging. Die Freunde verhinderten jedoch einen Kampf, und Wilhelm reiste folgenden Morgens ab in der Meinung, die Geschichte sei mit dem Rausche verschlafen. Auf seiner Reise bis Rom fand er jedoch in den Fremdenbüchern beleidigende Ausdrücke gegen seine Person eingezeichnet. Als er nun im März 1724 in der ewigen Stadt eingetroffen war, begegnete er eines Tages auf dem Petersplatz dem Grafen S., welcher bei seinem Anblick sofort den Degen zog und auf ihn eindrang. Wilhelm zog rasch auch seine Waffe, wollte sich aber vorläufig nur auf die Verteidigung beschränken, zumal er im Fechten außerordentlich gewandt war und daher einen ersten Fehlgriff des Gegners benutzen konnte, um ihn durch einen ungefährlichen Stich in den Arm kampfunfähig zu machen. Da glitt Wilhelm auf einem glatten Steine aus, Graf S. drang hitzig auf den am Boden Liegenden ein und brachte ihm drei Stiche am linken Arm bei. In diesem Augenblick erschien

Rittertum im Dienste des Kreuzes — das war der ganze Edelmann und die Atmosphäre, welche Annette seit erster Kindheit atmete. — „Papa hat jetzt wieder neue Variationen gemacht auf das Thema: ‚Wenn die Hähne krähen', die nach meinem Gefühl schöner sind, als alle vorhergehenden." So schreibt die Dichterin in einem Briefe (22. Sept. 1821) an ihre Tante, die Freifrau von Metternich. Aus dieser Äußerung geht zur Genüge hervor, mit welchem Rechte Schücking (Einl. 4) dem Vater Annettens weniger Anlagen für Musik zuschreibt; sodann aber zeigt auch diese Mitteilung wiederum, wie fast alle kontrollierbaren Angaben der Skizze „Bei uns zu Lande" auf Wahrheit beruhen.

Annette selbst war ebenfalls reich von der Natur mit Talent und Liebe zur Musik bedacht. Zu den Liedern und Dramen aus Weißes „Kinderfreund" komponierte sie als kleines Mädchen schon die Klavierbegleitung. Als die Mutter einst gegen ihre Gewohnheit über diese frühreifen Leistungen ihre Zufriedenheit

---

der Diener Johann, faßte die Rockschöße des Grafen, Wilhelm hatte Zeit aufzuspringen und mit voller Kraft seinen Degen bis an das Stichblatt in die Brust des Gegners zu stoßen. Als er beim Zurückziehen der Waffe den Blutstrahl sah, kam ihm die ganze Einsicht in seine That. Voller Angst flüchtete er in die Peterskirche, welche Asyl war, und die er nur durch Vermittlung des Fürsten Colonna ungefährdet verließ, um sobald als möglich aus der Stadt zu reisen. Die Colonnas hatte sich Wilhelm dadurch verpflichtet, daß er die scheugewordenen Pferde des Fürsten angehalten und so die im Wagen befindliche Prinzessin davor bewahrt hatte, mit Roß und Wagen im Tiber umzukommen. Graf S. starb drei Tage nach dem Stoß mit Gott und Wilhelm ausgesöhnt. Auf seinem Todesbett erklärte Wilhelm seinen 6 Söhnen, er habe den Grafen eigentlich nur in der Notwehr erstochen, „es treffe ihn nur der Vorwurf, daß er zuletzt hitzig geworden und sich weiter habe fortreißen lassen, als notwendig war. Dennoch habe ihm diese That sein ganzes Leben verbittert, und auch jetzt noch sehe er das Bild des durchstochenen Grafen." Der Sterbende ermahnte die Söhne daher dringend, niemals ein Duell einzugehen und stets den Streit zu vermeiden. Er starb 1754. Was also Schücking in seiner Einleitung S. 4 erzählt und als Folge eines galanten Abenteuers darstellt, beruht auf Irrtum. (Schriftliche Mitteilung des Freiherrn Heinrich. Vgl. auch Holsenbürger a. a. O. II. 201 ff.)

war eine ganz ausgesprochene Liebe und Anlage zur Musik in seinem Stamme erblich.[1] Annettens Onkel, Maximilian Friedrich, war sogar ein hervorragender Künstler, Komponist und Kunstschriftsteller. Kein Wunder, wenn auch in Hülshoff viel und gut musiziert wurde. Das muß auch der schlesische Vetter eingestehen: „Die Anregung (zur Musik) geht zumeist von der gnädigen Frau aus, die gern aus den Leuten alles holen möchte, was irgend darin steckt — das Talent aber vom Herrn, und es ist nichts lieblicher, als ihn abends in der Dämmerung auf dem Klaviere phantasieren zu hören: ein wahres adeliges Idyll, denn eine gewisse Grandezza fährt immer in diese unschuldige, reizende Musik hinein und Stöße ritterlicher Courage im Marschtempo. Es wird mir nie zu lang, zuzuhören, und allerlei Bilder steigen in mir auf aus Thomsons Jahreszeiten, aus den Kreuzzügen." Der Vetter hat ganz richtige Ansichten — Natur und

---

[1] In vielen Aufsätzen über die Dichterin heißt es, Wilhelm habe „einen Grafen Fugger im Duell erstochen". Der Name des Gegners sowohl als der Umstand des Duells ist jedoch irrtümlich. Es war ganz sicher kein Fugger, sondern wahrscheinlich ein Graf S . . . r. Da auch Annette in der Einleitung von „Bei uns zu Lande" der Sache Erwähnung thut, sei dieselbe hier nach der Wahrheit erzählt. Als Freiherr Heinrich Wilhelm I. mit seinem Vetter von Graes, seinem Hofmeister Vikarius Zum-Brinen und dem Bedienten Johann eine Romreise machte, gab er in Salzburg, wo er ein Jahr lang studiert hatte (1722/23), einigen Edelleuten ein Abschiedsbankett, bei welchem er übersah, dem Grafen S. Bescheid zu thun. In der Hitze des Weines wurde der Vernachlässigte darüber so zornig, daß er mit gezogenem Degen auf Wilhelm losging. Die Freunde verhinderten jedoch einen Kampf, und Wilhelm reiste folgenden Morgens ab in der Meinung, die Geschichte sei mit dem Rausche verschlafen. Auf seiner Reise bis Rom fand er jedoch in den Fremdenbüchern beleidigende Ausdrücke gegen seine Person eingezeichnet. Als er nun im März 1724 in der ewigen Stadt eingetroffen war, begegnete er eines Tages auf dem Petersplatz dem Grafen S., welcher bei seinem Anblick sofort den Degen zog und auf ihn eindrang. Wilhelm zog rasch auch seine Waffe, wollte sich aber vorläufig nur auf die Verteidigung beschränken, zumal er im Fechten außerordentlich gewandt war und daher einen ersten Fehlgriff des Gegners benutzen konnte, um ihn durch einen ungefährlichen Stich in den Arm kampfunfähig zu machen. Da glitt Wilhelm auf einem glatten Steine aus, Graf S. drang hitzig auf den am Boden Liegenden ein und brachte ihm drei Stiche am linken Arm bei. In diesem Augenblick erschien

Rittertum im Dienste des Kreuzes — das war der ganze Edelmann und die Atmosphäre, welche Annette seit erster Kindheit atmete. — „Papa hat jetzt wieder neue Variationen gemacht auf das Thema: ‚Wenn die Hähne krähen', die nach meinem Gefühl schöner sind, als alle vorhergehenden." So schreibt die Dichterin in einem Briefe (22. Sept. 1821) an ihre Tante, die Freifrau von Metternich. Aus dieser Äußerung geht zur Genüge hervor, mit welchem Rechte Schücking (Einl. 4) dem Vater Annettens weniger Anlagen für Musik zuschreibt; sodann aber zeigt auch diese Mitteilung wiederum, wie fast alle kontrollierbaren Angaben der Skizze „Bei uns zu Lande" auf Wahrheit beruhen.

Annette selbst war ebenfalls reich von der Natur mit Talent und Liebe zur Musik bedacht. Zu den Liedern und Dramen aus Weißes „Kinderfreund" komponierte sie als kleines Mädchen schon die Klavierbegleitung. Als die Mutter einst gegen ihre Gewohnheit über diese frühreifen Leistungen ihre Zufriedenheit

---

der Diener Johann, faßte die Rockschöße des Grafen, Wilhelm hatte Zeit aufzuspringen und mit voller Kraft seinen Degen bis an das Stichblatt in die Brust des Gegners zu stoßen. Als er beim Zurückziehen der Waffe den Blutstrahl sah, kam ihm die ganze Einsicht in seine That. Voller Angst flüchtete er in die Peterskirche, welche Asyl war, und die er nur durch Vermittlung des Fürsten Colonna ungefährdet verließ, um sobald als möglich aus der Stadt zu reisen. Die Colonnas hatte sich Wilhelm dadurch verpflichtet, daß er die scheugewordenen Pferde des Fürsten angehalten und so die im Wagen befindliche Prinzessin davor bewahrt hatte, mit Roß und Wagen im Tiber umzukommen. Graf S. starb drei Tage nach dem Stoß mit Gott und Wilhelm ausgesöhnt. Auf seinem Todesbett erklärte Wilhelm seinen 6 Söhnen, er habe den Grafen eigentlich nur in der Notwehr erstochen, „es treffe ihn nur der Vorwurf, daß er zuletzt hitzig geworden und sich weiter habe fortreißen lassen, als notwendig war. Dennoch habe ihm diese That sein ganzes Leben verbittert, und auch jetzt noch sehe er das Bild des durchstochenen Grafen." Der Sterbende ermahnte die Söhne daher dringend, niemals ein Duell einzugehen und stets den Streit zu vermeiden. Er starb 1754. Was also Schücking in seiner Einleitung S. 4 erzählt und als Folge eines galanten Abenteuers darstellt, beruht auf Irrtum. (Schriftliche Mitteilung des Freiherrn Heinrich. Vgl. auch Holsenbürger a. a. O. II. 201 ff.)

war eine ganz ausgesprochene Liebe und Anlage zur Musik in seinem Stamme erblich.[1] Annettens Onkel, Maximilian Friedrich, war sogar ein hervorragender Künstler, Komponist und Kunstschriftsteller. Kein Wunder, wenn auch in Hülshoff viel und gut musiziert wurde. Das muß auch der schlesische Vetter eingestehen: „Die Anregung (zur Musik) geht zumeist von der gnädigen Frau aus, die gern aus den Leuten alles holen möchte, was irgend darin steckt — das Talent aber vom Herrn, und es ist nichts lieblicher, als ihn abends in der Dämmerung auf dem Klaviere phantasieren zu hören: ein wahres adeliges Idyll, denn eine gewisse Grandezza fährt immer in diese unschuldige, reizende Musik hinein und Stöße ritterlicher Courage im Marschtempo. Es wird mir nie zu lang, zuzuhören, und allerlei Bilder steigen in mir auf aus Thomsons Jahreszeiten, aus den Kreuzzügen." Der Vetter hat ganz richtige Ansichten — Natur und

[1] In vielen Aufsätzen über die Dichterin heißt es, Wilhelm habe „einen Grafen Fugger im Duell erstochen". Der Name des Gegners sowohl als der Umstand des Duells ist jedoch irrtümlich. Es war ganz sicher kein Fugger, sondern wahrscheinlich ein Graf S . . . r. Da auch Annette in der Einleitung von „Bei uns zu Lande" der Sache Erwähnung thut, sei dieselbe hier nach der Wahrheit erzählt. Als Freiherr Heinrich Wilhelm I. mit seinem Vetter von Graes, seinem Hofmeister Vikarius Zum-Brinen und dem Bedienten Johann eine Romreise machte, gab er in Salzburg, wo er ein Jahr lang studiert hatte (1722/23), einigen Edelleuten ein Abschiedsbankett, bei welchem er übersah, dem Grafen S. Bescheid zu thun. In der Hitze des Weines wurde der Vernachlässigte darüber so zornig, daß er mit gezogenem Degen auf Wilhelm losging. Die Freunde verhinderten jedoch einen Kampf, und Wilhelm reiste folgenden Morgens ab in der Meinung, die Geschichte sei mit dem Rausche verschlafen. Auf seiner Reise bis Rom fand er jedoch in den Fremdenbüchern beleidigende Ausdrücke gegen seine Person eingezeichnet. Als er nun im März 1724 in der ewigen Stadt eingetroffen war, begegnete er eines Tages auf dem Petersplatz dem Grafen S., welcher bei seinem Anblick sofort den Degen zog und auf ihn eindrang. Wilhelm zog rasch auch seine Waffe, wollte sich aber vorläufig nur auf die Verteidigung beschränken, zumal er im Fechten außerordentlich gewandt war und daher einen ersten Fehlgriff des Gegners benutzen konnte, um ihn durch einen ungefährlichen Stich in den Arm kampfunfähig zu machen. Da glitt Wilhelm auf einem glatten Steine aus, Graf S. drang hitzig auf den am Boden Liegenden ein und brachte ihm drei Stiche am linken Arm bei. In diesem Augenblick erschien

Rittertum im Dienste des Kreuzes — das war der ganze Edelmann und die Atmosphäre, welche Annette seit erster Kindheit atmete. — „Papa hat jetzt wieder neue Variationen gemacht auf das Thema: ‚Wenn die Hähne krähen', die nach meinem Gefühl schöner sind, als alle vorhergehenden." So schreibt die Dichterin in einem Briefe (22. Sept. 1821) an ihre Tante, die Freifrau von Metternich. Aus dieser Äußerung geht zur Genüge hervor, mit welchem Rechte Schücking (Einl. 4) dem Vater Annettens weniger Anlagen für Musik zuschreibt; sodann aber zeigt auch diese Mitteilung wiederum, wie fast alle kontrollierbaren Angaben der Skizze „Bei uns zu Lande" auf Wahrheit beruhen.

Annette selbst war ebenfalls reich von der Natur mit Talent und Liebe zur Musik bedacht. Zu den Liedern und Dramen aus Weißes „Kinderfreund" komponierte sie als kleines Mädchen schon die Klavierbegleitung. Als die Mutter einst gegen ihre Gewohnheit über diese frühreifen Leistungen ihre Zufriedenheit

---

der Diener Johann, faßte die Rockschöße des Grafen, Wilhelm hatte Zeit aufzuspringen und mit voller Kraft seinen Degen bis an das Stichblatt in die Brust des Gegners zu stoßen. Als er beim Zurückziehen der Waffe den Blutstrahl sah, kam ihm die ganze Einsicht in seine That. Voller Angst flüchtete er in die Peterskirche, welche Asyl war, und die er nur durch Vermittlung des Fürsten Colonna ungefährdet verließ, um sobald als möglich aus der Stadt zu reisen. Die Colonnas hatte sich Wilhelm dadurch verpflichtet, daß er die scheugewordenen Pferde des Fürsten angehalten und so die im Wagen befindliche Prinzessin davor bewahrt hatte, mit Roß und Wagen im Tiber umzukommen. Graf S. starb drei Tage nach dem Stoß mit Gott und Wilhelm ausgesöhnt. Auf seinem Todesbett erklärte Wilhelm seinen 6 Söhnen, er habe den Grafen eigentlich nur in der Notwehr erstochen, „es treffe ihn nur der Vorwurf, daß er zuletzt hitzig geworden und sich weiter habe fortreißen lassen, als notwendig war. Dennoch habe ihm diese That sein ganzes Leben verbittert, und auch jetzt noch sehe er das Bild des durchstochenen Grafen." Der Sterbende ermahnte die Söhne daher dringend, niemals ein Duell einzugehen und stets den Streit zu vermeiden. Er starb 1754. Was also Schücking in seiner Einleitung S. 4 erzählt und als Folge eines galanten Abenteuers darstellt, beruht auf Irrtum. (Schriftliche Mitteilung des Freiherrn Heinrich. Vgl. auch Holsenbürger a. a. O. II. 201 ff.)

war eine ganz ausgesprochene Liebe und Anlage zur Musik in seinem Stamme erblich.[1] Annettens Onkel, Maximilian Friedrich, war sogar ein hervorragender Künstler, Komponist und Kunstschriftsteller. Kein Wunder, wenn auch in Hülshoff viel und gut musiziert wurde. Das muß auch der schlesische Vetter eingestehen: „Die Anregung (zur Musik) geht zumeist von der gnädigen Frau aus, die gern aus den Leuten alles holen möchte, was irgend darin steckt — das Talent aber vom Herrn, und es ist nichts lieblicher, als ihn abends in der Dämmerung auf dem Klaviere phantasieren zu hören: ein wahres adeliges Idyll, denn eine gewisse Grandezza fährt immer in diese unschuldige, reizende Musik hinein und Stöße ritterlicher Courage im Marschtempo. Es wird mir nie zu lang, zuzuhören, und allerlei Bilder steigen in mir auf aus Thomsons Jahreszeiten, aus den Kreuzzügen." Der Vetter hat ganz richtige Ansichten — Natur und

---

[1] In vielen Aufsätzen über die Dichterin heißt es, Wilhelm habe „einen Grafen Fugger im Duell erstochen". Der Name des Gegners sowohl als der Umstand des Duells ist jedoch irrtümlich. Es war ganz sicher kein Fugger, sondern wahrscheinlich ein Graf S . . . r. Da auch Annette in der Einleitung von „Bei uns zu Lande" der Sache Erwähnung thut, sei dieselbe hier nach der Wahrheit erzählt. Als Freiherr Heinrich Wilhelm I. mit seinem Vetter von Graes, seinem Hofmeister Vikarius Zum-Brinen und dem Bedienten Johann eine Romreise machte, gab er in Salzburg, wo er ein Jahr lang studiert hatte (1722/23), einigen Edelleuten ein Abschiedsbankett, bei welchem er übersah, dem Grafen S. Bescheid zu thun. In der Hitze des Weines wurde der Vernachlässigte darüber so zornig, daß er mit gezogenem Degen auf Wilhelm losging. Die Freunde verhinderten jedoch einen Kampf, und Wilhelm reiste folgenden Morgens ab in der Meinung, die Geschichte sei mit dem Rausche verschlafen. Auf seiner Reise bis Rom fand er jedoch in den Fremdenbüchern beleidigende Ausdrücke gegen seine Person eingezeichnet. Als er nun im März 1724 in der ewigen Stadt eingetroffen war, begegnete er eines Tages auf dem Petersplatz dem Grafen S., welcher bei seinem Anblick sofort den Degen zog und auf ihn eindrang. Wilhelm zog rasch auch seine Waffe, wollte sich aber vorläufig nur auf die Verteidigung beschränken, zumal er im Fechten außerordentlich gewandt war und daher einen ersten Fehlgriff des Gegners benutzen konnte, um ihn durch einen ungefährlichen Stich in den Arm kampfunfähig zu machen. Da glitt Wilhelm auf einem glatten Steine aus, Graf S. drang hitzig auf den am Boden Liegenden ein und brachte ihm drei Stiche am linken Arm bei. In diesem Augenblick erschien

Rittertum im Dienste des Kreuzes — das war der ganze Edelmann und die Atmosphäre, welche Annette seit erster Kindheit atmete. — „Papa hat jetzt wieder neue Variationen gemacht auf das Thema: ‚Wenn die Hähne krähen‘, die nach meinem Gefühl schöner sind, als alle vorhergehenden.“ So schreibt die Dichterin in einem Briefe (22. Sept. 1821) an ihre Tante, die Freifrau von Metternich. Aus dieser Äußerung geht zur Genüge hervor, mit welchem Rechte Schücking (Einl. 4) dem Vater Annettens weniger Anlagen für Musik zuschreibt; sodann aber zeigt auch diese Mitteilung wiederum, wie fast alle kontrollierbaren Angaben der Skizze „Bei uns zu Lande“ auf Wahrheit beruhen.

Annette selbst war ebenfalls reich von der Natur mit Talent und Liebe zur Musik bedacht. Zu den Liedern und Dramen aus Weißes „Kinderfreund“ komponierte sie als kleines Mädchen schon die Klavierbegleitung. Als die Mutter einst gegen ihre Gewohnheit über diese frühreifen Leistungen ihre Zufriedenheit

---

der Diener Johann, faßte die Rockschöße des Grafen, Wilhelm hatte Zeit aufzuspringen und mit voller Kraft seinen Degen bis an das Stichblatt in die Brust des Gegners zu stoßen. Als er beim Zurückziehen der Waffe den Blutstrahl sah, kam ihm die ganze Einsicht in seine That. Voller Angst flüchtete er in die Peterskirche, welche Asyl war, und die er nur durch Vermittlung des Fürsten Colonna ungefährdet verließ, um sobald als möglich aus der Stadt zu reisen. Die Colonnas hatte sich Wilhelm dadurch verpflichtet, daß er die scheugewordenen Pferde des Fürsten angehalten und so die im Wagen befindliche Prinzessin davor bewahrt hatte, mit Roß und Wagen im Tiber umzukommen. Graf S. starb drei Tage nach dem Stoß mit Gott und Wilhelm ausgesöhnt. Auf seinem Todesbett erklärte Wilhelm seinen 6 Söhnen, er habe den Grafen eigentlich nur in der Notwehr erstochen, „es treffe ihn nur der Vorwurf, daß er zuletzt hitzig geworden und sich weiter habe fortreißen lassen, als notwendig war. Dennoch habe ihm diese That sein ganzes Leben verbittert, und auch jetzt noch sehe er das Bild des durchstochenen Grafen.“ Der Sterbende ermahnte die Söhne daher dringend, niemals ein Duell einzugehen und stets den Streit zu vermeiden. Er starb 1754. Was also Schücking in seiner Einleitung S. 4 erzählt und als Folge eines galanten Abenteuers darstellt, beruht auf Irrtum. (Schriftliche Mitteilung des Freiherrn Heinrich. Vgl. auch Holsenbürger a. a. O. II. 201 ff.)

und ihr Lob aussprach, sagte die Kleine mit ebenso viel Selbstbewußtsein als Wahrheit: „Wenn ich älter bin, Mama, schreibe ich soche Stücke und solche Lieder selbst und komponiere sie, und noch viel schönere als diese.“ In der Musik wie in allem übrigen war die Familie konservativ, sie hielt es zum Ärgernis des Vetters mit den schweren alten Meistern und „den altmodischen Liedern“. Auch der Dichterin blieb stets eine Vorliebe für das einfache Volkslied. Den ersten planmäßigen Unterricht im Klavierspiel empfing sie mit der Schwester Jenny gemeinsam von Ketteler, dem tüchtigen Organisten des Damenstiftes Hohenholte, die weitere theoretische Ausbildung im Generalbaß vom Onkel Maximilian Friedrich in Münster.[1] Am 17. Juni 1813 konnte Annette schon bei dem abendlichen Gottesdienst im Dorfe Roxel den Organisten ersetzen.[2] Der Vetter erzählt, Annette habe jeden Nachmittag zur Ergötzung ihres Papas gesungen. Er (der Vetter) sei zwar kein natürlicher Verehrer der Musik, sondern ein künstlicher gewesen; dennoch habe er gemeint, das Fräulein singe schön. „Über ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam, aber von geringem Umfange ist, da läßt sich ein Maßstab anlegen; aber dieses seltsame Modulieren, diese kleinen, nach der Schule verbotenen Vorschläge, dieser tieftraurige Ton, der, eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur für den geborenen Laien wie mich den Eindruck von gewaltsam Bewegendem machen; die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter, dessen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd, wie eine sterbende Löwin: es liegt etwas Außernatürliches in diesem

---

[1] Maximilian Friedrich von Droste-Hülshoff (1764—1840) war der jüngere Bruder des Vaters der Dichterin. Zu Gunsten des jüngsten Bruders, Heinrich Johann (1768—1836), späteren Dompropstes, verzichtete er auf seine Dompräbende, um eine Ehe einzugehen, welcher der nachherige Bonner Professor Clemens von Droste-Hülshoff (geb. 2. Febr. 1793) entsproßte. Maximilian Friedrich verfaßte nicht bloß ein ausführliches Werk über den Generalbaß, sondern veröffentlichte auch eine Reihe umfangreicherer Musikstücke, darunter eine Oper, Cantate, Streichquartette u. s. w.

[2] Hüffer, 83.

Ton, sonderlich im Verhältnis zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht singen: unter jeder Pause stößt ein leiser Husten sie an und ihre Farbe wechselt, bis sie sich in roten kleinen Fleckchen festsetzt, die bis in die Halskrause laufen — mir wird todangst dabei, und ich suche dem Gesange oft vorzubeugen." Schulgemäß bildete sich Annette im Gesang erst später in Köln aus.

So konnte dem protestantischen Verwandten in seinem Sinne die Familie „auf dem Hülshove" mit Recht „wie die Scholastiker des Mittelalters vorkommen mit ihrem rastlosen, gründlichen Fleiße und bodenlosen Dämmerungen. Alles bildet an sich und lernt zu bis in die grauen Haare hinein, und alles glaubt an Hexen, Gespenster und den ewigen Juden".

II. Verschiedene Strömungen.

(1810—1815.)

Wenn von den Eindrücken und der Umgebung Annettens in ihrer Kindheit die Rede ist, müssen wir uns notwendig von Hülshoff auch nach Bökendorf und Abbenburg, von den Eltern und Geschwistern zu der Großmutter und deren Familie wenden. Vorher sei jedoch eines andern Anknüpfungspunktes gedacht, der ebenfalls in die erste Kinderzeit fällt.

Nach dem ursprünglichen Entwurf sollte der Vetter in „Bei uns zu Lande" auch einen Besuch „im Damenstift zu Freckenhorst bei Warendorf machen und dort die Großtante Stiftsdame auf dem Violoncell spielend finden. Auch in anderen Künsten und Kunstfertigkeiten ist sie erfahren; sie bereitet Arzneien und versteht zwölf verschiedene Obstsorten auf einen Baum zu pfropfen".

Es ist zu bedauern, daß die Ausführung dieses Teiles unterblieben ist; wir würden sonst ein neues Genrebild voll treffender Züge aus der Kindheit Annettens besitzen. In Wirklichkeit lebte im Freckenhorster Stifte die Schwester der Mutter, Karoline von Haxthausen, und noch andere Verwandte und Jugendfreundinnen, so daß es für die Frau vom Hülshove eine beliebte Abspannung war, in das nur wenige Meilen entfernte Stift zu fahren. Natürlich blieben die Kinder dann nicht zu Haus. Und so mag sich das Bild einer auf dem Violoncell spielenden Stiftsdame der kindlichen Phantasie ganz besonders eingeprägt haben. Wollte man genau vergleichen, so würde man wahrscheinlich finden, daß in der Schilderung eines Stiftsfräuleins in ihrem alten Kuriengebäude, welche

Annette für Schückings Roman „Eine dunkle That" (S. 63—100) anfertigte, manche Züge aus ihren Kindererinnerungen von Freckenhorst aufgenommen wurden. Von größerer Wichtigkeit wurde bei solchen Besuchen die Bekanntschaft mit einer Schweizerin, der Gräfin von Thurn-Valsassina, welche ebendort Stiftsdame war. In spätern Jahren, als Annette zum erstenmale die Schweiz sah, sang sie:

„So steh' ich wirklich denn auf deinem Grunde,
Besungnes Land, von dem die Fremde schwärmt?
Du meines Lebens allerfrühste Kunde
Aus einer Zeit, die noch das Herz erwärmt,
Als eine, nie vergessen, doch entschwunden,
So manche liebe, hingeträumte Stunden
An allzuteuren Bildern sich gehärmt.

Wenn sie gemalt, wie malet das Verlangen,
Die Felsenkuppen und den ew'gen Schnee,
Wenn um mein Ohr die Alpenglocken klangen,
Vor meinem Auge blitzte auf der See;
Von Schlosses Turm, mit zitterndem Vergnügen
Ich zahllos sah die blanken Dörfer liegen,
Der Königreiche vier vor meiner Höh'.

Mich dünkt, noch seh' ich ihre blauen Augen,
Die aufwärts schaun mit heiliger Gewalt,
Noch will mein Ohr die weichen Töne saugen,
Wenn echogleich sie am Klavier verhallt,
Und drunten, wo die linden Pappeln wehen,
Noch glaub' ich ihrer Locken Wald zu sehen
Und ihre zarte, schwankende Gestalt." (III. 423 f.)

Ein Bild, das nach Jahren noch so lebhaft war, konnte in der Kindheit keinen vorübergehenden Eindruck gemacht haben. Um jedoch die ganze Tiefe desselben zu ermessen, muß man bedenken, daß die Sehnsucht der Stiftsdame nach der Schweiz schließlich in die Krankheit des Heimwehs überging und den Tod herbeiführte. Derselbe muß vor der Aufhebung des Stiftes, also vor 1812, eingetreten sein, so daß Annette etwa als 10- bis 12jähriges Kind die Gräfin gekannt hat. Dann aber ist es begreiflich, wie sie, das geweckte, reizbare Mägdlein mit

ihrer wachsenden Dichterphantasie und ihrem sehnsüchtigen Gemüt die Schilderungen der heimwehkranken fremden Dame in sich aufgesogen, und wie die Schweiz ihr seit jenen Tagen als ein eigenartiges Ziel aller Sehnsucht erscheinen mußte. Wir brauchen uns also nicht mehr zu wundern, warum schon im „Walther" Gebirgslandschaften gezeichnet werden, warum das Jugenddrama, das eigentliche Trauerspiel der träumerischen Sehnsucht, „Bertha oder die Alpen" heißt, warum endlich das erste reife Gedicht eine Alpenlandschaft zum Schauplatz wählt. Und so ward die heimwehkranke Schweizerin dem westfälischen Kinde unbewußt und unbeabsichtigt zu einer Art Muse!

Die Großeltern lernte Annette erst in ihrem siebenten Jahre kennen. Über den Freiherrn Werner Adolf von Haxthausen (1744—1822) sind uns weitere Nachrichten nicht erhalten, wohl aber über dessen zweite Gattin, die Stiefmutter der Freifrau von Hülshoff, aber doch schlechthin Großmutter genannt und auch wie eine leibliche Mutter in der ganzen Familie geehrt und geliebt. Maria Anna, geborene Freiin von Wendt-Papenhausen, war überaus schlicht und gut, so daß sie bereits zu ihren Lebzeiten, mehr noch seit ihrem Tode (1830) bei den Bewohnern der umliegendenden Ortschaften im Rufe außerordentlicher Frömmigkeit stand, ja nahezu als Heilige verehrt wurde. Sie hielt große Stücke auf die kleine Annette und suchte deren unverkennbare Anlagen auf das Gute und Heilige hinzulenken, indem sie ihr manche poetische Aufgabe stellte, die einen frommen Stoff zum Gegenstand hatte. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, die Umgebung habe das keimende Talent des Kindes nicht beachtet oder dasselbe unterdrückt. Wie man überhaupt in Bökendorf über Annette dachte, zeigt uns ein Brief der Tante Ludwina von Haxthausen an die Mutter: „ . . Da ich ihn (Werner) mit Annettens Dichtergenie bekannt machte, konnte er nicht aufhören, von dem außerordentlichen kleinen Mädchen zu sprechen und geradezu zu erklären, daß eine zweite Sappho in dem Mädchen keimte, und daß man noch kein ähnliches Beispiel auch von den größten Dichtern hätte. Doch mißrät er die Erlernung

der Musik ganz, er wird dich vermutlich selbst mit seinen Gründen bekannt machen." (Bökendorf, 2. Dezember 1804.)

Es war immer für die Hülshoffer Kinder eine freudig erregte Zeit, wenn der große Familienwagen bepackt und bespannt wurde und die Mutter mit ihrer heranwachsenden Schar die Reise zu den Großeltern antrat. Die Güter der Familie Haxthausen, Abbenburg und Bökendorf, liegen in jenem Teile des damaligen Fürstentums Paderborn, der der „oberwaldische" (jenseits des Waldgebirges) genannt wird, und man gelangte von Brakel aus dahin auf einem Wege, der durch die schönsten Laubwälder führt. Landschaft, Menschenschlag und Leben sind von denjenigen des Münsterlandes merklich abweichend und trugen dadurch bei, das Beobachtungstalent der jungen Dichterin ziemlich früh zu entwickeln.

Auch an Sagen und Geschichten fehlte es nicht. Aus dem zum Gute gehörigen Dörfchen stammte jener Reutersmann, Johannes Schneeberg, Lieutenant im Götzischen Regiment, der, wie in den Monumenta Paderb. bekundet wird, in der Schlacht bei Lützen den Schwedenkönig Gustav Adolf erschlug und ihm die goldene Halskette abnahm. Im selben Dorfe war nach der Volkssage ein Haus, das hieß das Düvelshaus. Darin wohnte vor undenklichen Zeiten ein Hexenmeister, der nachts als Werwolf umging und den Leuten vielen Schabernack und Schaden anthat. Der Vorfahren des Gutsherrn einer paßte dem Unhold auf und schoß dem Wolf eine silberne geweihte Kugel ins Bein. Da nun am andern Tage der Hexenmeister krank an der Wunde lag, so erkannte man ihn und zog ihn vor das Gericht. Da versprach er, das ganze Dorf mit einer goldenen Kette dreimal zu umziehen. Die aber hat er nicht herbeischaffen können, und da hat man ihn verurteilt und auf einem Scheiterhaufen verbrannt. So erzählt die Dichterin später in ihren Beiträgen zu Schückings „malerisches u. romantisches Westfalen".

Gutsherren von Bökendorf waren seit undenklichen Zeiten die Freiherren von Haxthausen, ein uraltes, weit verbreitetes Geschlecht, das sich nach dem Rhein, nach Niedersachsen, Branden-

ihrer wachsenden Dichterphantasie und ihrem sehnsüchtigen Gemüt die Schilderungen der heimwehkranken fremden Dame in sich aufgesogen, und wie die Schweiz ihr seit jenen Tagen als ein eigenartiges Ziel aller Sehnsucht erscheinen mußte. Wir brauchen uns also nicht mehr zu wundern, warum schon im „Walther" Gebirgslandschaften gezeichnet werden, warum das Jugenddrama, das eigentliche Trauerspiel der träumerischen Sehnsucht, „Bertha oder die Alpen" heißt, warum endlich das erste reife Gedicht eine Alpenlandschaft zum Schauplatz wählt. Und so ward die heimwehkranke Schweizerin dem westfälischen Kinde unbewußt und unbeabsichtigt zu einer Art Muse!

Die Großeltern lernte Annette erst in ihrem siebenten Jahre kennen. Über den Freiherrn Werner Adolf von Haxthausen (1744—1822) sind uns weitere Nachrichten nicht erhalten, wohl aber über dessen zweite Gattin, die Stiefmutter der Freifrau von Hülshoff, aber doch schlechthin Großmutter genannt und auch wie eine leibliche Mutter in der ganzen Familie geehrt und geliebt. Maria Anna, geborene Freiin von Wendt-Papenhausen, war überaus schlicht und gut, so daß sie bereits zu ihren Lebzeiten, mehr noch seit ihrem Tode (1830) bei den Bewohnern der umliegendenden Ortschaften im Rufe außerordentlicher Frömmigkeit stand, ja nahezu als Heilige verehrt wurde. Sie hielt große Stücke auf die kleine Annette und suchte deren unverkennbare Anlagen auf das Gute und Heilige hinzulenken, indem sie ihr manche poetische Aufgabe stellte, die einen frommen Stoff zum Gegenstand hatte. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, die Umgebung habe das keimende Talent des Kindes nicht beachtet oder dasselbe unterdrückt. Wie man überhaupt in Bökendorf über Annette dachte, zeigt uns ein Brief der Tante Ludwina von Haxthausen an die Mutter: „ . . Da ich ihn (Werner) mit Annettens Dichtergenie bekannt machte, konnte er nicht aufhören, von dem außerordentlichen kleinen Mädchen zu sprechen und geradezu zu erklären, daß eine zweite Sappho in dem Mädchen keimte, und daß man noch kein ähnliches Beispiel auch von den größten Dichtern hätte. Doch mißrät er die Erlernung

der Musik ganz, er wird dich vermutlich selbst mit seinen Gründen bekannt machen.“ (Bökendorf, 2. Dezember 1804.)

Es war immer für die Hülshoffer Kinder eine freudig erregte Zeit, wenn der große Familienwagen bepackt und bespannt wurde und die Mutter mit ihrer heranwachsenden Schar die Reise zu den Großeltern antrat. Die Güter der Familie Haxthausen, Abbenburg und Bökendorf, liegen in jenem Teile des damaligen Fürstentums Paderborn, der der „oberwaldische“ (jenseits des Waldgebirges) genannt wird, und man gelangte von Brakel aus dahin auf einem Wege, der durch die schönsten Laubwälder führt. Landschaft, Menschenschlag und Leben sind von denjenigen des Münsterlandes merklich abweichend und trugen dadurch bei, das Beobachtungstalent der jungen Dichterin ziemlich früh zu entwickeln.

Auch an Sagen und Geschichten fehlte es nicht. Aus dem zum Gute gehörigen Dörfchen stammte jener Reutersmann, Johannes Schneeberg, Lieutenant im Götzischen Regiment, der, wie in den Monumenta Paderb. bekundet wird, in der Schlacht bei Lützen den Schwedenkönig Gustav Adolf erschlug und ihm die goldene Halskette abnahm. Im selben Dorfe war nach der Volkssage ein Haus, das hieß das Düvelshaus. Darin wohnte vor undenklichen Zeiten ein Hexenmeister, der nachts als Werwolf umging und den Leuten vielen Schabernack und Schaden anthat. Der Vorfahren des Gutsherrn einer paßte dem Unhold auf und schoß dem Wolf eine silberne geweihte Kugel ins Bein. Da nun am andern Tage der Hexenmeister krank an der Wunde lag, so erkannte man ihn und zog ihn vor das Gericht. Da versprach er, das ganze Dorf mit einer goldenen Kette dreimal zu umziehen. Die aber hat er nicht herbeischaffen können, und da hat man ihn verurteilt und auf einem Scheiterhaufen verbrannt. So erzählt die Dichterin später in ihren Beiträgen zu Schückings „malerisches u. romantisches Westfalen“.

Gutsherren von Bökendorf waren seit undenklichen Zeiten die Freiherren von Haxthausen, ein uraltes, weit verbreitetes Geschlecht, das sich nach dem Rhein, nach Niedersachsen, Branden-

burg, Sachsen, Hessen und Dänemark verzweigt hatte; diese dänische Linie war in der Person Georg Christians von Haxthausen 1730 in Dänemark in den Grafenstand erhoben worden. Im Hochstift Paderborn gehörte die Familie zu den sogenannten vier „festen Säulen“ oder „Edlen Meiern“ und war mit dem Erbhofmeisteramt des Fürstentums belehnt.

Mit den zunehmenden Jahren muß Annette auch Anteil an dem regen wissenschaftlichen und litterarischen Leben in Bökendorf genommen, wenigstens unwillkürliche Eindrücke von demselben empfangen haben. Die beiden Söhne des Hauses, Werner und August, standen mitten in der romantisch-nationalen Bewegung, die derzeit in den weitesten Kreisen Deutschlands obsiegte. Werner war in Halle bei Steffens und bei dem Musikdirektor Reichhardt ein gerngesehener Gast; im Jahre 1809 wurde er mit Wilhelm, bald auch mit Jakob Grimm bekannt. Über die andauernde Innigkeit und den vielfachen gegenseitigen Nutzen dieser Freundschaft geben uns die Briefe der Gebrüder Grimm mit der Haxthausenschen Familie den besten Aufschluß.[1] Denn bald war aus der ersten Bekanntschaft der Gelehrten eine wirkliche Freundschaft mit der ganzen Familie geworden, die sich auch durch gegenseitige Besuche bethätigte. Schon im Jahre 1811 kam Wilhelm nach Bökendorf, und er muß entweder bereits diesmal oder sicher doch später auch die Drosteschen Kinder kennen gelernt haben. Die veröffentlichten Briefe sprechen freilich meistens nur von der älteren Schwester Jenny, welche den litterarischen Arbeiten Grimms ein besonders lebhaftes Interesse entgegenbrachte und zu ihm in ein freundschaftliches Verhältnis trat. Am 25. Juni 1813 schickte er ihr ein in Verse gebrachtes Märchen; am 12. Januar 1814 dankt er „ganz besonders für die zuletzt für den zweiten Band der Märchen geschickten schönen Stücke“; im März 1816 hegt er die Absicht, mit August von Haxthausen die Familie Droste in

[1] Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob Grimm. Herausgegeben von A. Reifferscheid. Heilbronn 1878.

Münster zu besuchen. Annette, die jüngere Schwester, wird in den Briefen seltener erwähnt. Jedoch muß das gegenseitige Verhältnis kein gar zu fremdes gewesen sein. Am 12. Januar 1814 schreibt Grimm, „er habe von Annette geträumt, sie sei in dunkle Purpurflamme gekleidet gewesen, habe sich Haare ausgezogen und sie als Pfeile in die Luft geworfen". Ein andermal (15. März 1816) schreibt er: „Fräulein Nette soll mir noch ganz bös sein"; doch giebt er einige Tage später dem Freunde August den Auftrag: „Gehst du nach Münster, so grüße mir alles schönstens und bestens. auch, da die Sonne eben untergehen will, meine Freundin Nette."[1] 1818 besuchte Annette mit ihrem Vater die Freunde in Kassel. Aus dem nun folgenden Jahre hat sich ein Briefchen des großen Germanisten an die junge Dichterin erhalten: „Kassel, 7. Dezember 1819. Gnädiges Fräulein! Ich schicke Ihnen hier die neue Auflage der Kindermärchen mit dem Wunsch, daß sie Ihnen einiges Vergnügen machen. Vieles kennen Sie schon davon, manches verdanke ich Ihnen selbst, doch hoffe ich, daß Sie das Neue darin einmal nicht ungern ansehen. Darunter gehören auch die Kupfer, die (bis auf den Kranz vor dem zweiten Band, der gegen meinen Willen hineingekommen und bloße Berliner Fabrikarbeit ist) von meinem Bruder herrühren. Das Bildchen vor dem ersten Band gehört zu dem Märchen von Brüderchen und Schwesterchen S. 60. Der Engel hält die Seelen der beiden Schlafenden als Lilien in seiner Hand und schützt sie gegen irdische Gefahren. Auch denke ich mir die unschuldigen Märchen selbst darunter, die sich also in der Einsamkeit und von der Welt nicht geachtet, erhalten haben. Das Bild der hessischen Märchenfrau vor dem zweiten Band werden Sie auch hier gern betrachten, wie verständig, gemessen und tüchtig sieht sie aus! Der Blumenkranz vor dem ersten Band war in der Zeichnung, dabei in Farben, sehr hübsch

[1] Häffer 27. Häffer fügt hinzu: „Es scheint, daß Annette — wie Goethe und Frau von Willemer für die Zeit des Neumonds — für die Zeit des Sonnenuntergangs einen bestimmten Gedanken verabredet hatte." Über solche in der That getroffene Vereinbarungen vgl. unten.

burg, Sachsen, Hessen und Dänemark verzweigt hatte; diese dänische Linie war in der Person Georg Christians von Haxthausen 1730 in Dänemark in den Grafenstand erhoben worden. Im Hochstift Paderborn gehörte die Familie zu den sogenannten vier „festen Säulen" oder „Edlen Meiern" und war mit dem Erbhofmeisteramt des Fürstentums belehnt.

Mit den zunehmenden Jahren muß Annette auch Anteil an dem regen wissenschaftlichen und litterarischen Leben in Bökendorf genommen, wenigstens unwillkürliche Eindrücke von demselben empfangen haben. Die beiden Söhne des Hauses, Werner und August, standen mitten in der romantisch-nationalen Bewegung, die derzeit in den weitesten Kreisen Deutschlands obsiegte. Werner war in Halle bei Steffens und bei dem Musikdirektor Reichhardt ein gerngesehener Gast; im Jahre 1809 wurde er mit Wilhelm, bald auch mit Jakob Grimm bekannt. Über die andauernde Innigkeit und den vielfachen gegenseitigen Nutzen dieser Freundschaft geben uns die Briefe der Gebrüder Grimm mit der Haxthausenschen Familie den besten Aufschluß.[1] Denn bald war aus der ersten Bekanntschaft der Gelehrten eine wirkliche Freundschaft mit der ganzen Familie geworden, die sich auch durch gegenseitige Besuche bethätigte. Schon im Jahre 1811 kam Wilhelm nach Bökendorf, und er muß entweder bereits diesmal oder sicher doch später auch die Drosteschen Kinder kennen gelernt haben. Die veröffentlichten Briefe sprechen freilich meistens nur von der älteren Schwester Jenny, welche den litterarischen Arbeiten Grimms ein besonders lebhaftes Interesse entgegenbrachte und zu ihm in ein freundschaftliches Verhältnis trat. Am 25. Juni 1813 schickte er ihr ein in Verse gebrachtes Märchen; am 12. Januar 1814 dankt er „ganz besonders für die zuletzt für den zweiten Band der Märchen geschickten schönen Stücke"; im März 1816 hegt er die Absicht, mit August von Haxthausen die Familie Droste in

[1] Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob Grimm. Herausgegeben von A. Reifferscheid. Heilbronn 1878.

Münster zu besuchen. Annette, die jüngere Schwester, wird in den Briefen seltener erwähnt. Jedoch muß das gegenseitige Verhältnis kein gar zu fremdes gewesen sein. Am 12. Januar 1814 schreibt Grimm, „er habe von Annette geträumt, sie sei in dunkle Purpurflamme gekleidet gewesen, habe sich Haare ausgezogen und sie als Pfeile in die Luft geworfen". Ein andermal (15. März 1816) schreibt er: „Fräulein Nette soll mir noch ganz bös sein"; doch giebt er einige Tage später dem Freunde August den Auftrag: „Gehst du nach Münster, so grüße mir alles schönstens und bestens. auch, da die Sonne eben untergehen will, meine Freundin Nette."[1] 1818 besuchte Annette mit ihrem Vater die Freunde in Kassel. Aus dem nun folgenden Jahre hat sich ein Briefchen des großen Germanisten an die junge Dichterin erhalten: „Kassel, 7. Dezember 1819. Gnädiges Fräulein! Ich schicke Ihnen hier die neue Auflage der Kindermärchen mit dem Wunsch, daß sie Ihnen einiges Vergnügen machen. Vieles kennen Sie schon davon, m a n c h e s v e r d a n k e i c h I h n e n s e l b s t, doch hoffe ich, daß Sie das Neue darin einmal nicht ungern ansehen. Darunter gehören auch die Kupfer, die (bis auf den Kranz vor dem zweiten Band, der gegen meinen Willen hineingekommen und bloße Berliner Fabrikarbeit ist) von meinem Bruder herrühren. Das Bildchen vor dem ersten Band gehört zu dem Märchen von Brüderchen und Schwesterchen S. 60. Der Engel hält die Seelen der beiden Schlafenden als Lilien in seiner Hand und schützt sie gegen irdische Gefahren. Auch denke ich mir die unschuldigen Märchen selbst darunter, die sich also in der Einsamkeit und von der Welt nicht geachtet, erhalten haben. Das Bild der hessischen Märchenfrau vor dem zweiten Band werden Sie auch hier gern betrachten, wie verständig, gemessen und tüchtig steht sie aus! Der Blumenkranz vor dem ersten Band war in der Zeichnung, dabei in Farben, sehr hübsch

---

[1] Häffer 27. Häffer fügt hinzu: „Es scheint, daß Annette — wie Goethe und Frau von Willemer für die Zeit des Neumonds — für die Zeit des Sonnenuntergangs einen bestimmten Gedanken verabredet hatte." Über solche in der That getroffene Vereinbarungen vgl. unten.

und zierlich, hat aber in dem Stich viel verloren. Wären Sie doch diesen Sommer wiedergekommen! Ihrem Herrn Vater, der sich unser doch noch erinnert und den ich herzlich zu grüßen bitte, hätte ich das neuangelegte Treibhaus und den Garten eines Privatmannes zeigen wollen, der von allen Pflanzen ganz ausgesuchte Exemplare hat. Sie wären auch mitgegangen, darnach hätten Sie die Bilder eines jungen eben aus Rom zurückgekommenen Malers, Maurus Ruhl, sehen müssen. Sie hätten Ihnen gewiß sehr großes Vergnügen gemacht, besonders eine Anbetung der hl. drei Könige und dann ein kleines Bild, den Frühling vorstellend: ein Engelsköpfchen, nach einem wunderschönen blondgelockten zarten Kind, das in Verona lebt, mit einem Kranz von Rosen, Maiblumen und Goldblättern. Der ganze goldne Rahmen ist zugleich auf eine eigentümliche Weise bemalt mit Blumen und Vögeln; Fasanen trinken aus Muscheln, und oben ruht der Paradiesvogel.

Behalten Sie uns in freundlichem Andenken; meine Schwester grüßt mit uns aufs herzlichste. An Ihren Christbaum häng' ich den Wunsch, daß Gott Sie mit seinen Freuden durch das ganze Jahr segne! Wilhelm Karl Grimm." [1]

Man kann bedauern, daß der Umgang mit den Gebrüdern in Kassel so selten und ihr Einfluß auf Annette nicht anhaltender war; vielleicht hätte die junge Dichterin viel eher das ihr angeborene eigentümliche Talent erkannt, ohne erst einige Irrfahrten des Geschmackes durchzumachen. Aber auch jetzt ist anzuerkennen, daß die Anregungen der Brüder Grimm für die Sprache und Art Drostescher Poesie von größter Wichtigkeit waren. Die Hochachtung, welche die Gelehrten den bis dahin so verachteten Volksliedern und anderen Erzeugnissen der dichtenden Volksseele zuwendeten, sowie die wissenschaftliche Behandlung, welche sie der Sprache angedeihen ließen, wirken unverkennbar in der Dichterin nach, die nicht das Kind ihres Vaters und ihres Landes hätte sein müssen, um nicht mit Freuden

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß der Dichterin.

alles zu umfassen, was sich als echt deutsch, wahr und durch das Alter geheiligt erwies. Der Landaufenthalt und der vertraute Verkehr mit dem Landvolk ihrer Heimat waren zudem der günstigste Nährboden für die Anregungen der gelehrten Freunde. So zeigt sich denn auch späterhin die Dichterin immer wieder bemüht, jeglichen Versuch zur Sammlung und Erhaltung der Volkspoesie zu begünstigen und nach Kräften zu unterstützen. Als ihr Onkel August sie gebeten hatte, auch für seine geplante große Volksliedersammlung Beiträge aus dem Münsterschen zu schicken, berichtete sie ihm: „Deinen Auftrag, lieber August, betreffend die Wallfahrts- oder Arbeitslieder frommen Inhaltes, habe ich auszurichten gesucht und deshalb allen alten Weibern des Kirchspiels die Cour gemacht — dennoch war der Erfolg so gut wie gar keiner, da die drei oder vier derartigen Lieder, die mir wie verschlagene Kanarienvögel in die Hände fielen, sogleich von Mama für echte Paderborner erkannt wurden, die sie hundertmal in Bökendorf gehört. Wirklich waren sie hier nicht allgemein, sondern nur einzelnen Personen bekannt, die mochten sie von einer paderbornischen Magd gelernt haben, und ich muß bekennen, daß mein gutes Münsterland sich dieses Mal als echte dürre Sandsteppe ausgewiesen. Sonderbarerweise haben wir, diese frommen Leutchen, überhaupt nicht halb so viel gottselige oder auch nur ernste Poesieen als euer Janhagel; unsere Volkslieder sind über die Hälfte lustigen oder lockeren Inhaltes. Das scheint dir wohl nicht so, aber wir haben dir dergleichen nie geschickt, weil sie immer zugleich grausam — dumm waren. Alte Kirchenlieder haben wir etwa 4—5, Wallfahrtslieder durchaus nur ein einziges, was du kennst; ich habe es oft in Bökendorf gehört, und bei der Arbeit singen wir gar nicht, außer beim Spinnen die ordinären Volkslieder.“[1]

Auch Ludwig Uhland nahm bei Herausgabe der „Volkslieder“ Annettens fördernden Beistand in Anspruch und empfing

[1] Brief vom 29. August 1840. IV. 297.

und zierlich, hat aber in dem Stich viel verloren. Wären Sie doch diesen Sommer wiedergekommen! Ihrem Herrn Vater, der sich unser doch noch erinnert und den ich herzlich zu grüßen bitte, hätte ich das neuangelegte Treibhaus und den Garten eines Privatmannes zeigen wollen, der von allen Pflanzen ganz ausgesuchte Exemplare hat. Sie wären auch mitgegangen, darnach hätten Sie die Bilder eines jungen eben aus Rom zurückgekommenen Malers, Maurus Ruhl, sehen müssen. Sie hätten Ihnen gewiß sehr großes Vergnügen gemacht, besonders eine Anbetung der hl. drei Könige und dann ein kleines Bild, den Frühling vorstellend: ein Engelsköpfchen, nach einem wunderschönen blondgelockten zarten Kind, das in Verona lebt, mit einem Kranz von Rosen, Maiblumen und Goldblättern. Der ganze goldne Rahmen ist zugleich auf eine eigentümliche Weise bemalt mit Blumen und Vögeln; Fasanen trinken aus Muscheln, und oben ruht der Paradiesvogel.

Behalten Sie uns in freundlichem Andenken; meine Schwester grüßt mit uns aufs herzlichste. An Ihren Christbaum häng' ich den Wunsch, daß Gott Sie mit seinen Freuden durch das ganze Jahr segne! Wilhelm Karl Grimm." [1]

Man kann bedauern, daß der Umgang mit den Gebrüdern in Kassel so selten und ihr Einfluß auf Annette nicht anhaltender war; vielleicht hätte die junge Dichterin viel eher das ihr angeborene eigentümliche Talent erkannt, ohne erst einige Irrfahrten des Geschmackes durchzumachen. Aber auch jetzt ist anzuerkennen, daß die Anregungen der Brüder Grimm für die Sprache und Art Drostescher Poesie von größter Wichtigkeit waren. Die Hochachtung, welche die Gelehrten den bis dahin so verachteten Volksliedern und anderen Erzeugnissen der dichtenden Volksseele zuwendeten, sowie die wissenschaftliche Behandlung, welche sie der Sprache angedeihen ließen, wirken unverkennbar in der Dichterin nach, die nicht das Kind ihres Vaters und ihres Landes hätte sein müssen, um nicht mit Freuden

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß der Dichterin.

alles zu umfassen, was sich als echt deutsch, wahr und durch das Alter geheiligt erwies. Der Landaufenthalt und der vertraute Verkehr mit dem Landvolk ihrer Heimat waren zudem der günstigste Nährboden für die Anregungen der gelehrten Freunde. So zeigt sich denn auch späterhin die Dichterin immer wieder bemüht, jeglichen Versuch zur Sammlung und Erhaltung der Volkspoesie zu begünstigen und nach Kräften zu unterstützen. Als ihr Onkel August sie gebeten hatte, auch für seine geplante große Volksliedersammlung Beiträge aus dem Münsterschen zu schicken, berichtete sie ihm: „Deinen Auftrag, lieber August, betreffend die Wallfahrts- oder Arbeitslieder frommen Inhaltes, habe ich auszurichten gesucht und deshalb allen alten Weibern des Kirchspiels die Cour gemacht — dennoch war der Erfolg so gut wie gar keiner, da die drei oder vier derartigen Lieder, die mir wie verschlagene Kanarienvögel in die Hände fielen, sogleich von Mama für echte Paderborner erkannt wurden, die sie hundertmal in Bökendorf gehört. Wirklich waren sie hier nicht allgemein, sondern nur einzelnen Personen bekannt, die mochten sie von einer paderbornischen Magd gelernt haben, und ich muß bekennen, daß mein gutes Münsterland sich dieses Mal als echte dürre Sandsteppe ausgewiesen. Sonderbarerweise haben wir, diese frommen Leutchen, überhaupt nicht halb so viel gottselige oder auch nur ernste Poesieen als euer Janhagel; unsere Volkslieder sind über die Hälfte lustigen oder lockeren Inhaltes. Das scheint dir wohl nicht so, aber wir haben dir dergleichen nie geschickt, weil sie immer zugleich grausam — dumm waren. Alte Kirchenlieder haben wir etwa 4—5, Wallfahrtslieder durchaus nur ein einziges, was du kennst; ich habe es oft in Bökendorf gehört, und bei der Arbeit singen wir gar nicht, außer beim Spinnen die ordinären Volkslieder.“[1]

Auch Ludwig Uhland nahm bei Herausgabe der „Volkslieder“ Annettens fördernden Beistand in Anspruch und empfing

[1] Brief vom 29. August 1840. IV. 297.

von ihr einige sehr charakteristische alte Lieder aus Niederdeutschland.[1]

Wichtiger war es, daß sie selbst in den Geist des Volksliedes einzudringen suchte. In welchem Grade ihr dieses gelungen ist und sie den eigentümlich schlichten Ton dieses Liedes nachzubilden verstand, erhellt sattsam aus ihren Schriften. Wie treffend ist nicht, um anderer zu geschweigen, das Liebeslied: „Es stehet ein Fischlein“ in der „Mergelgrube“, das Landsknechtslied in der „Schlacht im Lohner Bruch“. Über dies Landsknechtslied täuschte sich sogar der feine Kenner und Freund der Dichterin, Professor Schlüter, so sehr, daß er mit L. Schücking eine Wette einging für die Behauptung, das Lied sei ein echtes Reiterlied und von Annette nur eingelegt. Letztere ward befragt und erklärte sich als die Verfasserin. In betreff einiger anderer Lieder, z. B. „Gott grüß' mir die im grünen Rock“ u. dgl., welche sie selbst gern zu singen und auf dem Klavier zu begleiten pflegte, ließ sie aber selbst ihre Freunde in Ungewißheit, ob sie dieselben entdeckt oder selbst gedichtet und komponiert oder doch bedeutend verändert und modifiziert habe.[2] Aber nicht nur für die Worte der Volkslieder zeigte sie Interesse und Sammeleifer, sondern auch für die Melodieen, welche oft ebenso sehr die innerste Seele eines Liedes offenbaren. So erzählt Schlüter im Nachruf: „Sie kannte unzählige Nationalmelodieen zu den Stimmen und Liedern der Völker fast aller Erdstriche, die sie höchst eigentümlich vorzutragen wußte, und worin sie Gefühl und Seele dieser Dichtungen erst wahrhaft lebendig erkennen und wiedergeben zu können glaubte. Ihre eigenen Liederkompositionen waren durchgängig einfach, tiefgefühlt, angemessen und höchst originell.“[3]

Von noch größerer Bedeutung für die Schriftstellerin wurde jedoch die Bekanntschaft Annettens mit den Gebrüdern Grimm

---

[1] Vgl. Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder u. s. w. Bd. I. Abt. 2. S. 980. 1006. 1008. 1011.

[2] Vgl. Briefe an Schlüter. S. 207, Anm. 64.

[3] Vgl. Briefe an Schlüter. S. 1 f.

und deren Bestrebungen durch die Sorgfalt und Aufmerksamkeit, welche sie fortan der Sprache und dem Reichtum an bezeichnenden Ausdrücken widmete. Nicht mancher Klassiker dürfte wohl einen ähnlich reichen Wortschatz aufzuweisen haben wie die Droste. Wenn das Verzeichnis desselben aufgestellt wäre, würde sich erst so recht zeigen, wie manchen verlorenen Ausdruck, wie manches echtdeutsche Wort, wie manche nur in der Volkssprache noch bewahrte Goldmünze sprachlichen Voll- und Feingehaltes das adelige Fräulein in ihren Werken gerettet und zu Ehren gebracht hat. Freilich für den gewöhnlichen Leser hat dieser Reichtum einen Übelstand, dem nur ein sehr gutes Wörterbuch der deutschen Sprache abzuhelfen vermag; aber deshalb darf man der Dichterin keinen Vorwurf machen, sondern müßte eher die allgemeine Richtung unserer Litteratur beklagen, die mehr auf überraschende Neubildungen oder schillernde Fremdwörter ausgeht als auf Beibehaltung des wirklich Guten im überlieferten vaterländischen Wortschatz.

Bei dem nicht zu verkennenden Eindruck, den Annette bei ihren Besuchen in Bökendorf von ihren Oheimen und deren Freunden empfing, kann es auf den ersten Blick nur befremden, wenn wir sehen, wie die Dichterin trotzdem in den eigenen poetischen Schöpfungen der Jugendjahre so ganz andere Wege wandelte. Viele dieser Gedichte sind uns aufbewahrt und lassen auf einen starken Gegenstrom schließen, der wenigstens zeitweilig den Bökendorfer Einfluß zurückdrängte.

Dieser Gegenstrom war wirklich vorhanden, und wenn er Annette eine Zeitlang mitriß, so lag das wohl daran, daß er anhaltender und bewußter auf sie einwirkte und ihrer jugendlichen Seelenstimmung mehr entsprach. Als im Jahre 1814 der Hauptbeförderer jenes Gegenstroms ihr räumlich entrückt ward und die innere Gesundung Fortschritte machte, konnte der Bökendorfer Kreis erst recht eigentlich zu namhaftem Einfluß gelangen.

Wenn es sich um Personen handelt, welche auf Annettens Muse einen *bewußten* Einfluß geübt haben, so muß wohl in

erster Linie der Hainbunddichter Anton Matthias Sprickmann genannt werden. Es ist das Verdienst Hermann Hüffers, durch Veröffentlichung einiger Jugendbriefe der Dichterin zuerst auf diesen Mann und seinen Einfluß hingewiesen und so einen weiteren Einblick in die Jugendentwickelung Annettens gewährt zu haben.

Sprickmann, ein geborener Münsteraner (8. September 1749), war im Jahre 1779 Professor der Rechte an der sechs Jahre früher von Fürstenberg ins Leben gerufenen Universität seiner Vaterstadt geworden. Nach der Säkularisation des Hochstifts (1802) wurde er preußischer Regierungsrat und während der napoleonischen Herrschaft Richter am Tribunal. Von der Achtung, die er in seiner Vaterstadt genoß, giebt am besten Zeugnis, daß der geniale Fürstenberg sich seiner in wichtigen Angelegenheiten bediente, und die Ausarbeitung der Schulordnung nach den Heften Fürstenbergs zum größten Teil das Werk Sprickmanns ist.[1] Für Annette kommt indes hauptsächlich die poetische Richtung eines Mannes in Betracht, welcher neben F. L. Stolberg wohl den einzigen belletristisch berühmten Namen der damaligen münsterischen Gesellschaft trug und das bis dahin vom großen Deutschland ganz eigentümlich sich abschließende Münsterland wenigstens durch seine Person mit der Litteratur des Gesamtvaterlandes verband. Die Bekanntschaft Annettens mit diesem Manne war eine Frucht des jährlichen zeitweiligen Aufenthaltes der

---

[1] Sprickmann gehörte einige Zeit auch zu der bekannten familia sacra, dem Freundeskreise der Fürstin Gallitzin in Münster, deren Kinder er zugleich mit Kistemaker in der klassischen Litteratur und in der deutschen Geschichte unterrichtete. Als er sich unterdessen der (12. Oktober 1778) neugegründeten Freimaurerloge angeschlossen hatte, wurden seine Beziehungen zu den ehemaligen Freunden immer loser, wenn auch gerne zugestanden wird, daß eine ausgesprochene Anfeindung der bisher vertretenen Grundsätze nicht statthatte, wie denn überhaupt bis zu der Ankunft der Preußen die Loge keinen merklichen Einfluß übte. Erst Blücher suchte dieselbe zu benutzen, um das Münsterland mit preußischem Geist zu erfüllen. Als er (1806) abging, wurde Sprickmann sein Nachfolger als Vorsitzender der Loge. Vgl. J. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin, S. 33. 139. — Histor.-polit. Blätter, Bd. 85. S. 503 ff.

Drosteschen Familie in Münster. Die Stadtwohnung derselben im „Krummen Timpen“ lag gerade der Wohnung des Rechtsgelehrten gegenüber. Besuche bei Sprickmann werden zuerst aus dem Jahre 1812 erwähnt. Zum 12. Januar 1813 heißt es im Tagebuch Jennys, Annette sei mit der Mutter gleich nach Tisch in die Stadt gefahren, um dann abends 8 Uhr bei Sprickmann zu verweilen.[1]

Sprickmann selbst war seit langer Zeit schon nicht mehr poetisch thätig, aber er liebte es, jüngere Talente anzuziehen und zu fördern. Als Mitglied des Hainbundes stand er freilich auf einem ganz entgegengesetzten ästhetischen Standpunkte als die Grimm und deren Schule. Doch anerkannte er die Verdienste Goethes, den er mit der Fürstin Gallitzin besucht hatte, und Schillers, der im allgemeinen noch schneller als selbst der Dichter des „Götz“ und des „Werther“ sich die Sympathieen der Nation zu erringen verstanden hatte. Auf den letzteren, der als Dramatiker bei dem Dramatiker Sprickmann wohl die meiste Vorliebe genoß, scheint der poetische Mentor denn auch seine gelehrige Schülerin besonders aufmerksam gemacht zu haben. Wenigstens möchte man dies aus den Gedichten jener Zeit schließen, die den Schillerschen Stempel so deutlich an der Stirne tragen, daß man bisweilen das betreffende Stück angeben könnte, welches der Dichterin als Muster vorschwebte.

Da haben wir zuerst aus dem Jahre 1813 die „Drei Tugenden“:

„Drei Tugenden stählen des Menschen Sinn
Auf dieser gefährlichen Reise,
Sie führen zur Quelle des Lichtes hin,
Es verehrt sie jeglicher Weise.
Sie stützen des Sterblichen wankendes Herz,
Versüßen des Lebens bittersten Schmerz.“ u. s. w.

das sogar bis auf den Strophenbau eine Nachahmung des Schillerschen:

---

[1] H. Hüffer 19.

erster Linie der Hainbunddichter Anton Matthias Sprickmann genannt werden. Es ist das Verdienst Hermann Hüffers, durch Veröffentlichung einiger Jugendbriefe der Dichterin zuerst auf diesen Mann und seinen Einfluß hingewiesen und so einen weiteren Einblick in die Jugendentwickelung Annettens gewährt zu haben.

Sprickmann, ein geborener Münsteraner (8. September 1749), war im Jahre 1779 Professor der Rechte an der sechs Jahre früher von Fürstenberg ins Leben gerufenen Universität seiner Vaterstadt geworden. Nach der Säkularisation des Hochstifts (1802) wurde er preußischer Regierungsrat und während der napoleonischen Herrschaft Richter am Tribunal. Von der Achtung, die er in seiner Vaterstadt genoß, giebt am besten Zeugnis, daß der geniale Fürstenberg sich seiner in wichtigen Angelegenheiten bediente, und die Ausarbeitung der Schulordnung nach den Heften Fürstenbergs zum größten Teil das Werk Sprickmanns ist.[1] Für Annette kommt indes hauptsächlich die poetische Richtung eines Mannes in Betracht, welcher neben F. L. Stolberg wohl den einzigen belletristisch berühmten Namen der damaligen münsterischen Gesellschaft trug und das bis dahin vom großen Deutschland ganz eigentümlich sich abschließende Münsterland wenigstens durch seine Person mit der Litteratur des Gesamtvaterlandes verband. Die Bekanntschaft Annettens mit diesem Manne war eine Frucht des jährlichen zeitweiligen Aufenthaltes der

---

[1] Sprickmann gehörte einige Zeit auch zu der bekannten familia sacra, dem Freundeskreise der Fürstin Gallitzin in Münster, deren Kinder er zugleich mit Kistemaker in der klassischen Litteratur und in der deutschen Geschichte unterrichtete. Als er sich unterdessen der (12. Oktober 1778) neugegründeten Freimaurerloge angeschlossen hatte, wurden seine Beziehungen zu den ehemaligen Freunden immer loser, wenn auch gerne zugestanden wird, daß eine ausgesprochene Anfeindung der bisher vertretenen Grundsätze nicht statthatte, wie denn überhaupt bis zu der Ankunft der Preußen die Loge keinen merklichen Einfluß übte. Erst Blücher suchte dieselbe zu benutzen, um das Münsterland mit preußischem Geist zu erfüllen. Als er (1806) abging, wurde Sprickmann sein Nachfolger als Vorsitzender der Loge. Vgl. J. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin, S. 33. 139. — Histor.-polit. Blätter, Bd. 85. S. 503 ff.

Drosteschen Familie in Münster. Die Stadtwohnung derselben im „Krummen Timpen“ lag gerade der Wohnung des Rechtsgelehrten gegenüber. Besuche bei Sprickmann werden zuerst aus dem Jahre 1812 erwähnt. Zum 12. Januar 1813 heißt es im Tagebuch Jennys, Annette sei mit der Mutter gleich nach Tisch in die Stadt gefahren, um dann abends 8 Uhr bei Sprickmann zu verweilen.[1]

Sprickmann selbst war seit langer Zeit schon nicht mehr poetisch thätig, aber er liebte es, jüngere Talente anzuziehen und zu fördern. Als Mitglied des Hainbundes stand er freilich auf einem ganz entgegengesetzten ästhetischen Standpunkte als die Grimm und deren Schule. Doch anerkannte er die Verdienste Goethes, den er mit der Fürstin Gallitzin besucht hatte, und Schillers, der im allgemeinen noch schneller als selbst der Dichter des „Götz“ und des „Werther“ sich die Sympathieen der Nation zu erringen verstanden hatte. Auf den letzteren, der als Dramatiker bei dem Dramatiker Sprickmann wohl die meiste Vorliebe genoß, scheint der poetische Mentor denn auch seine gelehrige Schülerin besonders aufmerksam gemacht zu haben. Wenigstens möchte man dies aus den Gedichten jener Zeit schließen, die den Schillerschen Stempel so deutlich an der Stirne tragen, daß man bisweilen das betreffende Stück angeben könnte, welches der Dichterin als Muster vorschwebte.

Da haben wir zuerst aus dem Jahre 1813 die „Drei Tugenden“:

„Drei Tugenden stählen des Menschen Sinn
Auf dieser gefährlichen Reise,
Sie führen zur Quelle des Lichtes hin,
Es verehrt sie jeglicher Weise.
Sie stützen des Sterblichen wankendes Herz,
Versüßen des Lebens bittersten Schmerz.“ u. s. w.

das sogar bis auf den Strophenbau eine Nachahmung des Schillerschen:

---

[1] H. Hüffer 19.

„Drei Worte nenn' ich euch inhaltsschwer" &c.

bildet.

Derselben Richtung in Stoffwahl und Ausführung gehören auch andere Stücke an, wie „Die Engel" — „Die Sterne" — „Vernunft und Begeisterung" — (letzteres mit einer doppelchorartigen Anlage) — endlich die beiden in ihrem Wollen äußerst kühnen, wenn auch in der Ausführung nicht ganz gelungenen Charakterstudien „Der Dichter" und „Der Philosoph", die gleichsam eine weitere Ausführung des eben genannten „Vernunft und Begeisterung" bilden.

Für die poetische Entwickelungsgeschichte eines später so auf eigenen Füßen stehenden, sich seine eigene Sprache und poetische Welt schaffenden Geistes, wie Annette es unzweifelhaft war, muß dieser Durchgang durch die Schillerperiode von höchstem Interesse sein. Auf den ersten Blick scheint ein größerer Widerstreit kaum gedacht werden zu können, als zwischen Schiller, dem Idealisten, und Annette, der Realistin. Und dennoch ist dieser Widerstreit mehr scheinbar als wirklich. Das Talent Annettens ist wesentlich ein beschauliches, philosophierendes, — grübelndes, wenn man will; trotz ihrer zu Tage tretenden Objektivität liegt ihrem innersten Wesen die reflexionslose, heitere, ursprüngliche Herzenslyrik mehr ferne — und ihr schönster, eigenartigster Kranz sind die Lieder des „geistlichen Jahres", welche die Dichterin selbst bezeichnend genug „Betrachtungen" nennt und dadurch zu verstehen giebt, daß sie zu der reflektierenden Gedankenpoesie gehören, in der auch Schiller seine lyrischen Lorbeeren pflückte. Von diesem Gesichtspunkte aus stellt sich denn auch Sprickmanns Einfluß nicht als ganz so bedauerlich heraus, wie es wohl scheinen dürfte, wenn man die ursprüngliche, so natürliche Dichtung der letzten Kindheit, „Der Abend", mit diesen wortreichen, gespreizten Übungen des Mädchenalters vergleicht.

Sehen wir ein kaum den Kinderschuhen entwachsenes Edelfräulein sich mit solchen Stoffen zu einer Zeit abgeben, wo andere bestenfalls in thränenfrohen Naturschilderungen schwelgen

würden, so brauchen wir uns wohl über die ernste Gedankenrichtung der späteren reifen Dichtungen nicht mehr zu wundern. Annette hatte freilich schon ihre erste sentimentale Periode als zehnjähriges Kind durchgemacht, deren bester Ausdruck wohl das Gedicht „Der Schwermütige" und das Balladenbruchstück „Edgar und Edda" war. Auch ein Ansatz zur reimlosen Ode hat sich aus jener ersten tastenden Zeit erhalten: „Wenn ich, o Freund, hier im Haine" u. s. w. Allein diese Periode hatte in dem „klassischen" „Der Abend" seinen Abschluß gefunden. Mit Sprickmann und wahrscheinlich durch ihn begann jetzt die reflektierende Richtung, welche ihrerseits wieder in einem bei aller sonstigen Frühreife doch überraschenden Gedichte „Das befreite Deutschland" vorläufig ihr Ziel findet.[1]

Dieses aus dem Januar 1814 stammende, noch in seinem ersten Entwurfe vorliegende Gedicht bietet uns in dieser Kladdeschrift auch den augenscheinlichsten Beweis für die Wahrheit der Behauptung, daß die Dichterin um jene Zeit diese Poesieen im Zustande höchster Begeisterung verfaßte, so daß sie kaum Zeit hatte, niederzuschreiben, was ihr zuströmte. So findet sich in diesem Falle die erste Strophe noch vollständig ausgeschrieben; von der zweiten und dritten sind zwar alle Worte vorhanden, aber oft nur mit einem oder zwei Buchstaben bezeichnet. In den übrigen Strophen schreibt Annette dann überhaupt nur noch die Anfangsworte der Verse oder einzelne bezeichnende Stichwörter, um das Gedächtnis zu unterstützen — alles aber ist hingeworfen in der sichtlichsten Hast.

Das Gedicht selbst wurde zuerst gedruckt nach einer Abschrift in Schlüters Besitz in der „Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde". (III. Jahrg. 1877. S. 465). Es wurde dort mitgeteilt als Zeichen der „historischen Anlage Annettens" und als ein Geistesprodukt, das, „unter dem frischen Eindruck des tiefsten patriotischen Schmerzes und aufjauchzender Begeisterung" verfaßt, „eine Großheit der Gedanken,

---

[1] Vgl. die genannten Gedichte IV. 359—372.

„Drei Worte nenn' ich euch inhaltsschwer" 2c.

bildet.

Derselben Richtung in Stoffwahl und Ausführung gehören auch andere Stücke an, wie „Die Engel" — „Die Sterne" — „Vernunft und Begeisterung" — (letzteres mit einer doppelchorartigen Anlage) — endlich die beiden in ihrem Wollen äußerst kühnen, wenn auch in der Ausführung nicht ganz gelungenen Charakterstudien „Der Dichter" und „Der Philosoph", die gleichsam eine weitere Ausführung des eben genannten „Vernunft und Begeisterung" bilden.

Für die poetische Entwickelungsgeschichte eines später so auf eigenen Füßen stehenden, sich seine eigene Sprache und poetische Welt schaffenden Geistes, wie Annette es unzweifelhaft war, muß dieser Durchgang durch die Schillerperiode von höchstem Interesse sein. Auf den ersten Blick scheint ein größerer Widerstreit kaum gedacht werden zu können, als zwischen Schiller, dem Idealisten, und Annette, der Realistin. Und dennoch ist dieser Widerstreit mehr scheinbar als wirklich. Das Talent Annettens ist wesentlich ein beschauliches, philosophierendes, — grübelndes, wenn man will; trotz ihrer zu Tage tretenden Objektivität liegt ihrem innersten Wesen die reflexionslose, heitere, ursprüngliche Herzenslyrik mehr ferne — und ihr schönster, eigenartigster Kranz sind die Lieder des „geistlichen Jahres", welche die Dichterin selbst bezeichnend genug „Betrachtungen" nennt und dadurch zu verstehen giebt, daß sie zu der reflektierenden Gedankenpoesie gehören, in der auch Schiller seine lyrischen Lorbeeren pflückte. Von diesem Gesichtspunkte aus stellt sich denn auch Sprickmanns Einfluß nicht als ganz so bedauerlich heraus, wie es wohl scheinen dürfte, wenn man die ursprüngliche, so natürliche Dichtung der letzten Kindheit, „Der Abend", mit diesen wortreichen, gespreizten Übungen des Mädchenalters vergleicht.

Sehen wir ein kaum den Kinderschuhen entwachsenes Edelfräulein sich mit solchen Stoffen zu einer Zeit abgeben, wo andere bestenfalls in thränenfrohen Naturschilderungen schwelgen

würden, so brauchen wir uns wohl über die ernste Gedankenrichtung der späteren reifen Dichtungen nicht mehr zu wundern. Annette hatte freilich schon ihre erste sentimentale Periode als zehnjähriges Kind durchgemacht, deren bester Ausdruck wohl das Gedicht „Der Schwermütige" und das Balladenbruchstück „Edgar und Edda" war. Auch ein Ansatz zur reimlosen Ode hat sich aus jener ersten tastenden Zeit erhalten: „Wenn ich, o Freund, hier im Haine" u. s. w. Allein diese Periode hatte in dem „klassischen" „Der Abend" seinen Abschluß gefunden. Mit Sprickmann und wahrscheinlich durch ihn begann jetzt die reflektierende Richtung, welche ihrerseits wieder in einem bei aller sonstigen Frühreife doch überraschenden Gedichte „Das befreite Deutschland" vorläufig ihr Ziel findet.[1]

Dieses aus dem Januar 1814 stammende, noch in seinem ersten Entwurfe vorliegende Gedicht bietet uns in dieser Kladdeschrift auch den augenscheinlichsten Beweis für die Wahrheit der Behauptung, daß die Dichterin um jene Zeit diese Poesieen im Zustande höchster Begeisterung verfaßte, so daß sie kaum Zeit hatte, niederzuschreiben, was ihr zuströmte. So findet sich in diesem Falle die erste Strophe noch vollständig ausgeschrieben; von der zweiten und dritten sind zwar alle Worte vorhanden, aber oft nur mit einem oder zwei Buchstaben bezeichnet. In den übrigen Strophen schreibt Annette dann überhaupt nur noch die Anfangsworte der Verse oder einzelne bezeichnende Stichwörter, um das Gedächtnis zu unterstützen — alles aber ist hingeworfen in der sichtlichsten Hast.

Das Gedicht selbst wurde zuerst gedruckt nach einer Abschrift in Schlüters Besitz in der „Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde". (III. Jahrg. 1877. S. 465). Es wurde dort mitgeteilt als Zeichen der „historischen Anlage Annettens" und als ein Geistesprodukt, das, „unter dem frischen Eindruck des tiefsten patriotischen Schmerzes und aufjauchzender Begeisterung" verfaßt, „eine Großheit der Gedanken,

---

[1] Vgl. die genannten Gedichte IV. 359—372.

des Empfindens und der Sprache verrate, daß es als Denkmal des jugendlichen Genius sowie der edelsten Vaterlandsliebe der Vergessenheit entrissen zu werden verdiente".

Was nun den Inhalt desselben angeht, so ist der Geist der Romantiker, der Grimm, Haxthausen u. s. w. nicht weniger als auch derjenige jenes treudeutschen westfälischen Landes zu erkennen, von dem Napoleon gemeldet wurde: »Votre Majesté n'a rien à craindre de ce pays-ci, et rien à espérer.» Die Bewohner des geistlichen Kleinstaates hatten wohl einen Augenblick mit Genugthuung die ihnen unsympathischen Preußen (1806) durch die Franzosen aus dem früheren Bistum verdrängt gesehen, allein sie wollten ebensowenig französisch als preußisch sein. Besonders in den Kreisen, in welchen Annette in Münster verkehrte, lebte der deutsche Patriotismus zu stark, um den Sturz des Fremdlings nicht auf das freudigste zu begrüßen. Auch ist die eigentümliche Auffassung, besonders in der vorletzten Strophe, eines zu jenen Zeiten so landläufigen Stoffes nicht hoch genug anzuschlagen. H. Hüffer hat daher in gewissem Sinne recht, wenn er nicht ansteht, „Das befreite Deutschland" als ein „erstes an sich wertvolles Erzeugnis Annettens" zu betrachten. Bedenkt man freilich anderseits, daß im Jahre 1814 die romantische Schule und deren Freunde die schönsten patriotischen Lieder schon gesungen, daß die Sprache und der Geschmack seit den Göttingern doch bedeutende Fortschritte gemacht, so muß uns das an sich kräftige Lied der münsterschen Sängerin doch als eine Art Wiederauffrischung eines überwundenen litterarischen Standpunktes erscheinen, die eben auf Sprickmann zurückzuführen ist.

Bei diesem Gedicht könnte man vielleicht auch an einen Einfluß Stolbergs denken. Wenn man in dieser Ode Stolbergs Geist und edle Vaterlandsliebe finden und sie als ein Echo, eine Frucht der Stolbergschen Ideen betrachten will, so ist dagegen nichts einzuwenden — an einen persönlichen Einfluß aber ist kaum mehr zu denken, da der große Konvertit bereits im Jahre 1812 infolge französischer Spionage den Aufenthalt aus

der Nähe von Münster nach Brinke und Catenhausen verlegt hatte. Merkwürdigerweise schrieb nach Napoleons Fall auch F. L. Stolberg eine seiner berühmtesten und besten Oden mit demselben Titel: „Das befreite Deutschland" (1814), und es ist wahrlich nicht ohne Interesse, zu vergleichen, wie jeder von beiden sich die Sache zurechtlegt. Während Friedrich Leopold von dem Aufhören des französischen Joches Gelegenheit nimmt, seine Lieblingsidee wieder glänzend auszusprechen, d. h. vor dem französischen Joche in Geschmack, Sitte und Unglauben zu warnen, hält sich Annette rein an die große Thatsache der Befreiung, indem sie diese Thatsache durch eine gewaltig angelegte Vision des vorausgegangenen Elends kräftig beleuchtet. In einem bezeichnenden Punkte widersprechen sich beide Gedichte sogar. Während Stolberg nachdrücklich und patriotisch hervorhebt:

„Wir sind frei durchs Schwert! Und durch uns ist Europa frei!"

klagt Annette recht realistisch, aber ebenso patriotisch:

„Doch verzeih der Thräne, daß sie rinnt;
Ist gleich frei dein Arm von Ketten,
O Germanien, du Heldenkind,
Konntest selber dich nicht retten!"

Darum singt sie denn auch ihr Lied zum Lob der Befreier:

„Weih' zum Preis der edlen Retter
Ich der Nachwelt diese Blätter,
Daß vernehme es die ferne Zeit:
Deutschland ward durch euren Arm befreit,
Blutend floh vor euch das Räuberheer,
Freiheit kehrt zum Vaterherde,
Und kein Frankenfußtritt schändet mehr
Unsre heil'ge deutsche Erde!"

Die ganze unverkennbare Frühreife des Gedichtes tritt uns erst voll entgegen, wenn wir an dasselbe den Durchschnittsmaßstab der damaligen vaterstädtischen Dichtung legen.

Über den Stand des litterarischen Geschmacks und der poetischen Richtung der westfälischen Hauptstadt um jene Zeit

giebt uns aber wohl am treffendsten Auskunft das „Poetische Taschenbuch“ für das Jahr 1810, die von Friedrich Raßmann herausgegebene und von den litterarischen Größen zweiten und dritten Ranges des Münsterlandes mit Beiträgen versehene „Mimigardia“.

Der Gesamteindruck, den das Büchlein hervorruft, möchte demjenigen ungefähr gleichkommen, den man beim Durchblättern einer nicht gerade geschickt gemachten Blumenlese aus Geßner, Gleim, Uz, Lichtwer, Klopstock zc. empfangen müßte — also etwa der Geschmacksrichtung entsprechend, wie sie fünfzig Jahre früher im übrigen Deutschland an der Mode war. Aus einzelnen Distichen freilich klingt schon etwas Goethe oder gar Schlegel hindurch. Die große Mehrzahl der Beiträge besteht aber aus hochtönenden Oden und thränenseligen Liedern. Am häufigsten vertreten ist das Universaltalent Adolf von Vagedes, Maler, Musiker, „Baukünstler“ u. s. w., und man muß gestehen, daß die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse diesen Beiträgen eine wohlthuende Originalität verleiht, wenn auch die Klarheit seiner Ideen bisweilen nicht mit der Gewandtheit der Form in gleichem Verhältnis steht. Auch die zwanzigjährige Katharina Busch (spätere Frau Schücking) spendet drei Lieder, die sie als Sechzehnjährige gedichtet hatte.[1] Von ihrem Onkel Sprickmann bringt der Almanach ebensowenig Beiträge als von F. L. Stolberg. Ein S—n, den man wohl für Sprickmann halten könnte, der aber in Wirklichkeit der Medizinprofessor G. W. Siebenbergen ist, liefert philosophisch-ästhetische Distichen und eine Abhandlung in Prosa: „Leib und Seele der Kunst“, die durchaus auf pantheistischer Grundlage ausgeführt ist, wie denn überhaupt in philosophisch-religiöser Beziehung die „Mimigardia“ von einer staunenswert naiven Allseitigkeit Zeugnis giebt.

Vom rein litterarischen Standpunkt wären auch manche Versuche Annettens noch vor dem „befreiten Deutschland“, besonders die philosophischen Gedichte, durchaus der Aufnahme in den

[1] Vgl. III. S. 138.

Almanach wert gewesen, und es ist wohl einzig der Abneigung der Familie gegen jede Veröffentlichung zuzuschreiben, daß die Dreizehnjährige nicht eine der fleißigsten Mitarbeiterinnen an der Mimigardia wurde![1]

Nicht lange nach Abfassung des patriotischen Gedichtes schlug übrigens für Annette die Stunde des Abschieds von ihrem poetischen Mentor, mit dem sie nahezu zwei Jahre auf das freundschaftlichste verkehrt hatte.

Im Jahre 1812 bereits hatte Sprickmann einen Ruf an die Universität Breslau erhalten, dem er endlich nach dem politischen Aufschwung Deutschlands im September 1814 Folge gab. Annette war nun wieder meistens auf sich selbst angewiesen, und zwar in einer der wichtigsten und sowohl für ihre Dichtung als für ihren Charakter entscheidendsten Perioden.

---

[1] In demselben Jahre 1810 schrieb der gelehrte Docen in der Nr. 44 der „Oberdeutschen allgem. Litteraturztg.": „Als im Jahre 1775 zur Zeit der durch den Minister von Fürstenberg begonnenen Schulverbesserung der Jesuit Zumklei eine ‚Poetische Chrestomathie aus deutschen Dichtern' in Münster herausgab, fertigte der Leipziger Musen-Almanach diese Erscheinung mit den spröden Worten ab: ‚Macht gute Hoffnung zur Ausbreitung des guten Geschmacks in dortigen Gegenden.' Es ist uns unbekannt, ob die Münsterländer damals gegen diesen stillschweigenden Vorwurf, als wären sie bis dahin in der Bildung ganz zurückgeblieben, sich gerächt, oder ob sie, in unbesiegbares Selbstgefühl gehüllt, sich von dem allem enthalten haben. Denn daß die dortigen Gegenden bis dahin doch nicht die ultima Thule der Kultur und wissenschaftlichen Bildung geblieben waren, ersieht man ebenfalls aus . . . Drivers Bibliotheca Monasteriensis . . . Wir enthalten uns aber gern alles Streites, wenn jemand uns den ergiebigeren Reichtum anderer Gegenden von gleichem Umfange in Vergleich gegen den Flor der Studien im Münsterlande entgegenhalten wollte. Die Folgen der durch Fürstenberg verbesserten Bildungsanstalten haben sich in neueren Zeiten in Mimigardias Umgebungen auf manche Weise geäußert." Vgl. Raßmann, Nachrichten von . . . Münsterl. Schriftstell. I. Bd. S. 89 Anm.

III. Sturm und Drang.

1815—1818.

Wenn es heißt, die junge Dichterin habe vor der philosophisch-reflektierenden Periode bereits eine Art sentimentaler Sturm- und Drangperiode durchgemacht, so soll dies bei dem Kinde natürlich nur die Bedeutung einer angelernten Geschmacksrichtung, der ästhetischen Atmosphäre schülerhafter Arbeiten haben. Die echte Sturm- und Drangzeit des Lebens und der Dichtung konnte erst mit dem entscheidenden Lebensalter eintreten. Dieses Alter war jetzt angebrochen, und aus keiner Zeit besitzen wir soviel charakteristische Aufzeichnungen und litterarische Stimmungsbilder, als gerade aus dieser für die geistige Entwicklung so wichtigen Periode. Die vier größeren Jugenddichtungen[1] und die ihr Entstehen erklärenden Briefe an Sprickmann sind hier gleich wichtig. So heißt es bald nach der Ankunft des Freundes in Breslau:

„Daß es Ihnen, mein liebster Sprickmann, so wohl in Breslau gefällt, hat mich sehr gefreut, fast noch mehr aber, daß Sie, teurer Freund, und ihre liebe Frau, meine Herzensmutter, die lange bedenkliche Reise so ganz ohne Beschwerde überstanden haben. Sie können nicht glauben, mit welcher Herzensangst ich Sie auf dem langen Wege begleitet habe, und wie viele Not ich ausgestanden habe, bis mir ein Bekannter die Nachricht Ihrer glücklichen Überkunft brachte. Meine in meinem damaligen Gemütszustande sehr aufgeregte Phantasie stellte Sie mir begleitet von allen Reiseunannehmlichkeiten vor, als da sind schlechte Wege und Bewirtung, zerbrochener Wagen, oder wohl gar krank in dem fremden Lande, auf der Reise wohl gar ohne die nötigen Bequemlich-

---

[1] Walther — Bertha — Ledwina — Erste Hälfte des „geistlichen Jahres“.

keiten! O Gott, Sie können sich die Angst nicht denken, die mich dann befiel, aber dann schien mir immer, Gott könne alle den Herzen, die Sie mit Trauer und Sorge auf Ihrem Wege begleiteten, das nicht zuleide thun. Das war nun wohl ein etwas frevelhafter Gedanke, aber er gab mir doch immer einen reinen Trost, und das Reine kann doch nicht ausgehen vom Unreinen und Bösen, und sollten die frommen Wünsche so vieler vereinigten Seelen nicht auf das Wohl eines Menschen einwirken können? Die neueren Philosophen und Theologen wollen es abstreiten, daß fromme Wünsche und Gebete etwas mehr bewirken können, wie das Heil der eigenen Seele; wenn sie bedächten, daß sie dadurch so manchem bedrängten Herzen seinen letzten Trost, seine letzte Hoffnung, dem geliebten entfernten Wesen auf irgend eine Art nützlich zu sein, raubten, sie würden ihren schönen Grundsatz für sich behalten, der doch wohl schwerlich zur Beförderung der Moralität und inneren Andacht etwas beiträgt."[1]

Körperlich hatte Annette sich ganz eigentümlich entwickelt. Mehrere Beschreibungen ihres äußeren Erscheinens sind uns aufbewahrt. Die ungewöhnlich großen hervorstehenden Augen unter der hohen, breiten Stirn und dem übermäßig reichen Haar gaben ihr etwas Charakteristisches, das man so leicht nicht wieder vergaß. Durch das starke Haar erschien der Kopf im Verhältnis zu der kleinen, höchst zartgebauten Gestalt beinahe zu groß; auch trug sie denselben, wohl infolge ihrer großen Kurzsichtigkeit, meistens etwas vornüber geneigt. Von erster Kindheit an niemals vollständig befriedigend, wurde ihr Gesundheitszustand gegen Ende des Jahres 1814 sogar recht bedenklich. Sie schreibt hierüber an Sprickmann:

„Wirklich ist seit kurzem mein Leben ziemlich arm an frohen Stunden gewesen; mehrere Umstände stimmten zusammen, um mich in eine innere Trauer zu versetzen, mehrere Todesfälle in unserer Familie. Sie wissen es wohl noch nicht, daß meine

[1] Brief d. d. Hülshof, 20. Dezember 1814. Vgl. Deutsche Rundschau. A. a. O. 214 f.

Großtante, die alte Frau von Padberg, und ihre Tochter, die junge Frau von Padberg, welche beide Sie vermutlich oft in Münster haben nennen hören, nach einem sehr kurzen Krankenlager beide an einem Tage gestorben sind . . . Die Verstorbenen haben mir während ihres Lebens eigentlich wenig Anteil eingeflößt, aber doch hat mich ihr Tod wundersam gerührt. Ich habe das Glück gehabt, bis jetzt wenige meiner Verwandten zu verlieren, und starb ja einer, so hatte ich ihn wenig gekannt oder in langer Zeit nicht gesehen, oder ein langes Krankenlager hatte uns täglich auf seinen Tod vorbereitet; aber so ein frisches blühendes Leben, was ich vor wenigen Tagen noch in seiner ganzen Kraft hatte wirken und sich regen sehen, und nun so auf einmal jede Spur verlöscht, so ganz unsern Blicken und Wissen entnommen diese Wesen, mit denen wir so oft und auf so mannigfache Weise in Berührung kamen, zerrissen alle diese Bande, und uns fremd und verödet auf immer dieses Haus, wo ich so manche angenehme und unangenehme Stunden verlebt hatte: es war eine tiefe, schaurige Empfindung, Sprickmann! und ich empfand sie zum erstenmale noch sehr. Kurz vor ihrer Auflösung waren beide Verstorbene mit ihrer ganzen Familie bei uns, und die junge Frau unterhielt sich mit mir von einer ihrer Bekannten, welche seit kurzem von einer sonderbaren Art von Verrücktheit befallen ward, worin sie alles für Täuschung hält. Die Fr. v. P. äußerte die Besorgnis, sie möge durch ihre grassen Ideen ihre Gesundheit zerstören und ihr Ende beschleunigen, ach! sie ahnte wohl nicht, daß die Arme bei ihrer Leiche stehen und sie im Wahnsinn nicht für ihre Freundin erkennen würde.

„Die schnelle Auflösung aller dieser Personen . . . rief mir vernehmlich die Worte ‚auch du mußt sterben', ein Ton, der in meiner Brust wiederhallte und noch dadurch verstärkt wurde, daß ich mir, wie man glaubte, durch zu vieles angestrengtes Singen ein immerwährendes Übelbefinden zugezogen hatte. Obgleich ich nun nur wenig Schmerzen fühlte, so brachte mich doch eine täglich zunehmende Magerkeit und Blässe, das Verschwinden

meines Appetits, eine immerwährende Mattigkeit und die mit einem solchen Zustande unzertrennlich verbundene Niedergeschlagenheit auf den Gedanken der Auszehrung und stellte mir oft den Gedanken einer nahen Auflösung recht lebhaft und ernstlich vor Augen; doch jetzt ist alles vorüber, und da ich mich durch ein vierzehntägiges Faulenzen vollkommen wieder kuriert habe, so zeigt sich hieraus deutlich, daß mein Übelbefinden bloß die Folge des zu angestrengten Studierens und zu vielen Sitzens war, weshalb ich auch jetzt, da es wieder darauf losgehen soll, eine Spazierstunde in die Tagesordnung einflicken werde." (20. Dez. 1814.)

So „vollkommen" scheint die Besserung indes nicht gewesen zu sein. Im Herbste 1815 befiel Annette wieder eine schwere Krankheit. Bis in den Februar 1816 durfte sie das Haus nicht verlassen. Daß sie des Freundes Brief so lange nicht beantwortete, verschuldete „nur ihr schwacher miserabler Körper, der ihr bis dahin sogar die kleine angenehme Anstrengung eines freundlichen Briefwechsels untersagte". „Ich würde indessen," schreibt sie, „schon weit eher wieder hergestellt sein, wenn ich die Kur des vollkommenen Müßigganges recht regelmäßig durchgehalten hätte; aber dies ist im Winter und auf dem Lande, wo man die Zeit weder mit Spazierengehen noch freundschaftlichen Besuchen (lesen durfte ich auch nicht recht) ausfüllen kann, ganz unerträglich, und Langeweile ist ausgemacht die schmerzlichste Art von Anstrengung und gewiß auch die schädlichste. Ich weiß also nicht, was meine Genesung verzögert hat, die oft zu genaue Befolgung oder die oft zu zügellose Übertretung des ärztlichen Befehls; jetzt bin ich aber beiden zum Trotz bis auf eine kleine Schwäche völlig hergestellt . . . Ich muß eine Weile aufhören zu schreiben, weil ich mich in Hinsicht des anhaltendes Bückens noch ein wenig in acht nehmen muß. Ich höre soeben, daß die Lerchen sich draußen schon recht lustig machen; also in den Garten: ich bin doch den ganzen Winter gar nicht vor die Thür gekommen. — — Ich komme soeben aus dem Garten. Gott! was für ein herrliches Wetter, vor einigen Tagen noch im

härtesten Winter und jetzt von der wärmsten Mailuft umweht. Die Luft ist fast schwül, und die ersten Frühlingsboten, Lerchen, Buchfinken, Spreen ꝛc. machen ein Konzert, daß man fast sein eigenes Wort nicht hören kann; wenn die Wärme verhältnismäßig so zunehmen will wie seit einigen Tagen, so werden wir noch vor Ende Februar in den Hundstagen sein. Ich hatte, da ich noch ein kleines Mädchen war, immer die Idee, unsre Erde könne sich wohl einmal in eine andre Lage drehen und wir dadurch unter einen wärmeren Himmelsstrich versetzt werden; diese Hoffnung erneut sich jedesmal, wenn das Wetter einige Tage besser war, wie es der Jahreszeit von Rechts wegen zukam; man sollte aber jetzt von neuem in den Wahn fallen, da schon seit mehreren Jahren das Wetter ganz auffallende Geniestreiche macht." (Brief d. d. [Februar] 1816.)

Trotz der Besserung des körperlichen Befindens folgte doch diesem Briefe als „treuer Ausdruck der inneren Stimmung" ein befremdend subjektives Gedicht echt Jungschillerschen Gepräges. Als psychologisches Dokument aus der Entwickelungsgeschichte eines außerordentlich männlich-klaren Frauengeistes verdient es unsere vollste Beachtung. Diese „Unruhe"[1] ist ein echt poetischer Ausdruck für das „Hinausweh" des jugendlichen Herzens in die „Unendlichkeit", wo, „kein Gedanke mehr an Maß und Räume", wo „kein Ziel gesteckt für unsre Träume". Die Dichterin möchte hin mit den „wagenden Seglern" — „fliehen wie ein Vogel" — „weit, o weit, wo noch kein Fußtritt schallte, keines Menschen Stimme wiederhallte, noch kein Schiff durchschnitt die flücht'ge Bahn! Und noch weiter, endlos, ewig neu, mich durch fremde Schöpfungen voll Lust hinzuschwingen, fessellos — frei! . . ." Aber: es heißt sich bescheiden — mag es auch aus der weiten, weiten Ferne verlockend wie „Heimatlieder" klingen — stille, mein Herz, „es giebt des Holden ja so viel im Leben, so süße Lust und ach! so seltnes Glück".

[1] Vgl. das Gedicht: IV. 374.

Man fühlt es diesem Gedichte an, daß jedenfalls der schwache Körper auch den Geist bedeutend in Mitleidenschaft gezogen hat, wie denn auch Annette ja selbst gesteht, daß „diese fast fieberhafte Unruhe mit Verschwindung ihres Übelbefindens einigermaßen sich gelegt habe". Ganz indessen dürfte leibliches Unwohlsein allein die „unruhige" Stimmung dieses Liedes nicht erklären; noch weniger liegt den Zeilen bloße Spielerei mit angezwungenen Gefühlen zu Grunde. Dafür ist der Schluß zu energisch und herbe. Die vier letzten Verse klingen in der That ebenso unerwartet als entschieden in einer anderen Tonart aus, als diejenige war, welche im Voraufgehenden vorzuherrschen schien. Wie ein verhaltener Schrei erwachenden Trotzes bricht es fast unwillkürlich hervor:

„Fesseln will man uns am eignen Herde!
Unsre Sehnsucht nennt man Wahn und Traum — —"

Was nur geschehen sein mochte?

Wenn Annette in den prosaischen, ob auch noch so vertraulichen Mitteilungen an den Freund bloß die Gesundheit und die „mehreren Todesfälle" als Grund ihrer trüben Stimmung vorschützt, so ist das bei ihrem übergroßen Zartgefühl nicht zu verwundern, sondern im Gegensatz zu den litterarischen Selbstbekenntnissen vieler Männer bei einem jungen Mädchen doppelt ehrend hervorzuheben, aber es folgt daraus keineswegs, daß wirklich jene beiden Ursachen allein die Schwermut und „Unruhe" bedingten.

Aus den Briefen an den Freund geht deutlich hervor, daß Annettens Charakter um jene Zeit in einer innern Kräftigung und Läuterung begriffen war. „Lieber teurer Sprickmann! ich sehe es täglich mehr ein, wie unendlich viel ich an Ihnen verloren habe, und wie ich ohne Sie nur ein schwaches und unselbständiges Wesen bin. Bitten Sie Gott um etwas mehr Festigkeit des Charakters für mich."[1]

---

[1] 20. Dez. 1814. Die Antwort des Freundes auf den Brief mit der „Unruhe" mag uns sowohl den Charakter des Schreibers zeichnen als auch den Ton des Verkehrs angeben, in dem der alte Herr zu dem Fräulein stand.

Den besten Kommentar zu der „Unruhe“ und den „Briefen“ bietet uns wohl eben das Fragment eines Trauerspiels, an dem Annette unter dem Eindruck jener Gemütsleiden und krankhaften Unruhe arbeitete, und das so sehr zum Ausdruck und Dolmetsch derselben wurde, daß sie es unvollendet liegen ließ, sobald mit der wechselnden Stimmung auch das Interesse, gleichsam der Zweck, das sie wirklich Bewegende auszusprechen, verloren war.

Es wurde bereits berichtet, daß Sprickmanns poetische Stärke in seinen nicht ganz verdienstlosen Bühnenstücken bestand, und es darf daher nicht auffallen, wenn seine junge Schülerin sich ebenfalls auf diesem Felde versuchen wollte.

„Zu Breslau am 2. April 1817 am Tage vor unserer Abreise nach Berlin. Nein: abreisen von hier aus dem lieben Breslau, wo mir des Lieben und des Guten soviel zu teil ward, und wo ich mich doch so manches Undanks schuldig gemacht habe, des unverzeihlichsten gegen Sie, meine liebe, liebe Freundin! — nein! so unter dem Drucke solcher Vorwürfe von hier abreisen, und ein so belastetes Gewissen mit mir hinüberschleppen in meine neue Heimat — das kann ich alter verstockter Sünder doch nicht! ich muß wenigstens thun, was ich noch thun kann: Ihnen abbitten meine große Unart, und dann den Erfolg von Ihrer Güte erwarten. Daß ich alter Mann auch hier noch einmal meine Hütte abbrechen und weiter ziehen muß, um endlich meine letzte Ruhestätte zu finden, das wissen Sie gewiß schon, obgleich es schändlich ist, daß Sie es nicht durch mich selbst erfuhren. Gesucht habe ich diese Veränderung gar nicht, und daher eben sehe ich sie als einen höheren Wink an, dem ich mit Ergebung folge. Sonst muß ich gestehen, daß ich Breslau mit schwerem Herzen verlasse! Körperlich habe ich mich hier in den drittehalb Jahren besser, weit besser befunden, als in den letzten drei Jahren meines Lebens in Münster. Und für das innere Leben genoß ich hier der zwangloseſten Existenz, die man sich nur wünschen kann. Dieses Glück darf ich mir in Berlin wenigstens in diesem Umfange wohl nicht versprechen! Und ebenso wenig finde ich dort wohl die schöne reiche Natur, die Breslau rings umher, in der Nähe und in der Ferne umgiebt. Ich denke mir Berlin ungefähr wie ein Palmyra in der Sandwüste. Sehen Sie, meine liebe Freundin, so bin ich unsteter Mensch doch meinem so festen Vorsatz, an der Zukunft zum voraus weder zu kauen noch zu naschen, wieder ungetreu geworden! So geht's mir noch immer! Ich strebe so ernstlich dahin, doch endlich einmal das: dein Wille geschehe! recht herzlich beten zu lernen! Und dem Glaubenden, dem Hoffenden und dem Liebenden, scheint

Noch während der Anwesenheit Sprickmanns in Münster muß die damals Siebenzehnjährige diesen Versuch begonnen haben; sie wurde dann aber durch die Krankheit darin unterbrochen und nahm denselben erst im folgenden Jahre wieder auf. Sie meldet dies dem Freunde in folgenden Worten (20. Dez. 1814):

„An meinem Trauerspiele habe ich bis vor zwei Wochen noch immer fortgeschrieben und werde auch jetzt wieder dabei anfangen; es geht etwas langsam, aber doch hoffe ich, es gegen den Frühling fertig zu bekommen. Ich wollte, es stände sogleich auf dem Papier, wie ich es denke; denn hell und glänzend steht es vor mir in seinem ganzen Leben, und oft fallen mir die Strophen in großer Menge bei, aber bis ich sie alle geordnet und aufgeschrieben habe, ist ein großer Teil meiner Begeisterung verraucht, und das Aufschreiben ist mir bei weitem das Müh-

---

es, müßte das doch nicht schwer werden! Besonders da unser Vorbeter uns erlaubt, hinzuzufügen: „Ist es möglich, so laß den Kelch vor mir vorübergehen!" und da er uns selbst gelehrt hat, jede Erhebung zu ihm mit dem Vaternamen zu beginnen! und doch! und doch! — Liebe Freundin, liebe Nette! Sie fühlen es wohl, daß ich nicht gerade in der Stimmung bin, in welcher ich an Sie zu schreiben wünschte! und doch muß ich schreiben! Dieser Brief muß zu Ihnen; daran liegt meiner Ruhe, und um meiner Ruhe willen nehmen Sie ja wohl so vorlieb. Aber eines muß ich doch durchaus noch berühren! Als Sie bei meiner Meta waren, sagte die treue liebe Seele Ihnen, sie hätte mir Ihren Wunsch nach einem Briefe von mir nicht kund gethan. Das war eine pure Lüge, mit welcher auf der Lippe Desdemona hinschied! und von welcher Jakobi sagt: „Ich will lügen wie Desdemona und darauf sterben!" Die gute Meta wollte die Schuld von ihrem Vater abwälzen und lieber sich selbst damit belasten, und doch that es ihr so recht tief im Herzen weh, was — nicht Ihr Mund, was Ihr Blick ihr darüber sagte und natürlich darüber sagen mußte. Lassen Sie, meine Liebe! doch auch das vergessen und vergeben sein. Über die „Unruhe", mit der Sie mir ein so teueres Geschenk gemacht haben, kann ich Ihnen in diesem Augenblick nichts sagen, weil sie schon unter meinen übrigen Heiligtümern tief im Koffer liegt. Aber das kann ich Ihnen doch von dem Eindruck, den auch dieses Gedicht von Ihnen auf mich gemacht hat, sagen, daß ich es dem Besten, was ich von Ihnen kenne, völlig gleich setze. Wenn Sie mir verzeihen und von dieser Verzeihung so recht von Grund aus überzeugen wollen, so legen Sie mir doch bald von dieser Art wieder etwas bei. Gott mit Ihnen und mit uns Allen. Der Ihrigste Sprickmann." (Handschriftlich.)

Den besten Kommentar zu der „Unruhe“ und den „Briefen“ bietet uns wohl eben das Fragment eines Trauerspiels, an dem Annette unter dem Eindruck jener Gemütsleiden und krankhaften Unruhe arbeitete, und das so sehr zum Ausdruck und Dolmetsch derselben wurde, daß sie es unvollendet liegen ließ, sobald mit der wechselnden Stimmung auch das Interesse, gleichsam der Zweck, das sie wirklich Bewegende auszusprechen, verloren war.

Es wurde bereits berichtet, daß Sprickmanns poetische Stärke in seinen nicht ganz verdienstlosen Bühnenstücken bestand, und es darf daher nicht auffallen, wenn seine junge Schülerin sich ebenfalls auf diesem Felde versuchen wollte.

„Zu Breslau am 2. April 1817 am Tage vor unserer Abreise nach Berlin.

Nein: abreisen von hier aus dem lieben Breslau, wo mir des Lieben und des Guten soviel zu teil ward, und wo ich mich doch so manches Undanks schuldig gemacht habe, des unverzeihlichsten gegen Sie, meine liebe, liebe Freundin! — nein! so unter dem Drucke solcher Vorwürfe von hier abreisen, und ein so belastetes Gewissen mit mir hinüberschleppen in meine neue Heimat — das kann ich alter verstockter Sünder doch nicht! ich muß wenigstens thun, was ich noch thun kann: Ihnen abbitten meine große Unart, und dann den Erfolg von Ihrer Güte erwarten. Daß ich alter Mann auch hier noch einmal meine Hütte abbrechen und weiter ziehen muß, um endlich meine letzte Ruhestätte zu finden, das wissen Sie gewiß schon, obgleich es schändlich ist, daß Sie es nicht durch mich selbst erfuhren. Gesucht habe ich diese Veränderung gar nicht, und daher eben sehe ich sie als einen höheren Wink an, dem ich mit Ergebung folge. Sonst muß ich gestehen, daß ich Breslau mit schwerem Herzen verlasse! Körperlich habe ich mich hier in den drittehalb Jahren besser, weit besser befunden, als in den letzten drei Jahren meines Lebens in Münster. Und für das innere Leben genoß ich hier der zwanglosesten Existenz, die man sich nur wünschen kann. Dieses Glück darf ich mir in Berlin wenigstens in diesem Umfange wohl nicht versprechen! Und ebenso wenig finde ich dort wohl die schöne reiche Natur, die Breslau rings umher, in der Nähe und in der Ferne umgiebt. Ich denke mir Berlin ungefähr wie ein Palmyra in der Sandwüste. Sehen Sie, meine liebe Freundin, so bin ich unsteter Mensch doch meinem so festen Vorsatz, an der Zukunft zum voraus weder zu kauen noch zu naschen, wieder ungetreu geworden! So geht's mir noch immer! Ich strebe so ernstlich dahin, doch endlich einmal das: dein Wille geschehe! recht herzlich beten zu lernen! Und dem Glaubenden, dem Hoffenden und dem Liebenden, scheint

Noch während der Anwesenheit Sprickmanns in Münster muß die damals Siebenzehnjährige diesen Versuch begonnen haben; sie wurde dann aber durch die Krankheit darin unterbrochen und nahm denselben erst im folgenden Jahre wieder auf. Sie meldet dies dem Freunde in folgenden Worten (20. Dez. 1814):

„An meinem Trauerspiele habe ich bis vor zwei Wochen noch immer fortgeschrieben und werde auch jetzt wieder dabei anfangen; es geht etwas langsam, aber doch hoffe ich, es gegen den Frühling fertig zu bekommen. Ich wollte, es stände sogleich auf dem Papier, wie ich es denke; denn hell und glänzend steht es vor mir in seinem ganzen Leben, und oft fallen mir die Strophen in großer Menge bei, aber bis ich sie alle geordnet und aufgeschrieben habe, ist ein großer Teil meiner Begeisterung verraucht, und das Aufschreiben ist mir bei weitem das Müh-

---

es, müßte das doch nicht schwer werden! Besonders da unser Vorbeter uns erlaubt, hinzuzufügen: „Ist es möglich, so laß den Kelch vor mir vorübergehen!" und da er uns selbst gelehrt hat, jede Erhebung zu ihm mit dem Vaternamen zu beginnen! und doch! und doch! — Liebe Freundin, liebe Nette! Sie fühlen es wohl, daß ich nicht gerade in der Stimmung bin, in welcher ich an Sie zu schreiben wünschte! und doch muß ich schreiben! Dieser Brief muß zu Ihnen; daran liegt meiner Ruhe, und um meiner Ruhe willen nehmen Sie ja wohl so vorlieb. Aber eines muß ich doch durchaus noch berühren! Als Sie bei meiner Meta waren, sagte die treue liebe Seele Ihnen, sie hätte mir Ihren Wunsch nach einem Briefe von mir nicht kund gethan. Das war eine pure Lüge, mit welcher auf der Lippe Desdemona hinschied! und von welcher Jakobi sagt: „Ich will lügen wie Desdemona und darauf sterben!" Die gute Meta wollte die Schuld von ihrem Vater abwälzen und lieber sich selbst damit belasten, und doch that es ihr so recht tief im Herzen weh, was — nicht Ihr Mund, was Ihr Blick ihr darüber sagte und natürlich darüber sagen mußte. Lassen Sie, meine Liebe! doch auch das vergessen und vergeben sein. Über die „Unruhe", mit der Sie mir ein so teueres Geschenk gemacht haben, kann ich Ihnen in diesem Augenblick nichts sagen, weil sie schon unter meinen übrigen Heiligtümern tief im Koffer liegt. Aber das kann ich Ihnen doch von dem Eindruck, den auch dieses Gedicht von Ihnen auf mich gemacht hat, sagen, daß ich es dem Besten, was ich von Ihnen kenne, völlig gleich setze. Wenn Sie mir verzeihen und von dieser Verzeihung so recht von Grund aus überzeugen wollen, so legen Sie mir doch bald von dieser Art wieder etwas bei. Gott mit Ihnen und mit uns Allen. Der Ihrigste Sprickmann." (Handschriftlich.)

samste bei der Sache. Doch kommt es mir vor, als ob sich meine Schreibart besserte, dies sagen mir auch alle, denen ich es auf Verlangen meiner Mutter vorlas; aber ich fürchte immer, daß diese Menschen gar wenig davon verstehen, denn es sind meistens Frauenzimmer, von denen ich im ganzen nur wenig Proben eines reinen und soliden Geschmackes gesehen habe, und so fürchte ich, sie täuschen sich und mich. Ach, mein Freund, wie sehn' ich mich dann oft nach Ihnen, Ihren lehrreichen Gesprächen, unbefangenem Urteile und sanftem Tadel, denn was soll mir das Lob von Menschen, welche nicht tadeln können?"

Unter den Papieren der Dichterin hat sich glücklicherweise das sehr umfangreiche Bruchstück des in Frage stehenden Trauerspiels noch erhalten und bietet bei allen unverkennbaren künstlerischen Mängeln einen wertvollen Beitrag zur Charakteristik der jungen Dichterin.

Der Titel lautet: „Bertha, Trauerspiel in drei Aufzügen". Ursprünglich war die Handlung nach Italien verlegt; die Heldin hieß Blanka von Montebello, der Held: Guilelmo, und so fort alle Personen; allein nach und nach verlieren sich im Manuskript die welschen Namen und Ortsbezeichnungen; recht deutsche Familiennamen nehmen ihre Stelle ein, und schließlich verrät sich sogar die ehrliche westfälische Heide als Schauplatz der Handlung, die ursprünglich in die Alpen verlegt war.

Die Fabel ist aus dem Fragment bloß mit Wahrscheinlichkeit zu erkennen, da der nicht ausgeführte Teil derselben nur in einer Reihenfolge von Scenen mit Andeutung der in ihnen auftretenden Personen, nicht aber der sie füllenden Handlung skizziert ist.

Die erste ausgeführte Hälfte bietet im großen folgenden Inhalt. Der Reichsgraf Adalbert von Löwenstein hat zwei Töchter, Bertha und Cordelia, und einen Sohn Ferdinand. Bertha ist in einen wandernden Spielmann verliebt, der, ein Schweizer von Geburt, die Welt als Künstler durchzogen und auf dem einsamen Schloß gastliche Aufnahme gefunden hat. Die Liebe Berthas ist eine geheime und hoffnungslose, nicht

bloß weil der Musikus nicht ebenbürtig ist, sondern auch weil der Vater Berthas seine eigenen Pläne mit der Tochter hat. Der Reichsgraf hat sich nämlich in den Kopf gesetzt, den Fürsten zu entthronen und die Krone an sich zu reißen. Zu diesem Zwecke hat er durch einen Italiener, der sich auf dem Schloß als Kammerdiener aufhält, eine Verschwörung des hohen Adels angezettelt, und um die zwei einflußreichsten Glieder desselben an sich zu ketten, gedenkt er seine zwei Töchter an sie zu verheiraten. Cordelia, die jüngere Tochter, trifft es glücklich; ihr Herz und des Vaters Plan stimmen zusammen; allein Bertha hat nicht bloß ihr Herz bereits an den Künstler verloren, sondern ist auch von einem sehr gerechtfertigten Abscheu gegen den ihr bestimmten Bräutigam erfüllt. Da dieser letztere wohl bemerkt hat, daß in dem armen Musikus sein gefährlichster Nebenbuhler lebt, und der Reichsgraf seinerseits mit Recht fürchtet, daß durch diese Liebe seiner Tochter der ganze Verschwörungsplan in Frage kommt, so wird beschlossen, dem Künstler den Laufpaß zu geben und so der Leidenschaft Berthas ihren Gegenstand zu nehmen. Dies ist der Hauptfaden des ausgeführten Teiles der Handlung. Aus einem Worte der skizzierten Scenen geht hervor, daß Felsberg, der Künstler, nicht das Schloß verläßt, sondern dort stirbt — wahrscheinlich durch den Ränkeschmied des Stückes, den welschen Kammerdiener, ermordet. Dafür aber treten in den letzten Scenen plötzlich „bei Nacht ein Kapitän und bewaffnete Soldaten" auf, ein Zeichen, daß die Verschwörung entdeckt ist.

Man kann nach dieser Analyse dem Stück eine reiche dramatische Anlage durchaus nicht absprechen, und an Charakteren der allverschiedensten Art ist ebenfalls kein Mangel. Die Frauencharaktere sind ganz trefflich ausgeführt, ebenso der Kammerdiener, der Musikus und der Bruder Ferdinand; verfehlt dagegen, d. h. zu unvermittelt scheint uns der Vater geschildert zu sein. Was aber in der Ausführung besonders auffällt und die Jugend sowohl als das Geschlecht der Dichterin auf den ersten Blick verrät, ist das redselige Sichgehenlassen in Auslassungen über alle möglichen Fragen und Zustände, die eigentlich mit der Fabel

samste bei der Sache. Doch kommt es mir vor, als ob sich meine Schreibart besserte, dies sagen mir auch alle, denen ich es auf Verlangen meiner Mutter vorlas; aber ich fürchte immer, daß diese Menschen gar wenig davon verstehen, denn es sind meistens Frauenzimmer, von denen ich im ganzen nur wenig Proben eines reinen und soliden Geschmackes gesehen habe, und so fürchte ich, sie täuschen sich und mich. Ach, mein Freund, wie sehn' ich mich dann oft nach Ihnen, Ihren lehrreichen Gesprächen, unbefangenem Urteile und sanftem Tadel, denn was soll mir das Lob von Menschen, welche nicht tadeln können?"

Unter den Papieren der Dichterin hat sich glücklicherweise das sehr umfangreiche Bruchstück des in Frage stehenden Trauerspiels noch erhalten und bietet bei allen unverkennbaren künstlerischen Mängeln einen wertvollen Beitrag zur Charakteristik der jungen Dichterin.

Der Titel lautet: „Bertha, Trauerspiel in drei Aufzügen". Ursprünglich war die Handlung nach Italien verlegt; die Heldin hieß Blanka von Montebello, der Held: Guilelmo, und so fort alle Personen; allein nach und nach verlieren sich im Manuskript die welschen Namen und Ortsbezeichnungen; recht deutsche Familiennamen nehmen ihre Stelle ein, und schließlich verrät sich sogar die ehrliche westfälische Heide als Schauplatz der Handlung, die ursprünglich in die Alpen verlegt war.

Die Fabel ist aus dem Fragment bloß mit Wahrscheinlichkeit zu erkennen, da der nicht ausgeführte Teil derselben nur in einer Reihenfolge von Scenen mit Andeutung der in ihnen auftretenden Personen, nicht aber der sie füllenden Handlung skizziert ist.

Die erste ausgeführte Hälfte bietet im großen folgenden Inhalt. Der Reichsgraf Adalbert von Löwenstein hat zwei Töchter, Bertha und Cordelia, und einen Sohn Ferdinand. Bertha ist in einen wandernden Spielmann verliebt, der, ein Schweizer von Geburt, die Welt als Künstler durchzogen und auf dem einsamen Schloß gastliche Aufnahme gefunden hat. Die Liebe Berthas ist eine geheime und hoffnungslose, nicht

bloß weil der Musikus nicht ebenbürtig ist, sondern auch weil der Vater Berthas seine eigenen Pläne mit der Tochter hat. Der Reichsgraf hat sich nämlich in den Kopf gesetzt, den Fürsten zu entthronen und die Krone an sich zu reißen. Zu diesem Zwecke hat er durch einen Italiener, der sich auf dem Schloß als Kammerdiener aufhält, eine Verschwörung des hohen Adels angezettelt, und um die zwei einflußreichsten Glieder desselben an sich zu ketten, gedenkt er seine zwei Töchter an sie zu verheiraten. Cordelia, die jüngere Tochter, trifft es glücklich; ihr Herz und des Vaters Plan stimmen zusammen; allein Bertha hat nicht bloß ihr Herz bereits an den Künstler verloren, sondern ist auch von einem sehr gerechtfertigten Abscheu gegen den ihr bestimmten Bräutigam erfüllt. Da dieser letztere wohl bemerkt hat, daß in dem armen Musikus sein gefährlichster Nebenbuhler lebt, und der Reichsgraf seinerseits mit Recht fürchtet, daß durch diese Liebe seiner Tochter der ganze Verschwörungsplan in Frage kommt, so wird beschlossen, dem Künstler den Laufpaß zu geben und so der Leidenschaft Berthas ihren Gegenstand zu nehmen. Dies ist der Hauptfaden des ausgeführten Teiles der Handlung. Aus einem Worte der skizzierten Scenen geht hervor, daß Felsberg, der Künstler, nicht das Schloß verläßt, sondern dort stirbt — wahrscheinlich durch den Ränkeschmied des Stückes, den welschen Kammerdiener, ermordet. Dafür aber treten in den letzten Scenen plötzlich „bei Nacht ein Kapitän und bewaffnete Soldaten" auf, ein Zeichen, daß die Verschwörung entdeckt ist.

Man kann nach dieser Analyse dem Stück eine reiche dramatische Anlage durchaus nicht absprechen, und an Charakteren der allverschiedensten Art ist ebenfalls kein Mangel. Die Frauencharaktere sind ganz trefflich ausgeführt, ebenso der Kammerdiener, der Musikus und der Bruder Ferdinand; verfehlt dagegen, d. h. zu unvermittelt scheint uns der Vater geschildert zu sein. Was aber in der Ausführung besonders auffällt und die Jugend sowohl als das Geschlecht der Dichterin auf den ersten Blick verrät, ist das redselige Sichgehenlassen in Auslassungen über alle möglichen Fragen und Zustände, die eigentlich mit der Fabel

des Stückes in gar keiner oder doch nur weitschichtiger Beziehung stehen. Von dramatischem Leben, von Fortschritt der Handlung, von Interesse und Spannung auf die Entwickelung ist daher in den allerseltensten Fällen die Rede. Man ist versucht zu glauben, die Dichterin habe anfangs gefürchtet, den Rahmen der drei Aufzüge mit der Ausspinnung der eigentlichen Fabel nicht füllen zu können, und sei daher auf jede Gelegenheit erpicht, eine Episode einweben zu dürfen. In der That aber rührt diese Weitschweifigkeit wohl daher, daß die noch unerfahrene Künstlerin glaubte, alles und jedes, was ihre Seele bewegte, ihren Geist beschäftigte, in dieses eine Stück hineintragen zu sollen. Auch mochte es ihr nie des Guten genug scheinen, die Idee, welche ihr „sehr lieb und begeisternd war," ins rechte Licht zu setzen, sie zum überzeugendsten Ausdruck zu bringen.

Die Sprache ist durchgehends schön, glatt und klar, frei von der Überschwenglichkeit der Sturm- und Drangperiode Klingers sowohl als der Dürre und Prosa der älteren Schule. Sie entfernt sich sehr weit von den Franzosen und läßt an manchen Stellen des Dialogs sehr glücklich einen direkten oder indirekten Einfluß Schillers oder gar des großen Briten erkennen. Es fehlt nicht an Kraftstellen und Stichversen, die bereits die ganze spätere Kürze und Originalität der Dichterin besitzen. So heißt es z. B.:

„Des Zirkels Ründung gleicht der Weiber Sinn,
In tausend kleine Winkel teilt er sich,
Doch mag das schärfste Aug' sie nicht erkennen . . .
. . . Und wer ihr künft'ges Thun
Vorhersehn will, der gleicht dem Wetterkünder,
Der aus dem heitren Morgen im April
Den Abend deuten will . . ."

Besonders ist die echt dramatisch eingefügte Scene mit der Amme (I. 8) nicht bloß ein glänzendes Zeugnis, wie Annette schon damals verstand, das Erlebte, Reale und Alltägliche poetisch zu fassen und zu klären, sondern sie ist auch ein in sich vollendetes kleines Genrebild voll schlichter Natureinfalt und gesunder Kraft. Der Gegensatz der harten Erlebnisse der alten Frau

und ihres Mutes zu den krankhaften Entmutigungsanfällen des Fräuleins ist trefflich herausgearbeitet.

Schon gleich das die ganze Handlung eröffnende Lied, vorwiegend Schillerschen Gepräges, hat neben allerliebsten Anklängen an das Volkslied eine überraschende Melodie der Sprache und trifft durchaus die Stimmung des ganzen Stückes:

„Wie ist mir so weh, was durchbebt mir die Brust
Mit unbekanntem Verlangen?
Es füllt mir die Seele mit inniger Lust
Und doch mit unendlichem Bangen!

Ich blühte so frisch, wie die Rosen im Mai,
Wie das Kränzlein, das ich gewunden,
Es flohen im rosigten Schimmer vorbei
Die leichten, ätherischen Stunden . . .

O weh, verbleicht sind die Wangen nun,
Verwandelt das Lächeln in Thränen.
Es läßt mich nicht weilen, es läßt mich nicht ruhn,
Mich treibt unbegreifliches Sehnen."

So singt Bertha bei Beginn des Trauerspiels, und Bertha hat, wenigstens in gar manchen Zügen, die Rolle und den Charakter der Dichterin selbst zu vertreten. Cordelia, im Stück die jüngere, ist augenscheinlich die in Wirklichkeit ältere Schwester Jenny, welche von Jugend auf, trotz ihrer Liebe zur Kunst und ihrer mannigfachen Anlagen für dieselbe, doch mehr zu der eigentlichen Arbeitssphäre des Weibes neigte, auch infolge besserer Gesundheit lebensfreudiger war als Annette. Im Stück wird sie uns als kunstfertige Stickerin am Rahmen vorgeführt, während Bertha jenes Lied zur Harfe singt, wie sie denn überhaupt seit einiger Zeit ganz traurig und unruhig ist. Cordelia möchte den Grund der Trauer wohl wissen und bittet die Schwester, doch ihre Stickereien endlich einmal zu betrachten:

„Doch du hörst mich wieder nicht,
Bist ganz zerstreut; ich bitte dich, sieh her.
Sieh meine schönen bunten Bilder an,
Bertha.

Bertha.

Was sagst du? Sagtest du etwas?

Cordelia.

O, sieh mich nicht mit diesem Blicke an,
Dem stillen, trüben, der das Herz mir engt,
Zwar nimmer war so heiter dein Gemüt
Wie mein's, das keine bange Sorge kennt
Und nur im Kreise holder Häuslichkeit
Für sich und seine stillen Pflichten lebt,
Doch wie seit ein'gen Wochen ernst und düster,
So sah ich nimmer deinen scharfen Blick.
Im Winkel trauert einsam dein Geweb' . . .
Und stundenlang wallst einsam du umher
Im sonn'gen Garten, setzest dann dich nieder,
Schaust unbeweglich auf den Boden hin,
Als wolltest du die Körner Sandes zählen,
Und spielest mit den Fingern, seufzest tief . . .
Du willst dem treuen Schwesterherzen nicht
Vertrauen, was die Seele schwer dir drückt — —
Das kommt von deinem allzu vielen Denken
Und langen Wachen und Alleinesein. — — —

Bertha.

— — — O Teure, oft seh' ich dein ruhig Leben,
Dein frommes, unschuldvolles, stilles Wandeln
Mit trüben Blicken an und möchte gern
Dir gleich thun, aber, ach, ich kann es nimmer!
Mein Geist ist unstet und hinweggezogen
Wird er gewaltsam, wie von Meereswogen.[1]

Cordelia.

Zu männlich ist dein Geist, strebt viel zu hoch
Hinauf, wo dir kein Weiberauge folgt;
Das ist's, was ängstlich dir den Busen engt
Und dir die jugendliche Wange bleicht.
Wenn Weiber über ihre Sphäre steigen,
Entfliehn sie ihrem eignen, bessern Selbst;
Sie möchten aufwärts sich zur Sonne schwingen
Und mit dem Aar durch duft'ge Wolken dringen,
Und stehn allein im nebeligten Thal.
Wenn Weiber wollen sich mit Männern messen,
So sind sie Zwitter und nicht Weiber mehr.
Zwar bist du, Bertha, klüger viel wie ich,
Denkst tiefer viel, bist älter auch an Jahren,

[1] Vgl. „Unruhe".

Doch glaube dieses Mal nur meinen Worten:
Das gute Weib ist weiblich allerorten.

Bertha.

Ich glaube dir, du gutes Mädchen, gern;
Doch ist es das nicht, was die Seel' umdüstert.
Es ist ein weiches, trauriges Gefühl,
Was von dem bangen Auge Thränen heischt.
Dacht' ich einst höher — 's war ein schöner Traum.
Er ist verschwunden, ewig nun dahin,
Und ließ mir die Erinnrung nur zurück.
Jetzt hebt's mich nicht auf Schwingen mehr empor,
Es drückt mich nieder, macht mich mutlos, krank. — —
Sei ruhig, Kind, es wird schon bald sich geben.
Ich glaub', es thut die schwüle Sommerluft,
Die ungewohnte Hitze dieses Jahres . . .

Cordelia.

Gieb nicht der heitern Sommerluft die Schuld;
Das Träumen trägt sie, das einsame Wandeln;
Laß deine Hand die feine Nadel führen,
Und unter ihr entblüh' ein schönes Bild . . .

Bertha.

Sind deine seidnen Fäden stark genug,
Aus finstrem Bergschacht den versunknen Schatz
Hinauf ans helle Tageslicht zu ziehn?
O Cordchen, was dem einen wohlthut, senkt
Den andern tiefer in die Schwermut nur.
Bei deinem farbigen Gewebe kann
Ich keine Ruhe finden, ganz allein
In meinem stillen Träumen liegt mein Glück.
Auch ich hab' meine schönen, zarten Bilder,
Doch trag' ich in dem vollen Herzen sie
Und nicht auf Schirme und buntfarb'ge Kleider;
Bei meiner Harfe leisen, süßen Tönen
Ziehn sie in langer, bunter Reih' vorüber
Und laben mir das Aug' des innern Sinns . . ."

Etwas später antwortet Bertha der wiederholt fragenden Schwester:

„Wüßt' ich es, was mir fehlt, Cordelia,
Ich würd' es deinem treuen Blick enthüllen
Und Trost mir suchen an der Schwester Brust.

> „Allein, gewiß, ich weiß es nicht, Geliebte!
> Doch rührt es sicherlich von Krankheit her;
> Denn, glaube mir, ich bin nicht recht gesund.
> Zerstreuung nur, Cordelia, Zerstreuung,
> Die wird mir wohlthun, du hast wirklich recht.
> Ich bitte, laß uns von was andrem reden.“ . . .[1]

Diese Klage Berthas über Krankheit ist, wie wir sahen, von seiten der Dichterin keine bloße poetische Ausrede; die Art und Weise, in welcher Annette ihrem Freunde das eigene Unwohlsein meldete, bietet ja sehr deutliche Anklänge an die mitgeteilten Verse. An einer anderen Stelle des Fragmentes wird auch des plötzlichen Todes von Verwandten gedacht, welcher zu der Trauer Berthas beitragen soll, gerade wie im Briefe. Aber was uns der Brief nicht sagt, höchstens bloß andeutet, das finden wir klarer im Trauerspiel.

Für Annette war die Zeit des Übergangs vom werdenden zum fertigen Menschen gekommen, jene für phantasiereiche Menschenkinder und für außergewöhnliche Talente oft so schmerzvolle Periode, in der die Seele die Unbefangenheit der Kindheit abstreift, um sich ihrer selbst, ihrer tiefsten Bedürfnisse und Wünsche klar zu werden, wo das Bedürfnis nach einem „selbständigen Charakter“ rege wird. Das sind die Stunden bitteren Losreißens von leeren unbestimmten Ahnungen und Träumen, um überzugehen zu den Forderungen der Pflicht und der Wirklichkeit, jenes angstvollen Suchens nach einem festen Standpunkt im Leben, nach dem beruhigenden Gleichgewichte der Kräfte und Wünsche innerhalb der Schranken eines ehrenvollen Berufes. Bei geistig reich angelegten Naturen ist es besonders der verzehrende Drang nach einer äußeren, nützlich in das Gesamtwesen eingreifenden Bethätigung des inneren Könnens, in Ermangelung deren sich dann das Herz selbst verzehrt und in unsagbarer Unzufriedenheit hinausmöchte ins Unbestimmte und doch wieder nicht lassen kann von dem tiefinnersten Lieben und

---

[1] I. Aufzug. I. Scene.

Hoffen . . . Daher die „Unruhe“, daher oft das „Hinausweh“ und das Verlangen nach dem — Tode.

Doch war diese Sehnsucht bei Annette keineswegs Verzweiflung am Leben oder Unzufriedenheit mit ihrer Stellung.

„. . . Noch tobt Verzweiflung nicht in meinem Busen,
Und viele teure Bande fesseln mich
Ans Leben mit der Liebe Zauberkraft,
Und viele sanfte, liebevolle Blicke
Erhellen meinen düstern Lebenspfad,
Daß grell und dunkel mir das Grab sich zeigt
Und gern ich noch ein wenig droben bliebe.
Ich rede von der süßen, innern Wehmut,
Die oftmals uns so wundersam ergreift,
Wenn hell am Himmel glüht das Abendrot
Und Schweigen in der öden Gegend herrscht;
Auch wenn die Sternlein freundlich niederblinken
Und hoch am Äther der gehörnte Mond
Im blauen Meere schwimmt, dann wird's so weh —
So bange mir, und mitempfindbar nur,
Dem je dies süße Leben schon die Brust
Durchsäuselte, wie lindes Zephyrwehen.
Wer's nie empfand, der wird es nie verstehen.[1]

Laurette.

Wohl kenn' ich es, dies wundersame Regen,
Wenn's oft so enge uns im Busen wird
Und hin sich sehnt nach unbekannten Wesen,
Uns fremd und doch verschwistert unsrer Seele,
Wie eingewoben unserm innern Sinn;
Das sind die Träume deiner goldnen Harfe.“

In dieser Antwort der bereits durch ein langes Hofleben blasierten und aufgeklärten Laurette deutet uns die Dichterin in sehr zarter und verschleierter Weise den doppelten Kern ihrer weichen Stimmung an.

Mit dem zunehmenden Alter kann es in der That nicht wundernehmen, wenn sich zwischen dem Geschlecht und dem Talent der Dichterin ein gewisser Konflikt sowohl im Herzen

[1] Es ist bekannt, daß Annette ganz besonders bei den in Westfalen oft so herrlichen Sonnenuntergängen weich und dichterisch gestimmt war. Vgl. oben S. 37.

Annettens selbst als in ihrer Umgebung erhob, letzteres um so mehr, als damals gerade das „viele Studieren“ die Gesundheit zu schädigen schien. So finden wir denn außer den bereits mitgeteilten Stellen in dem Trauerspiel noch manche andere, die ein bewußtes Sichanklammern an die Kunst, die Poesie, enthalten, ja ein ängstliches, fast flehendes Abwehren entgegengesetzter Bitten und Mahnungen aufweisen, und diese Stellen sind um so beachtenswerter, als sie weder in früheren noch späteren Werken sich wiederfinden. Sie sind eben nur Zeichen des inneren Gärens, der Stunde, da es galt, sich mit den Forderungen des Lebens abzufinden.

Im Verlaufe des Stückes kommt auch die Mutter einmal auf das seltsame, krankhafte Wesen der Tochter zu reden und sagt:

„Das kommt vom vielen Sitzen! In die Luft
Hinaus und dann gehüpft durch Wies' und Thal!
Das giebt dir leichtes Blut und frohen Sinn!
Doch so allein in deiner Kammer, nur
Von Bildern deiner wilden Phantasie
Umschwebt und denen, die du etwa dir
Gesogen aus den düsteren Legenden
Der alten Fabelzeiten, sieh, das zieht
Hinweg dich aus des Lebens stillem Kreise,
In wilder Schwärmerei dem trunknen Geist
Nur Bilder malend einer fremden Welt,
Der alle Reize schauerlicher Größe
Und holder Anmut deine Phantasie
Verschönernd leiht; doch ihrer Mängel Blöße,
Die schaut in schönrem Wahn das Auge nie.
O, wohl dir, könnte dieser schöne Traum
Begleiten durch des Lebens Mühen dich!
Doch kalt und schaurig wird die Wirklichkeit
Ihn einst verscheuchen.

Bertha.

O, so laß mir ihn,
Bis ihn das ernste Leben erst zerstört.
Warum die kurzen Stunden meines Glücks
Mir rauben? Wer dem finstern Leben sich
Gesellt, der schafft wohl manches in der Welt,
Doch süße Ruhe im zufriednen Geist, —

Die schafft er nicht, denn ruhlos ist das Leben.
Doch wer des Glückes Liebling sich vermählt,
Der Dichtung hellem Flor, der schauet fern
Und dunkel nur der Menschheit Kummer;
Mit goldnem Glanze schmückt sich ihm die Lust
Des Daseins. (Feurig:) Und was wär' die Welt, wenn nicht
Der Odem der Begeistrung sie durchwehte?
Was Großes, Schönes nur das Erdrund hält,
Geht aus von ihr, ist der Begeistrung Kind.
Sie hob der Freiheit heiliges Panier,
Ließ nicht des Gegners stolze Macht sich blenden,
Und was der Musen seliges Revier
Uns beut, das ist ein Werk aus ihren Händen.
Der kalte Marmor, das verworrne Reich
Der Töne lebt, berührt von ihrem Hauch,
Und gießt den süßen Tod der Sehnsucht in
Das wunde, treue Herz."[1]

Es ist nicht zu leugnen, daß unter den obwaltenden Umständen die Warnung der Eltern und Näherstehenden vor dem völligen Sichhingeben an die Kunst einer gewissen Berechtigung nicht entbehrt. Die schwächliche Gesundheit Annettens einerseits, ihr Geschlecht und die gesellschaftliche Stellung andererseits mußten wirklich die künstlerischen, besonders die poetischen Neigungen derselben, wenigstens in jener Zeit und in Westfalen, sehr bedenklich erscheinen lassen, sobald sie die Grenzen einer bloßen Liebhaberei überschritten und als eine Art Lebenszweck hervortraten. Obgleich nun das westfälische Edelfräulein wohl in keinem Alter ein eigentlicher Blaustrumpf werden wollte — eine Menschenart, die sie zu gründlich haßte —, so darf man doch andererseits nicht verkennen, daß ein Genie gleich dem ihrigen die Kunst nicht bloß halb und als Spielwerk erfassen konnte und es ihr viel zu heiliger Ernst mit derselben war, als daß sie ihr ohne Schmerz ewig Lebewohl hätte sagen können. Der Kampf war daher nicht so leicht; ihr gläubiges Herz und ihre wahre Demut und Unterwürfigkeit fand die rechte Mittelstraße. Unter der stets liebevollen, aber streng besorgten Leitung

---

[1] 1. Aufzug, 5. Scene.

Annettens selbst als in ihrer Umgebung erhob, letzteres um so mehr, als damals gerade das „viele Studieren“ die Gesundheit zu schädigen schien. So finden wir denn außer den bereits mitgeteilten Stellen in dem Trauerspiel noch manche andere, die ein bewußtes Sichanklammern an die Kunst, die Poesie, enthalten, ja ein ängstliches, fast flehendes Abwehren entgegengesetzter Bitten und Mahnungen aufweisen, und diese Stellen sind um so beachtenswerter, als sie weder in früheren noch späteren Werken sich wiederfinden. Sie sind eben nur Zeichen des inneren Gärens, der Stunde, da es galt, sich mit den Forderungen des Lebens abzufinden.

Im Verlaufe des Stückes kommt auch die Mutter einmal auf das seltsame, krankhafte Wesen der Tochter zu reden und sagt:

„Das kommt vom vielen Sitzen! In die Luft
Hinaus und dann gehüpft durch Wies' und Thal!
Das giebt dir leichtes Blut und frohen Sinn!
Doch so allein in deiner Kammer, nur
Von Bildern deiner wilden Phantasie
Umschwebt und denen, die du etwa dir
Gesogen aus den düsteren Legenden
Der alten Fabelzeiten, sieh, das zieht
Hinweg dich aus des Lebens stillem Kreise,
In wilder Schwärmerei dem trunknen Geist
Nur Bilder malend einer fremden Welt,
Der alle Reize schauerlicher Größe
Und holder Anmut deine Phantasie
Verschönernd leiht; doch ihrer Mängel Blöße,
Die schaut in schönrem Wahn das Auge nie.
O, wohl dir, könnte dieser schöne Traum
Begleiten durch des Lebens Mühen dich!
Doch kalt und schaurig wird die Wirklichkeit
Ihn einst verscheuchen.

Bertha.

O, so laß mir ihn,
Bis ihn das ernste Leben erst zerstört.
Warum die kurzen Stunden meines Glücks
Mir rauben? Wer dem finstern Leben sich
Gesellt, der schafft wohl manches in der Welt,
Doch süße Ruhe im zufriednen Geist, —

Die schafft er nicht, denn ruhlos ist das Leben.
Doch wer des Glückes Liebling sich vermählt,
Der Dichtung hellem Flor, der schauet fern
Und dunkel nur der Menschheit Kummer;
Mit goldnem Glanze schmückt sich ihm die Lust
Des Daseins. (Feurig:) Und was wär' die Welt, wenn nicht
Der Odem der Begeistrung sie durchwehte?
Was Großes, Schönes nur das Erdrund hält,
Geht aus von ihr, ist der Begeistrung Kind.
Sie hob der Freiheit heiliges Panier,
Ließ nicht des Gegners stolze Macht sich blenden,
Und was der Musen seliges Revier
Uns beut, das ist ein Werk aus ihren Händen.
Der kalte Marmor, das verworrne Reich
Der Töne lebt, berührt von ihrem Hauch,
Und gießt den süßen Tod der Sehnsucht in
Das wunde, treue Herz."[1]

Es ist nicht zu leugnen, daß unter den obwaltenden Umständen die Warnung der Eltern und Näherstehenden vor dem völligen Sichhingeben an die Kunst einer gewissen Berechtigung nicht entbehrt. Die schwächliche Gesundheit Annettens einerseits, ihr Geschlecht und die gesellschaftliche Stellung andererseits mußten wirklich die künstlerischen, besonders die poetischen Neigungen derselben, wenigstens in jener Zeit und in Westfalen, sehr bedenklich erscheinen lassen, sobald sie die Grenzen einer bloßen Liebhaberei überschritten und als eine Art Lebenszweck hervortraten. Obgleich nun das westfälische Edelfräulein wohl in keinem Alter ein eigentlicher Blaustrumpf werden wollte — eine Menschenart, die sie zu gründlich haßte —, so darf man doch andererseits nicht verkennen, daß ein Genie gleich dem ihrigen die Kunst nicht bloß halb und als Spielwerk erfassen konnte und es ihr viel zu heiliger Ernst mit derselben war, als daß sie ihr ohne Schmerz ewig Lebewohl hätte sagen können. Der Kampf war daher nicht so leicht; ihr gläubiges Herz und ihre wahre Demut und Unterwürfigkeit fand die rechte Mittelstraße. Unter der stets liebevollen, aber streng besorgten Leitung

[1] I. Aufzug, 5. Scene.

der Mutter rang sie sich zu jener festen und klaren Seelenharmonie, jener so bewunderungswürdigen Aussöhnung zwischen ihrer geliebten Kunst und des Lebens Forderungen empor, die Annette fast als leuchtende Ausnahme, jedenfalls als herrliches Beispiel künstlerisch thätiger Frauen erscheinen lassen, ja ihr förmlich eine männliche Klarheit und Ruhe geben. Gerade das Prunken und Markthalten mit den heiligsten und persönlichsten Empfindungen, welches uns bei der dichtenden Frau noch mehr als beim Manne als eine Entweihung, als ein Mangel an Seelenkeuschheit erscheint, suchte Annette für alle Zukunft zu vermeiden und eben dadurch ward sie groß und einsam in ihrer Art. Wie sie ihren Dichterberuf im allgemeinen auffaßte, hat sie uns in dem Programmgedicht: „Mein Beruf“ deutlich ausgesprochen:

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?
Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,
Ich eingebrochen am Parnasse.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, soweit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden.“

Aber sie hat nicht bloß das „Recht“, sie kennt auch eine „Pflicht“.

„Jetzt, wo hervor der tote Schein
Sich drängt am modervollen Stumpfe,
Wo sich der schönste Blumenrain
Wiegt über dem erstorbnen Sumpfe,
Der Geist, ein blutlos Meteor,
Entflammt und lischt im Moorgeschwele,
Jetzt ruft die Stunde: Tritt hervor,
Mann oder Weib, lebend'ge Seele!“ [1]

um zu warnen, zu lehren und zu trösten. Das war ihr Beruf.

[1] Vgl. III. 131 ff. — Ebenso treffend ist das Lied auf den IV. Sonntag im Advent I. 2. S. 242 f. — Besonders kräftig spricht sie dasselbe aus in den „letzten Gaben“ III. 357: „Die kosten nichts — als seine Seele!“

Was sie besonders von der Schriftstellerei der Frauen dachte, hat sie uns dann in dem kräftigen Gedichte: „An die Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich“ gesagt und sie selbst ist diesem Programm auch treu geblieben in jeder Zeile ihrer Hand.

Aber legt das Trauerspielfragment außer dem Zwiespalt wegen ihres dichterischen Berufes nicht auch deutlich genug den Gedanken an einen anderen Seelenkampf nahe?

In den meisten Aufzeichnungen über Annette begegnen wir der Behauptung, eine unglückliche Jugendneigung habe die ersten dunklen Schatten in das friedliche Leben der Jungfrau geworfen. Man spricht von einem jungen Arzt, der ihre Liebe gewonnen, den aber die verschiedene Lebensstellung für immer der Dichterin entrückt habe. Eine andere „Geschichte“ erzählt uns Elise von Hohenhausen, ohne indes ihrerseits Namen oder Zeit näher anzugeben. Im Nachlaß der Dichterin findet sich über die ganze Angelegenheit nicht die mindeste Angabe oder auch nur Andeutung, und von den Verwandten wird die ganze Sache als unwahrscheinlich oder ganz und gar erfunden bezeichnet. Weil von allen zugegeben wird, daß bei Annette „neben dem tiefen Gemütsleben eine Intelligenz stand, die schonungslos jeden Gedanken an eine Auflehnung gegen die Verhältnisse unterdrückte, eine Pietät, die nicht mit den Ihrigen in Widerspruch kommen konnte“ — weil andererseits in den reifen Werken der Dichterin sich keine offenkundige, ganz unzweifelhafte Spur dieser vorgeblichen Episode findet, so mag man die Frage nach dieser oder irgend einer anderen Jugendneigung füglich auf sich beruhen lassen. Der Menschenkenner wird sie gern als wahrscheinlich, weil natürlich bejahen, der Geschichtschreiber dagegen kann nur mehr oder minder begründete Vermutungen beibringen.

So unterliegt es denn wohl keinem Zweifel, daß die politische Aktion der Fabel nur die Unterlage oder das Außenwerk für den Hauptinhalt der Tragödie, die nicht standesgemäße und daher hoffnungslose Liebe Berthas zu dem Künstler, ist. Diese „Liebe“ selbst ist aber wieder — unserer Ansicht nach —

etwas mehr Zufälliges, ein Mittel, die Charakteristik Berthas in Handlung umzusetzen, ihr Wesen nach allen Seiten zu beleuchten. So scheint uns der eigentlich poetische Gedanke des Stückes, der nach Annettens eigenen Worten sie zur Arbeit drängte, vorwiegend, wenn nicht ausschließlich in der poetischen Beleuchtung und Darstellung des augenblicklich bei ihr so seltsam bewegten Gemütslebens zu bestehen. Daher der Gegensatz zu der natürlichen Cordelia und der blasierten Laurette. Bemerkenswert ist jedenfalls die Vorliebe, womit die Dichterin gerade diejenigen Partieen behandelt, welche die Gemütsfrage zum Gegenstand haben, und die innere Wahrheit solcher Stellen, welche gegen die sonstige poetische Umrankung sich vorteilhaft abheben. Die eigentliche „Liebe" Berthas ist in dem vorhandenen Fragment so verschlossen in sich — so keusch verhüllt und zehnfach verschleiert, daß es des ausdrücklichen Vermerks am Anfang des Trauerspieles bedarf: Bertha sei in Felsberg, den Künstler, verliebt, um diese Thatsache über allen Zweifel zu erheben. Eine Scene zwischen Bertha und Felsberg allein findet sich nicht; wohl giebt die Dichterin dem Künstler einmal Gelegenheit, in einem Liede der Geliebten seine Gefühle versteckt auszusprechen und zwar — echt dramatisch — in Gegenwart des Nebenbuhlers und der Rivalin. Auch hat Bertha keinen Vertrauten ihres Geheimnisses — nur einmal — einen recht spannenden Augenblick lang — ist sie im Begriff, der Mutter ein Bekenntnis abzulegen. Diese hatte Bertha aufgefordert, mit den übrigen in den Garten zu gehen. Da spricht

Bertha.

„. . . Nein, zuvor laßt ganz vor Eurem Blick
Enthüllen mich mein Herz, wie Gott es sieht;
Euch zeige sich mein namenloses Weh,
Dem Richterang' zur Prüfung dargelegt,
Und Eurem Urteil folg' ich unbedingt,
Und führt es mich zum Tode.

Reichsgräfin.

Fasse dich!
Nicht taugt es, jetzt zu schärfen deinen Schmerz,
Eindringend in sein Tiefstes . . .

Bertha.

Ich bitt' Euch, hört mich, ich vergehe sonst,
Denn zu zersprengen droht die Glut mein Herz.
Wollt Ihr nicht hören Euer reuig Kind,
Nicht Eure Tochter?

Reichsgräfin (beiseite).

Gott, was soll ich thun?

Bertha.

O, stoßt mich nicht zurück, jetzt liegt vor Euch
Mein Innres, und auf meiner Lippe schwebt
Das schmerzliche Geheimnis. — Hat erst kalt
Der Hauch der Erde wieder mich berührt,
So sinkt es trauernd in die Brust zurück,
Und trostlos muß mein Leid ich tragen.

(Ein Bedienter kommt.)

Reichsgräfin.

Still!

Ein Domestik!"[1]

So kommt es also auch der Mutter gegenüber zu keinem Bekenntnis. Die alte Amme, welche dann eintritt, erkundigt sich umsonst nach dem Grund der Trauer.

Auf diese Weise hat sich die Dichterin auffallend alle Gelegenheit abgeschnitten, einem ungehinderten Ausbruch der Leidenschaft bei ihrer Heldin Raum zu geben; während sie Felsberg sich in einem mehrfach bemerkenswerten Monolog Rechenschaft über sich und seine Liebe geben läßt, ist bei Bertha alles verhaltene, verdeckte Glut . . . Was Annette abhielt, eine eigentliche „Liebesscene“ herbeizuführen? Man wird vielleicht sagen, daß sie ihr Tiefstes, ihr Geheimnis nicht preisgeben wollte. Vielleicht! — Aber könnte der Grund nicht auch darin liegen, daß sie nichts zu verschleiern hatte? Dürfte es in der That nicht auffallen, daß die Mutter Annettens diese wiederholt aufforderte, ihr Fragment den sie besuchenden Bekannten und Freunden vorzulesen, wenn in diesem Fragment eine so durchsichtige Anspielung auf eine unglückliche Liebe der Dichterin enthalten war?

---

[1] I. Aufzug, 7. Scene.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch bemerkt, daß im Fragment auch des Klosterberufes Erwähnung geschieht, indem Bertha von einer Dame sagt:

„Wohl ihr, sie hat den besten Teil erwählt,
Die Leidenschaften fliehn in dieser [Kloster] Stille
Und alles, was den armen Menschen quält,
Das fühlt sie nicht im sicheren Asyle.
Doch manchem wird so wohl es nicht, daß er
Zurückziehn sich ins stille Dunkel kann.
Nur wenige sind ihres Schicksals Herr,
Das Weib wohl nie, und selten nur der Mann.“[1]

Wie es also mit dem „allgemeinen Menschenlose“ auch bei Annette bestellt gewesen sein mag, der Litterarhistoriker muß die ganze Sache als eine rein persönliche Herzensfrage unentschieden lassen.

Was vor allem interessiert und für die Geschichte der Dichterin von Wichtigkeit ist, liegt deutlich genug vor Augen. Annette ist auch ihrerseits durch das Stadium der Weichheit, der Gefühlsschwärmerei, des unklaren Sehnens und der Versuchung, sich gegen einengende Schranken aufzubäumen, ganz so wie alle anderen Größen hindurchgegangen. Nur wundern muß es, wie frühzeitig selbst im Gärungszustande des Mostes sich der klare gesunde Wein ihres späteren Wesens und Dichtens so deutlich ankündigte.

Über das Gemütsleben der Dichterin im allgemeinen spricht sich Elise von Hohenhausen also aus: „Wenn auch keine Glut, so besaß sie doch wahrhafte Wärme des Herzens, die sich in Familienliebe und Freundschaft deutlich genug aussprach, obwohl sie allerdings immer eine keusche Zurückhaltung in ihren intimsten Beziehungen beibehielt. Alles, was an Exaltation und Phrase streifte, wirkte abstoßend auf sie; auch vermied sie jede Weichlichkeit und Schwärmerei. Ihr Wesen war gleich ihren Dichtungen gesund, rein und erfrischend, wie ein herber, gewürzreicher Harzduft, der an sonnigen Tagen der Waldeinsamkeit entquillt.“[2]

---

[1] I. Aufzug, I. Scene.
[2] National-Zeitung, Nr. 298 (29. Juni 1881).

An einer anderen Stelle berichtet dieselbe Freundin: „Je älter sie wurde, je mehr lernte sie die Gemütsseite der Menschen schätzen, ihr ganzes Wesen war milde, großartige Güte geworden, und der Scharfblick des Spottes hatte sich in den liebenswürdigsten Humor verwandelt, der nie verletzt. Wie sie als junges Mädchen schon durch Reinheit und Sittenstrenge imponiert hatte, so war sie später eine Hüterin weiblicher Tugend und trachtete mit sanfter, aber fester Hand die Irrenden zu führen, wenn sie einen Fehltritt bemerkte. In ihren Gedichten tönt ihre Warnungsstimme auch nach dieser Richtung hin in ergreifendster Weise. Es war ihr Herzenssache, die falsche Romantik zu bekämpfen, die das Glück für unabhängig von der Tugend darstellen möchte."[1]

Warum Annette es aber absichtlich vermied, die „Erotik" als Element in ihre Dichtungen aufzunehmen, das erklärt der Freund im „Nekrolog": „Ihr ernster, einfacher, gesunder Sinn und ihr Gerechtigkeitsgefühl hatten sie überzeugt, daß die viel gepriesene Liebe, wie sie durchgängig verstanden wird, eines so maßlosen Bewunderns und Preisens nicht wert sei, da sie zu flüchtig, zu vergänglich, ja oft zu selbstsüchtig und verdienstlos sei, um über alles andere Schöne des Lebens erhoben zu werden. Anderes Schöne und Edle werde darüber mit beispielloser Parteilichkeit in Schatten gestellt und wohl am Ende gar nicht gewürdigt, und die Poesie könne an ihm sich einen ruhmvolleren und minder leicht zu erwerbenden Kranz erringen, als an der Liebe, die alle Welt besinge. *Mit großem Ernste, oft aber auch humoristisch scherzend, pflegte sie diesen Punkt mit vorzüglicher Vorliebe ihren Bekannten auseinanderzusetzen.*"[2]

Das Trauerspiel „Bertha" hatte die Dichterin noch vor der Abreise Sprickmanns nach Breslau angefangen; seit März 1813 arbeitete sie fleißig daran weiter. Am 18. August traf

[1] Illustriertes Familienbuch, Bd. IV. 1854, S. 90.
[2] Schlüter, Briefe S. 4.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch bemerkt, daß im Fragment auch des Klosterberufes Erwähnung geschieht, indem Bertha von einer Dame sagt:

„Wohl ihr, sie hat den besten Teil erwählt,
Die Leidenschaften fliehn in dieser [Kloster] Stille
Und alles, was den armen Menschen quält,
Das fühlt sie nicht im sicheren Asyle.
Doch manchem wird so wohl es nicht, daß er
Zurückziehn sich ins stille Dunkel kann.
Nur wenige sind ihres Schicksals Herr,
Das Weib wohl nie, und selten nur der Mann.“[1]

Wie es also mit dem „allgemeinen Menschenlose“ auch bei Annette bestellt gewesen sein mag, der Litterarhistoriker muß die ganze Sache als eine rein persönliche Herzensfrage unentschieden lassen.

Was vor allem interessiert und für die Geschichte der Dichterin von Wichtigkeit ist, liegt deutlich genug vor Augen. Annette ist auch ihrerseits durch das Stadium der Weichheit, der Gefühlsschwärmerei, des unklaren Sehnens und der Versuchung, sich gegen einengende Schranken aufzubäumen, ganz so wie alle anderen Größen hindurchgegangen. Nur wundern muß es, wie frühzeitig selbst im Gärungszustande des Mostes sich der klare gesunde Wein ihres späteren Wesens und Dichtens so deutlich ankündigte.

Über das Gemütsleben der Dichterin im allgemeinen spricht sich Elise von Hohenhausen also aus: „Wenn auch keine Glut, so besaß sie doch wahrhafte Wärme des Herzens, die sich in Familienliebe und Freundschaft deutlich genug aussprach, obwohl sie allerdings immer eine keusche Zurückhaltung in ihren intimsten Beziehungen beibehielt. Alles, was an Exaltation und Phrase streifte, wirkte abstoßend auf sie; auch vermied sie jede Weichlichkeit und Schwärmerei. Ihr Wesen war gleich ihren Dichtungen gesund, rein und erfrischend, wie ein herber, gewürzreicher Harzduft, der an sonnigen Tagen der Waldeinsamkeit entquillt.“[2]

---

[1] I. Aufzug, I. Scene.

[2] National-Zeitung, Nr. 298 (29. Juni 1881).

An einer anderen Stelle berichtet dieselbe Freundin: „Je älter sie wurde, je mehr lernte sie die Gemütsseite der Menschen schätzen, ihr ganzes Wesen war milde, großartige Güte geworden, und der Scharfblick des Spottes hatte sich in den liebenswürdigsten Humor verwandelt, der nie verletzt. Wie sie als junges Mädchen schon durch Reinheit und Sittenstrenge imponiert hatte, so war sie später eine Hüterin weiblicher Tugend und trachtete mit sanfter, aber fester Hand die Irrenden zu führen, wenn sie einen Fehltritt bemerkte. In ihren Gedichten tönt ihre Warnungsstimme auch nach dieser Richtung hin in ergreifendster Weise. Es war ihr Herzenssache, die falsche Romantik zu bekämpfen, die das Glück für unabhängig von der Tugend darstellen möchte."[1]

Warum Annette es aber absichtlich vermied, die „Erotik" als Element in ihre Dichtungen aufzunehmen, das erklärt der Freund im „Nekrolog": „Ihr ernster, einfacher, gesunder Sinn und ihr Gerechtigkeitsgefühl hatten sie überzeugt, daß die viel gepriesene Liebe, wie sie durchgängig verstanden wird, eines so maßlosen Bewunderns und Preisens nicht wert sei, da sie zu flüchtig, zu vergänglich, ja oft zu selbstsüchtig und verdienstlos sei, um über alles andere Schöne des Lebens erhoben zu werden. Anderes Schöne und Edle werde darüber mit beispielloser Parteilichkeit in Schatten gestellt und wohl am Ende gar nicht gewürdigt, und die Poesie könne an ihm sich einen ruhmvolleren und minder leicht zu erwerbenden Kranz erringen, als an der Liebe, die alle Welt besinge. Mit großem Ernste, oft aber auch humoristisch scherzend, pflegte sie diesen Punkt mit vorzüglicher Vorliebe ihren Bekannten auseinanderzusetzen."[2]

Das Trauerspiel „Bertha" hatte die Dichterin noch vor der Abreise Sprickmanns nach Breslau angefangen; seit März 1813 arbeitete sie fleißig daran weiter. Am 18. August traf

---

[1] Illustriertes Familienbuch, Bd. IV. 1854, S. 90.

[2] Schlüter, Briefe S. 4.

Sprickmann zu einem Besuch in Hülshoff ein, bei welcher Gelegenheit Annette ihm wahrscheinlich das bereits Geschriebene vorlegte. Im Herbst nahm sie dann die Arbeit — vielleicht unter dem Eindruck der Bemerkungen des Freundes — in etwas veränderter Gestalt wieder auf, bis sie die Lust und Begeisterung daran verlor und das Bruchstück liegen ließ.

Annette war inzwischen zur 18jährigen Jungfrau herangewachsen [1] und auch in die gesellschaftliche Welt der westfälischen Hauptstadt eingeführt worden. Diese Welt hatte seit der preußischen Besitzergreifung eine ganz andere Gestalt angenommen, als sie zu den Zeiten der Fürstbischöfe und der Fürstin Gallitzin besessen hatte.

Das fremde, außerwestfälische und großstädtische militärische Element trat bedeutend gegen früher hervor.

Im Schlosse bewohnte jetzt den linken Flügel der preußische kommandierende General des siebenten Armeecorps, v. Thielmann, während v. Vincke, der Oberpräsident der neuen Provinz Westfalen, den rechten innehatte. Da waren der General v. Luck, der Major von Luck, der Oberst von Lützow mit seinen vier schönen Scheckenpferden, mit denen er immer ausfuhr, die Obersten von Wolzogen, von Horn, von Klausewitz, von Caristien, Major von Rehbinder, von Schreckenstein, von Hiltel, General von Nagel, von Wenge u. s. w., bis auf die zwei letzten meistens fremde Namen für das münstersche Ohr. Es hatte darum auch eine gute Weile gedauert, ehe eine Mischung der Elemente sich anbahnte; indes ging es diesmal bereits leichter, als da Münster zum erstenmal preußisch war. Die persönliche Art mancher der Hauptvertreter der neuen Regierung trug ebenfalls zu rascherer Annäherung bei. So konnte man den damaligen Domherrn Grafen Spiegel zum Desenberg z. B. jeden Mittag zu Pferde aufs Schloß reiten sehen, um den Kommandierenden

[1] Will man ein persönliches Liebesverhältnis der Dichterin als Grundlage des Trauerspiels annehmen, so muß dieses Verhältnis in das Jahr 1812, also in das 15. Lebensjahr Annettens oder noch früher verlegt werden.

zu einem Spazierritt abzuholen. Überhaupt scheint gerade General von Thielmann ein verbindendes Glied für beide Parteien gewesen zu sein, wenigstens möchte man diesen Eindruck aus den Schilderungen gewinnen, die sein Sohn Friedrich in einem Briefe über jene Zeit uns gegeben hat.[1]

Die zahlreiche Garnison übte natürlich auf die gesellschaftlichen Unterhaltungen, Festlichkeiten, Bälle und Theater um so mehr Einfluß, als endlich mit dem Sturze des Imperators und der Befreiung von König Jérômes kostspieliger „Lustikkeit" auch in finanzieller Hinsicht bessere Zeiten eintreten zu wollen schienen.

Die Herrschaft von Hülshoff konnte sich ihrerseits auf die Dauer auch nicht ganz vom Verkehr mit der neuen Welt zurückhalten, wenn auch die Mutter alles vermied, was sie weiter in Gesellschaftsbeziehungen hätte bringen können, als sie selbst es für gut fand.

„Ich bin vor einigen Tagen", so meldet Annette dem Freund, „auf einige Tage in Münster gewesen, um die berühmte mimische Künstlerin Madame Händel-Schütz zu sehen, die sich dort jetzt aufhält und auch wohl noch einige Zeit bleiben wird. (Sollte Sie dies wundern, so müssen Sie wissen, daß Münster wohl noch nie so glänzend gewesen ist wie jetzt, da alle möglichen Civil- und Militärbureaus der neuen Provinz und also auch die Familien der Beamten derselben nebst einem Teile des paderbörnischen, sauerländischen und kölnischen Adels sich dort aufhält.) Sie gab aber leider in der Zeit, daß ich dort war, keine mimische Vorstellungen, sondern nur Deklamatorien. Es ziemt mir nicht, mein Urteil über eine Künstlerin zu äußern, worüber ganz Deutschland schon so sehr zu ihrem Vorteil entschieden hat, und deren Namen ganz Europa kennt. Nur eins: Sie erschien zuerst in der Rolle der Thekla im Wallenstein in einer äußerst prächtigen Kleidung, und diese behielt sie bei allen Scenen bei, obgleich keine einzige darunter war, wozu sie gepaßt hätte, z. B. ‚Der alte Flausrock' von

[1] Vgl. Schlüter, Briefe, S. 222.

Sprickmann zu einem Besuch in Hülshoff ein, bei welcher Gelegenheit Annette ihm wahrscheinlich das bereits Geschriebene vorlegte. Im Herbst nahm sie dann die Arbeit — vielleicht unter dem Eindruck der Bemerkungen des Freundes — in etwas veränderter Gestalt wieder auf, bis sie die Lust und Begeisterung daran verlor und das Bruchstück liegen ließ.

Annette war inzwischen zur 18jährigen Jungfrau herangewachsen [1] und auch in die gesellschaftliche Welt der westfälischen Hauptstadt eingeführt worden. Diese Welt hatte seit der preußischen Besitzergreifung eine ganz andere Gestalt angenommen, als sie zu den Zeiten der Fürstbischöfe und der Fürstin Gallitzin besessen hatte.

Das fremde, außerwestfälische und großstädtische militärische Element trat bedeutend gegen früher hervor.

Im Schlosse bewohnte jetzt den linken Flügel der preußische kommandierende General des siebenten Armeecorps, v. Thielmann, während v. Vincke, der Oberpräsident der neuen Provinz Westfalen, den rechten innehatte. Da waren der General v. Luck, der Major von Luck, der Oberst von Lützow mit seinen vier schönen Scheckenpferden, mit denen er immer ausfuhr, die Obersten von Wolzogen, von Horn, von Klausewitz, von Carisien, Major von Rehbinder, von Schreckenstein, von Hiltel, General von Nagel, von Wenge u. s. w., bis auf die zwei letzten meistens fremde Namen für das münstersche Ohr. Es hatte darum auch eine gute Weile gedauert, ehe eine Mischung der Elemente sich anbahnte; indes ging es diesmal bereits leichter, als da Münster zum erstenmal preußisch war. Die persönliche Art mancher der Hauptvertreter der neuen Regierung trug ebenfalls zu rascherer Annäherung bei. So konnte man den damaligen Domherrn Grafen Spiegel zum Desenberg z. B. jeden Mittag zu Pferde aufs Schloß reiten sehen, um den Kommandierenden

---

[1] Will man ein persönliches Liebesverhältnis der Dichterin als Grundlage des Trauerspiels annehmen, so muß dieses Verhältnis in das Jahr 1812, also in das 15. Lebensjahr Annettens oder noch früher verlegt werden.

zu einem Spazierritt abzuholen. Überhaupt scheint gerade General von Thielmann ein verbindendes Glied für beide Parteien gewesen zu sein, wenigstens möchte man diesen Eindruck aus den Schilderungen gewinnen, die sein Sohn Friedrich in einem Briefe über jene Zeit uns gegeben hat.[1]

Die zahlreiche Garnison übte natürlich auf die gesellschaftlichen Unterhaltungen, Festlichkeiten, Bälle und Theater um so mehr Einfluß, als endlich mit dem Sturze des Imperators und der Befreiung von König Jérômes kostspieliger „Lustikkeit" auch in finanzieller Hinsicht bessere Zeiten eintreten zu wollen schienen.

Die Herrschaft von Hülshoff konnte sich ihrerseits auf die Dauer auch nicht ganz vom Verkehr mit der neuen Welt zurückhalten, wenn auch die Mutter alles vermied, was sie weiter in Gesellschaftsbeziehungen hätte bringen können, als sie selbst es für gut fand.

„Ich bin vor einigen Tagen", so meldet Annette dem Freund, „auf einige Tage in Münster gewesen, um die berühmte mimische Künstlerin Madame Händel-Schütz zu sehen, die sich dort jetzt aufhält und auch wohl noch einige Zeit bleiben wird. (Sollte Sie dies wundern, so müssen Sie wissen, daß Münster wohl noch nie so glänzend gewesen ist wie jetzt, da alle möglichen Civil- und Militärbureaus der neuen Provinz und also auch die Familien der Beamten derselben nebst einem Teile des paderbörnischen, sauerländischen und kölnischen Adels sich dort aufhält.) Sie gab aber leider in der Zeit, daß ich dort war, keine mimische Vorstellungen, sondern nur Deklamatorien. Es ziemt mir nicht, mein Urteil über eine Künstlerin zu äußern, worüber ganz Deutschland schon so sehr zu ihrem Vorteil entschieden hat, und deren Namen ganz Europa kennt. Nur eins: Sie erschien zuerst in der Rolle der Thekla im Wallenstein in einer äußerst prächtigen Kleidung, und diese behielt sie bei allen Scenen bei, obgleich keine einzige darunter war, wozu sie gepaßt hätte, z. B. ‚Der alte Flausrock' von

[1] Vgl. Schlüter, Briefe, S. 222.

Voß, und obgleich sie beim Deklamieren immer mit ihrem Gemahl, dem Herrn Professor Schütz, abwechselte und also jedesmal das Theater verließ. Sollte sie dieses, wie sich doch vermuten läßt, nicht überall so gethan haben, so könnte es sehr leicht als das Zeichen einer beleidigenden Geringschätzung des münsterschen Publikums genommen werden."[1]

Aus diesen Worten redet nicht bloß die empfindliche Münsteranerin, sondern auch die scharf beobachtende und feinfühlende Kunstfreundin.

In der Wahl des Umganges für ihre Töchter war die Freifrau von Hülshoff ebenso vorsorglich, ja zurückhaltend, wie in allem anderen, besonders da ihr das preußische Element wenig Vertrauen einflößte. Aber trotzdem ward Annette nach und nach ein Liebling der münsterschen Gesellschaft, und gerade der kommandierende preußische General mit seiner Familie war es wieder, der, teilweise durch Annette, sich mit den zurückhaltenden Hülshoffern zuletzt innig befreundete.

„Sie können nicht denken," meldet die Dichterin an Sprickmann, „wie glücklich meine äußere Lage jetzt ist; ich besitze die Liebe meiner Eltern, Geschwister und Verwandten in einem Grade, den ich nicht verdiene, ich werde, besonders seit ich vor 3½ Jahren so krank war, mit einer Zärtlichkeit und Nachsicht behandelt, daß ich wohl eigensinnig und verwöhnt werden könnte, wenn ich mich nicht selbst davor fürchtete und sorgfältig hütete. Dabei ist mir die Achtung vieler schätzbaren Menschen zu teil geworden und die Freundschaft einiger lieben harmoniereichen Seelen, worunter freilich mein Sprickmann in meinem Herzen steht, wie der Mond unter den Sternen; unter den übrigen möchte ich Ihnen vorzüglich die Generalin Thielmann[2] nennen, die Frau unseres Gouverneurs. Ihr Rang und der Unterschied unserer Jahre (sie könnte reichlich meine Mutter sein) hielt uns lange entfernt voneinander, vorzüglich da meine

---

[1] Brief an Sprickmann, März 1816. Deutsche Rundschau, a. a. O. S. 216.
[2] Annette schreibt immer Thielemann.

Mutter allen Umgang vermeidet, der sie in weitläufige Bekanntschaften und Konnexionen führen könnte. Wir haben wirklich beide mit schweren Hindernissen zu kämpfen gehabt, um zu einander zu kommen. Ich möchte und könnte Ihnen sehr vieles Anziehende und Merkwürdige von dieser seltsamen und lieben Frau erzählen, aber das Blatt geht zu Ende, und so will ich lieber gar nichts sagen, bis zum nächsten Briefe."[1] Leider findet sich dieser „nächste Brief" nicht mehr vor, und so sind wir für eine der innigsten und in gewissem Sinne auch einflußreichsten Beziehungen im Leben Annettens auf spärliche Andeutungen beschränkt.

Wilhelmine[2] von Thielmann war die Schwester jener Julie von Charpentier, welche als Novalis' zweite Braut in der Litteraturgeschichte bekannt ist.

Als Annette sie kennen lernte, zählte die Generalin 43 oder 44 Jahre. In einer sehr traurigen Stimmung schreibt die Dichterin einmal an eine jüngere Freundin: „Es ist doch gut, wenn man die Leute nicht so früh kennen lernt! Das Verblühen des sowohl körperlichen als geistigen Jugendduftes ist gar zu schmerzlich mitzuerleben, und am Ende wüßte man doch mit den jungen Dingern nichts anzufangen, wenn sie wieder so neben einem ständen, und wäre weit entfernt, sich mit ihnen zu liieren. Euch drei, die ich noch habe, — Sie, mein Bestes und Liebstes — Adele und Male Hassenpflug — habe ich, gottlob, in meiner Reife kennen gelernt, die lange Jahre vorhalten kann, — hoffentlich für immer — obwohl Sie eigentlich hierbei zu kurz kommen können. — Denn Sie sind gar jung gegen mich, und es kommt vielleicht uns beiden eine Zeit, wo Sie selbst noch im Besitz aller Fähigkeiten, mich als eine arme bröcklichte Ruine nur mit Mitleid und Nachsicht ansehen und dabei mehr leiden werden als ich selbst. Mir ist's mit manchem so gegangen; denn ich habe mich früher immer

[1] Brief an Sprickmann, 18. Februar 1819. A. a. O. S. 224.

[2] Geb. 16. Februar 1772 zu Freiberg in Sachsen.

Voß, und obgleich sie beim Deklamieren immer mit ihrem Gemahl, dem Herrn Professor Schütz, abwechselte und also jedesmal das Theater verließ. Sollte sie dieses, wie sich doch vermuten läßt, nicht überall so gethan haben, so könnte es sehr leicht als das Zeichen einer beleidigenden Geringschätzung des münsterschen Publikums genommen werden."[1]

Aus diesen Worten redet nicht bloß die empfindliche Münsteranerin, sondern auch die scharf beobachtende und feinfühlende Kunstfreundin.

In der Wahl des Umganges für ihre Töchter war die Freifrau von Hülshoff ebenso vorsorglich, ja zurückhaltend, wie in allem anderen, besonders da ihr das preußische Element wenig Vertrauen einflößte. Aber trotzdem ward Annette nach und nach ein Liebling der münsterschen Gesellschaft, und gerade der kommandierende preußische General mit seiner Familie war es wieder, der, teilweise durch Annette, sich mit den zurückhaltenden Hülshoffern zuletzt innig befreundete.

„Sie können nicht denken," meldet die Dichterin an Sprickmann, „wie glücklich meine äußere Lage jetzt ist; ich besitze die Liebe meiner Eltern, Geschwister und Verwandten in einem Grade, den ich nicht verdiene, ich werde, besonders seit ich vor $3^1/_2$ Jahren so krank war, mit einer Zärtlichkeit und Nachsicht behandelt, daß ich wohl eigensinnig und verwöhnt werden könnte, wenn ich mich nicht selbst davor fürchtete und sorgfältig hütete. Dabei ist mir die Achtung vieler schätzbaren Menschen zu teil geworden und die Freundschaft einiger lieben harmoniereichen Seelen, worunter freilich mein Sprickmann in meinem Herzen steht, wie der Mond unter den Sternen; unter den übrigen möchte ich Ihnen vorzüglich die Generalin Thielmann[2] nennen, die Frau unseres Gouverneurs. Ihr Rang und der Unterschied unserer Jahre (sie könnte reichlich meine Mutter sein) hielt uns lange entfernt voneinander, vorzüglich da meine

---

[1] Brief an Sprickmann, März 1816. Deutsche Rundschau, a. a. O. S. 216.
[2] Annette schreibt immer Thielemann.

Mutter allen Umgang vermeidet, der sie in weitläufige Bekanntschaften und Konnexionen führen könnte. Wir haben wirklich beide mit schweren Hindernissen zu kämpfen gehabt, um zu einander zu kommen. Ich möchte und könnte Ihnen sehr vieles Anziehende und Merkwürdige von dieser seltsamen und lieben Frau erzählen, aber das Blatt geht zu Ende, und so will ich lieber gar nichts sagen, bis zum nächsten Briefe."[1] Leider findet sich dieser „nächste Brief" nicht mehr vor, und so sind wir für eine der innigsten und in gewissem Sinne auch einflußreichsten Beziehungen im Leben Annettens auf spärliche Andeutungen beschränkt.

Wilhelmine[2] von Thielmann war die Schwester jener Julie von Charpentier, welche als Novalis' zweite Braut in der Litteraturgeschichte bekannt ist.

Als Annette sie kennen lernte, zählte die Generalin 43 oder 44 Jahre. In einer sehr traurigen Stimmung schreibt die Dichterin einmal an eine jüngere Freundin: „Es ist doch gut, wenn man die Leute nicht so früh kennen lernt! Das Verblühen des sowohl körperlichen als geistigen Jugendduftes ist gar zu schmerzlich mitzuerleben, und am Ende wüßte man doch mit den jungen Dingern nichts anzufangen, wenn sie wieder so neben einem ständen, und wäre weit entfernt, sich mit ihnen zu liieren. Euch drei, die ich noch habe, — Sie, mein Bestes und Liebstes — Adele und Male Hassenpflug — habe ich, gottlob, in meiner Reife kennen gelernt, die lange Jahre vorhalten kann, — hoffentlich für immer — obwohl Sie eigentlich hierbei zu kurz kommen können. — Denn Sie sind gar jung gegen mich, und es kommt vielleicht uns beiden eine Zeit, wo Sie selbst noch im Besitz aller Fähigkeiten, mich als eine arme bröckliche Ruine nur mit Mitleid und Nachsicht ansehen und dabei mehr leiden werden als ich selbst. Mir ist's mit manchem so gegangen; denn ich habe mich früher immer

[1] Brief an Sprickmann, 18. Februar 1819. A. a. O. S. 224.

[2] Geb. 16. Februar 1772 zu Freiberg in Sachsen.

Voß, und obgleich sie beim Deklamieren immer mit ihrem Gemahl, dem Herrn Professor Schütz, abwechselte und also jedesmal das Theater verließ. Sollte sie dieses, wie sich doch vermuten läßt, nicht überall so gethan haben, so könnte es sehr leicht als das Zeichen einer beleidigenden Geringschätzung des münsterschen Publikums genommen werden." [1]

Aus diesen Worten redet nicht bloß die empfindliche Münsteranerin, sondern auch die scharf beobachtende und feinfühlende Kunstfreundin.

In der Wahl des Umganges für ihre Töchter war die Freifrau von Hülshoff ebenso vorsorglich, ja zurückhaltend, wie in allem anderen, besonders da ihr das preußische Element wenig Vertrauen einflößte. Aber trotzdem ward Annette nach und nach ein Liebling der münsterschen Gesellschaft, und gerade der kommandierende preußische General mit seiner Familie war es wieder, der, teilweise durch Annette, sich mit den zurückhaltenden Hülshoffern zuletzt innig befreundete.

„Sie können nicht denken," meldet die Dichterin an Sprickmann, „wie glücklich meine äußere Lage jetzt ist; ich besitze die Liebe meiner Eltern, Geschwister und Verwandten in einem Grade, den ich nicht verdiene, ich werde, besonders seit ich vor 3½ Jahren so krank war, mit einer Zärtlichkeit und Nachsicht behandelt, daß ich wohl eigensinnig und verwöhnt werden könnte, wenn ich mich nicht selbst davor fürchtete und sorgfältig hütete. Dabei ist mir die Achtung vieler schätzbaren Menschen zu teil geworden und die Freundschaft einiger lieben harmoniereichen Seelen, worunter freilich mein Sprickmann in meinem Herzen steht, wie der Mond unter den Sternen; unter den übrigen möchte ich Ihnen vorzüglich die Generalin Thielmann [2] nennen, die Frau unseres Gouverneurs. Ihr Rang und der Unterschied unserer Jahre (sie könnte reichlich meine Mutter sein) hielt uns lange entfernt voneinander, vorzüglich da meine

---

[1] Brief an Sprickmann, März 1816. Deutsche Rundschau, a. a. O. S. 216.

[2] Annette schreibt immer Thielemann.

Mutter allen Umgang vermeidet, der sie in weitläufige Bekanntschaften und Konnexionen führen könnte. Wir haben wirklich beide mit schweren Hindernissen zu kämpfen gehabt, um zu einander zu kommen. Ich möchte und könnte Ihnen sehr vieles Anziehende und Merkwürdige von dieser seltsamen und lieben Frau erzählen, aber das Blatt geht zu Ende, und so will ich lieber gar nichts sagen, bis zum nächsten Briefe."[1] Leider findet sich dieser „nächste Brief" nicht mehr vor, und so sind wir für eine der innigsten und in gewissem Sinne auch einflußreichsten Beziehungen im Leben Annettens auf spärliche Andeutungen beschränkt.

Wilhelmine[2] von Thielmann war die Schwester jener Julie von Charpentier, welche als Novalis' zweite Braut in der Litteraturgeschichte bekannt ist.

Als Annette sie kennen lernte, zählte die Generalin 43 oder 44 Jahre. In einer sehr traurigen Stimmung schreibt die Dichterin einmal an eine jüngere Freundin: „Es ist doch gut, wenn man die Leute nicht so früh kennen lernt! Das Verblühen des sowohl körperlichen als geistigen Jugendduftes ist gar zu schmerzlich mitzuerleben, und am Ende wüßte man doch mit den jungen Dingern nichts anzufangen, wenn sie wieder so neben einem ständen, und wäre weit entfernt, sich mit ihnen zu liieren. Euch drei, die ich noch habe, — Sie, mein Bestes und Liebstes — Adele und Male Haffenpflug — habe ich, gottlob, in meiner Reife kennen gelernt, die lange Jahre vorhalten kann, — hoffentlich für immer — obwohl Sie eigentlich hierbei zu kurz kommen können. — Denn Sie sind gar jung gegen mich, und es kommt vielleicht uns beiden eine Zeit, wo Sie selbst noch im Besitz aller Fähigkeiten, mich als eine arme bröcklichte Ruine nur mit Mitleid und Nachsicht ansehen und dabei mehr leiden werden als ich selbst. Mir ist's mit manchem so gegangen; denn ich habe mich früher immer

[1] Brief an Sprickmann, 18. Februar 1819. A. a. O. S. 224.

[2] Geb. 16. Februar 1772 zu Freiberg in Sachsen.

Voß, und obgleich sie beim Deklamieren immer mit ihrem Gemahl, dem Herrn Professor Schütz, abwechselte und also jedesmal das Theater verließ. Sollte sie dieses, wie sich doch vermuten läßt, nicht überall so gethan haben, so könnte es sehr leicht als das Zeichen einer beleidigenden Geringschätzung des münsterschen Publikums genommen werden."[1]

Aus diesen Worten redet nicht bloß die empfindliche Münsteranerin, sondern auch die scharf beobachtende und feinfühlende Kunstfreundin.

In der Wahl des Umganges für ihre Töchter war die Freifrau von Hülshoff ebenso vorsorglich, ja zurückhaltend, wie in allem anderen, besonders da ihr das preußische Element wenig Vertrauen einflößte. Aber trotzdem ward Annette nach und nach ein Liebling der münsterschen Gesellschaft, und gerade der kommandierende preußische General mit seiner Familie war es wieder, der, teilweise durch Annette, sich mit den zurückhaltenden Hülshoffern zuletzt innig befreundete.

„Sie können nicht denken," meldet die Dichterin an Sprickmann, „wie glücklich meine äußere Lage jetzt ist; ich besitze die Liebe meiner Eltern, Geschwister und Verwandten in einem Grade, den ich nicht verdiene, ich werde, besonders seit ich vor 3½ Jahren so krank war, mit einer Zärtlichkeit und Nachsicht behandelt, daß ich wohl eigensinnig und verwöhnt werden könnte, wenn ich mich nicht selbst davor fürchtete und sorgfältig hütete. Dabei ist mir die Achtung vieler schätzbaren Menschen zu teil geworden und die Freundschaft einiger lieben harmoniereichen Seelen, worunter freilich mein Sprickmann in meinem Herzen steht, wie der Mond unter den Sternen; unter den übrigen möchte ich Ihnen vorzüglich die Generalin Thielmann[2] nennen, die Frau unseres Gouverneurs. Ihr Rang und der Unterschied unserer Jahre (sie könnte reichlich meine Mutter sein) hielt uns lange entfernt voneinander, vorzüglich da meine

---

[1] Brief an Sprickmann, März 1816. Deutsche Rundschau, a. a. O. S. 216.
[2] Annette schreibt immer Thielemann.

Mutter allen Umgang vermeidet, der sie in weitläufige Bekanntschaften und Konnexionen führen könnte. Wir haben wirklich beide mit schweren Hindernissen zu kämpfen gehabt, um zu einander zu kommen. Ich möchte und könnte Ihnen sehr vieles Anziehende und Merkwürdige von dieser seltsamen und lieben Frau erzählen, aber das Blatt geht zu Ende, und so will ich lieber gar nichts sagen, bis zum nächsten Briefe."[1] Leider findet sich dieser „nächste Brief" nicht mehr vor, und so sind wir für eine der innigsten und in gewissem Sinne auch einflußreichsten Beziehungen im Leben Annettens auf spärliche Andeutungen beschränkt.

Wilhelmine[2] von Thielmann war die Schwester jener Julie von Charpentier, welche als Novalis' zweite Braut in der Litteraturgeschichte bekannt ist.

Als Annette sie kennen lernte, zählte die Generalin 43 oder 44 Jahre. In einer sehr traurigen Stimmung schreibt die Dichterin einmal an eine jüngere Freundin: „Es ist doch gut, wenn man die Leute nicht so früh kennen lernt! Das Verblühen des sowohl körperlichen als geistigen Jugendduftes ist gar zu schmerzlich mitzuerleben, und am Ende wüßte man doch mit den jungen Dingern nichts anzufangen, wenn sie wieder so neben einem ständen, und wäre weit entfernt, sich mit ihnen zu liieren. Euch drei, die ich noch habe, — Sie, mein Bestes und Liebstes — Adele und Male Hassenpflug — habe ich, gottlob, in meiner Reife kennen gelernt, die lange Jahre vorhalten kann, — hoffentlich für immer — obwohl Sie eigentlich hierbei zu kurz kommen können. — Denn Sie sind gar jung gegen mich, und es kommt vielleicht uns beiden eine Zeit, wo Sie selbst noch im Besitz aller Fähigkeiten, mich als eine arme bröcklichte Ruine nur mit Mitleid und Nachsicht ansehen und dabei mehr leiden werden als ich selbst. Mir ist's mit manchem so gegangen; denn ich habe mich früher immer

[1] Brief an Sprickmann, 18. Februar 1819. A. a. O. S. 224.

[2] Geb. 16. Februar 1772 zu Freiberg in Sachsen.

Voß, und obgleich sie beim Deklamieren immer mit ihrem Gemahl, dem Herrn Professor Schütz, abwechselte und also jedesmal das Theater verließ. Sollte sie dieses, wie sich doch vermuten läßt, nicht überall so gethan haben, so könnte es sehr leicht als das Zeichen einer beleidigenden Geringschätzung des münsterschen Publikums genommen werden.“[1]

Aus diesen Worten redet nicht bloß die empfindliche Münsteranerin, sondern auch die scharf beobachtende und feinfühlende Kunstfreundin.

In der Wahl des Umganges für ihre Töchter war die Freifrau von Hülshoff ebenso vorsorglich, ja zurückhaltend, wie in allem anderen, besonders da ihr das preußische Element wenig Vertrauen einflößte. Aber trotzdem ward Annette nach und nach ein Liebling der münsterschen Gesellschaft, und gerade der kommandierende preußische General mit seiner Familie war es wieder, der, teilweise durch Annette, sich mit den zurückhaltenden Hülshoffern zuletzt innig befreundete.

„Sie können nicht denken,“ meldet die Dichterin an Sprickmann, „wie glücklich meine äußere Lage jetzt ist; ich besitze die Liebe meiner Eltern, Geschwister und Verwandten in einem Grade, den ich nicht verdiene, ich werde, besonders seit ich vor 3½ Jahren so krank war, mit einer Zärtlichkeit und Nachsicht behandelt, daß ich wohl eigensinnig und verwöhnt werden könnte, wenn ich mich nicht selbst davor fürchtete und sorgfältig hütete. Dabei ist mir die Achtung vieler schätzbaren Menschen zu teil geworden und die Freundschaft einiger lieben harmoniereichen Seelen, worunter freilich mein Sprickmann in meinem Herzen steht, wie der Mond unter den Sternen; unter den übrigen möchte ich Ihnen vorzüglich die Generalin Thielmann[2] nennen, die Frau unseres Gouverneurs. Ihr Rang und der Unterschied unserer Jahre (sie könnte reichlich meine Mutter sein) hielt uns lange entfernt voneinander, vorzüglich da meine

---

[1] Brief an Sprickmann, März 1816. Deutsche Rundschau, a. a. O. S. 216.

[2] Annette schreibt immer Thielemann.

Mutter allen Umgang vermeidet, der sie in weitläufige Bekanntschaften und Konnexionen führen könnte. Wir haben wirklich beide mit schweren Hindernissen zu kämpfen gehabt, um zu einander zu kommen. Ich möchte und könnte Ihnen sehr vieles Anziehende und Merkwürdige von dieser seltsamen und lieben Frau erzählen, aber das Blatt geht zu Ende, und so will ich lieber gar nichts sagen, bis zum nächsten Briefe."[1] Leider findet sich dieser „nächste Brief" nicht mehr vor, und so sind wir für eine der innigsten und in gewissem Sinne auch einflußreichsten Beziehungen im Leben Annettens auf spärliche Andeutungen beschränkt.

Wilhelmine[2] von Thielmann war die Schwester jener Julie von Charpentier, welche als Novalis' zweite Braut in der Litteraturgeschichte bekannt ist.

Als Annette sie kennen lernte, zählte die Generalin 43 oder 44 Jahre. In einer sehr traurigen Stimmung schreibt die Dichterin einmal an eine jüngere Freundin: „Es ist doch gut, wenn man die Leute nicht so früh kennen lernt! Das Verblühen des sowohl körperlichen als geistigen Jugendduftes ist gar zu schmerzlich mitzuerleben, und am Ende wüßte man doch mit den jungen Dingern nichts anzufangen, wenn sie wieder so neben einem ständen, und wäre weit entfernt, sich mit ihnen zu liieren. Euch drei, die ich noch habe, — Sie, mein Bestes und Liebstes — Adele und Male Hassenpflug — habe ich, gottlob, in meiner Reife kennen gelernt, die lange Jahre vorhalten kann, — hoffentlich für immer — obwohl Sie eigentlich hierbei zu kurz kommen können. — Denn Sie sind gar jung gegen mich, und es kommt vielleicht uns beiden eine Zeit, wo Sie selbst noch im Besitz aller Fähigkeiten, mich als eine arme bröcklichte Ruine nur mit Mitleid und Nachsicht ansehen und dabei mehr leiden werden als ich selbst. Mir ist's mit manchem so gegangen; denn ich habe mich früher immer

---

[1] Brief an Sprickmann, 18. Februar 1819. A. a. O. S. 224.

[2] Geb. 16. Februar 1772 zu Freiberg in Sachsen.

gerne zu Älteren gehalten. — Mein armer alter Sprickmann! — Doch genug hiervon! —"[1]

Nachdem einmal die Freundschaft mit der Drosteschen Familie geschlossen war, stellte sich auch ein reger Verkehr zwischen beiden ein. Sommers zog der General mit den Seinen öfters nach Hülshoff hinaus,[2] und die Frauen und Kinder machten bei derlei Gelegenheiten allerlei Ausflüge nach Rüschhaus, Havixbeck u. s. w., an die sich der Sohn des Generals, Freiherr Friedrich von Thielmann, noch im hohen Alter erinnerte.[3] Im Winter dagegen öffnete die Generalin ihre von der ausgewähltesten Gesellschaft besuchten Salons, in denen besonders die beiden Fräulein von Droste, Jenny und Annette, gern gesehene und häufige Gäste waren. Es würde zu weit führen, die Namen aller derer aufzuzählen, mit denen Annette auf dem Schlosse zusammentraf, zumal wohl keiner derselben in nähere Beziehungen zu ihr trat. Sie suchte in ihrer Art von

---

[1] An Elise v. Hohenhausen-Rüdiger v. 4. Sept. 1843. Mitgeteilt in „Frankf. Ztg." 1896. 26. Juli. Nr. 205.

[2] Das Tagebuch der Schwester Jenny verzeichnet z. B. Besuche der Familie Thielmann am Ende August und Ende Okt. 1817. Vgl. Hüffer 38.

[3] Vgl. Schlüter, Briefe S. 221. In diesem Briefe finden sich einige kleine Irrtümer, z. B. die Schilderung des Hausgeistlichen, der nicht Wilmsen war; die Todesursache des Vaters Annettens, der an den Folgen einer starken Erkältung starb rc., Verwechslungen, die nach so langer Abwesenheit — die Familie Thielmann verließ Münster schon 1820 — sehr leicht erklärlich sind. Das Wesentliche ist zutreffend. — Unter anderem schreibt Freiherr Friedrich a. a. O.: „Ich erinnere mich insbesondere noch Annettens feiner, mittelgroßer Figur mit den großen hellblauen Glasaugen, die fast hervorstanden, und ihrer schönen, mit goldblondem Haar geschmückten Gestalt, als wenn sie vor mir stände. Ihre Schwester Jenny war größer, mit ganz dunklem schwarzbraunen Haare, eine ganz elegante Figur. . . . Wir fuhren mit Annette, Jenny und Toni (Galliers) und der Mutter Droste von Hülshoff öfters nach einem entfernt liegenden Gute, Namens Havixbeck, wo wir großes Gaudium über den dortigen, mit Wald bedeckten Sandberg hatten; das Thor an der Brücke mit vielen daran genagelten Raubvögeln und Eulen schwebt mir noch besonders vor. In dem Pavillon des späteren Rüschhauses . . . haben wir . . . in dem großen Kamin immer Feuer gemacht und uns allerhand gekocht und gebraten, besonders Erdäpfel."

jedem das zu lernen, worin er sich auszeichnete, ohne sich darum weiter mit ihm einzulassen, als der Anstand es erheischte. Es wird erzählt, daß einmal ein etwas dreister Kunstfreund, dessen musikalisches Urteil ihr wertvoll scheinen mochte, sie um eine Haarlocke bat. Sofort willfahrte sie in einer übermütigen Laune dieser Bitte, ohne die entstehende Lücke an der Stirn zu achten. Sowie jener aber Miene machte, sich näher mit ihr einzulassen, fertigte sie ihn lachend mit den Worten ab: sie habe Zeiten, wo sie unausstehlich sei, und müsse sich deshalb zuweilen auf Stunden oder Tage gänzlich von der Gesellschaft zurückziehen.[1]

Daß Annette ein Liebling der Gesellschaft war, läßt sie selbst durchfühlen, und bei ihrer pikanten Art der Unterhaltung, ihrem Witz und besonders der Schärfe ihrer Beobachtung und Kritik konnte es auch kaum anders sein. Bemerkenswert aber ist, daß sie damals schon als Dichterin in jenen Kreisen so bekannt war, daß man ihr sogar fremdes Eigentum zuschreiben konnte. „Es geht jetzt in Münster ein, wie man sagt, sehr hübsches Gedicht auf den westfälischen Frauenverein herum, wovon man mich mit aller Gewalt zur Verfasserin machen will; ich muß mich überall mit Händen und Füßen gegen dieses ungerechte Gut verteidigen und werde es zu bekommen suchen, weil doch meine Eitelkeit ein wenig dabei interessiert ist, zu sehen, wessen Geistes Kind es sei. Einige legen es auch der Madame Schücking, Ihrer Cousine, zu; sollte dieses sein, so interessiert es mich doppelt, sowie alles, was von diesem herrlichen und seltenen Weibe kömmt, zu der ich

[1] Nach einem Aufsatz von Louis Wolff (Deutsche Monatsblätter, Bremen 1878, I, 325) trug sich diese Lockengeschichte — wenigstens die erste Hälfte derselben — in Kassel zu, wo Annette 1818 mit ihrem Vater von Bökendorf aus bei den Brüdern Grimm zu Besuche war. In dem Grimm-Hassenpflugschen Kreise verkehrte auch der spätere Professor der Architektur Joh. Heinr. Wolff, dessen Bewunderung Annette durch ihr poetisches und musikalisches Talent, insbesondere durch ihre Fertigkeit erregte, jedes beliebige Klavierstück sogleich in eine andere Tonart zu übertragen. Sie selbst legte auf das Urteil des aus Italien zurückkehrenden Kunstkenners über Vortrag und Accentuierung italienischer Arien großen Wert. Vgl. Hüffer 29.

gerne zu Älteren gehalten. — Mein armer alter Sprickmann! — Doch genug hiervon! —"[1]

Nachdem einmal die Freundschaft mit der Drosteschen Familie geschlossen war, stellte sich auch ein reger Verkehr zwischen beiden ein. Sommers zog der General mit den Seinen öfters nach Hülshoff hinaus,[2] und die Frauen und Kinder machten bei derlei Gelegenheiten allerlei Ausflüge nach Rüschhaus, Havixbeck u. s. w., an die sich der Sohn des Generals, Freiherr Friedrich von Thielmann, noch im hohen Alter erinnerte.[3] Im Winter dagegen öffnete die Generalin ihre von der ausgewähltesten Gesellschaft besuchten Salons, in denen besonders die beiden Fräulein von Droste, Jenny und Annette, gern gesehene und häufige Gäste waren. Es würde zu weit führen, die Namen aller derer aufzuzählen, mit denen Annette auf dem Schlosse zusammentraf, zumal wohl keiner derselben in nähere Beziehungen zu ihr trat. Sie suchte in ihrer Art von

---

[1] An Elise v. Hohenhausen-Rüdiger v. 4. Sept. 1843. Mitgeteilt in „Frankf. Ztg." 1896. 25. Juli. Nr. 205.

[2] Das Tagebuch der Schwester Jenny verzeichnet z. B. Besuche der Familie Thielmann am Ende August und Ende Okt. 1817. Vgl. Häffer 38.

[3] Vgl. Schlüter, Briefe S. 221. In diesem Briefe finden sich einige kleine Irrtümer, z. B. die Schilderung des Hausgeistlichen, der nicht Wilmsen war; die Todesursache des Vaters Annettens, der an den Folgen einer starken Erkältung starb rc., Verwechslungen, die nach so langer Abwesenheit — die Familie Thielmann verließ Münster schon 1820 — sehr leicht erklärlich sind. Das Wesentliche ist zutreffend. — Unter anderem schreibt Freiherr Friedrich a. a. O.: „Ich erinnere mich insbesondere noch Annettens feiner, mittelgroßer Figur mit den großen hellblauen Glasaugen, die fast hervorstanden, und ihrer schönen, mit goldblondem Haar geschmückten Gestalt, als wenn sie vor mir stände. Ihre Schwester Jenny war größer, mit ganz dunklem schwarzbraunen Haare, eine ganz elegante Figur. . . . Wir fuhren mit Annette, Jenny und Toni (Gallieris) und der Mutter Droste von Hülshoff öfters nach einem entfernt liegenden Gute, Namens Havixbeck, wo wir großes Gaudium über den dortigen, mit Wald bedeckten Sandberg hatten; das Thor an der Brücke mit vielen daran genagelten Raubvögeln und Eulen schwebt mir noch besonders vor. In dem Pavillon des späteren Rüschhauses . . . haben wir . . . in dem großen Kamin immer Feuer gemacht und uns allerhand gekocht und gebraten, besonders Erdäpfel."

jedem das zu lernen, worin er sich auszeichnete, ohne sich darum weiter mit ihm einzulassen, als der Anstand es erheischte. Es wird erzählt, daß einmal ein etwas dreister Kunstfreund, dessen musikalisches Urteil ihr wertvoll scheinen mochte, sie um eine Haarlocke bat. Sofort willfahrte sie in einer übermütigen Laune dieser Bitte, ohne die entstehende Lücke an der Stirn zu achten. Sowie jener aber Miene machte, sich näher mit ihr einzulassen, fertigte sie ihn lachend mit den Worten ab: sie habe Zeiten, wo sie unausstehlich sei, und müsse sich deshalb zuweilen auf Stunden oder Tage gänzlich von der Gesellschaft zurückziehen.[1]

Daß Annette ein Liebling der Gesellschaft war, läßt sie selbst durchfühlen, und bei ihrer pikanten Art der Unterhaltung, ihrem Witz und besonders der Schärfe ihrer Beobachtung und Kritik konnte es auch kaum anders sein. Bemerkenswert aber ist, daß sie damals schon als Dichterin in jenen Kreisen so bekannt war, daß man ihr sogar fremdes Eigentum zuschreiben konnte. „Es geht jetzt in Münster ein, wie man sagt, sehr hübsches Gedicht auf den westfälischen Frauenverein herum, wovon man mich mit aller Gewalt zur Verfasserin machen will; ich muß mich überall mit Händen und Füßen gegen dieses ungerechte Gut verteidigen und werde es zu bekommen suchen, weil doch meine Eitelkeit ein wenig dabei interessiert ist, zu sehen, wessen Geistes Kind es sei. Einige legen es auch der Madame Schücking, Ihrer Cousine, zu; sollte dieses sein, so interessiert es mich doppelt, sowie alles, was von diesem herrlichen und seltenen Weibe kömmt, zu der ich

[1] Nach einem Aufsatz von Louis Wolff (Deutsche Monatsblätter, Bremen 1878, I, 325) trug sich diese Lockengeschichte — wenigstens die erste Hälfte derselben — in Kassel zu, wo Annette 1818 mit ihrem Vater von Bökendorf aus bei den Brüdern Grimm zu Besuche war. In dem Grimm-Hassenpflugschen Kreise verkehrte auch der spätere Professor der Architektur Joh. Heinr. Wolff, dessen Bewunderung Annette durch ihr poetisches und musikalisches Talent, insbesondere durch ihre Fertigkeit erregte, jedes beliebige Klavierstück sogleich in eine andere Tonart zu übertragen. Sie selbst legte auf das Urteil des aus Italien zurückkehrenden Kunstkenners über Vortrag und Accentuierung italienischer Arien großen Wert. Vgl. Hüffer 29.

eine so eigene und innige Hinneigung fühle, daß ich sie bei unsrer geringen Bekanntschaft durch ihre mannigfaltigen schönen und anziehenden Eigenschaften kaum erklären kann."[1]

Außer der Generalin und Frau Schücking wird noch einer Frau von Aachen als Freundin Erwähnung gethan. Auch diese war bedeutend älter als Annette. Im Jahre 1755 als Tochter des Majors in münsterschen Diensten F. L. von Amboten zu Vechta geboren, verheiratete sie sich 1777 mit dem münsterschen, nachher preußischen Hauptmann von Aachen und wurde 1808 Witwe. Der Lebensweg der edlen Frau war von allerlei schweren Unglücksfällen begleitet — sie sah besonders alle ihre hoffnungsvollen Söhne einen um den andern ins Grab sinken. Einen gewissen Trost fand Frau von Aachen in der Pflege der verschiedenen Künste, besonders soll sie recht anmutige Gedichte gemacht haben. Wahrscheinlich hatte Annette ihre Bekanntschaft durch Sprickmann gemacht, und die gemeinsamen litterarischen Liebhabereien bildeten dann das freundschaftliche Band.

In einer Opernpause wurde Annette durch Frau von Aachen auch dem ersten Pfarrer der 1804 gegründeten protestantischen Gemeinde Münsters, dem Konsistorialrat Möller vorgestellt, „einem Manne, für den sein Äußeres nach ihrer Ansicht auf die vorteilhafteste Weise sprach und der sich rühmte, Sprickmanns Freund zu sein." Später scheint indes die gewünschte Annäherung nicht stattgefunden zu haben.[2]

Den wohlthuendsten Umgang fand Annette vor wie nach in der eigenen Familie.

„Das ist es auch, was aufrecht mich erhält
In meinem Kummer, daß ihr all mich liebt,
Und meine Trauer eure Herzen engt."

Von ihrer jugendlichen Tante Ludowina gesteht sie: „daß der Umgang mit dieser ihr sehr wert war, besonders wegen ihrer

---

[1] An Sprickmann 1816. A. a. O. S. 216.

[2] Über Möller und die Freifrau von Aachen vgl. auch: Raßmann, Münstersche Schriftsteller. 1866. — Schücking, Lebenserinnerungen I. 106. — Ludmilla Assing: „Gräfin Elisa von Ahlefeld" S. 60. —

klaren und richtigen Ansicht der Dinge, womit sie oft, ohne es zu ahnen, der Dichterin armen, verwirrten Kopf wieder zu Verstande brachte."

Zur Kräftigung ihrer Gesundheit begab sie sich in diesen Jahren auch mehrmals mit der Großmutter von Bökendorf aus in das nahegelegene Bad Driburg. Von dort schrieb sie an den Vater: „Es ist mir sehr betrübt, du armer, lieber Papa, daß man dir meinetwegen so viel Unruhe gemacht, da doch Gott Lob nichts an der Sache ist. Ich befinde mich jetzt sehr wohl. . . . Du schreibst mir, ich soll im Oktober herüberkommen; da ich mich aber so durchaus wohl befinde, und die hiesigen Ärzte behaupten, daß gerade die Bergluft dasjenige wäre, wovon ich auf die Dauer meine völlige Genesung erwarten müßte, so wollen die Großeltern noch nichts von Abreisen hören. Was mich anbelangt, so thue ich das, was ihr über mich beschließt, auf jeden Fall mit Freuden. . . . Ich werde hier so äußerst freundlich und liebevoll behandelt, daß ich nächst Hülshoff hier wohl am liebsten bin; doch richte alles ein, wie du willst, mein liebster Papa, und vergiß, bitte, die bewußten Stunden nicht.[1] Ich denke auch immer daran, aber ein paarmal habe ich es in Driburg versäumt, weil ich schlief, ich habe es aber nachgeholt. Ich habe zu Driburg manche angenehme Leute kennen gelernt. Die Krone des ganzen Bades war eine Frau von Stuttnitz, eine Frau von 35 Jahren, die aber aussah, als wenn sie 60 alt wäre, weil sie schon seit vielen Jahren ganz kontrakt von der Gicht ist. Sie besitzt einen ganz vorzüglichen Verstand, und nie habe ich bei einer so schmerzhaft leidenden Frau so viel verständige und gottergebene Heiterkeit gefunden. Sie wohnt in Gotha und hat mich auch gebeten, ihr zu schreiben. Ich werde

[1] Annette hatte bis zu ihrem Lebensende die Gewohnheit, mit besonders teuren Freunden beim Scheiden eine Stunde zu vereinbaren, zu der sich beide im Gebet aneinander erinnern sollten. So schreibt sie an Schlüter: „Gedenken Sie wohl der Vereinbarung, die wir getroffen für die letzte Abendstunde? Ich habe es nie vergessen; wie können sich Freunde besser begrüßen als vor Gott? Es liegt eine große Freude darin."

eine so eigene und innige Hinneigung fühle, daß ich sie bei unsrer geringen Bekanntschaft durch ihre mannigfaltigen schönen und anziehenden Eigenschaften kaum erklären kann.“[1]

Außer der Generalin und Frau Schücking wird noch einer Frau von Aachen als Freundin Erwähnung gethan. Auch diese war bedeutend älter als Annette. Im Jahre 1755 als Tochter des Majors in münsterschen Diensten F. L. von Amboten zu Vechta geboren, verheiratete sie sich 1777 mit dem münsterschen, nachher preußischen Hauptmann von Aachen und wurde 1808 Witwe. Der Lebensweg der edlen Frau war von allerlei schweren Unglücksfällen begleitet — sie sah besonders alle ihre hoffnungsvollen Söhne einen um den andern ins Grab sinken. Einen gewissen Trost fand Frau von Aachen in der Pflege der verschiedenen Künste, besonders soll sie recht anmutige Gedichte gemacht haben. Wahrscheinlich hatte Annette ihre Bekanntschaft durch Sprickmann gemacht, und die gemeinsamen litterarischen Liebhabereien bildeten dann das freundschaftliche Band.

In einer Opernpause wurde Annette durch Frau von Aachen auch dem ersten Pfarrer der 1804 gegründeten protestantischen Gemeinde Münsters, dem Konsistorialrat Möller vorgestellt, „einem Manne, für den sein Äußeres nach ihrer Ansicht auf die vorteilhafteste Weise sprach und der sich rühmte, Sprickmanns Freund zu sein.“ Später scheint indes die gewünschte Annäherung nicht stattgefunden zu haben.[2]

Den wohlthuendsten Umgang fand Annette vor wie nach in der eigenen Familie.

„Das ist es auch, was aufrecht mich erhält
In meinem Kummer, daß ihr all mich liebt,
Und meine Trauer eure Herzen engt.“

Von ihrer jugendlichen Tante Ludowina gesteht sie: „daß der Umgang mit dieser ihr sehr wert war, besonders wegen ihrer

---

[1] An Sprickmann 1816. A. a. O. S. 216.

[2] Über Möller und die Freifrau von Aachen vgl. auch: Raßmann, Münstersche Schriftsteller. 1866. — Schücking, Lebenserinnerungen I. 106. — Ludmilla Assing: „Gräfin Elisa von Ahlefeld“ S. 60. —

klaren und richtigen Ansicht der Dinge, womit sie oft, ohne es zu ahnen, der Dichterin armen, verwirrten Kopf wieder zu Verstande brachte."

Zur Kräftigung ihrer Gesundheit begab sie sich in diesen Jahren auch mehrmals mit der Großmutter von Bökendorf aus in das nahegelegene Bad Driburg. Von dort schrieb sie an den Vater: „Es ist mir sehr betrübt, du armer, lieber Papa, daß man dir meinetwegen so viel Unruhe gemacht, da doch Gott Lob nichts an der Sache ist. Ich befinde mich jetzt sehr wohl. . . . Du schreibst mir, ich soll im Oktober herüberkommen; da ich mich aber so durchaus wohl befinde, und die hiesigen Ärzte behaupten, daß gerade die Bergluft dasjenige wäre, wovon ich auf die Dauer meine völlige Genesung erwarten müßte, so wollen die Großeltern noch nichts von Abreisen hören. Was mich anbelangt, so thue ich das, was ihr über mich beschließt, auf jeden Fall mit Freuden. . . . Ich werde hier so äußerst freundlich und liebevoll behandelt, daß ich nächst Hülshoff hier wohl am liebsten bin; doch richte alles ein, wie du willst, mein liebster Papa, und vergiß, bitte, die bewußten Stunden nicht.[1] Ich denke auch immer daran, aber ein paarmal habe ich es in Driburg versäumt, weil ich schlief, ich habe es aber nachgeholt. Ich habe zu Driburg manche angenehme Leute kennen gelernt. Die Krone des ganzen Bades war eine Frau von Stuttnitz, eine Frau von 35 Jahren, die aber aussah, als wenn sie 60 alt wäre, weil sie schon seit vielen Jahren ganz kontrakt von der Gicht ist. Sie besitzt einen ganz vorzüglichen Verstand, und nie habe ich bei einer so schmerzhaft leidenden Frau so viel verständige und gottergebene Heiterkeit gefunden. Sie wohnt in Gotha und hat mich auch gebeten, ihr zu schreiben. Ich werde

[1] Annette hatte bis zu ihrem Lebensende die Gewohnheit, mit besonders teuren Freunden beim Scheiden eine Stunde zu vereinbaren, zu der sich beide im Gebet aneinander erinnern sollten. So schreibt sie an Schlüter: „Gedenken Sie wohl der Vereinbarung, die wir getroffen für die letzte Abendstunde? Ich habe es nie vergessen; wie können sich Freunde besser begrüßen als vor Gott? Es liegt eine große Freude darin."

es auch thun, wenn ihr erlaubt, und ich glaube, daß ihr sie gewiß außerordentlich achtungswert finden würdet. Die Frau von Sierstorpff hat mir außerordentlich viel Güte erwiesen, wie sie sich denn überhaupt ganz für ihre Gäste aufopfert. Sie ist auch jetzt so schwach, daß sie die Weintraubenkur gebrauchen muß, wo sie in 6 Wochen gar nichts wie Weintrauben essen darf; ich habe mir das sehr angenehm gedacht, es soll aber beinahe gar nicht zu ertragen sein. Straube[1] ist auch hier, er wird aber nicht nach Hülshoff kommen, weil er in Göttingen zu viel zu thun hat. Er ist vorgestern hier angekommen und wird, glaube ich, morgen wieder fortgehen. Der arme Schelm muß sich doch erschrecklich quälen. August wird aber nach Hülshoff kommen, der Tag ist noch nicht bestimmt, aber erster Tage, lieber Papa. Die Fräulein . . . haben mir gesagt, daß bei ihnen im Eichsfelde so viel schöne Orchis wüchsen, sie wollen sich von einem kunstverständigen Freunde die Namen der dort wachsenden Sorten aufschreiben lassen und schicken sie mir alsdann. Ich habe in Driburg auch einen Herrn von Knigge kennen lernen, einen Neffen des berühmten Knigge und selbst berühmt, weil er ein sehr geschätztes Werk, Reisen durch Asien, soll herausgegeben haben. Er ist auch lange in Afrika gewesen und wußte sehr viel Interessantes zu erzählen, obschon er eine etwas ungünstige Physiognomie hat. Seine Frau ist eine Russin, spricht aber sehr gut deutsch. Man kriegt doch allerhand kuriose Leute zu sehen auf so Bädern. Graf Haxthausen[2] war auch da; ich glaube nicht, daß er lange lebt, er scheint ordentlich zum Schlage geneigt . . ." Mit diesem Briefe schickte Annette zugleich ein Gedicht, dessen Entstehung uns folgendermaßen geschildert wird.

Eine arme Frau der Umgegend war durch verschiedene Unglücksfälle in die größte Not, ja in mancherlei Schulden geraten und faßte sich ein Herz, bei den reichen Badegästen

[1] Heinrich Straube aus Kassel, Freund und Studiengenosse Augusts von Haxthausen.

[2] Owe Christian v. H., der dänischen Linie angehörend, Besitzer von Thienhausen.

um ein Almosen zu betteln. Sie kam auch zu der Großmutter Annettens und wußte deren gutes mildes Herz ganz zu gewinnen. „Kind," sagte die Freifrau zu der Enkelin, „kannst du nicht ein kleines Gedicht darüber machen, das wir auf einen Teller legen und bei den Gästen rundgehen lassen könnten?" Das „Kind" gehorchte und verfaßte in einem einfach rührenden Tone ein Bettelgedicht im Namen der armen Frau, das sowohl wegen der geschilderten Not als auch wohl um der jungen, allbeliebten Dichterin willen seinen Zweck aufs glänzendste erreichte. Das Gedicht begann:

„Die ihr sie kennt, des Lebens Freuden,
Und froh genießt des Lebens Glück,
Beherzigt auch der Armen Leiden
Und werft auf sie des Mitleids Blick.

Seht hier ein Weib von sechzig Jahren,
Einst war ich auch gesund und froh;
Doch hab' ich leider viel erfahren,
Eh' Freud' und Glück mir ganz entfloh . . ."

In der nun folgenden Aufzählung des weiteren Geschickes weiß man nicht, ob die Realistik eine Folge humoristischer Naivetät oder eine Offenbarung jener spätern spröden Wahrheitsliebe und Naturtreue ist, welche die besten Werke Annettens kennzeichnen.

---

[1] Vgl. IV. 565. — Schlüter, Briefe 225.

es auch thun, wenn ihr erlaubt, und ich glaube, daß ihr sie gewiß außerordentlich achtungswert finden würdet. Die Frau von Sierstorpff hat mir außerordentlich viel Güte erwiesen, wie sie sich denn überhaupt ganz für ihre Gäste aufopfert. Sie ist auch jetzt so schwach, daß sie die Weintraubenkur gebrauchen muß, wo sie in 6 Wochen gar nichts wie Weintrauben essen darf; ich habe mir das sehr angenehm gedacht, es soll aber beinahe gar nicht zu ertragen sein. Straube[1] ist auch hier, er wird aber nicht nach Hülshoff kommen, weil er in Göttingen zu viel zu thun hat. Er ist vorgestern hier angekommen und wird, glaube ich, morgen wieder fortgehen. Der arme Schelm muß sich doch erschrecklich quälen. August wird aber nach Hülshoff kommen, der Tag ist noch nicht bestimmt, aber erster Tage, lieber Papa. Die Fräulein . . . haben mir gesagt, daß bei ihnen im Eichsfelde so viel schöne Orchis wüchsen, sie wollen sich von einem kunstverständigen Freunde die Namen der dort wachsenden Sorten aufschreiben lassen und schicken sie mir alsdann. Ich habe in Driburg auch einen Herrn von Knigge kennen lernen, einen Neffen des berühmten Knigge und selbst berühmt, weil er ein sehr geschätztes Werk, Reisen durch Asien, soll herausgegeben haben. Er ist auch lange in Afrika gewesen und wußte sehr viel Interessantes zu erzählen, obschon er eine etwas ungünstige Physiognomie hat. Seine Frau ist eine Russin, spricht aber sehr gut deutsch. Man kriegt doch allerhand kuriose Leute zu sehen auf so Bädern. Graf Haxthausen[2] war auch da; ich glaube nicht, daß er lange lebt, er scheint ordentlich zum Schlage geneigt . . ." Mit diesem Briefe schickte Annette zugleich ein Gedicht, dessen Entstehung uns folgendermaßen geschildert wird.

Eine arme Frau der Umgegend war durch verschiedene Unglücksfälle in die größte Not, ja in mancherlei Schulden geraten und faßte sich ein Herz, bei den reichen Badegästen

---

[1] Heinrich Straube aus Kassel, Freund und Studiengenosse Augusts von Haxthausen.

[2] Owe Christian v. H., der dänischen Linie angehörend, Besitzer von Thienhausen.

um ein Almosen zu betteln. Sie kam auch zu der Großmutter Annettens und wußte deren gutes mildes Herz ganz zu gewinnen. „Kind,“ sagte die Freifrau zu der Enkelin, „kannst du nicht ein kleines Gedicht darüber machen, das wir auf einen Teller legen und bei den Gästen rundgehen lassen könnten?“ Das „Kind“ gehorchte und verfaßte in einem einfach rührenden Tone ein Bettelgedicht im Namen der armen Frau, das sowohl wegen der geschilderten Not als auch wohl um der jungen, allbeliebten Dichterin willen seinen Zweck aufs glänzendste erreichte. Das Gedicht begann:

„Die ihr sie kennt, des Lebens Freuden,
Und froh genießt des Lebens Glück,
Beherzigt auch der Armen Leiden
Und werft auf sie des Mitleids Blick.

Seht hier ein Weib von sechzig Jahren,
Einst war ich auch gesund und froh;
Doch hab' ich leider viel erfahren,
Eh' Freud' und Glück mir ganz entfloh . . .“

In der nun folgenden Aufzählung des weiteren Geschickes weiß man nicht, ob die Realistik eine Folge humoristischer Naivetät oder eine Offenbarung jener spätern spröden Wahrheitsliebe und Naturtreue ist, welche die besten Werke Annettens kennzeichnen.

[1] Vgl. IV. 565. — Schlüter, Briefe 225.

IV. Romantik.

(1818—1820.)

Um die innere Unruhe zum Schweigen zu bringen, glaubte Annette trotz allerlei körperlicher Leiden und Schwächen nichts Besseres thun zu können, als sich einer größeren, alle ihre Kräfte in Anspruch nehmenden Arbeit zu widmen.

Das Trauerspiel war ihr verleidet, weil ihre Stimmung eine andere geworden war. Sie ließ es liegen, trotzdem sie es gern fertig gesehen hätte. „Es enthält zwar mitunter ganz gute Stellen," schreibt sie, „aber der Stoff ist übel gewählt. Hätte ich es in damaliger Zeit fertig gemacht, wo ich dieses noch nicht einsah, sondern mir im Gegenteil diese Idee sehr lieb und begeisternd war, so wäre es wohl so übel nicht geworden; aber es ist ein entsetzlicher Gedanke, einen Stoff zu bearbeiten, für den ich nicht die mindeste Liebe mehr habe. Es ist mir leid, ich wollte, daß ich es damals fertig gemacht hätte."[1]

Statt des Trauerspiels finden wir nun bald eine epische Dichtung auf dem Arbeitstisch des Fräuleins, und trotz mancherlei Abhaltungen kann Annette bereits am 27. Oktober 1818 dem Freunde eine nahezu vollendete Kopie der Arbeit in Aussicht stellen.

„Ich habe in diesem Jahre ein Gedicht in sechs Gesängen geschrieben, dem eine nicht zu wohl ausgesonnene Rittergeschichte zu Grunde liegt, das mir aber in der Ausführung ziemlich gelungen scheint. Dies wollte ich Ihnen nun schicken, sobald

---

[1] An Sprickmann, 8. Februar 1819.

es fertig wär', konnte aber nicht so bald damit zu stande kommen, weil ich im vorigen Jahr sehr an einem Kopfschmerz gelitten habe, der äußerst nachteilig auf die Augen wirkte; und habe mich hierbei, wie die Ärzte behaupten, sehr vor Rückfällen zu hüten. Ich habe auch wirklich nie einen halben Gesang ununterbrochen schreiben können, ohne einen kleinen Unfall zu spüren. Obschon die Gesänge nicht sehr lang sind, und ich im ganzen nicht so sehr langsam arbeite, so hat dies kleine Werk doch so oft und lange Feiertag gehabt, daß mir beinah' das ganze Jahr darüber hingegangen ist; und je näher ich zum Ziele kam, je weniger konnte ich mich entschließen, Ihnen einen Brief ohne diese Einlage zu schicken. . . . Ich muß Ihnen sagen, ich freue mich ganz kindisch auf Ihre Antwort, obschon es natürlich nicht ganz ohne Furcht abläuft; denn Sie sind zwar ein höchst milder, aber doch scharfsichtiger Richter. Aber ich bitte! achten Sie doch ja nicht auf meine Furcht und verschweigen mir doch ja nichts von dem, was Ihnen davon mißfällt; denn das wäre wirklich in schriftstellerischer Hinsicht das größte Übel, das Sie so einem armen Lehrling, wie ich bin, zufügen könnten.

„Soeben merke ich erst, daß ich thue, als wenn das Gedicht schon in Ihren Händen wäre, da es doch erst in vier Wochen ankommen kann. Das kommt davon, wenn man immer so vorweg schreibt, ohne das Geschriebene zu überlesen. Überhaupt rede ich von dem Briefwechsel zwischen Münster und Berlin, als wenn ich nur den Bedienten aus unserem Hause im Krummen Timpen in Ihre gegenüberliegende Wohnung schicken dürfte. Aber wirklich hält sich jetzt so eine Menge Angestellter und Militärpersonen aus Berlin in Münster auf, daß, wenn man nur unter diesem Schlage Menschen ein wenig bekannt ist, die Korrespondenz jeder Art nach Berlin äußerst leicht ist. Ich muß für heute aufhören, denn es ist schon sehr spät. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach, denn meine Augen fallen zu und doch kann ich mich kaum von diesem Blatte trennen. Ihr liebes Bild aber will ich mit mir nehmen und einen freundlichen teuren Traum daraus bilden, wie wir wieder zusammen

IV. Romantik.

(1818—1820.)

Um die innere Unruhe zum Schweigen zu bringen, glaubte Annette trotz allerlei körperlicher Leiden und Schwächen nichts Besseres thun zu können, als sich einer größeren, alle ihre Kräfte in Anspruch nehmenden Arbeit zu widmen.

Das Trauerspiel war ihr verleidet, weil ihre Stimmung eine andere geworden war. Sie ließ es liegen, trotzdem sie es gern fertig gesehen hätte. „Es enthält zwar mitunter ganz gute Stellen," schreibt sie, „aber der Stoff ist übel gewählt. Hätte ich es in damaliger Zeit fertig gemacht, wo ich dieses noch nicht einsah, sondern mir im Gegenteil diese Idee sehr lieb und begeisternd war, so wäre es wohl so übel nicht geworden; aber es ist ein entsetzlicher Gedanke, einen Stoff zu bearbeiten, für den ich nicht die mindeste Liebe mehr habe. Es ist mir leid, ich wollte, daß ich es damals fertig gemacht hätte."[1]

Statt des Trauerspiels finden wir nun bald eine epische Dichtung auf dem Arbeitstisch des Fräuleins, und trotz mancherlei Abhaltungen kann Annette bereits am 27. Oktober 1818 dem Freunde eine nahezu vollendete Kopie der Arbeit in Aussicht stellen.

„Ich habe in diesem Jahre ein Gedicht in sechs Gesängen geschrieben, dem eine nicht zu wohl ausgesonnene Rittergeschichte zu Grunde liegt, das mir aber in der Ausführung ziemlich gelungen scheint. Dies wollte ich Ihnen nun schicken, sobald

---

[1] An Sprickmann, 8. Februar 1819.

es fertig wär', konnte aber nicht so bald damit zu stande kommen, weil ich im vorigen Jahr sehr an einem Kopfschmerz gelitten habe, der äußerst nachteilig auf die Augen wirkte; und habe mich hierbei, wie die Ärzte behaupten, sehr vor Rückfällen zu hüten. Ich habe auch wirklich nie einen halben Gesang ununterbrochen schreiben können, ohne einen kleinen Unfall zu spüren. Obschon die Gesänge nicht sehr lang sind, und ich im ganzen nicht so sehr langsam arbeite, so hat dies kleine Werk doch so oft und lange Feiertag gehabt, daß mir beinah' das ganze Jahr darüber hingegangen ist; und je näher ich zum Ziele kam, je weniger konnte ich mich entschließen, Ihnen einen Brief ohne diese Einlage zu schicken. . . . Ich muß Ihnen sagen, ich freue mich ganz kindisch auf Ihre Antwort, obschon es natürlich nicht ganz ohne Furcht abläuft; denn Sie sind zwar ein höchst milder, aber doch scharfsichtiger Richter. Aber ich bitte! achten Sie doch ja nicht auf meine Furcht und verschweigen mir doch ja nichts von dem, was Ihnen davon mißfällt; denn das wäre wirklich in schriftstellerischer Hinsicht das größte Übel, das Sie so einem armen Lehrling, wie ich bin, zufügen könnten.

„Soeben merke ich erst, daß ich thue, als wenn das Gedicht schon in Ihren Händen wäre, da es doch erst in vier Wochen ankommen kann. Das kommt davon, wenn man immer so vorweg schreibt, ohne das Geschriebene zu überlesen. Überhaupt rede ich von dem Briefwechsel zwischen Münster und Berlin, als wenn ich nur den Bedienten aus unserem Hause im Krummen Timpen in Ihre gegenüberliegende Wohnung schicken dürfte. Aber wirklich hält sich jetzt so eine Menge Angestellter und Militärpersonen aus Berlin in Münster auf, daß, wenn man nur unter diesem Schlage Menschen ein wenig bekannt ist, die Korrespondenz jeder Art nach Berlin äußerst leicht ist. Ich muß für heute aufhören, denn es ist schon sehr spät. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach, denn meine Augen fallen zu und doch kann ich mich kaum von diesem Blatte trennen. Ihr liebes Bild aber will ich mit mir nehmen und einen freundlichen teuren Traum daraus bilden, wie wir wieder zusammen

in Lohmanns Garten in der Laube sitzen, wo ich jetzt so oft vorbeifahre und sehe niemand darin, was mir freilich noch zehnmal lieber ist, als wenn statt dessen aus der lieben grünen Hütte ganz unbekannte oder gleichgültige Gesichter herausguckten, die mir am Ende wohl meine schönsten Bilder aus der Erinnerung stöhlen oder doch verwirrten. So bleibt es doch immer noch ein reiner stiller Grund, auf dem ich malen kann, was ich will. Und ach! lieber Sprickmann, Sie können es mir glauben, daß ich kein einziges Mal vorbeifahre, ohne den Ort zu grüßen. Kein Fleck in und um Münster ruft mir Ihr teures, Ihr mir wirklich so innig, innig liebes und verehrtes Bild so lebhaft zurück, wie diese Laube. Durch einen seltsamen, aber glücklichen Zufall habe ich oft ein leeres Glas darin stehen sehen, aber nie einen Menschen, und da konnte ich es mir denn nie anders denken, als daß Sie soeben hinausgegangen wären; und wenn wir von Münster kamen, und ich also zu Anfang nicht in die Laube hineinsehen konnte, da habe ich mich oft weit aus dem Wagen gelehnt und mir bisweilen ernstlich eingebildet, Sie könnten doch wohl hinter der grünen Wand stecken, bis ich mich mit wirklichem Erschrecken getäuscht sah. Ich habe dies besonders im vorigen Jahre, wo ich in einem sehr gereizten Zustand war, wohl ordentlich ins Lächerliche getrieben, und bin auch bisweilen ein wenig ausgelacht worden." [1]

Die Grundstimmung, der „gereizte Zustand" war also noch immer ziemlich derselbe geblieben, und so mag man sich schon zum voraus darauf gefaßt machen, in dem „Rittergedicht" den gleichen Schwermutston wie in der Tragödie wiederzufinden.

Es dauerte freilich noch bis zum Februar des folgenden Jahres, ehe die Abschrift in die Hände Sprickmanns kam; denn wiederum stellte sich während des Winters von Zeit zu Zeit eine Augenentzündung ein, die „durch das Schreiben ein klein unmerklich wenig schlimmer geworden war", wie Annette sich sehr umständlich verkleinernd ausdrückt. Auch meint sie, die

---

[1] An Sprickmann, 27. Oktober 1818.

Verschlimmerung sei im Grunde nicht einmal vom Schreiben gekommen; sie sei vielmehr am Tage vorher „in den Wind gegangen, und davon komme es recht eigentlich“. Die Mutter aber sah wohl besser, und auch mag es die Augenentzündung allein nicht gewesen sein, welche sie beunruhigte, — kurz, sie verbot Annetten, die Abschrift anzufertigen, und bat die Schwester Jenny darum. Der Brief, welcher die Kopie des „Walther“ für Sprickmann begleitet, ist ein köstliches Kabinettsstück Drosteschen Humors, so rein und gesund, wie man ihn in den schönsten und reifsten Zeiten der Dichterin nur suchen könnte.

„Nun bitte ich Sie nochmals recht von Herzen, lieber Sprickmann, schreiben Sie mir doch recht deutlich und aufrichtig über das kleine Werk, nicht allein über offenbare Fehler, sondern was Ihnen nur immer unbehaglich darin auffällt oder noch verbessernswert scheint. Ich habe zwar schon so viel darüber reden hören, und jeder klug sein Wollende sitzt zu Gericht (denn meine Mutter, die das erste Exemplar bekommen hat, wie Sie aus der Zueignung sehen, liest es zuweilen zu meinem großen Leide ihren Bekannten vor, und sehr oft Menschen, von denen ich voraus weiß, daß sie recht viel Ungeschicktes darüber sagen werden) und hat ein neues Lob und einen neuen Tadel, und ich weiß nicht, worüber ich mich am meisten ärgere. Was das Lob anbelangt, so habe ich schon recht an mich halten müssen, um manche unbedeutende und eben passable Stellen nicht auszustreichen, die mir durch unpassendes Lob ganz und gar zuwider geworden sind. So kam z. B. ein gewisser Herr, dem mein Gedicht auch — nicht durch mich[1] — zur Beurteilung vorgelegt worden war, immer darauf zurück, die schönste Stelle im ganzen Gedicht sei (2. Gesang 3. Strophe 3. Zeile): ‚Es rauscht' der Speer, es stampfte wild das Roß‘, und erst durch sein vieles Reden wurde mir offenbar, wie dieser Ausdruck so gewöhnlich und oft gebraucht und beinah' die schlechteste Stelle im ganzen Buche ist. Dieser Herr hörte auch gar nicht

[1] Im Original unterstrichen.

in Lohmanns Garten in der Laube sitzen, wo ich jetzt so oft vorbeifahre und sehe niemand darin, was mir freilich noch zehnmal lieber ist, als wenn statt dessen aus der lieben grünen Hütte ganz unbekannte oder gleichgültige Gesichter herausguckten, die mir am Ende wohl meine schönsten Bilder aus der Erinnerung stöhlen oder doch verwirrten. So bleibt es doch immer noch ein reiner stiller Grund, auf dem ich malen kann, was ich will. Und ach! lieber Sprickmann, Sie können es mir glauben, daß ich kein einziges Mal vorbeifahre, ohne den Ort zu grüßen. Kein Fleck in und um Münster ruft mir Ihr teures, Ihr mir wirklich so innig, innig liebes und verehrtes Bild so lebhaft zurück, wie diese Laube. Durch einen seltsamen, aber glücklichen Zufall habe ich oft ein leeres Glas darin stehen sehen, aber nie einen Menschen, und da konnte ich es mir denn nie anders denken, als daß Sie soeben hinausgegangen wären; und wenn wir von Münster kamen, und ich also zu Anfang nicht in die Laube hineinsehen konnte, da habe ich mich oft weit aus dem Wagen gelehnt und mir bisweilen ernstlich eingebildet, Sie könnten doch wohl hinter der grünen Wand stecken, bis ich mich mit wirklichem Erschrecken getäuscht sah. Ich habe dies besonders im vorigen Jahre, wo ich in einem sehr gereizten Zustand war, wohl ordentlich ins Lächerliche getrieben, und bin auch bisweilen ein wenig ausgelacht worden."[1]

Die Grundstimmung, der „gereizte Zustand" war also noch immer ziemlich derselbe geblieben, und so mag man sich schon zum voraus darauf gefaßt machen, in dem „Rittergedicht" den gleichen Schwermutston wie in der Tragödie wiederzufinden.

Es dauerte freilich noch bis zum Februar des folgenden Jahres, ehe die Abschrift in die Hände Sprickmanns kam; denn wiederum stellte sich während des Winters von Zeit zu Zeit eine Augenentzündung ein, die „durch das Schreiben ein klein unmerklich wenig schlimmer geworden war", wie Annette sich sehr umständlich verkleinernd ausdrückt. Auch meint sie, die

---

[1] An Sprickmann, 27. Oktober 1818.

Verschlimmerung sei im Grunde nicht einmal vom Schreiben gekommen; sie sei vielmehr am Tage vorher „in den Wind gegangen, und davon komme es recht eigentlich“. Die Mutter aber sah wohl besser, und auch mag es die Augenentzündung allein nicht gewesen sein, welche sie beunruhigte, — kurz, sie verbot Annetten, die Abschrift anzufertigen, und bat die Schwester Jenny darum. Der Brief, welcher die Kopie des „Walther“ für Sprickmann begleitet, ist ein köstliches Kabinettsstück Drosteschen Humors, so rein und gesund, wie man ihn in den schönsten und reifsten Zeiten der Dichterin nur suchen könnte.

„Nun bitte ich Sie nochmals recht von Herzen, lieber Sprickmann, schreiben Sie mir doch recht deutlich und aufrichtig über das kleine Werk, nicht allein über offenbare Fehler, sondern was Ihnen nur immer unbehaglich darin auffällt oder noch verbessernswert scheint. Ich habe zwar schon so viel darüber reden hören, und jeder klug sein Wollende sitzt zu Gericht (denn meine Mutter, die das erste Exemplar bekommen hat, wie Sie aus der Zueignung sehen, liest es zuweilen zu meinem großen Leide ihren Bekannten vor, und sehr oft Menschen, von denen ich voraus weiß, daß sie recht viel Ungeschicktes darüber sagen werden) und hat ein neues Lob und einen neuen Tadel, und ich weiß nicht, worüber ich mich am meisten ärgere. Was das Lob anbelangt, so habe ich schon recht an mich halten müssen, um manche unbedeutende und eben passable Stellen nicht auszustreichen, die mir durch unpassendes Lob ganz und gar zuwider geworden sind. So kam z. B. ein gewisser Herr, dem mein Gedicht auch — nicht durch mich[1] — zur Beurteilung vorgelegt worden war, immer darauf zurück, die schönste Stelle im ganzen Gedicht sei (2. Gesang 3. Strophe 3. Zeile): ‚Es rauscht' der Speer, es stampfte wild das Roß', und erst durch sein vieles Reden wurde mir offenbar, wie dieser Ausdruck so gewöhnlich und oft gebraucht und beinah' die schlechteste Stelle im ganzen Buche ist. Dieser Herr hörte auch gar nicht

[1] Im Original unterstrichen.

davon auf, sondern sagte während des Tages mehrmal, wie in Entzückung verloren: ‚Es rauscht' der Speer, es ꝛc. ꝛc', wozu er auch wohl leise mit dem Fuße stampfte. Ich mußte endlich aus dem Zimmer gehen. Wie ich vor einer Woche in Münster bin, begegnet mir der Unglücksvogel auf der Straße, hält mich sogleich an und sagt sehr freudig freundlich: ‚Nun, Fräulein Nettchen, wie geht's? was macht die Muse? Giebt sie Ihnen noch bisweilen so hübsche Sächelchen in die Gedanken, wie das Gedichtchen von neulich? Ja, das muß ich Ihnen sagen, das ist'n niedlich Ding; was für 'ne Kraft bisweilen: „Es rauscht' der Speer, es stampfte wild das Roß"' — Ich machte mich sobald wie möglich los und lachte ganz unmäßig, ich hätte aber ebenso gut weinen können. Sehen Sie, mein Freund, und so geht's mir oft. Von der anderen Seite würde ich mir wenig daraus machen, mein Gedicht oft auf die albernste und verkehrteste Weise tadeln zu hören, wenn ich nicht dabei gezwungen wäre, zu thun, als ob ich ihre Bemerkungen ganz richtig fände, ein freundliches Gesicht zu machen und ihnen vielleicht noch für ihre Aufrichtigkeit zu danken. Aber wenn ich oft Stellen, von denen ich überzeugt bin, daß sie zu den bessern gehören, als dunkel, unverständlich ꝛc. ꝛc. schelten höre, und dagegen die schlechtesten, seichtesten, eben weil nur jeder gut und klug genug ist, um sie ganz zu verstehen und zu empfinden, loben höre, und soll alsdann noch die oben benannten freundlichen Grimassen dazu schneiden — das ist zu arg, und mit Stillschweigen oder einer Verbeugung kann ich es nicht abmachen; dann bin ich hochmütig. — (Daß die ungeschickten Lober und Tadler die nämlichen Personen sind, versteht sich von selbst; nur einige wenige genügsame Seelen halten sich zu den Ersteren.) — Nur zwei oder dreimal bin ich zu meiner Freude mit einem bloßen ‚recht schön' abgefertigt worden, sonst ist es jedesmal, wenn ich das Gedicht in die Stube schickte (denn ich hebe es selbst auf, obschon es meiner Mutter gehört, und bin also gezwungen, mein liebes Kind jedesmal selbst in die Hände seiner Feinde zu liefern), so gut, als ob ich auf ein

Dutzend Kritiken pränumerierte, denn fast niemand kann der Versuchung widerstehen, sich durch irgend eine Verbesserung als einen denkenden, feinen Kopf zu charakterisieren.

„Mein lieber, geliebter Freund! Ich weiß, daß ich Ihnen dies alles schreiben kann, ohne daß Sie deshalb auf den Argwohn geraten, als könne ich keinen Tadel vertragen. Sie wissen, wie sehr nachsichtig ich sonst hierin war, fast zu nachsichtig, denn aller und jeder Tadel war mir lieb, wenn auch von den albernsten Menschen; ich hatte den Grundsatz, daß ein fremdes Auge immer und jedesmal schärfer sehe, wie eines, was durch Eigenliebe bestochen und durch das öftere Überdenken und Überlesen des Geschriebenen gegen die Härten und Unreinigkeiten darin gleichsam abgestumpft worden wäre, und nicht selten opferte ich meine bessere Überzeugung. Noch jetzt ist mir ein vernünftiger, wohlmeinender Tadel sehr wert, aber auch nur der; von meinem Sprickmann z. B. würde es mich sehr, sehr kränken, wenn er mir einen seiner Gedanken über meine Arbeit verschwieg oder bemäntelte. Ach, Sie wissen nicht, mein Freund, wie süß und lieb mir jedes Ihrer Worte ist, ich könnte und möchte mich Ihrem Urteil blindlings unterwerfen und würde es für die größte Grausamkeit halten, wenn Sie mich aus übergroßer Güte verleiteten, etwas stehen zu lassen, was Ihnen mißfiel nnd mich nachher gereute. Sonderbar ist es, daß selbst von denen, deren Urteil ich selber wünschte und mir ausbat, keiner dem andern gleich geurteilt hat; ich will Ihnen einige Proben davon hinsetzen, damit Sie mich darüber berichtigen können, wenn Sie so gut sein wollen. Einer sagte z. B., der erste Gesang sei zu gedehnt; ein anderer: der erste Gesang habe viel Ähnlichkeit mit den Templern von [Zacharias] Werner. (Das kann sein, aber ich bin unschuldig daran, ich kenne die Templer nicht.) Wieder ein anderer: der zweite Gesang sei zu dürftig und zauberisch und habe durchaus das Gediegene der übrigen nicht. (Ich muß Ihnen auch sagen, daß anfangs im zweiten Gesange der alte Ritter sich selbst vergiftet, nachdem er seinen Pflichten durch Versorgung seiner Tochter glaubte

davon auf, sondern sagte während des Tages mehrmal, wie in Entzückung verloren: ‚Es rauscht' der Speer, es 2c. 2c', wozu er auch wohl leise mit dem Fuße stampfte. Ich mußte endlich aus dem Zimmer gehen. Wie ich vor einer Woche in Münster bin, begegnet mir der Unglücksvogel auf der Straße, hält mich sogleich an und sagt sehr freudig freundlich: ‚Nun, Fräulein Nettchen, wie geht's? was macht die Muse? Giebt sie Ihnen noch bisweilen so hübsche Sächelchen in die Gedanken, wie das Gedichtchen von neulich? Ja, das muß ich Ihnen sagen, das ist'n niedlich Ding; was für 'ne Kraft bisweilen: „Es rauscht' der Speer, es stampfte wild das Roß"' — Ich machte mich sobald wie möglich los und lachte ganz unmäßig, ich hätte aber ebenso gut weinen können. Sehen Sie, mein Freund, und so geht's mir oft. Von der anderen Seite würde ich mir wenig daraus machen, mein Gedicht oft auf die albernste und verkehrteste Weise tadeln zu hören, wenn ich nicht dabei gezwungen wäre, zu thun, als ob ich ihre Bemerkungen ganz richtig fände, ein freundliches Gesicht zu machen und ihnen vielleicht noch für ihre Aufrichtigkeit zu danken. Aber wenn ich oft Stellen, von denen ich überzeugt bin, daß sie zu den bessern gehören, als dunkel, unverständlich 2c. 2c. schelten höre, und dagegen die schlechtesten, seichtesten, eben weil nur jeder gut und klug genug ist, um sie ganz zu verstehen und zu empfinden, loben höre, und soll alsdann noch die oben benannten freundlichen Grimassen dazu schneiden — das ist zu arg, und mit Stillschweigen oder einer Verbeugung kann ich es nicht abmachen; dann bin ich hochmütig. — (Daß die ungeschickten Lober und Tadler die nämlichen Personen sind, versteht sich von selbst; nur einige wenige genügsame Seelen halten sich zu den Ersteren.) — Nur zwei oder dreimal bin ich zu meiner Freude mit einem bloßen ‚recht schön' abgefertigt worden, sonst ist es jedesmal, wenn ich das Gedicht in die Stube schickte (denn ich hebe es selbst auf, obschon es meiner Mutter gehört, und bin also gezwungen, mein liebes Kind jedesmal selbst in die Hände seiner Feinde zu liefern), so gut, als ob ich auf ein

Dutzend Kritiken pränumerierte, denn fast niemand kann der Versuchung widerstehen, sich durch irgend eine Verbesserung als einen denkenden, seinen Kopf zu charakterisieren.

„Mein lieber, geliebter Freund! Ich weiß, daß ich Ihnen dies alles schreiben kann, ohne daß Sie deshalb auf den Argwohn geraten, als könne ich keinen Tadel vertragen. Sie wissen, wie sehr nachsichtig ich sonst hierin war, fast zu nachsichtig, denn aller und jeder Tadel war mir lieb, wenn auch von den albernsten Menschen; ich hatte den Grundsatz, daß ein fremdes Auge immer und jedesmal schärfer sehe, wie eines, was durch Eigenliebe bestochen und durch das öftere Überdenken und Überlesen des Geschriebenen gegen die Härten und Unreinigkeiten darin gleichsam abgestumpft worden wäre, und nicht selten opferte ich meine bessere Überzeugung. Noch jetzt ist mir ein vernünftiger, wohlmeinender Tadel sehr wert, aber auch nur der; von meinem Sprickmann z. B. würde es mich sehr, sehr kränken, wenn er mir einen seiner Gedanken über meine Arbeit verschwieg oder bemäntelte. Ach, Sie wissen nicht, mein Freund, wie süß und lieb mir jedes Ihrer Worte ist, ich könnte und möchte mich Ihrem Urteil blindlings unterwerfen und würde es für die größte Grausamkeit halten, wenn Sie mich aus übergroßer Güte verleiteten, etwas stehen zu lassen, was Ihnen mißfiel nnd mich nachher gereute. Sonderbar ist es, daß selbst von denen, deren Urteil ich selber wünschte und mir ausbat, keiner dem andern gleich geurteilt hat; ich will Ihnen einige Proben davon hinsetzen, damit Sie mich darüber berichtigen können, wenn Sie so gut sein wollen. Einer sagte z. B., der erste Gesang sei zu gedehnt; ein anderer: der erste Gesang habe viel Ähnlichkeit mit den Templern von [Zacharias] Werner. (Das kann sein, aber ich bin unschuldig daran, ich kenne die Templer nicht.) Wieder ein anderer: der zweite Gesang sei zu dürftig und zauberisch und habe durchaus das Gediegene der übrigen nicht. (Ich muß Ihnen auch sagen, daß anfangs im zweiten Gesange der alte Ritter sich selbst vergiftet, nachdem er seinen Pflichten durch Versorgung seiner Tochter glaubte

genug gethan zu haben; meine Mutter fand das anstößig, ich mußte also zwei Strophen herausnehmen und zwei andere dafür einflicken; ich will Ihnen jedoch die beiden ausgesetzten Kinder kopieren und über die eingeflickten Strophen stecken, dann schreiben Sie mir wohl, ob Ihnen das Alte oder Neue besser gefällt.) Ein anderer sagte: wenn der Alte sich vergifte, so könne er nicht feierlich begraben werden, wenigstens in damaligen Zeiten nicht; wieder ein anderer: der dritte Gesang treibe sich zu viel in den Jagdgeschichten herum; wieder: der Alte im dritten Gesang (Vater der Alba) sei zu phantastisch geraten. Über die drei letzten Gesänge ist mir weniger gesagt worden, diese trifft gewöhnlich nur ein Tadel mit, der das Ganze trifft, z. B.: die Übergänge seien zu grell, es scheine, als habe ich mich zu sehr in ein Bild vertieft, nicht davon loskommen können und deshalb oft plötzlich abgebrochen &c. Dies sind ungefähr die Urteile, die ich von vernünftigen Leuten habe zu hören bekommen; ist es aber nicht sonderbar, daß ein jeder nur eins von allen diesen gesagt hat, und wenn ich ihm die übrigen Urteile vorlegte, keins davon begreifen konnte und wollte? Und es waren doch alle fünf denkende, geschmackvolle Leute. Daß ich von diesen Urteilen das eine mehr als das andere richtig finde, versteht sich von selbst; aber ich möchte Ihnen nicht gern vorgreifen und verlasse mich auf Ihr Gefühl weit mehr, als auf das meinige, da ich doch noch immer der Meinung bin daß man sich an seinen eigenen Werken endlich dumm liest, und korrigiert, so daß man nicht mehr schwarz und weiß unter einander kennt." [1]

So weit die Dichterin.

Sehen wir uns nach diesen „Einleitungen und Vorreden an den Kritiker" das Werk selbst näher an, insofern es für uns an dieser Stelle von besonderem Interesse ist.

Der „Walther" besteht aus sechs Gesängen, welchen die Namen der in ihnen besonders hervortretenden Personen (Der

---

[1] An Sprickmann, 8. Februar 1819.

Klausner — Theatilde — Walther — Cäcilia — Alba — Verenus) als Überschriften dienen.

Der erste Gesang führt uns kurz den „Helden" in seiner Grotte vor, wie

„. . . nun aus weißem (Nebel) Meere, kalt und schwer,
Wankt ein verblichenes Jünglingsbild daher,
Und langsam naht's der Kluft mit ernstem Schritte.

Am kleinen Born, der aus dem Felsen quillt,
Netzt er den Saum' im lichten Flimmerspiele;
Denn der Begeistrung Glut, die ihn erfüllt,
Vereint sich mit des Heumonds banger Schwüle:
Ein frommer Seufzer ringt sich himmelan,
Sein Auge sucht gerührt den Sternenplan,
Die Grotte nimmt ihn auf in ihre Kühle.

Ich les' die Frage im erstaunten Blick:
‚Wie! schon so früh entflohst du den Gefahren? —
Ließ keinen Stachel dir die Welt zurück? —
Kann junges Blut mit solcher Ruh' sich paaren?
Und darfst du's wagen, trauend deiner Kraft,
In Feierstunden stiller Rechenschaft
Dein innres Herz dir selbst zu offenbaren?'"

Wie also der Jüngling zu dem Entschluß gekommen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, d. h. die Beantwortung der ersten jener vier gestellten Fragen, bildet den Inhalt der Erzählung. Nach dem Gewicht, welches die Dichterin den drei folgenden Fragen beilegt, sollte man freilich mehr eine Antwort auf diese erwarten, zumal in den beiden nächsten Strophen ein Konflikt des jungen Einsiedlers mit seinem Beruf in Aussicht gestellt wird:

„. . . Doch dieses matte, welkende Gesicht,
Voll Zügen tiefen Schmerzens, ach, es spricht,
Daß es noch einem teuren Bilde fröne."

Die Schilderung eines inneren Kampfes mit den schmerzlich-süßen Erinnerungen füllt denn auch in der That den ersten Gesang. Der zweite erzählt uns die Geschichte der Eltern

genug gethan zu haben; meine Mutter fand das anstößig, ich mußte also zwei Strophen herausnehmen und zwei andere dafür einflicken; ich will Ihnen jedoch die beiden ausgesetzten Kinder kopieren und über die eingeflickten Strophen stecken, dann schreiben Sie mir wohl, ob Ihnen das Alte oder Neue besser gefällt.) Ein anderer sagte: wenn der Alte sich vergifte, so könne er nicht feierlich begraben werden, wenigstens in damaligen Zeiten nicht; wieder ein anderer: der dritte Gesang treibe sich zu viel in den Jagdgeschichten herum; wieder: der Alte im dritten Gesang (Vater der Alba) sei zu phantastisch geraten. Über die drei letzten Gesänge ist mir weniger gesagt worden, diese trifft gewöhnlich nur ein Tadel mit, der das Ganze trifft, z. B.: die Übergänge seien zu grell, es scheine, als habe ich mich zu sehr in ein Bild vertieft, nicht davon loskommen können und deshalb oft plötzlich abgebrochen &c. Dies sind ungefähr die Urteile, die ich von vernünftigen Leuten habe zu hören bekommen; ist es aber nicht sonderbar, daß ein jeder nur eins von allen diesen gesagt hat, und wenn ich ihm die übrigen Urteile vorlegte, keins davon begreifen konnte und wollte? Und es waren doch alle fünf denkende, geschmackvolle Leute. Daß ich von diesen Urteilen das eine mehr als das andere richtig finde, versteht sich von selbst; aber ich möchte Ihnen nicht gern vorgreifen und verlasse mich auf Ihr Gefühl weit mehr, als auf das meinige, da ich doch noch immer der Meinung bin daß man sich an seinen eigenen Werken endlich dumm liest, und korrigiert, so daß man nicht mehr schwarz und weiß unter einander kennt."[1]

So weit die Dichterin.

Sehen wir uns nach diesen „Einleitungen und Vorreden an den Kritiker" das Werk selbst näher an, insofern es für uns an dieser Stelle von besonderem Interesse ist.

Der „Walther" besteht aus sechs Gesängen, welchen die Namen der in ihnen besonders hervortretenden Personen (Der

---

[1] An Sprickmann, 8. Februar 1819.

Klausner — Theatilde — Walther — Cäcilia — Alba — Verenus) als Überschriften dienen.

Der erste Gesang führt uns kurz den „Helden" in seiner Grotte vor, wie

". . . nun aus weißem (Nebel) Meere, kalt und schwer,
Wankt ein verblichenes Jünglingsbild daher,
Und langsam naht's der Kluft mit ernstem Schritte.

Am kleinen Born, der aus dem Felsen quillt,
Netzt er den Saum' im lichten Flimmerspiele;
Denn der Begeistrung Glut, die ihn erfüllt,
Vereint sich mit des Heumonds banger Schwüle:
Ein frommer Seufzer ringt sich himmelan,
Sein Auge sucht gerührt den Sternenplan,
Die Grotte nimmt ihn auf in ihre Kühle.

Ich les' die Frage im erstaunten Blick:
‚Wie! schon so früh entflohst du den Gefahren? —
Ließ keinen Stachel dir die Welt zurück? —
Kann junges Blut mit solcher Ruh' sich paaren?
Und darfst du's wagen, trauend deiner Kraft,
In Feierstunden stiller Rechenschaft
Dein innres Herz dir selbst zu offenbaren?'"

Wie also der Jüngling zu dem Entschluß gekommen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, d. h. die Beantwortung der ersten jener vier gestellten Fragen, bildet den Inhalt der Erzählung. Nach dem Gewicht, welches die Dichterin den drei folgenden Fragen beilegt, sollte man freilich mehr eine Antwort auf diese erwarten, zumal in den beiden nächsten Strophen ein Konflikt des jungen Einsiedlers mit seinem Beruf in Aussicht gestellt wird:

„. . . Doch dieses matte, welkende Gesicht,
Voll Zügen tiefen Schmerzens, ach, es spricht,
Daß es noch einem teuren Bilde fröne."

Die Schilderung eines inneren Kampfes mit den schmerzlich-süßen Erinnerungen füllt denn auch in der That den ersten Gesang. Der zweite erzählt uns die Geschichte der Eltern

Walthers, zumal seiner schönen, unglücklichen Mutter Theatilde. Sie hatte einst zufällig den Ritter Alhard erblickt:

„Das schönste Fräulein sie auf deutscher Flur,
Der kühnste Ritter er in deutschen Schlachten.
Der Gott, dem jeder Busen Opfer brennt,
Mit dem oft schmerzlich arme Herzen ringen,
Wie soll ich kundthun, was ein jeder kennt?'
,Nicht alle', sprichst du, ,große Geister zwingen
Gar leicht den Funken, daß er nie erglüht.'
Vor solcher Größe schweigt mein armes Lied,
Was ist dem Phönix wohl der Lerche Singen!"

Theatilde ist aber höchst unglücklich in der Ehe:

„Hat je dem Weih' die Taube wohlgewollt?
Ist wohl der Hindin in des Löwen Höhle?"

Kaum hat sie Walther das Leben gegeben, so stirbt sie. Mit der lebhaften, kühn gehaltenen Beschreibung einer Jagd hebt der dritte Gesang an. Walther erlegt mit vieler Geschicklichkeit und Kühnheit einen Eber, wodurch der kriegerische Vater, sehr gerührt und hocherfreut, dem Jüngling den Ritterschlag verspricht. Im weiteren Verlauf der Jagd findet Walther ein schlummerndes Mägdlein, an das er natürlich sein Herz verliert, dessen Wohnung er aber nicht gleich ausfindig machen kann, weil des Vaters Horn zum Rückzug bläst. Erst am folgenden Morgen gelangt er zu einer schönen, stillen Klause im Wald, wohin Balduin mit seiner Tochter Alba sich aus dem Getriebe der Welt zurückgezogen hat. Zum Unglück will aber um jene Zeit der Vater Alhard seinen Sohn mit einer reichen Erbin, Cäcilia, vermählen, welche eines Tages mit ihrem Pflegevater Ebbo auf dem Schloß erschienen ist und uns als ein schönes, aber herzloses und kokettes Fräulein geschildert wird. Ein Kreuzzug, den Walther mitmacht, schiebt die Entscheidung zwischen Alba und Cäcilia einige Zeit auf (vierter Gesang); aber mit der Heimkehr beginnt wieder die Schwierigkeit, besonders da Cäcilia es durch ihre Künste verstanden hat, des alten Ritters Herz ganz für sich zu gewinnen. Bei dem ersten

Besuche im Walde findet Walther die Klause verödet, und ein Grabstein in der Nähe trägt den Namen „Balduin". Alba selbst trifft der junge Ritter als Magd an. Sie erzählt ihm vom Tode des Vaters und wie er ihr kein zeitlich Gut hinterlassen hat. Als Walther darob gerührt wird, antwortet sie:

„O laßt das — spricht sie — was ist Armut dann,
Daß wir so heiß ihr zu entfliehen streben!
War doch Maria, Himmmelskönigin,
Nur eine gnadenvolle Dienerin;
Den Armen ist das Himmelreich gegeben."

Am anderen Tage schickt ihr Walther eine Botschaft zu einem Stelldichein, wo er ihr in Treuen seine Hand bieten will. Die Zusammenkunft wird Cäcilien verraten, und sie trifft mit Alhard die Verabredung, die arme Nebenbuhlerin vor Walthers Augen zu töten.

Der sechste Gesang führt uns Walther im Kerker vor, in den ihn der Zorn des Vaters über seine hartnäckige Weigerung, Cäciliens Hand anzunehmen, geworfen hat. Mit dem schrecklichen Ende des Vaters kommt zwar für Walther die Stunde der Freiheit; allein mit Alba sank nicht bloß seines Lebens Freude dahin, er fühlt sich auch verpflichtet, für die Sünden seines Vaters genugzuthun. Er geht deshalb zu Verenus, dem Einsiedler, und bittet ihn um Rat, wie er die Ungerechtigkeiten des Vaters gutmachen und für sich selbst Ruhe und Glück finden könne. So verschenkt er denn alles an die Armen, behält nur seine Waffen nebst einem Bilde Albas und zieht gegen die mildwarnende Stimme Verenus' in die Einsamkeit der Klause, in welcher wir ihn im ersten Gesang gefunden haben. Die Dichterin schließt:

„Gelöst hab' ich dir mein gegebnes Wort,
Beendet sind die traurigen Geschichten!
Du selber sahst ihn in des Traumes Hort
Und des Erwachens rügenden Gerichten.
Doch laß uns wandern! Sieh, der Morgen taut,
Schon schweigt das Käuzlein, und neugierig schaut
Der Dämmrung graues Auge durch die Fichten."

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe geht zur Genüge hervor, daß das eigentliche Grundmotiv des „Walther“ nur die weitere Ausführung eines bereits in „Bertha“ angeschlagenen Accordes ist. Bei Besprechung des Trauerspiels wurde erwähnt, daß in demselben als Mittel gegen eine unglückliche Liebe auch des Klosters gedacht wurde. Man müßte die Romane der Siegwart-Periode und auch aus der eigentlichen Romantik nicht kennen, um nicht zu wissen, wie abgedroschen dieses Klosterthema zu einer gewissen Zeit in der erzählenden Litteratur war. Wie Annette aber einen wahren Abscheu vor jeden ausgetretenen Spuren in der Dichtung hat und andererseits alles, was sie angreift, bis auf den Grund verfolgt, so sehen wir auch die Klosterfrage von ihr in einer ganz neuen Weise behandelt, die zugleich den Vorteil hat, daß sie poetisch sowohl als psychologisch wahrer ist als die konventionellen älteren Darstellungen. Annette ist gläubige Christin und zugleich durchaus praktische Realistin. In dieser doppelten Eigenschaft weist sie ein Klosterleben ohne wahren inneren Beruf trotz seiner anfänglichen Reize als zum Trösten auf die Dauer ungeeignet zurück. Sehr kräftig und entschieden geschieht dies in „Bertha“, wo die Freundin der Heldin den Klostergedanken ausrät:

„Auch der Beruf ist selten, teure Bertha,
Zu solchem strengen, eingezognen Leben,
Und selten nur der Andacht reines Opfer.
O, glaub es, manche Klosterjungfrau weint
In ihrer Zelle, blaß und trauervoll.
Der Tod geliebter Eltern oder Schmerz
Getäuschter Liebe führt' betäubend sie
In diese Mauern. Dort will sie ihr Leid,
Ihr süßes Lieben ewig fest umfangen
Und ewig an dem teuren Bilde hangen,
Verlieren sich in süße Schwärmerein.
Doch lindernd gießt die Zeit den Balsam in
Die Wunden, und das teure Bild erlischt.
Verwundernd fühlt sie ihre Wunden harschen
Und wieder aufblühn ihre Jugendkraft.
Der trübe Blick der Trauer ist verschwunden,
Und Sehnsucht fühlt sie nach vergangnen Stunden,

Möcht' wieder in das rege Leben kehren —
Doch bindet sie des Eides Heiligkeit.
Sie sieht durch ihres Gitters enge Räume
Des Lebens Freuden schnell vorüberziehn,
Es schmückt, verschönernd sie, die Macht der Träume,
Und tauschend mit der Morgenröte Glühn,
Und höher pocht das Herz; es fühlt die Arme
Verlassen, einsam sich im All der Welt.
Verschwunden ist vor den enthüllten Blicken
Die stille Freistatt, nun ein Kerker ihr;
Verlassen ist der Andacht hohes Feuer,
Und Thränen rinnen auf den hellen Schleier. —
Wenn sich der ernste Geist zur Stille neigt,
Thut besser er, der Jugend flücht'ge Jahre
Geduldig abzuwarten, kein Gelübde
Sich ladend auf die Seele, daß nicht schnell
Und unverhofft der Funke lodre auf
In lichten Flammen, sengend ihm die Brust."[1]

Was im Drama die nachdenkende Heldin ablehnt, das übernimmt in der Erzählung der enthusiastische Held in unkluger Weise, und daher finden wir ihn denn auch in demselben Zustande, in dem uns eben die berufslose Klosterfrau geschildert wurde.

Darin liegt eigentlich der tiefere Wert der Erzählung, daß sie das als unumstößlich angenommene poetische Dogma der liebeskranken Einsiedler menschlich wahr erfaßt, dem Zweifel an seiner Richtigkeit energischen Ausdruck verleiht und wenigstens andeutungsweise die ganze Verlogenheit desselben dem Leser nahelegt. Auch hier sehen wir daher wieder durch alle verschwommene Romantik hindurch die echte und gesunde Dichterin der späteren Zeit vor uns stehen.

Man würde in der That Annetten unrecht thun, wollte man im „Walther" nur die Erzählung sehen. Es ist kein

---

[1] Vgl. oben Seite 72. Wir bemerken ausdrücklich, daß die Dichterin im voraufgehenden mit begeisterter Überzeugung den wahren Beruf zum Klosterleben durch das Beispiel einer Hofdame geschildert hatte, es ihr also fern liegt, alle Klosterfrauen oder auch nur viele in dem eben mitgeteilten Porträt zu zeichnen.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe geht zur Genüge hervor, daß das eigentliche Grundmotiv des „Walther" nur die weitere Ausführung eines bereits in „Bertha" angeschlagenen Accordes ist. Bei Besprechung des Trauerspiels wurde erwähnt, daß in demselben als Mittel gegen eine unglückliche Liebe auch des Klosters gedacht wurde. Man müßte die Romane der Siegwart-Periode und auch aus der eigentlichen Romantik nicht kennen, um nicht zu wissen, wie abgedroschen dieses Klosterthema zu einer gewissen Zeit in der erzählenden Litteratur war. Wie Annette aber einen wahren Abscheu vor jeden ausgetretenen Spuren in der Dichtung hat und andererseits alles, was sie angreift, bis auf den Grund verfolgt, so sehen wir auch die Klosterfrage von ihr in einer ganz neuen Weise behandelt, die zugleich den Vorteil hat, daß sie poetisch sowohl als psychologisch wahrer ist als die konventionellen älteren Darstellungen. Annette ist gläubige Christin und zugleich durchaus praktische Realistin. In dieser doppelten Eigenschaft weist sie ein Klosterleben ohne wahren inneren Beruf trotz seiner anfänglichen Reize als zum Trösten auf die Dauer ungeeignet zurück. Sehr kräftig und entschieden geschieht dies in „Bertha", wo die Freundin der Heldin den Klostergedanken ausrät:

„Auch der Beruf ist selten, teure Bertha,
Zu solchem strengen, eingezognen Leben,
Und selten nur der Andacht reines Opfer.
O, glaub es, manche Klosterjungfrau weint
In ihrer Zelle, blaß und trauervoll.
Der Tod geliebter Eltern oder Schmerz
Getäuschter Liebe führt' betäubend sie
In diese Mauern. Dort will sie ihr Leid,
Ihr süßes Lieben ewig fest umfangen
Und ewig an dem teuren Bilde hangen,
Verlieren sich in süße Schwärmerein.
Doch lindernd gießt die Zeit den Balsam in
Die Wunden, und das teure Bild erlischt.
Verwundernd fühlt sie ihre Wunden harschen
Und wieder aufblühn ihre Jugendkraft.
Der trübe Blick der Trauer ist verschwunden,
Und Sehnsucht fühlt sie nach vergangnen Stunden,

Möcht' wieder in das rege Leben kehren —
Doch bindet sie des Eides Heiligkeit.
Sie sieht durch ihres Gitters enge Räume
Des Lebens Freuden schnell vorüberziehn,
Es schmückt, verschönernd sie, die Macht der Träume,
Und tauschend mit der Morgenröte Glühn,
Und höher pocht das Herz; es fühlt die Arme
Verlassen, einsam sich im All der Welt.
Verschwunden ist vor den enthüllten Blicken
Die stille Freistatt, nun ein Kerker ihr;
Verlassen ist der Andacht hohes Feuer,
Und Thränen rinnen auf den hellen Schleier. —
Wenn sich der ernste Geist zur Stille neigt,
Thut besser er, der Jugend flücht'ge Jahre
Geduldig abzuwarten, kein Gelübde
Sich ladend auf die Seele, daß nicht schnell
Und unverhofft der Funke lodre auf
In lichten Flammen, sengend ihm die Brust."[1]

Was im Drama die nachdenkende Heldin ablehnt, das übernimmt in der Erzählung der enthusiastische Held in unkluger Weise, und daher finden wir ihn denn auch in demselben Zustande, in dem uns eben die berufslose Klosterfrau geschildert wurde.

Darin liegt eigentlich der tiefere Wert der Erzählung, daß sie das als unumstößlich angenommene poetische Dogma der liebeskranken Einsiedler menschlich wahr erfaßt, dem Zweifel an seiner Richtigkeit energischen Ausdruck verleiht und wenigstens andeutungsweise die ganze Verlogenheit desselben dem Leser nahelegt. Auch hier sehen wir daher wieder durch alle verschwommene Romantik hindurch die echte und gesunde Dichterin der späteren Zeit vor uns stehen.

Man würde in der That Annetten unrecht thun, wollte man im „Walther" nur die Erzählung sehen. Es ist kein

---

[1] Vgl. oben Seite 72. Wir bemerken ausdrücklich, daß die Dichterin im voraufgehenden mit begeisterter Überzeugung den wahren Beruf zum Klosterleben durch das Beispiel einer Hofdame geschildert hatte, es ihr also fern liegt, alle Klosterfrauen oder auch nur viele in dem eben mitgeteilten Porträt zu zeichnen.

Zweifel, daß es der Dichterin um die Charakteristik eines Zustandes, um die Aufstellung, nicht die Lösung eines psychologischen Problems zu thun war.

„Allerdings", sagt R. König,[1] „ist die Erfindung: die Wandlung eines jungen Ritters zum Einsiedler aus Liebesgram, von großer, fast kindlicher Einfachheit, und doch geht ein tieferer Zug durch dieses Motiv, der in etwas an Ebers' ‚Homo sum' erinnert. Auch in Walther, wie in Paulus, regt sich trotz der Einsiedlerklause immer wieder der alte Mensch: der Gedanke an sein einstiges thatenfreudiges Ritterleben und noch mehr an seine Geliebte läßt ihn nicht zum Frieden kommen, und wehmütig klingt der Grundton durch das Ganze:

„O Jüngling, einer heillos finstern Macht
Ist dein zerstörtes Leben hingegeben;
Der kleinste Augenblick, zu schlecht bewacht,
Zerstört die Frucht von jahrelangem Streben;
Ein Traum, wenn Schlummer löst den strengen Hort,
Ein flücht'ges, achtlos hingesprochnes Wort
Vermag die alte Flamme zu beleben."

Oder wie es zum Schluß heißt:

‚'s ist nicht die Welt, die ihn herüberzieht,
Doch sind's auch nicht der Andacht reine Wellen;
Es ist ein furchtbar Etwas, das sich müht,
Sich zwischen ihn und seinen Gott zu stellen.
Vergebens schlingt um ihn ein Jahr den Lauf,
Manch heitrer Tag steigt wie ein Bräut'gam auf,
Doch keiner kann der Seele Dunkel hellen.'"

In diesen Worten und Anführungen giebt König unseres Erachtens die eigentliche Stärke, aber auch zugleich die größte Schwäche des Gedichtes an.

Nicht bloß vom religiösen, sondern auch vom rein ästhetischen Standpunkt ist der „Walther" trotz seiner Abgeschlossenheit ein Bruchstück, ein Anfang, dem das Ende, eine poetische Frage, der die Antwort, — ein Knoten, dem die Lösung fehlt. Anfang

[1] Annette von Droste-Hülshoff, ein Lebens- und Litteraturbild, von Robert König, Heidelberg, Winters Universitäts-Buchhandlung, 1882.

und Schluß des Gedichtes führen uns den „Helden" in seiner Grotte vor, wie er trotz seines Scheidens aus der Welt doch nicht die Ruhe und den vollen Frieden gefunden hat. Das Gedicht selbst erzählt uns, wie und warum er zu der Höhle und in diesen Zustand gekommen ist; aber das ist nur die Hälfte der poetischen Aufgabe; die andere, bedeutend wichtigere und interessantere wäre gewesen, zu zeigen, wie er aus dem zweifelhaften Zustande auf die eine oder die andere Weise herausgekommen wäre. In der jetzigen Form endet das Gedicht mit demselben Abschluß, den etwa eine Krankheitsgeschichte besäße, die uns nach Darlegung von Entstehen und Verlauf des Übels den Patienten, für dessen Schicksal sie uns erwärmt hat, zwischen Tod und Leben schwebend vorführte und dann abbräche.

Was nun die Fragestellung selbst, d. h. die Auseinandersetzung des Zustandes bei Walther, angeht, so ist auch hier wieder manches zu berücksichtigen. Das Problem ist älter als Ebers und auch als Annette; wir brauchen nicht auf den Roman und die Dichtung zu kommen, um es in seiner drastischen Wirklichkeit zu treffen. Seit sich Einsiedler von der Welt zurückzogen, nahmen sie sich selbst mit ihrer verderbten Natur, die durch frühere Erfahrungen gefährlichen Lockungen der Welt und den Feind alles Guten, den Allversucher Satan, mit in die Einöde. Das hat vor allen St. Hieronymus, einer der gewaltigsten Athleten der Einsamkeit, und mit ihm tausend andere heilige Mannesherzen erfahren. Nicht den kampflosen Frieden suchten sie, sondern den gefahrloseren und gewisseren Sieg. Also das Ideal der ungetrübten Ruhe, der versuchungsfreien Sicherheit in der Einsamkeit suchen wollen, wäre das Beginnen eines Thoren und unerfahrenen Kindes. Der Kampf an und für sich wäre darum auch bei Walther kein beunruhigendes Symptom; aber was uns für seine Sicherheit bangen macht, ist die Halbheit, mit welcher er die Einöde betreten hat. Er hat nicht bloß sich aus der Welt retten wollen, sondern auch seine Liebe. An der Wand seiner Höhle hängen die Waffen, sein ehemaliger Stolz — und darf er sich wundern, daß „die alten Wurzeln

Zweifel, daß es der Dichterin um die Charakteristik eines Zustandes, um die Aufstellung, nicht die Lösung eines psychologischen Problems zu thun war.

„Allerdings", sagt R. König,[1] „ist die Erfindung: die Wandlung eines jungen Ritters zum Einsiedler aus Liebesgram, von großer, fast kindlicher Einfachheit, und doch geht ein tieferer Zug durch dieses Motiv, der in etwas an Ebers' ‚Homo sum' erinnert. Auch in Walther, wie in Paulus, regt sich trotz der Einsiedlerklause immer wieder der alte Mensch: der Gedanke an sein einstiges thatenfreudiges Ritterleben und noch mehr an seine Geliebte läßt ihn nicht zum Frieden kommen, und wehmütig klingt der Grundton durch das Ganze:

„O Jüngling, einer heillos finstern Macht
Ist dein zerstörtes Leben hingegeben;
Der kleinste Augenblick, zu schlecht bewacht,
Zerstört die Frucht von jahrelangem Streben;
Ein Traum, wenn Schlummer löst den strengen Hort,
Ein flücht'ges, achtlos hingesprochnes Wort
Vermag die alte Flamme zu beleben."

Oder wie es zum Schluß heißt:

‚'s ist nicht die Welt, die ihn herüberzieht,
Doch sind's auch nicht der Andacht reine Wellen;
Es ist ein furchtbar Etwas, das sich müht,
Sich zwischen ihn und seinen Gott zu stellen.
Vergebens schlingt um ihn ein Jahr den Lauf,
Manch heitrer Tag steigt wie ein Bräut'gam auf,
Doch keiner kann der Seele Dunkel hellen.'"

In diesen Worten und Anführungen giebt König unseres Erachtens die eigentliche Stärke, aber auch zugleich die größte Schwäche des Gedichtes an.

Nicht bloß vom religiösen, sondern auch vom rein ästhetischen Standpunkt ist der „Walther" trotz seiner Abgeschlossenheit ein Bruchstück, ein Anfang, dem das Ende, eine poetische Frage, der die Antwort, — ein Knoten, dem die Lösung fehlt. Anfang

[1] Annette von Droste-Hülshoff, ein Lebens- und Litteraturbild, von Robert König, Heidelberg, Winters Universitäts-Buchhandlung, 1882.

und Schluß des Gedichtes führen uns den „Helden“ in seiner Grotte vor, wie er trotz seines Scheidens aus der Welt doch nicht die Ruhe und den vollen Frieden gefunden hat. Das Gedicht selbst erzählt uns, wie und warum er zu der Höhle und in diesen Zustand gekommen ist; aber das ist nur die Hälfte der poetischen Aufgabe; die andere, bedeutend wichtigere und interessantere wäre gewesen, zu zeigen, wie er aus dem zweifelhaften Zustande auf die eine oder die andere Weise herausgekommen wäre. In der jetzigen Form endet das Gedicht mit demselben Abschluß, den etwa eine Krankheitsgeschichte besäße, die uns nach Darlegung von Entstehen und Verlauf des Übels den Patienten, für dessen Schicksal sie uns erwärmt hat, zwischen Tod und Leben schwebend vorführte und dann abbräche.

Was nun die Fragestellung selbst, d. h. die Auseinandersetzung des Zustandes bei Walther, angeht, so ist auch hier wieder manches zu berücksichtigen. Das Problem ist älter als Ebers und auch als Annette; wir brauchen nicht auf den Roman und die Dichtung zu kommen, um es in seiner drastischen Wirklichkeit zu treffen. Seit sich Einsiedler von der Welt zurückzogen, nahmen sie sich selbst mit ihrer verderbten Natur, die durch frühere Erfahrungen gefährlichen Lockungen der Welt und den Feind alles Guten, den Allversucher Satan, mit in die Einöde. Das hat vor allen St. Hieronymus, einer der gewaltigsten Athleten der Einsamkeit, und mit ihm tausend andere heilige Mannesherzen erfahren. Nicht den kampflosen Frieden suchten sie, sondern den gefahrloseren und gewisseren Sieg. Also das Ideal der ungetrübten Ruhe, der versuchungsfreien Sicherheit in der Einsamkeit suchen wollen, wäre das Beginnen eines Thoren und unerfahrenen Kindes. Der Kampf an und für sich wäre darum auch bei Walther kein beunruhigendes Symptom; aber was uns für seine Sicherheit bangen macht, ist die Halbheit, mit welcher er die Einöde betreten hat. Er hat nicht bloß sich aus der Welt retten wollen, sondern auch seine Liebe. An der Wand seiner Höhle hängen die Waffen, sein ehemaliger Stolz — und darf er sich wundern, daß „die alten Wurzeln

noch so tief, so fest sitzen, nach so langen schweren Kämpfen"? Der Kampf war eben ein falschverstandener, er hätte mit dem „Verlasset alles" beginnen sollen. Verlassen mußte der Ritter vor allem das Bild an seinem Halse — denn mag er auch im Wachen sich bezwingen, im Traume lebt die Tote und mit ihr seine Liebe wieder auf.

„Mein Lieben ist versenkt, die Welt ist leer,
Ich habe keinen Wunsch als den nach oben,
Bald binden mich Gelübde, mir nicht schwer;
In stiller Klause schweigt des Busens Toben;
O lieber Vater, steht mir Armen bei,
Helft stillen diese Thränen, dies Geschrei;
O, wär' ich dem Gewühle schon enthoben!"

So redet der junge, unglückliche Mann in der ersten Aufwallung des Schmerzes und in einer aufrichtig gemeinten religiösen Gesinnung. Aber der alte Einsiedler kennt besser das Leben:

„,Mein teures Kind,' versetzt Verenus drauf,
,Wohl wunderbare Wege geht die Gnade;
Doch blühend thut sich dir die Zukunft auf,
Drum wähl nicht also hart' und rauhe Pfade;
Schlag nicht in Fesseln dieses heiße Herz,
Sonst wohl beweinst du einst mit herbem Schmerz
Der Welt zu lieblich lockende Gestade.'

Allein vergebens muß an Walthers Sinn
Das wohlbedachte Wort vorübergleiten.
,Was ich geliebt,' spricht er, ,ist all dahin
Und mag mich nun als Engel schützend leiten.
Mein Vater, eure Rede dünkt mich Spott.'
,Nun wohl,' versetzt der Greis, ,und gebe Gott,
Ihr möget eure Stimmung nicht mißdeuten.'"[1]

Allein Walther täuschte nicht bloß sich, sondern auch Verenus — was er geliebt, war nicht alles dahin; es lebte nur zu lebendig in des Jünglings Herzen, und als Zeichen dessen trug er unter der Kutte das Bildnis der Toten, welches er erbarmungslos einem Kinde entrissen. Statt also „als Engel ihn schützend

[1] Sechster Gesang, Strophe 39. 40. 41.

zu leiten", mußte die Anhänglichkeit an die Gestorbene und deren Bild jenes „furchtbare Etwas" sein,

„. . . das sich müht,
Sich zwischen ihn und seinen Gott zu stellen".[1]

Solange er an diesem „furchtbaren Etwas" hängt, wird er auch in der Klause nicht zum Frieden kommen. Wir können daher mit der Dichterin am Schluß der Erzählung durchaus nicht ruhig sagen:

„Du selber sahst ihn (Walther) in des Traumes Hort
Und des Erwachens rügenden Gerichten;
Doch laß uns wandern! Sieh, der Morgen taut. . . ."[2]

Es ist begreiflich, daß Annettens kühner Geist, der sich gern mit den höchsten und schwierigsten Problemen abgab, auch anfänglich die übrigen Fragen des ersten Gesanges bearbeiten und lösen wollte, diese Aufgabe aber später als für ihr Geschlecht und ihre Jugend zu schwer — vielleicht auch als zu fernabliegend von der damaligen Kunstrichtung — fallen ließ.

Sehen wir indes von diesem Fehler in der Anlage ab, so dürfen wir kühn manches Lob unterschreiben, das diesem Gedichte erteilt worden ist. Die Fabel ist einfach und doch ziemlich gut gegliedert, mit Ausnahme des ganz überflüssigen zweiten Gesanges. Sie entbehrt auch keineswegs des Reizes. Die Personen sind durchaus nicht verkörperte Ideen, allgemeine Schablonen, sondern recht individuell angelegte Menschen von Fleisch und Bein, wenn auch die romantische Atmosphäre, in der sie sich bewegen, die scharfen Umrisse nicht recht erkennen läßt. Einzelne Scenen, Bilder und Gedanken sind von ganz unzweifelhafter Schönheit. Im allgemeinen ist die Sprache wohlklingend, glatter und leichtverständlicher sogar als in den späteren Werken; die von der Dichterin auch nachher so oft gebrauchte Strophe ist schön gebaut und mit seltenen Ausnahmen auch fleißig gereimt. Als Ganzes läßt das Gedicht indessen in

---

[1] Sechster Gesang, Strophe 51.
[2] Sechster Gesang, Strophe 52.

der Ungleichmäßigkeit der Ausführung, den oft sprunghaften Übergängen und den vielfach verschwommenen Motivierungen noch sehr deutlich den Neuling herausfühlen.

Es kann die Frage aufgeworfen werden, wie Annette auf den Gedanken an eine größere Erzählung in Versen kam. Die Klassiker Goethe und Schiller boten ihr hierin keine Muster, entweder mußte auf Wieland zurückgegangen oder Bezug auf die Romantiker genommen werden. Unter diesen letzteren möchte man nun besonders einen nennen, an dessen Art man fast auf jeder Seite des „Walther" erinnert wird und dessen Hauptgedicht gerade 1817/18 die lesende Welt, besonders die weibliche, im höchsten Grade gefesselt hielt. Das war E. K. F. Schulze mit seiner „Verzauberten Rose". Hat Annette das mit dem Preis der ‚Urania' bedachte Gedicht gekannt? War ihr überhaupt Schulze kein Fremdling? Man möchte beinahe auf eine Bekanntschaft schließen, wenn man das Versmaß des „Walther" und das der „Cäcilia" miteinander vergleicht. Beide Strophen sind fünffüßige Siebenzeilen, die Reimstellung ist bei ‚Cäcilia' ababacc, bei ‚Walther' ababcca, also bei beiden eine Annäherung an die ottave rime, nur daß bei Schulze der Abgesang etwas stärker hervortritt. Um so charakteristischer für das Weiche und Verschwimmende ist bei „Walther" der einfache und doch den Grundton der Strophe ausklingende weibliche Reim am Schlusse.

Was Sprickmann der Dichterin über den „Walther" geantwortet hat, wissen wir nicht; die Vergiftung des Ritters im zweiten Gesang muß auch er wohl verworfen haben, da sie in den uns erhaltenen Exemplaren fehlt; sonst scheint er jedoch nicht viel geändert zu haben, da eine uns vorliegende Abschrift des ersten Gesanges aus jener Zeit wörtlich mit der später veröffentlichten Lesart stimmt.

Annette selbst hat den Walther niemals drucken lassen. Mit der neuen Richtung, welche sie im „St. Bernhard" nahm, und überhaupt mit ihrer entwickelten Kunstauffassung stimmte das romantisch-sentimentale Jugendgedicht nicht mehr überein;

vielleicht hielt sie auch das durch häufigen Mißbrauch verächtlich gewordene Grundmotiv von einer Veröffentlichung ab. Sie war mit der Zeit übrigens auch dahin gekommen, daß sie mittels ihrer Schriften wo nicht „einen unmittelbar frommen Zweck", so doch „eine entschiedene moralische Richtung" verfolgen wollte,[1] und gerade in diesem Punkte mochte ihr der „Walther" am meisten unvollendet erscheinen.

Als sie mit Prof. Schlüter näher bekannt geworden war, hatte sie anfangs das Gedicht noch nicht ganz über Bord geworfen. So schrieb sie ihm (2. Jan. 1835): „Auch den Walther werde ich mitbringen; erschrecken Sie nicht! es sind nur einzelne Stellen, etwa in jedem Gesange drei oder vier Strophen, die ich Sie nochmals anzuhören bitten möchte. Es kömmt mir fremd an, zu sagen, daß eine meiner Arbeiten von einem meiner Freunde zu scharf beurteilt ist; denn Freundesurteil ist sonst nur allzu milde und hat manches gute Talent verdorben. Doch wir waren damals noch nicht bekannt miteinander, und ich wünschte, Sie könnten sich, sobald ich das Heft zur Hand nehme, denken, es sei von einem anderen. Das Gedicht ist im ganzen sehr mißglückt und matt, im einzelnen aber nicht immer".

Nach einer Mitteilung Schlüters war ihm das Gedicht ein erstes Mal sehr schlecht vorgelesen worden und hatte schon darum wenig Gnade gefunden; aber selbst dieses zweite Mal fiel trotz des vollkommenen Vortrages durch die Dichterin selbst das Urteil nicht allzu günstig aus, wenn auch das einzelne Schöne gern anerkannt wurde. Seit jener Zeit verschwindet das Gedicht denn auch vollständig von der Bildfläche. In die erste Gedichtsammlung wurde es nicht aufgenommen; um so weniger konnte es bei der zweiten in Betracht kommen. Wie uns Schücking jedoch versichert, wäre Annette in den letzten Jahren zu günstigeren Ansichten über diese Jugendarbeit gelangt, so daß er dieselbe ohne Bedenken in die Gesamtausgabe der Schriften von 1878 aufnehmen zu dürfen glaubte.

---

[1] Schlüter, Briefe, 2. Aufl. S. 91.

Über das innere Leben und die äußeren Verhältnisse der Dichterin giebt uns der „Walther" unmittelbar und ausdrücklich nur wenig Aufschlüsse. Einzelne Gedanken indes verraten, daß die „Unruhe", von der sie an Sprickmann schrieb, sich noch lange nicht gelegt hatte. Der poetische Takt verhinderte sie jedoch, in einem objektiven Gedicht zu oft hinter den handelnden Personen zu erscheinen. Um so überraschender ist es, wenn sie es sowohl hier wie viele Jahre später in der „Schlacht im Lohner Bruch" gerade dort thut, wo sie ohne dieses Auskunftsmittel eine Liebesscene hätte einfügen müssen. Hier heißt es: „Der Gott, dem jeder Busen Opfer brennt u. s. w." (vgl. oben) im „Bruch":

„Was ward gesprochen? Allerlei,
Wie immer reden solche zwei,
Vom ersten Strahle überglänzt;
Ist einer, dem es nicht ergänzt
Nicht Gegenwart, Erinnerung:
Gar arm ist er, wo nicht, — gar jung!"[1]

Diese beiden so ähnlichen, dabei ebenso charakteristischen wie energischen Stellen sind das einzige in den Werken Annettens, was man etwa zur Stütze jener früher erwähnten Legende einer unglücklichen Jugendneigung beibringen könnte. Indes sind beide auch wieder zu deutlich, um bei der bekannten Scheu Annettens vor Selbstbekenntnissen dieser Art nicht ganz unverfänglich zu sein.

Zudem hatte sie zu jener Zeit noch zwei andere Werke unter Händen, in welchen sie furchtloser das Tiefste wie das Vorübergehendste ihres krankhaft erregten Gemütes niederlegen konnte.

Es ist geradezu schwer, sich von der fieberhaften inneren Thätigkeit Annettens um jene Zeit einen richtigen Begriff zu machen. Kaum ist der „Walther" beendet, so beginnt die „Ledwina". „Ich möchte mich jetzt auch einmal in Prosa versuchen," heißt es in dem Briefe, der die Sendung des

---

[1] II. S. 366.

„Walther" an Sprickmann begleitet, „und zwar, da ich mich nicht gleich anfangs übernehmen mag, in einer Novelle oder kleinen Geschichte vorerst. Aber du lieber Gott, wo soll ich einen Stoff finden, der nicht schon hundertfach bearbeitet und zerarbeitet wäre? ‚Denn ihr Name ist Legion.' Ich hatte seit 1½—2 Jahren nicht viel von diesen Dingern gelesen, wußte also nicht recht, wie die Kommerzien standen, und hatte mir also einen recht hübschen Stoff fast ganz durchgearbeitet, so daß außer dem Niederschreiben nicht viel mehr fehlte. Da der ganze Gedanke der Geschichte sich zum Traurigen neigte, und ich doch keine große Freundin von plötzlichen Todesfällen bin, so trat meine Heldin gleich anfangs mit einer innerlich schon ganz zerstörten und auch äußerlich sehr zarten und schwächlichen Konstitution auf; ich hatte die Idee mit Liebe und Wärme überdacht, und ich glaube und hoffe, daß es nicht mißlungen sein würde. Da lassen wir uns in die Lesebibliothek einschreiben und fordern, weil wir sie in vielen Jahren schon ganz durchgelesen haben, bloß die neuesten Sachen. Gleich zu Anfang ‚3 Novellen', wo in zweien die Heldin auf denselben Füßen stand, wie die meinige, das frappierte mich; in den folgenden Wochen ebenso. Kurz, ich merkte bald, daß ich, anstatt etwas Neues zu erfinden, an den Lieblingsstoff unserer Zeiten geraten bin, nur mit dem Unterschiede, daß meine Heldin weder magnetisierte noch magnetisiert wurde, weil ich zu wenig vom Magnetismus kenne, um darüber zu schreiben, da hingegen den Heldinnen der Lesebibliothek ebendazu oder deswegen ihre Zartheit oder Schwächlichkeit erteilt war. Denn diesem großen unbegreiflichen, wenigstens mir unbegreiflichen Gegenstande geht es wie dem Löwen in der Fabel, den sogar der Esel schlug; jedes junge Kind muß seine Hörner daran ablaufen. Es ist mir aber unmöglich, meine Novelle fertig zu machen, da sie schon so viele Schwestern hat, die zwar in der Haupttendenz gänzlich unähnlich, in der Form aber desto ähnlicher sind. Schelten Sie nicht, mein geliebter Freund; wenn ich wüßte, daß meine Unbeständigkeit Sie verdrösse, so wollte ich viel lieber

Über das innere Leben und die äußeren Verhältnisse der Dichterin giebt uns der „Walther“ unmittelbar und ausdrücklich nur wenig Aufschlüsse. Einzelne Gedanken indes verraten, daß die „Unruhe“, von der sie an Sprickmann schrieb, sich noch lange nicht gelegt hatte. Der poetische Takt verhinderte sie jedoch, in einem objektiven Gedicht zu oft hinter den handelnden Personen zu erscheinen. Um so überraschender ist es, wenn sie es sowohl hier wie viele Jahre später in der „Schlacht im Lohner Bruch“ gerade dort thut, wo sie ohne dieses Auskunftsmittel eine Liebesscene hätte einfügen müssen. Hier heißt es: „Der Gott, dem jeder Busen Opfer brennt u. s. w.“ (vgl. oben) im „Bruch“:

„Was ward gesprochen? Allerlei,
Wie immer reden solche zwei,
Vom ersten Strahle überglänzt;
Ist einer, dem es nicht erglänzt
Nicht Gegenwart, Erinnerung:
Gar arm ist er, wo nicht, — gar jung!“[1]

Diese beiden so ähnlichen, dabei ebenso charakteristischen wie energischen Stellen sind das einzige in den Werken Annettens, was man etwa zur Stütze jener früher erwähnten Legende einer unglücklichen Jugendneigung beibringen könnte. Indes sind beide auch wieder zu deutlich, um bei der bekannten Scheu Annettens vor Selbstbekenntnissen dieser Art nicht ganz unverfänglich zu sein.

Zudem hatte sie zu jener Zeit noch zwei andere Werke unter Händen, in welchen sie furchtloser das Tiefste wie das Vorübergehendste ihres krankhaft erregten Gemütes niederlegen konnte.

Es ist geradezu schwer, sich von der fieberhaften inneren Thätigkeit Annettens um jene Zeit einen richtigen Begriff zu machen. Kaum ist der „Walther“ beendet, so beginnt die „Ledwina“. „Ich möchte mich jetzt auch einmal in Prosa versuchen,“ heißt es in dem Briefe, der die Sendung des

---

[1] II. S. 366.

„Walther" an Sprickmann begleitet, „und zwar, da ich mich nicht gleich anfangs übernehmen mag, in einer Novelle oder kleinen Geschichte vorerst. Aber du lieber Gott, wo soll ich einen Stoff finden, der nicht schon hundertfach bearbeitet und zerarbeitet wäre? ‚Denn ihr Name ist Legion.' Ich hatte seit 1½—2 Jahren nicht viel von diesen Dingern gelesen, wußte also nicht recht, wie die Kommerzien standen, und hatte mir also einen recht hübschen Stoff fast ganz durchgearbeitet, so daß außer dem Niederschreiben nicht viel mehr fehlte. Da der ganze Gedanke der Geschichte sich zum Traurigen neigte, und ich doch keine große Freundin von plötzlichen Todesfällen bin, so trat meine Heldin gleich anfangs mit einer innerlich schon ganz zerstörten und auch äußerlich sehr zarten und schwächlichen Konstitution auf; ich hatte die Idee mit Liebe und Wärme überdacht, und ich glaube und hoffe, daß es nicht mißlungen sein würde. Da lassen wir uns in die Lesebibliothek einschreiben und fordern, weil wir sie in vielen Jahren schon ganz durchgelesen haben, bloß die neuesten Sachen. Gleich zu Anfang ‚3 Novellen', wo in zweien die Heldin auf denselben Füßen stand, wie die meinige, das frappierte mich; in den folgenden Wochen ebenso. Kurz, ich merkte bald, daß ich, anstatt etwas Neues zu erfinden, an den Lieblingsstoff unserer Zeiten geraten bin, nur mit dem Unterschiede, daß meine Heldin weder magnetisierte noch magnetisiert wurde, weil ich zu wenig vom Magnetismus kenne, um darüber zu schreiben, da hingegen den Heldinnen der Lesebibliothek ebendazu oder deswegen ihre Zartheit oder Schwächlichkeit erteilt war. Denn diesem großen unbegreiflichen, wenigstens mir unbegreiflichen Gegenstande geht es wie dem Löwen in der Fabel, den sogar der Esel schlug; jedes junge Kind muß seine Hörner daran ablaufen. Es ist mir aber unmöglich, meine Novelle fertig zu machen, da sie schon so viele Schwestern hat, die zwar in der Haupttendenz gänzlich unähnlich, in der Form aber desto ähnlicher sind. Schelten Sie nicht, mein geliebter Freund; wenn ich wüßte, daß meine Unbeständigkeit Sie verdrösse, so wollte ich viel lieber

meine Novelle niederschreiben. Ich würde sie überhaupt nicht liegen lassen, wenn ich schon angefangen hätte zu schreiben; aber da das ganze Ding nur noch eine Idee ist, so dünkt mich, es ist besser, ich gehe weiter und suche mir einen anderen Stoff, wenn ich nur einen finden kann, der nicht so ganz und gar ausgedroschen ist."[1]

Welcher Freund hätte nach einer solchen Ankündigung das Fräulein nicht aufgefordert, unbekümmert um die rührende Ängstlichkeit, nichts Originelles liefern zu können, einfach „weiter zu gehen" und die bereits fertige Novelle doch ja niederzuschreiben! Denn bei einer solchen Sorge, die ausgetretenen Geleise des Romans zu verlassen, hätte auch der „ausgedroschenste Stoff" wenigstens in der Ausführung manches Eigentümliche und Originelle bringen müssen. Dieser Meinung scheint denn auch Sprickmann gewesen zu sein; denn trotz ihrer Bedenken hat sich die Dichterin doch später an den Stoff gemacht, und zwar mit einer Beharrlichkeit, die genugsam zeigt, daß er ihrem Herzen recht nahe lag.

Aus einem Briefe an ihre Mutter ersieht man, daß selbst in der Fremde das Andenken an diese Novelle sie begleitete. Als sie zwischen 1820 und 1824 zu einem längeren Aufenthalte bei ihrem Onkel Werner in Köln weilte, bittet sie die Mutter, „ihr doch ja die ‚Ledwina' zu schicken, woran sie diesen Winter ein gutes Stück zu schreiben gedenke", übrigens, sollte keine ganz gute Gelegenheit des Schickens sein, so thue das auch nicht viel, „ich weiß ja, wie weit ich bin, und könnte auch wohl so fortfahren". Der Roman ist also bereits ein gut Stück gediehen und hat schon einen Titel. Indes scheint aus der Fortsetzung während jenes Winters in Köln nicht viel geworden zu sein, und auch sonst geschieht der Arbeit nicht weiter Erwähnung. Erst in einem Briefe an W. Junkmann vom 4. August 1837 zählt die Dichterin

[1] An Sprickmann, 8. Februar 1819.

das Fragment Ledwina[1] („ein Roman, etwa bis zu einem Bändchen gediehen") unter den Arbeiten auf, die ihr „aus den spätern Jahren" unvollendet im Pulte lägen und an deren Fortsetzung sie wohl denke. Es kam indessen niemals zu dieser Fortsetzung, weil Annette in jenen „spätern Jahren" eingesehen haben mag, wie von allen ihren Jugendarbeiten dieser Roman wohl das Unfertigste und Mißglückteste, wenn auch in mancher Beziehung wieder das Originellste, Kühnste, weil Seltsamste und Gewagteste war. Dann auch war es für sie bei der gereiften und im ganzen gesunderen und mehr heiteren Welt- und Lebensansicht rein unmöglich, sich in den Gemütskreis der ‚Novelle' wieder hineinzuleben.

Beim Lesen des Fragmentes, wie es uns aufbewahrt vorliegt, entsteht unwillkürlich die Frage, ob die Dichterin nicht in diese eine Erzählung alle Schrecknisse des Lebens, alles Beängstigende und Widerstrebende, alle Motive des Grausens und Abscheues habe verweben wollen. Mit einer wahren Zerstörungswut läßt sie den ertötenden Reif des Spottes oder des Realismus über jede keimende ideellere Schönheit, jede sich entfaltende Blume edler Rührung fallen. Es ist keine gesunde Nahrung für den Geist, dieses seltsame, halb überweich sentimentale, halb derb naturalistische Fragment mit seinen thränenseligen Moll-Accorden und schrillen Dissonanzen. Es kann auch der jungen, kränklichen Dichterin unmöglich wohlgethan haben, dasselbe zu schreiben, wie es überhaupt schon ein Symptom der Krankheit war, daß sie sich in einen solchen Stoff hineinlebte.

Wie es Annette schon an Sprickmann schrieb, tritt die Heldin Ledwina von der ersten Seite als ein dem frühen Tode verfallenes Wesen auf, und zwar ist die Schilderung ihres Zustandes so herzbeengend, ja für eine junge Dame, die selbst

---

[1] Die Form Ledonia, wie sie in dem gedruckten Briefe steht, beruht augenscheinlich auf einem Lesefehler. Der Name Ledwina ist eine poetische Umwandlung von Ludowina, wie sich die jüngste Schwester der Mutter Annettens nannte.

sich lange Zeit diesem Zustande verfallen glaubte, so grausam zu nennen, daß es uns förmlich als ein Rätsel erscheint, wie Annette die Feder habe führen können, ohne zu zittern. Zum Überfluß ist auch der Held des Stückes, Graf Hollberg, anscheinend mit derselben Krankheit behaftet, und es wird überdies so unschicklich über dieselbe gesprochen, als habe die Dichterin eine wahre Lust gefühlt, recht lange und tief in einer Wunde herumzusondieren, die sonst sogar ein gesunder starker Mann nur leicht zu berühren pflegt. Nicht minder ergeht sie sich mit anscheinender Vorliebe in Fragen über Erscheinungen der Geistesstörung. Und doch sagt sie selbst: „Der Wahnsinn ist eine Sache, über welche gar zu scharf zu grübeln und zu untersuchen geistliche und weltliche Gesetze verbieten sollten. Ich glaube, daß nichts leichter zur Freigeisterei führt.“ „Ich sollte eher meinen,“ fiel Türk ein, „ins Tollhaus.“ Warneck versetzte: „Eins von beiden und sehr leicht beides zugleich.“ Man begreift nicht, wie Annette nur dazu kam, solche Gespräche in einer aristokratischen Familie vor jungen Damen als Tischgespräch führen und bei solcher Gelegenheit als Beleg der Behauptungen Geschichten erzählen zu lassen, die man wegen ihrer Grausenhaftigkeit nur den starknervigsten Bauern zutrauen sollte. Neben diesem Grausenhaftesten steht dann wieder seltsamerweise das Weichste und Empfindsamste ohne Übergang und Vermittelung.

Das Fragment reicht kaum über den Eingang; eine Ahnung der Verwicklung und Lösung ist aus dem Vorhandenen mit Sicherheit nicht zu schöpfen. Nur eins steht fest, mit einem Bande wäre die „kleine Novelle“ gewiß nicht ans Ende gekommen.

Wie in „Bertha“ haben wir zwei Schwestern, die ältere Ledwina und die jüngere Therese. Hier wie dort ist die ältere die Kranke, Träumerische, die jüngere die Gesunde, Heitere. Wie in der „Bertha“ die jüngere bereits glückliche Braut ist, so hat in „Ledwina“ Therese wenigstens schon die gesicherte Aussicht, eine solche zu werden. Cordelia und Therese sind gute liebe Hausmütterchen, die gerade genug Ideal im Herzen tragen,

um niemals dem Alltagsleben und dem Gemeinen zu verfallen, die aber auch aus mißverstandenem Hinauswollen über das Gewöhnliche sich das schöne Leben der Wirklichkeit nicht verkümmern lassen. Sie selbst sind Ideale häuslicher Weiblichkeit, glücklich und beglückend. Nicht so Bertha und Ledwina. Auch sie wollen gewiß nicht „unweiblich" sein, aber ein gewisses unverstandenes Etwas möchte sie „ihrem Kreis enttreiben", die ganze Romantik eines bloß geahnten Ideals wogt in Kopf und Herz, eine Unruhe, ein Hinausweh, ein Durst nach Unermeßlichkeit, nach Neuem, Fremdem verzehrt den Geist wie den Körper — oder auch umgekehrt, der kranke, früher Auflösung anheimgefallene Körper übt seine Rückwirkung auf den Geist. Und doch regt sich auch in ihnen das Weib, bei Bertha in elementarer Form — sie hat gesehen und liebt nun hoffnungslos, der Gedanke an den Tod ist ihr jetzt nicht mehr ernstlich gemeint, wenigstens hart, da sie im Innersten weiß, wofür sie leben möchte. Bei Ledwina ist die Situation eine verschlungenere. Sie kennt ihr tödliches Übel, die Vernunft sagt ihr, daß an einen häuslichen Beruf dabei nicht zu denken ist, zum Überfluß legt ihr Karl die grausame Wahrheit in seiner rücksichtslosen Art nahe . . . und doch, wie steht auch ihr Herz auf Liebe . . . Es ist insofern eine Änderung in den Charakteren eingetreten, als Ledwina nicht jene idealen, künstlerischen Anwandlungen Berthas hat — sie ist ganz das tiefempfindende, zartangelegte, liebebedürftige Weib, das sich dem frühen Tode geweiht sieht und doch leben möchte. Dieser innere Konflikt scheint uns eines der Hauptmomente gewesen zu sein, die Annette zu der Novelle hinzogen. Und man muß zugestehen, daß die Auseinandersetzung desselben ihr trefflich gelungen ist. Wie ist gleich die Charakteristik des Zustandes so eigentümlich bezeichnend: „Ledwina dachte nur dann an ihre kranke Brust, wenn heftige Schmerzen sie daran erinnerten, und dann war ihr dieses traurige Hüten, dieses erbärmliche, sorgfältige Leben, wo der Körper den Geist regiert, bis er siech und armselig wird, wie er selber, so verhaßt, daß sie gern diese ganz in Fäden verglimmende Lebenskraft in einem einzigen recht lohhellen Tage

hätte ausflammen lassen. Ihr frommes Gemüt behielt auch hier die Oberhand über den sichtbar auflodernden Geist." Wie treffend ist ferner jene Unterredung der beiden Schwestern, wo Ledwina der glücklicheren Schwester gesteht: „Ach, Therese, du wirst sehr glücklich sein, das sag' ich frei und schäme mich nicht. Wir suchen doch einmal alle, wenn schon meistens inkognito, aber ich habe aufgehört, denn ich weiß, daß ich nicht finde." Therese entgegnete demütig: „Ich darf auch nicht soviel verlangen wie du". — „Das heißt nun nichts," versetzte Ledwina sanft verweisend, „das kannst du selbst nicht glauben; du bist Gott und Menschen angenehmer, das weiß ich wohl." Therese erschrak ordentlich und wollte einfallen, aber Ledwina winkte ernst mit der schmalen, weißen Hand und fuhr fort: „Doch mein ruheloses, thörichtes Gemüt hat so viele scharfe Spitzen und dunkle Winkel, das müßte eine wunderlich gestaltete Seele sein, die da so ganz hineinpaßte."

Wie in „Bertha" keine Hoffnung auf Vereinigung der beiden Liebenden ist, so kann auch in „Ledwina" keinen Augenblick der Gedanke an eine Verbindung der beiden Todeskandidaten auftauchen. In dem einen Falle zerschneidet Felsbergs Tod den Knoten, wahrscheinlich hätte in „Ledwina" Hollbergs rasche Auflösung denselben Dienst leisten sollen. Nach dem vorliegenden Fragment mag man sich also eine Vorstellung davon machen, was alles uns die Dichterin noch an ergreifenden Situationen geboten hätte!

So greift in der Fabel, d. h. im Konflikt des Seelenmomentes „Ledwina" auf das Trauerspiel-Fragment zurück, während Anklänge an den „Walther" sich nicht vorfinden.

So groß aber auch anscheinend der Abstand zwischen Walther und Ledwina sein mag, in Wirklichkeit gehören beide Dichtungen zu der Romantik in ihren Verirrungen. Die empfindsamen Ritterdichtungen einerseits, der sich selbst verhöhnende Spott, der Kultus des Gewaltsamen, Unschönen, ja Häßlichen andererseits sind ja die Gegenpole der einen Romantik vom Anfange dieses Jahrhunderts. Ledwina kann somit durchaus

als der natürliche Rückschlag von der Art des Walther aufgefaßt werden, wenn sie auch in ihrer Art eine neue Verirrung war. Indessen ist gerade Ledwina das entscheidende Übergangsstück zu dem, was man den Hülshoff-Stil, jene realistisch-spröde Art in Erzählung wie Schilderung nennen könnte. Jede idealistische Übertreibung in Charakteren und Darstellungen liegt ihr bereits in diesem Fragmente fern; auch die guten Personen, welche auftreten, haben meistens ihre kleinen, alltäglichen Schwächen, und das Familienbild[1] der Mutter und Geschwister Ledwinas bietet bei allem guten Willen der einzelnen Glieder mitunter einen wenig erfreulichen Anblick; besonders ist der Bruder Karl eine, wie man sagen sollte, dem Leben abgelauschte Individualität. Auch eine Besuchs-Scene ist voll Realistik und oft gutmütiger, oft beißender Satire in der Anlage — wenn auch in der Ausführung noch etwas gar zu photographisch treu, um nicht bisweilen ins Unkünstlerische zu verfallen. Der Prosastil ist ein überraschend reifer und reich an treffenden Ausdrücken, glücklichen Wendungen und abgerundeten Perioden. Er erinnert an den vertrauten Umgang mit den besten Vorbildern.

In litterarischer Beziehung kann man vielleicht bedauern, daß Annette dieses seltsame Fragment nicht vollendet hat; für sie selbst aber war es eine Wohlthat, daß sie in eine Lage kam, welche die Durchführung im ursprünglichen Geist zu einer Unmöglichkeit machte. Jeder Freund der Dichterin hätte ihr mit der Schwester Therese zurufen müssen:

„Ledwina, sei ruhig, schade dir nicht selber. Warum suchst du gewaltsam Gegenstände auf, die dich erschüttern und krank machen müssen? Nun bitte ich dich, wenn du mich lieb hast, so nimm dich zusammen und sprich wieder etwas anderes.“[2]

---

[1] Wie im Trauerspiel an die Schwestern Jenny und Annette als Cordelia und Bertha gedacht werden könnte, möchte man in Ledwina an die Mutter Annettens, Therese, und deren Schwester Ludowina denken. Ob sonst Anspielungen auf das großelterliche Haus vorhanden sind, entgeht uns.

[2] Siehe das Fragment: IV. 489 ff.

V. „Abschied von der Jugend.“
(1820—1825.)

Mit „Bertha“, „Walther“ und „Ledwina“ ist die Zahl der Jugendwerke Annettens keineswegs erschöpft. So verschiedenartig in diesen Dichtungen der krankhafte und doch wieder so eigenartig kräftige Charakter der jungen Sängerin auch zu Tage treten mag, eine Hauptseite desselben, die religiöse, hat sich in ihnen nicht hinreichend geltend machen können. Dafür besitzen wir in einem andern Werke einen um so treueren Spiegel gerade der religiösen Stimmungen Annettens um jene Zeit, und dieses Werk ist kein anderes, als die erste Hälfte des „geistlichen Jahres“.

Wie seltsam sich diese religiösen Lieder auch in der Gesellschaft des Trauerspiels, des Epos und des Romans ausnehmen mögen, wie sehr auch ihr dauernder Wert über die genannten Schöpfungen jener Zeit hervorragen mag, so tragen sie doch unverkennbar den Charakter jener Sturm- und Drangperiode der Dichterin und finden ihre vollständige Erklärung, die Auflösung so manches ihrer Rätsel erst vollständig aus den Umständen, unter welchen sie entstanden.

Leib und Seele sind im Menschen zu eng vereinigt, als daß die eine nicht durch den andern sollte beeinflußt werden. Die krankhafte Aufregung, welche den Körper der Dichterin um jene Zeit in beständig leidendem Zustande erhielt, die vom rein physischen Gebiete auch auf die Gemütsstimmung im allgemeinen drückend, beängstigend, ja bisweilen in beunruhigender Weise verwirrend sich übertrug, drang in ihren letzten Wirkungen auch bis zu den eigentlichen Seelenkräften vor und äußerte sich auf

dem religiösen Gebiete ebenso beengend und beklemmend, wie auf dem natürlichen. So sehr auch im übrigen der Verstand Annettens ein klarer, tief und fern sehender war, so fest auch ihr Wille und stark ihr Charakter sein mochte: die von Geburt aus krankhafte Organisation ihres Körpers hatte auch von Kindheit an eine große Ängstlichkeit in religiösen wie moralischen Dingen zur Folge gehabt, welche sich im einzelnen mehr oder minder stark in den verschiedenen Lebensaltern besonders als Skrupulosität äußerte. Von Natur aus sehr religiös gestimmt, durch die elterliche Erziehung zu jeder kirchlichen Pflichterfüllung streng angehalten, konnte Annette wegen ihrer Ängstlichkeit in jenen Tagen der Krankheit doch nur selten zur vollen unbefangenen Freudigkeit ihres Glaubens gelangen. Auch in späteren Tagen hat sich diese geistige Ängstlichkeit nicht ganz verloren, und vor wenig Jahren noch lebende Zeugen erinnerten sich recht wohl, wie viel Umständlichkeit es der Dichterin verursachte, wenn sie an den Hauptfesten der Kirche sich den heiligen Sakramenten nahen wollte, und wie dies auch der Grund war, warum sie sich dieses Trostes nicht häufiger teilhaft machte. Die freudig erregte Feststimmung, wie dieselbe bei der Osterkommunion auf dem Krankenbett am „Palmsonntag" so lieblich zu Tage tritt, war im späteren Leben mehr eine glückliche Ausnahme. Selbst die vergilbten Handschriften der längst Verstorbenen tragen noch die Spuren dieser Skrupulosität in der unverkennbarsten Weise, und es erweckt beim Durchblättern derselben ganz eigentümliche Gefühle des Mitleids, wenn neben ganz männlichen Entwürfen, kräftig empfundenen Gedichten plötzlich das drei- oder viermal wiederholte: „nein, nein, nein", auftaucht, als Zeichen, wie hier die Schreiberin mit sichtlichem, konstatierbarem Nachdruck gegen auftauchende Gedanken zu protestieren strebt, oder wenn sich dieses: „nein, nein, nein" gleich zu Anfang an Stelle des Namens in dem sogen. „fuchsigen Buch" findet, als ob hier gleich von vornherein alle Gedanken der Eitelkeit und Ehrsucht und dgl. sollten erstickt werden, und doch enthält gerade dieses „fuchsige Buch" zwei der

bedeutendsten Gedichte Annettens, den „St. Bernhard“ und das „Vermächtnis des Arztes“, ein Zeichen, daß sie sich durch ihre Krankheit an männlich ernstem Schaffen und ruhiger Arbeit nicht hindern ließ. Annette war sich ihrer Krankheit übrigens wohl bewußt und spricht dies auch wiederholt in ihren Liedern mit rührender Einfalt aus. So z. B. in dem Fronleichnamsgedicht, wo sie den Heiland anredet:

„So weiß ich, daß du dessen nicht
Vergessen wirst an jenem Tag,
Wo dein Gericht
Mir sprechen wird: ‚Dem Irren seh' ich nach;
Dein Herz war willig, nur der Kopf war schwach‘“,

oder im „Letzten Tag des Jahres“, wo sie die Liebe zürnen läßt wegen der übergroßen Angst und Bangigkeit der Dichterin:

„Wär' es der Liebe Stern vielleicht,
Dir zürnend mit dem trüben Licht,
Daß du so bangst?“

Man kann diese krankhafte Gemütsstimmung Annettens nicht stark genug betonen, will man ihr bei Beurteilung eines ihrer Hauptwerke, des „geistlichen Jahres“, kein schweres Unrecht thun, ja diese Schöpfung überhaupt auch nur richtig verstehen.

Eines der treuesten Stimmungsbilder auch jener Zeit ist das ergreifende Lied auf „Gründonnerstag“:

„. . . So gieb, daß ich nicht klage,
Wenn du in meine Tage
Hast alle Schmach gebannt.“

Welches aber diese „Schmach“ war, vor welcher die Dichterin so entsetzlich bangte, das verrät uns das folgende:

„O Gott, ich kann nicht bergen,
Wie angst mir vor den Schergen,
Die du vielleicht gesandt,
In Krankheit oder Grämen
Die Sinne mir zu nehmen,
Zu töten den Verstand.

Es ist mir oft zu Sinnen,
Als wolle schon beginnen
Dein schweres Strafgericht,
Als dämmre eine Wolke
(Doch unbewußt dem Volke)
Um meines Geistes Licht. . . .

Mein Jesus, darf ich wählen,
Ich will mich lieber quälen
In aller Schmach und Leid,
Als daß mir so benommen,
Ob auch zu meinem Frommen,
Die Menschenherrlichkeit.

Doch ist er so vergiftet,
Daß es Vernichtung stiftet,
Wenn er mein Herz umfleußt:
So laß mich ihn verlieren,
Die Seele heimzuführen,
Den reichbegabten Geist.

Hast du es denn beschlossen,
Daß ich soll ausgegossen,
Ein tot Gewässer stehn
Für dieses ganze Leben:
So will ich denn mit Beben
An deine Prüfung gehn."

Hier heißt es wohl auch mit Recht: „Nur wer's erfahren, kann's verstehn" und die ganze Bitterkeit, das volle furchtbare Entsetzen auskosten, die diese Zeilen durchwogen. Ein jeder aber sieht wenigstens, welch hohen Akt gläubiger Unterwerfung und uneigennützigster Liebe die Dichterin in eben diesen Versen ausspricht. Trotz alledem aber bleibt bestehen, daß die Gemütsstimmung Annettens nicht gerade die günstigste für lebensfreudige, in jeder Hinsicht normale Schöpfungen war.

Die Anregung zu den geistlichen Liedern verdanken wir der Großmutter in Bökendorf. Aus welchem Jahr diese Anregung stammt, wissen wir nicht, noch auch in welcher Form sie an die Dichterin erging. In ihrem Brief an Sprickmann vom 8. Februar 1819 erwähnt Annette schon geistliche Lieder, die für ihre Großmutter geschrieben und die vielleicht von allem, was sie

gemacht habe, das Beste seien. Man hat Grund anzunehmen, daß sie darunter jene acht „geistliche Lieder“ verstehe, welche gewöhnlich zu Anfang des „geistlichen Jahres“ gedruckt sind. In diesen „Liedern“ redet Annette ganz aus dem Geist und den Verhältnissen der Großmutter heraus, spricht von Mann und Kindern u. s. w. Sie wurden wahrscheinlich gegen Ende 1818 und anfangs 1819 geschrieben. Ihr Wert ist nur ein verhältnismäßiger.

Den Sommer 1819 und den größten Teil des Jahres 1820 brachte Annette im Paderbornschen zu, entweder bei der Großmutter in Bökendorf oder mit ihr in Driburg oder auf den Gütern anderer Verwandten. Im Verlaufe dieser Zeit entstanden nach und nach eine ganze Reihe weiterer geistlichen Lieder, alle zwar noch immer bestimmt für die Großmutter, aber nicht mehr aus ihrem, sondern aus Annettens Geist heraus geschrieben. Vorerst scheint es der Plan gewesen zu sein, nur die eigentlichen Feste mit je einem Gedichte zu bedenken[1]; im Verlauf der Arbeit aber erweiterte sich dieser Plan dahin, daß auch die Sonntage des Kirchenjahres in den Kreis der Dichtung einbezogen wurden. Wie fleißig die Dichterin sich ihrer Aufgabe widmete, geht daraus hervor, daß sie bei ihrer Rückkehr nach Hülshoff der Mutter eine Abschrift der Lieder über die Sonn- und Festtage der ersten Hälfte des Kirchenjahres überreichen konnte.

Diese Abschrift begleitete Annette mit der folgenden Widmung an die Mutter.[2]

[1] Für diese Vermutung spricht nicht nur das von uns in den Ges. W. I. 2. Hälfte S. 27 näher beschriebene Wewersche Album, sondern auch der bei Hüffer S. 68 abgedruckte Brief aus dem Januar 1820 an Ludowina von Haxthausen.

[2] Bruchstücke dieser für Annette und ihr Werk so bedeutungsvollen Widmung konnten wir bereits in der Einleitung zum „geistlichen Jahre“ mitteilen. Sie ganz zum Abdruck zu bringen war uns unmöglich, da wir außer dem von uns Beigebrachten nichts weiteres kannten und des guten Glaubens sein konnten, im Besitz der ganzen Widmung zu sein. Erst beim Erscheinen der Hüfferschen Biographie, welche die Widmung im genauen Wortlaut brachte (S. 69 ff.), sahen wir, daß Prof. Schlüter uns sehr wichtige

„An meine liebe Mutter!

Du weißt, liebste Mutter, wie lange die Idee dieses Buches in meinem Kopfe gelebt hat, bevor ich sie außer mir darzustellen vermochte. Der betrübte Grund liegt sehr nahe, in dem Unsinne, dem ich mich recht wissentlich hingab, da ich es unternahm, eine der reinsten Seelen, die noch unter uns sind, zu allen Stunden, in Freud und Leid vor Gott zu führen, da ich doch deutlich fühlte, wie ich nur von sehr wenigen Augenblicken ihres *frommen* Lebens eine Ahnung haben könne, und wohl eben nur von jenen, wo sie selbst nachher nicht recht weiß, ob sie zu den guten oder bösen zu zählen. Es würde somit fast freventlich gewesen sein, bei so heiligen Dingen mich in vergeblichen Versuchen, ich möchte sagen, herumzutummeln, wenn nicht der Gedanke, daß die liebe Großmutter ja gerade in jenen Augenblicken nur allein eines äußeren Hilfsmittels etwa bedürfe, indes in ihren reineren Stunden alles Hinzugethane gewiß überflüssig oder störend, und wo sie sich dessen etwa aus Demut bedient, auch das gelungenste Lied von mir ihr nicht jene alten, rührenden Verse ersetzen könne, an denen das Andenken ihrer frommen verstorbenen Eltern und liebsten Verwandten hängt, wenn nicht, sage ich, dieser Gedanke mich zu den mehrmaligen Versuchen verleitet hätte, die so mißlungen sind, als sie gar nichts anders werden konnten. — Kein Schwachkopf, der plötzlich zum König wird, kann bedrängter sein, als ich im Gefühl der Ohnmacht, wenn ich Heiligtümer offenbaren sollte, die ich nur dem Namen nach kannte, und deren Kunde mir Gott dereinst geben wolle. — So habe ich geschrieben, immer im Gefühl der

---

Sätze derselben nicht mitgeteilt hatte. Vergl. Stimmen aus Maria-Laach 1894, Bd. 47, S. 196 f. Heute steht uns außer dem Hüfferschen Abdruck die Originalhandschrift zu Gebot, nach welcher wir den getreuen Wortlaut mitteilen. Das Manuskript bildet einen Oktavband mit Lederrücken und rotem Schnitt m. 0,192 × 0,127. Es enthält 288 Seiten, von denen 159 beschrieben sind. Der Titel lautet: „*Geistliches Jahr* in Liedern auf alle Sonn- und Festtage von" (der Rest des Titelblattes ist fortgeschnitten). Die Widmung an die Mutter füllt die ersten 7 Seiten. Unter der Widmung vor dem Datum ist ein Wort (Hülshoff?) ausradiert.

äußersten Schwäche und oft wie des Unrechts, und erst seitdem ich mich von dem Gedanken, für die Großmutter zu schreiben, völlig freigemacht, habe ich rasch und mit mannigfachen, aber immer erleichternden Gefühlen gearbeitet, und so Gott will, zum Segen. — Die wenigen zu jener mißlungenen Absicht verfertigten Lieder habe ich ganz verändert, oder wo dieses noch zu wenig war, vernichtet, und mein Werk ist jetzt ein betrübendes, aber vollständiges Ganze, nur schwankend in sich selbst, wie mein Gemüt in seinen wechselnden Stimmungen. — So ist dies Buch in deiner Hand! — Für die Großmutter ist und bleibt es völlig unbrauchbar, sowie für alle sehr frommen Menschen; denn ich habe ihm die Spuren eines vielfach gepreßten und geteilten Gemütes mitgeben müssen, und ein kindlich in Einfalt frommes würde es nicht einmal verstehen. Auch möchte ich es auf keine Weise vor solche reine Augen bringen; denn es giebt viele Flecken, die eigentlich zerrissene Stellen sind, wo eben die mildesten Hände am härtesten hingreifen, und viele Herzen, die keinen Richter haben als Gott, der sie gemacht hat.

„Daß mein Buch nicht für ganz schlechte, im Laster verhärtete Menschen paßt, brauchte ich eigentlich nicht zu sagen; wenn ich auch eins für dergleichen schreiben könnte, so würde ich es doch unterlassen. — Es ist für die geheime, aber gewiß sehr verbreitete Sekte jener, bei denen die Liebe größer wie der Glaube, für jene unglücklichen, aber thörichten Menschen, die in einer Stunde mehr fragen, als sieben Weise in sieben Jahren beantworten können..... Ach! es ist so leicht, eine Thorheit zu rügen; aber Besserung ist überall so schwer, und hier kann es mir oft scheinen, als ob ein immer erneuertes Siegen in immer wieder auflebenden Kämpfen das einzig zu Erringende, und ein starres Hinblicken auf Gott, in Hoffnung der Zeit aller Aufschlüsse, das einzig übrige Ratsame sei, d. h. ohne eine besondere wunderbare Gnade Gottes, die auch das heißeste Gebet nicht immer herabruft. — Ich darf hoffen, daß meine Lieder vielleicht manche verborgene kranke Ader treffen werden, denn ich habe keinen Gedanken geschont, auch den geheimsten nicht.

— Ob sie dir gefallen, muß ich dahingestellt sein lassen; ich habe für keinen einzelnen geschrieben. Ich denke es indes und wünsche es sehnlichst, da sie als das Werk deines Kindes dein natürliches Eigentum sind. Sollte ich jedoch hierin meinen Zweck verfehlen, so muß mich das alte Sprichwort rechtfertigen: ‚Ein Schelm, der mehr giebt, als er hat'.

den 9. Oktober 1820."

Aus dieser Widmung geht zur Genüge hervor, daß die Lieder der ersten Hälfte des Kirchenjahres getrost als autobiographische Zeugnisse verwendet werden können, wenigstens insofern es sich um Stimmungsbilder handelt. Und als Stimmungsbild ist das Bruchstück ein Ganzes. „Mein Werk ist jetzt ein betrübendes, aber vollständiges Ganze, nur schwankend in sich selbst, wie mein Gemüt in seinen wechselnden Stimmungen." Es ist ein frommes Buch, wenn auch unbrauchbar „für alle sehr frommen Menschen; denn ich habe ihm die Spuren eines vielfach gepreßten und geteilten Gemütes mitgeben müssen". Den Kern des Ganzen bezeichnen kräftig die Worte, es sei gut „für die geheime, aber gewiß sehr verbreitete Sekte jener, bei denen die Liebe größer wie der Glaube, für jene unglücklichen, aber thörichten Menschen, die in einer Stunde mehr fragen, als sieben Weise in sieben Jahren beantworten können." Annette glaubt, in dieser Thorheit sei Besserung sehr schwer, und es scheint ihr „ein immer erneuertes Siegen in immer wieder auflebenden Kämpfen das einzig zu Erringende, und ein starres Hinblicken auf Gott, in Hoffnung der Zeit aller Aufschlüsse, das einzig übrige Ratsame, d. h. ohne eine besondere Gnade Gottes, die auch das heißeste Gebet nicht immer herabruft". Diese Worte sollte man nie aus dem Auge verlieren, wenn man über den Inhalt des „geistlichen Jahres" redet. Eine Christin hat sowohl diese Worte als die Lieder geschrieben; giebt sie einerseits die anhaltende Versuchung zu — welches auch immer der Grund derselben gewesen sein mag, — so spricht sie doch auch von beständigen Kämpfen und Siegen. Der unangefochtene Glaube ist, wie Annette richtig sagt, eine besondere Gnade Gottes, die auch das heißeste Gebet

nicht immer herabruft, eben weil es keine notwendige Gnade ist. Die Kraft wird vollendet in der Schwachheit, die Standhaftigkeit erprobt in der nicht gesuchten Gefahr. Luise Hensel hat hundertmal recht, wenn sie im Hinblick auf das geistliche Jahr sagt: „Möchte jede versuchte Seele mit solcher Treue kämpfen.“[1]

Daß die Dichterin ihre eigene Sündhaftigkeit und Schwäche übertreibt, läßt sich ebenfalls nicht leugnen. Ein recht bezeichnendes Beispiel erzählt sie uns selbst in einem Brief an Schlüter: „Wenn ich mich nicht irre, ist das Lied vom süßen Namen Jesu mit unter den zum Druck bezeichneten, und jetzt fällt mir hinternach ein, daß in der letzten Strophe ein Ausdruck immer einen großen Skandal gegeben hat, und zwar unter meinen nächsten Angehörigen, die ich am wenigsten kränken möchte. Es heißt dort, ‚und ich soll, o liebster Jesu mein, die Gesunkne treulos aller Pflicht, dennoch deines Namens Erbin sein‘ u. s. w. Den Ausdruck Gesunkne wollten nun alle unpassend und doppelsinnig finden; und nach dem Sinne, den ich beim Schreiben allerdings nicht geahndet habe, sie aber als sehr nahe liegend erklärten, kann es ihnen freilich keineswegs angenehm sein, ihn der beliebigen Auslegung eines ganzen Publikums anheimzustellen; ist der Druck also noch nicht so weit vorgerückt, so verändern Sie, ich bitte dringend, die Zeile dahin: ‚ich die Arme, treulos aller Pflicht‘ oder wenn Ihnen das nicht gefällt, auf andere beliebige Weise.“[2]

Wer wollte es ferner wörtlich nehmen, wenn die Dichterin betet:

„Laß mich, Herr, es immerdar empfinden,
Wie ich tief gesunken unter allen,
Laß mich nicht zu allen meinen Sünden
Noch in frevelhafte Thorheit fallen!
Meine Pflichten stehen über vielen,
Unter allen meiner Tugend Kraft.
Ach, ich mußte wohl die Kraft verspielen
In dem Spiel mit Sünd' und Leidenschaft!“[3]

---

[1] Schlüter, Briefe. S. 231. [2] Ebd. S. 107 f.

[3] Am ersten Sonntag in der Fasten. Ges. W. I. 2. Hälfte. S. 89.

Daß Annette beim Schreiben der Lieder an fernstehende Leser und an die Wirkung der Gedichte auf diese Leser dachte, geht ebensowohl aus der Widmung als auch daraus hervor, daß sie 17 Jahre später an Junkmann schrieb, diese Lieder hätten „einen unmittelbar frommen Zweck“. Einen solchen aber können sie nur haben, wenn sie Bilder eines redlichen und sieghaften Kampfes waren.

Die Lieder dieser ersten Hälfte des „geistlichen Jahres“ reichen vom Neujahrstag bis zum ersten Sonntag nach Ostern ausschließlich. Annette ist der in Münster und Paderborn gebräuchlichen Mainzer Agende in Auswahl der Sonn- und Festtagsevangelien gefolgt; ihr Gedicht stimmt also nicht immer zu dem jeweiligen Evangelium des römischen Missale. Sie hat sich überdies an den Osterfestkreis des Jahres 1820 gehalten, nach welchem, da Ostern auf den 2. April fiel, nur drei Sonntage nach Epiphanie folgen. Sie hat deren freilich anscheinend fünf aufgenommen; sieht man sich jedoch die behandelten Evangelien genauer an, so stellt sich heraus, daß unter dem vierten Sonntag nach Epiphanie der Sonntag Septuagesima und unter dem fünften jener von Sexagesima zu verstehen ist.[1]

Mit der Widmung an die Mutter stockte die Arbeit an dem „geistlichen Jahr“ bis zum Jahre 1838, also volle 18 Jahre lang. Woher diese auffallende Erscheinung? Hatte die Dichterin die Lust an dieser Arbeit verloren? Gehorchte sie bei der Unterbrechung äußerem Einfluß, dem Wunsch der Mutter oder des Arztes? Wer kann es sagen? Überhaupt folgen jetzt nach Vollendung des ersten Teiles vier Jahre, aus welchen wir kaum irgend etwas über das Leben und Treiben der Dichterin wissen. Nimmt man etwa die Niederschrift der „Ledwina“ aus, so ist uns kein datiertes Werk und kein Versuch aus jener eigentümlichen Zeit

[1] Im Jahre 1820 zählte man 27 Sonntage nach Pfingsten. Von den für die zweite Hälfte in Betracht kommenden Jahren der Entstehung 1838—40 hat das Jahr 1838 25 Sonntage, 1839 27 Sonntage, 1840 nur 24 Sonntage nach Pfingsten. Annette hat also entweder den Osterkreis von 1820 oder denjenigen von 1839 befolgt, da sie 27 Sonntage nach Pfingsten bringt.

erhalten geblieben. Möglich, daß die Musik einmal ganz in den Vordergrund trat — und daß gerade aus diesen Jahren jene größeren musikalischen Bruchstücke stammen, von denen in dem Brief an Junkmann die Rede ist. „Die Wiedertäufer, eine vaterländische Oper oder vielmehr Trauerspiel mit Musik, um diesem so oft mißbrauchten Stoff endlich einmal eine ordentliche Behandlung zukommen zu lassen. Hierzu ist noch wenig Text, aber bereits viel Musik fertig; ein günstiger Zufall hat mir einen ganzen Schatz von Tänzen und Liedern gerade aus jener Epoche in die Hände gespielt, so daß diese Arbeit eine sehr dankbare sein würde, da ich mich nur in durch und durch bekannten Umgebungen zu bewegen hätte und allen den echten Stempel der Natur und der Wahrheit geben kann ... Die Wiedertäufer wären das einzige, was mich reizen könnte, da ich so große Lust habe, den Text zu schreiben.“ [1]

Am 22. Sept. 1821 schreibt sie der Frau von Metternich: „Ich habe jetzt wenig Zeit; denn der Onkel Max hat mir ein selbstverfaßtes Werk über den Generalbaß geschenkt, eine Abschrift, denn es ist im Druck. Was folgt daraus? — Daß ich aus Dankbarkeit das ganze Werk von Anfang bis zu Ende durchstudiere und auswendig lerne! — Ich kann nicht sagen, daß ich es ungern thäte, oder daß es mir schwer würde, da ich schon manche andere Werke über den Generalbaß kenne; aber ich muß doch meine ganze Zeit daran setzen.“ [2]

Derselbe Onkel Max hatte ihr am 26. Januar 1821 schon die „in Musik gesetzte Trauerkantate“ übersendet und in einem Begleitschreiben ausführlich Rechenschaft über die Folgen der Tonarten, den Grund derselben u. s. w. gegeben. Darauf ermahnte er sie dann halb scherzend: „Du mußt sie recht durchsehen und die Noten so spielen lernen, wie sie dastehen, und

---

[1] Schlüter, Briefe. S. 90 f. Der Ausdruck „aus späteren Jahren“ sagt nichts dagegen, daß das Fragment aus 1821—24 stamme; Annette zählt als Werke der „späteren Jahre“ auch die „Ledwina“ und die erste Hälfte des geistlichen Jahres.

[2] Gei. W. IV. S. 262.

vor allem keinen eigenen Baß dazu machen, welches bei mehreren Damen wohl der Fall ist."

Wie weit es Annette damals schon in der Musik gebracht hatte, erhellt aus der Erzählung eines Briefes vom Januar 1820 an die Tante Ludowina. „Ich habe Mittwoch zu Höxter im Konzert gesungen mit der Fennewitz. Du kannst nicht glauben, wie mir die Sache erschwert wurde. Zuerst bekomme ich den Brief mit der Bitte und den Noten zugleich am Sonntag zuvor. Die Zeit von drei Tagen war kurz genug zum Einstudieren, doch nahm ich es an. Den folgenden Abend spät (Montag) kömmt ein zweiter Bote, man hätte sich versehen, Madame Fennewitz hätte die andere Stimme einstudiert. Ich mußte also wechseln, obschon ich zum Einstudieren dieser anderen Stimme jetzt nur einen Tag mehr hatte; ich nahm es jedoch an und wurde auch ziemlich fertig. Mittwoch gegen Mittag kommen wir zu Höxter an. Madame Fennewitz ist schon da, und wir wollen anfangen zu probieren; da kömmt es heraus, daß die Fennewitz, wie sie das Duett in Münster gelernt hat, einige Stellen geändert hat, weil sie ihr zu schwer waren; danach mußte ich jetzt hintennach meine Stimme auch ändern, und endlich, wie das Konzert bald angehen soll, erklärt Herr B., der uns begleiten wollte, daß er es nicht könne, und ich also selbst das Klavier dazu spielen müsse. Ich wollte mich durchaus nicht dazu verstehen, weil ich bei meiner kurzen Zeit absichtlich alle Zwischenspiele auf dem Klavier überschlagen hatte. Wie sich dieser Herr B. aber ans Klavier setzte (in der Probe), machte er seine Sache so schlecht, daß ich mich nur freute, daß ich es übernehmen konnte. Alle diese Fatalitäten zusammen machten mir aber eine solche Angst, daß ich, wie wir auftreten sollten, einen Krampf in der Brust kriegte; und hätte ich nicht überhaupt besser gesungen wie die Fennewitz, so wäre es mir übel gegangen; nun aber ging es gut, und wir wurden sehr beklatscht."[1]

[1] Mitgeteilt von Häffer S. 72 f. Annette hielt sich damals bei der verwandten Familie Wolff-Metternich auf Haus Wehrden bei Höxter auf.

Wie viele Stunden und Tage Annette aber auch der Musik widmen mochte, diese allein konnte die Jahre nicht ausfüllen. Daß die Litteratur nicht ganz vernachlässigt wurde, zeigt uns ein Brief an Schlüter, der uns ein kleines Bild aus jenen stillen Tagen erhalten hat. „Ich lese auch zuweilen“, schreibt Annette 22. August 1839, „oder durchblättere vielmehr, und was? die alten Romane von Walter Scott — freilich ist's verlorne Zeit, aber sie haben für mich einen individuellen Reiz; fünfzehn Jahre sind es nun hin, als diese Bücher zwei Winter nach einander in unserem nun so gesprengten Familienkreise täglich abends vorgelesen wurden, und seitdem habe ich sie nicht wieder angesehen; wie viel wurde darüber nicht gesprochen, disputiert! Jeder hatte seine Lieblinge, Hunde und Vögel wurden nach dem Helden benannt.“[1]

Im Sommer werden wohl die hergebrachten Ausflüge ins Paderbornsche unternommen worden sein — von einem derselben, Oktober 1824, wissen wir wenigstens durch die Schwester Jenny,[2] — das ist aber auch alles, was wir über jene Jahre von Oktober 1820 bis zum September 1825 zu sagen wüßten.

Annette war inzwischen nahezu 28 Jahre alt geworden. Ob nun gerade in diesen Jahren nicht etwas von dem Gefühl ihr Herz durchzitterte, das sie in dem „Abschied von der Jugend“ zum Ausdruck bringt?

> „Wie der zitternde Verbannte
> Steht an seiner Heimat Grenzen . . .
>
> So an seiner Jugend Scheide
> Steht ein Herz voll stolzer Träume,
> Blickt in ihre Paradiese
> Und der Zukunft öde Räume;
> Seine Neigungen — verkümmert,
> Seine Hoffnungen — begraben,
> Alle stehn am Horizonte,
> Wollen ihre Thränen haben . . .

---

[1] Schlüter, Briefe. S. 130.

[2] Hüffer S. 76 Anm.

Und doch ist des Sommers Garbe
Nicht geringer als die Blüten,
Und nur in der feuchten Scholle
Kann der frische Keim sich hüten;
Über Fels und öde Flächen
Muß der Strom, daß er sich breite,
Und es segnet Gottes Rechte
Übermorgen so wie heute.“[1]

Solche öden Flächen mögen die gegenwärtigen Jahre gewesen sein; an Felsen, die sich dem Strom entgegenstellten, wird es auch nicht gefehlt haben. Aber der Strom hat sich „gebreitet“ — und des Sommers „Garbe“ war wirklich nicht geringer als die „Blüten“ der Jugend.

Zur Ausbreitung des Stromes trug nicht wenig bei, daß Annette um diese Zeit aus den bekannten Geleisen der engeren und weiteren Heimat und Verwandtschaft hinaus in ganz neue, fremde Kreise kam.

---

[1] Ges. Werke. III. S. 245.

Wie viele Stunden und Tage Annette aber auch der Musik widmen mochte, diese allein konnte die Jahre nicht ausfüllen. Daß die Litteratur nicht ganz vernachlässigt wurde, zeigt uns ein Brief an Schlüter, der uns ein kleines Bild aus jenen stillen Tagen erhalten hat. „Ich lese auch zuweilen“, schreibt Annette 22. August 1839, „oder durchblättere vielmehr, und was? die alten Romane von Walter Scott — freilich ist's verlorne Zeit, aber sie haben für mich einen individuellen Reiz; fünfzehn Jahre sind es nun hin, als diese Bücher zwei Winter nach einander in unserem nun so gesprengten Familienkreise täglich abends vorgelesen wurden, und seitdem habe ich sie nicht wieder angesehen; wie viel wurde darüber nicht gesprochen, disputiert! Jeder hatte seine Lieblinge, Hunde und Vögel wurden nach dem Helden benannt.“[1]

Im Sommer werden wohl die hergebrachten Ausflüge ins Paderbornsche unternommen worden sein — von einem derselben, Oktober 1824, wissen wir wenigstens durch die Schwester Jenny,[2] — das ist aber auch alles, was wir über jene Jahre von Oktober 1820 bis zum September 1825 zu sagen wüßten.

Annette war inzwischen nahezu 28 Jahre alt geworden. Ob nun gerade in diesen Jahren nicht etwas von dem Gefühl ihr Herz durchzitterte, das sie in dem „Abschied von der Jugend“ zum Ausdruck bringt?

„Wie der zitternde Verbannte
Steht an seiner Heimat Grenzen . . .

So an seiner Jugend Scheide
Steht ein Herz voll stolzer Träume,
Blickt in ihre Paradiese
Und der Zukunft öde Räume;
Seine Neigungen — verkümmert,
Seine Hoffnungen — begraben,
Alle stehn am Horizonte,
Wollen ihre Thränen haben . . .

[1] Schlüter, Briefe. S. 130.
[2] Hüffer S. 76 Anm.

Und doch ist des Sommers Garbe
Nicht geringer als die Blüten,
Und nur in der feuchten Scholle
Kann der frische Keim sich hüten;
Über Fels und öde Flächen
Muß der Strom, daß er sich breite,
Und es segnet Gottes Rechte
Übermorgen so wie heute."[1]

Solche öden Flächen mögen die gegenwärtigen Jahre gewesen sein; an Felsen, die sich dem Strom entgegenstellten, wird es auch nicht gefehlt haben. Aber der Strom hat sich „gebreitet" — und des Sommers „Garbe" war wirklich nicht geringer als die „Blüten" der Jugend.

Zur Ausbreitung des Stromes trug nicht wenig bei, daß Annette um diese Zeit aus den bekannten Geleisen der engeren und weiteren Heimat und Verwandtschaft hinaus in ganz neue, fremde Kreise kam.

---

[1] Ges. Werke. III. S. 245.

VI. An den Rhein.

1825—1826.

Das „Hinausweh" des Fräuleins, von dem früher schon berichtet wurde, nahm bisweilen die bestimmte Gestalt einer krankhaften Sehnsucht nach fremden Ländern an, vielleicht eben weil sich die kranke Natur unwillkürlich nach einem entschiedenern Luftwechsel und nach neuen lebhafteren äußeren Eindrücken sehnte.

Annette, welche davon loszukommen wünschte, nennt diese Sehnsucht zwar eine „Narrheit", möchte aber den Freund überzeugen, „daß dieser unglückselige Hang zu allen Orten, wo sie nicht war, und allen Dingen, die sie nicht hatte, durchaus in ihr selbst lag und durch keine äußeren Dinge hereingebracht war". Sie wollte eben „nicht ganz so lächerlich erscheinen" und wohl auch jeden Verdacht vermeiden, als ob sie im stillen Kreise der Ihrigen nicht ganz glücklich gewesen. „Ich denke, eine Narrheit, die uns der liebe Gott auferlegt hat, ist doch immer nicht so schlimm, wie eine, die wir uns selbst zugezogen haben. Seit einigen Jahren hat dieser Zustand aber zugenommen, daß ich es wirklich für eine große Plage rechnen kann. Ein einziges Wort ist hinreichend, mich den ganzen Tag zu verstimmen, und leider hat meine Phantasie so viele Steckenpferde, daß eigentlich kein Tag hingeht, ohne daß eines von ihnen auf eine schmerzlich-süße Weise aufgeregt würde. Ach, mein lieber, lieber Vater, das

Herz wird mir so leicht, wie ich an Sie schreibe und denke; haben Sie Geduld und lassen Sie mich mein thörichtes Herz ganz vor Ihnen aufdecken, eher wird mir nicht wohl. Entfernte Länder, interessante Menschen, von denen ich habe reden hören, entfernte Kunstwerke und dergleichen mehr haben alle diese traurige Gewalt über mich. Ich bin keinen Augenblick mit meinen Gedanken zu Hause, wo es mir doch so wohl geht; und selbst wenn tagelang das Gespräch auf keinen von diesen Gegenständen fällt, sehe ich sie in jedem Augenblick, wo ich gezwungen bin, meine Aufmerksamkeit angestrengt auf etwas anderes zu richten, vor mir vorüberziehen und oft mit so lebhaften, an Wirklichkeit grenzenden Farben und Gestalten, daß mir für meinen armen Verstand bange wird. Ein Zeitungsartikel, ein noch so schlecht geschriebenes Buch, was von diesen Dingen handelt, ist im stande, mir die Thränen in die Augen zu treiben; und weiß gar jemand etwas aus Erfahrung zu erzählen, hat er diese Länder bereist, diese Kunstwerke gesehen, diese Menschen gekannt, an denen mein Verlangen hängt, und weiß er gar auf eine angenehme und begeisterte Art davon zu reden, o mein Freund, dann ist meine Ruhe und mein Gleichgewicht immer auf längere Zeit zerstört, ich kann dann mehrere Wochen an gar nichts anderes denken, und wenn ich allein bin, besonders des Nachts, wo ich immer einige Stunden wach bin, so kann ich weinen wie ein Kind und dabei glühen und rasen, wie es kaum für einen unglücklich Liebenden passen würde. Meine Lieblingsgegenden sind Spanien, Italien, China, Amerika, Afrika, dahingegen die Schweiz und Otaheite, diese Paradiese, auf mich wenig Eindruck machen. Warum? das weiß ich nicht; ich habe doch davon viel gelesen und erzählen hören, aber sie wohnen nun mal nicht so lebendig in mir. Wenn ich Ihnen nun sage, daß ich mich oft sogar nach Schauspielen sehne, die ich habe aufführen sehen, und oft nach eben denjenigen, wo ich mich am meisten gelangweilt habe, nach Büchern, die ich früherhin gelesen und die mir oft gar nicht gefallen haben! So habe ich z. B. in meinem ohngefähr

14. Jahre einen schlechten Roman gelesen, den Titel weiß ich nicht mehr, aber es kam von einem Turme darin vor, worüber ein Strom stürzt, und vorn am Titelblatt war besagter abenteuerlicher Turm in Kupfer gestochen; das Buch hatte ich längst vergessen, aber seit längerer Zeit arbeitet es sich aus meinem Gedächtnisse hervor, und nicht die Geschichte, noch etwa die Zeit, in der ich es las, sondern wirklich und ernsthaft das schäbigte verzeichnete Kupfer, worauf nichts zu sehen ist, wie der Turm, wird mir zu einem wunderlichen Zauberbilde, und ich sehne mich oft recht lebhaft danach, es einmal wiederzusehn. Wenn das nicht Tollheit ist, so giebt's doch keine, da ich zudem das Reisen gar nicht vertragen kann, da ich mich, wenn ich einmal eine Woche von Hause bin, ebenso ungestüm dahin zurücksehne, und auch wirklich dort alles meinen Wünschen zuvorkömmt. Sagen Sie, was soll ich von mir selbst denken? und was soll ich anfangen, um meinen Unsinn loszuwerden? Mein Sprickmann! ich fürchtete meine eigene Weichheit, wie ich anfing, Ihnen meine Schwäche zu zeigen, und statt dessen bin ich über dem Schreiben ganz mutig geworden; mich dünkt, heute wollte ich meinen Feind wohl bestehn, wenn er auch einen Anfall wagen sollte."[1]

Anscheinend das beste Mittel „um ihren Unsinn loszuwerden" ergriff Annette dadurch, daß sie sich geistig viel beschäftigte, „und über dem Schreiben mutig zu werden" suchte — allein der Stoff ihrer Arbeiten war schlecht gewählt. Mit der Selbstbespiegelung und Zergliederung ihrer Befürchtungen und Gefühle, wie „Ledwina" und selbst „das geistliche Jahr" sie uns bieten, war einem Geiste wie dem ihren nicht geholfen. Zudem mußte unter der fieberhaften Thätigkeit der bereits leidende Körper noch mehr geschwächt und besonders die Reizbarkeit der Nerven noch erhöht werden. Die regelmäßigen Ausflüge nach Münster oder die kleinen Reisen nach Bökendorf genügten ebenfalls nicht, die Gedanken der Dichterin dauernd in andere Bahnen zu lenken, da es doch meistens

[1] An Sprickmann, 8. Februar 1819.

mehr oder weniger dieselben Personen und Ideen waren, in deren Kreisen sie sich bewegte.

Die Ärzte rieten daher zu einer etwas weitern Reise, in eine wirklich neue, fremdartige Umgebung. Der Aufenthalt des Onkels Werner, welcher sich in Köln soeben glücklich verheiratet und schon oft dringend um einen Besuch aus Hülshoff gebeten hatte, bot zur Ausführung dieses Rates die beste Gelegenheit.

Werner von Haxthausen[1] (geb. 17. Juli 1780, gest. 30. April 1842) war der geistvollste Mann seiner Familie und besaß einen so reichen Schatz menschlichen Wissens in allen Fächern, daß er Außerordentliches hätte leisten müssen, wenn ihn sein unglücklicher Hang, von dem einen zum andern überzuspringen, bei keinem gründlich zu verweilen, nicht die besten Kräfte seines reichbewegten Lebens gekostet hätte. Seine wissenschaftliche Ausbildung hatte er zu Münster begonnen und war bei dieser Gelegenheit mit dem edlen F. L. v. Stolberg in Berührung gekommen, zu dessen ausgesprochenstem Liebling er in der Folge wurde.[2] Von 1803 an studierte er in Prag neben den Rechten und Staatswissenschaften „alle Kirchenväter, Griechisch, Spanisch, Petrarca, übersetzte, dichtete, reiste, war in vielen Häusern", wie sein väterlicher Mentor ihm schrieb, der ihm deshalb das non multa, sed multum zurufen mußte. Auch das Orientalische, zumal das Hebräische, war im Stundenplan vertreten, und um diesen Sprachen mehr Zeit zu gönnen, zog der Jurist 1809 nach Göttingen, 1810 nach Halle. Gegen diese Zeit beteiligte er sich auch an der Gründung des Tugendbundes und schrieb und dichtete in diesem Sinne z. B.

„So laß mich scheiden, wie der Frieden
Vom Herzen mir geschieden ist,
Ich habe keinen Wunsch hienieden,
Wenn Deutschland nur gerettet ist.

---

[1] Vgl. die treffliche Einleitung zu „Über die Grundlagen unserer Verfassung von W. von Haxthausen u. s. w., neu herausgegeben von seinem Schwiegersohn" (Frh. von Brenken), Paderborn, Schöningh 1881.

[2] Vgl. Joh. Janssen, Fr. L. Stolberg. Bd. II. S. 76 ff., 161, 174 ff., 360, 425.

Und dürfen andre Wünsche gelten,
Die sich das arme Herz entwarf?
Ach, unser Herz weiß selbst so selten,
Was sich das Herze wünschen darf."

An dem Aufstand gegen Jérôme (1809) war er zwar auch beteiligt gewesen; es gelang ihm indessen, der Aufmerksamkeit der Polizei zeitweilig zu entgehen. Da er an den deutschen Zuständen verzweifelte, kam ihm der Gedanke, nach Indien zu reisen, um dort über Buddhismus und Brahminentum Studien zu machen. Mit neuem Eifer wurde nun Arabisch und Persisch betrieben, nebenbei auch Medizin gehört, da er als Arzt in Indien die Unterstützung der Ostindischen Compagnie zu finden hoffte. Der Haller Kreis zählte aber zu bedeutende und einflußreiche Männer, um lange der Aufmerksamkeit der Kasseler zu entgehen, und so wurden 1811 mehrere Bekannte Werners verhaftet. Er selbst rettete sich in gefahrvoller Flucht über Schweden nach England, traf in London andere Flüchtlinge und wurde besonders mit dem in einer geheimen Mission dorthin geschickten Gneisenau bekannt. Um zu leben, suchte er sein bißchen Medizin zu verwerten; er war so glücklich, dem Herzog von York empfohlen zu werden und durch dessen Vermittlung eine Stelle als Schiffsarzt mit 1000 Pfd. Sterl. Gehalt bei der Ostindischen Gesellschaft zu erlangen. Ehe indes der Frühling 1813 ihn nach Indien führte, war der russische Winter von 1812 eingetreten, und Werner eilte wieder hoffnungsfroh in sein Vaterland, trat in die russische Legion, wurde Adjutant Wallmodens, nahm teil an der Belagerung Hamburgs und ging dann zum Wiener Kongreß, wo er mit Stein, Münster, Arndt und anderen bedeutenden Patrioten aufs freundschaftlichste verkehrte und sich neben der politischen Hauptarbeit mit dem auch von Goethe freudig begrüßten Sammeln neugriechischer Volkslieder beschäftigte. Ende 1815 trat er in preußische Dienste, kam als Regierungsrat nach Köln an den Rhein und begann hier in Verbindung mit den Brüdern Boisserée das Sammeln altdeutscher Bilder, — trat mit dem in Koblenz wohnenden Görres in

Verbindung, kurz, schwamm auf den vollsten Wogen des damals geweckten romantisch-patriotischen Strebens und Webens in Wissenschaft, Kunst und Politik. Indes sagte ihm die politisch-bureaukratische Carriere auf die Dauer nicht zu, und so nahm er 1824 seinen Abschied aus dem Staatsdienste, wohnte aber unterdessen immer noch in Köln.

Als Charakteristik des Mannes und des in der Familie Haxthausen herrschenden Tons und Grades der Bildung teilen wir aus den zahlreichen uns vorliegenden Briefen ein ungedrucktes Billet an Annettens Mutter mit:

„Tacitus de moribus Germanorum. Cap. 20. Sororum filiis idem apud avunculum, qui apud patrem honor! Quidam sanctiorem arctioremque hunc nexum sanguinis arbitrantur et in accipiendis obsidibus magis exigunt; tamquam ii et animum firmius et domus latius (ich bewohne ein großes altes Haus mit vielen alten und großen Bildern) teneant. Haeredes tamen successoresque (meiner Bilder) sui cuique liberi et nullum testamentum. Si liberi non sunt (non sunt!) proximus gradus in possessione fratres, patrui, avunculi. Quanto plus propinquorum, quo major affinium numerus (Gottlob eine gute Anzahl!), tanto graciosior senectus nec ulla orbitatis pretia (ich muß bald heiraten, such mir ein Mädchen, kannst dir einen Koppelpelz verdienen). — Cap. 21. Suscipere tam inimicitias (Fl . . . W . . ., schlechte Gedichte) seu patris seu propinqui (des Herrn Onkels) quam amicitias (alte Bücher, Gemälde auf Goldgrund ꝛc.) necesse est. Constans hat mir versprochen, bei mir zu wohnen. Ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort! Der Henker hole die Nichtworthalter. Du bist mir auch eine Lichtmeß- und Faxenmacherin! Du kannst leicht mitkommen; zwei Tagereisen, was will das sagen? Das ist alles Lumperei; ich will dir auch ein Bild schenken, wenn du kommst. Bei mir kannst du wohnen, ich logiere dich mit einer Madonna auf Goldgrund zusammen. August sollte auch kommen. Lebt wohl! und kommt alle!“[1]

---

[1] Köln, 26. März 1819.

Das Junggesellenleben verleidete ihm wirklich auf die Dauer; am 1. Juli 1825 kündete er der Schwester die überraschende Thatsache an, daß er „seit einigen Tagen versprochen sei mit Betty Harff, die zwar nicht mehr jung, auch nicht schön, aber sehr angenehm, brav, gebildet und fromm erzogen sei". Nach der Hochzeit besuchte das Ehepaar die Eltern und Geschwister in Bökendorf und nahm auf der Rückreise nach Köln Annette zu ihrem ersten weiteren Ausfluge und zu längerem Aufenthalt an den Rhein mit, wo sie Ende September oder Anfangs Oktober eintraf.

Die rheinische Luft scheint Annetten gleich anfangs wohl behagt zu haben und gut bekommen zu sein; denn es wurde beschlossen, daß sie den Winter über in Köln bleiben solle. Sie schreibt bald nach der Ankunft der Mutter, ihr Aufenthalt werde länger dauern.

„Sende mir daher Kleider und was man sonst wohl für Kleinigkeiten nötig hat, denn es fehlt mir alle Augenblicke etwas, was ich doch nicht fordern mag, und selber ausgehen und einkaufen, das wird hier wohl immer schwer halten. Ich glaube, daß ich viele von meinen Hülshoffer Kleidern hier brauchen kann, wenn sie erst recht nett gewaschen und zurechtgemacht sind, denn äußerst nett muß hier alles sein, aber das ist auch gewiß das eine schwarze Kleid, vielleicht beide blaue und das braune dazu, je nachdem sie werden, wenn sie zurecht sind, denn wenn sie nur nicht verschossen und schäbig aussehen und ziemlich gut sitzen, fein genug sind sie für unsere tête-à-tête's.

Wenn ich etwas von meinen niedlichen Sachen in dem Koffer mitbekommen könnte, um meine Zimmer auszuzieren, z. B. das Kästchen von der Thielmann, oder eins von meinen schönen Eau-de-Cologne-Gläsern, das wäre recht hübsch; doch wenn es nicht ganz gut geht, so ist es ganz einerlei." Das ist doch gewiß bescheiden für eine junge Dame in einer der vornehmsten Gesellschaftsklassen einer solchen Stadt wie Köln. Mehr als um die Kleider ist es ihr übrigens um geistige Luxusartikel zu thun:

„Aber vor allem muß ich etwas Noten haben. Die zwei

neueren Sachen, die von Caraffa und die Variationen von Rode verlange ich nicht, denn ich weiß sie auswendig und bin sonst vielleicht gezwungen, sie an jemand, den ich nicht kenne, auszuleihen — und sonst noch etwas, was ich noch nicht recht einstudiert habe, auch das Generalbaßwerk von Onkel Max — und doch auch ja die ‚Ledwina', woran ich in diesem Winter ein gut Stück zu schreiben gedenke."

Nachdem sie der Mutter „so das Notwendigste geschrieben", will sie ihr „doch noch allerhand Allotria mitteilen". „So bin ich z. B. recht im Papstmonat[1] hier angekommen, da das neue Dampfschiff Friedrich Wilhelm, das schönste und größte Schiff, wie man sagt, was noch den Rhein befahren hat, von Stapel gelassen, probiert und getauft wurde.[2] — Das erstere sah ich nicht, denn es war schon auf dem Wasser, als wir uns durch die Volksmenge gearbeitet hatten; dann aber sahen wir es ganz nahe, — wir standen auf der Schiffbrücke, — mehreremale eine Strecke des Rheins herauf und herunter mit Musik und beständigem Kanonenfeuer durch die Schiffbrücken segeln mit einer Schnelligkeit, die einen schwindeln machte. — Endlich legte es an der Schiffbrücke an, und das sämtliche diplomatische Corps, was die Probe mitgemacht hatte, begab sich ans Land. — Ein so großes Dampschiff ist etwas höchst Imposantes, und ich kann wohl sagen, Fürchterliches — es wird, wie du wohl weißt, durch Räder fortbewegt, die, verbunden mit dem Geräusch des Schnellsegelns, ein solches Gezisch verursachen, daß es auf

---

[1] In § 21 der sog. Circumskriptionsbulle De salute animarum vom 16. Juli 1821, welche der Herstellung der kirchlichen Verwaltung auch in der Kölner Erzdiöcese zu Grunde liegt, heißt es . . . „Päpstlicher Ernennung sind die Propstei und diejenigen Kanonikate, deren Erledigung in den Monaten Januar, März, Mai, Juli, September und November erfolgt." Diese Monate hießen deshalb die Papstmonate. Das Ausführungsdiplom dieser Bulle ist vom 1. Mai 1825 datiert, so daß die Benennung noch recht frisch war. Annette, welche vom Oktober spricht, der eigentlich kein „Papstmonat" ist, scheint das Wort in einem bildlichen Sinne zu gebrauchen.

[2] Die Taufe des übrigens schon früher vom Stapel gelassenen und „probierten" Schiffes hatte am 17. Oktober 1825 statt.

dem Schiffe schwer halten muß, sich zu verstehen. — Doch dieses ist nicht das eigentliche Ängstliche — aber im Schiffe steht eine dicke Säule, aus der unaufhörlich der Dampf hinausströmt und eine graue Rauchsäule mit ungeheurer Gewalt und einem Geräusch, wie das der Flamme bei einem brennenden Hause; wenn das Schiff stille steht oder wenn der Dampf so stark wird, daß er die Sicherheitsventile öffnet, so fängt das Ding dermaßen an zu brausen und zu heulen, daß man meint, es wolle sogleich in die Luft fliegen — kurz, das Ganze gleicht einer Höllenmaschine — doch soll gar keine Gefahr dabei sein, und ich möchte diese schöne Gelegenheit wohl benutzen, um nach Koblenz zu kommen, was in fünf Stunden möglich sein soll. — Hätte ich noch Zeit, so wollte ich dir, liebste Mutter, noch allerhand schreiben, von allem, was ich in der kurzen Zeit gesehen habe, und unter anderem von Schlegel,[1] Ennemoser, d'Alton, und was dich sonst interessieren könnte."

Köln! — das Dampfschiff! — die Versuchung war zu groß, um nicht den Ausflug nach Koblenz zu der ein Jahr vorher (10. Oktober 1824) Witwe gewordenen Freundin von Thielmann zu machen. Kaum traf von der Mutter die erbetene Erlaubnis ein, so machte sich Annette auf nach Bonn, wurde vom Onkel Moritz von Haxthausen bis Nonnenwerth gebracht und dort von der ihr entgegeneilenden Generalin in Empfang genommen.

In Koblenz fand die Dichterin einen anregenden Kreis, der sich um die Freundin gesammelt und dem unter anderen auch der geistreiche Julius von Minutoli[2] angehörte. Am meisten interessierten indes Annette die krankhaften clairvoyanten

[1] Schlegel, d. h. August Wihelm, der wie Ennemoser und d'Alton Professor an der Bonner Universität und wahrscheinlich mit diesen zu der Feierlichkeit der Schiffstaufe nach Köln herübergekommen und bei seinem Freunde Werner eingekehrt war.

[2] Freiherr Julius v. Minutoli war der Sohn des durch seine ägyptische Reise und Reisebeschreibung bekannten Freiherrn Heinrich. Geboren 30. August 1804, starb er als preußischer Ministerresident zu Schiras in Persien 1860. Er schrieb über Spanien und Portugal.

Zustände, welche bisweilen infolge der Körperleiden bei Frau von Thielmann selbst auftraten.

Am 4. Dezember traf dann laut Meldung des Onkels „Nette frisch und sehr wohl“ in Begleitung der Freundin wieder in Köln ein, wo sie den Rest des Winters zubringen sollte.

Nach kurzer Rast gedachte sie an die Arbeit zu gehen — das Manuskript der „Ledwina“ wurde hervorgezogen — aber die Stimmung fehlte. Annette hatte an sich erfahren, was das Lied sagt:

> „An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
> Mein Sohn, ich rate dir gut:
> Da geht dir das Leben so lieblich ein,
> Da blüht dir zu freudig der Mut!“

Auch Annettens Mut war zu freudig erblüht, um noch aus innerem Trieb über der künstlerischen Lösung eines Problems zu grübeln, welches das frischheitere Leben am Rhein mit seinem wohlthätigen Einfluß auf Leib und Gemüt so unerwartet gelöst hatte. Mag die „Ledwina“ der Dichtung Fragment bleiben — die wirkliche Ledwina lebt und will leben und erstarken.

Um so fleißiger wurde musiziert, studiert und gesammelt. Eines Tages hatte der Oheim auf einer Altertumsstreiferei ein vergilbtes Werk mit Minneliedern aufgetrieben, deren Notenschrift indes so unverständlich und wirr war, daß er Annette ersuchte, sie ins klare zu bringen und in neuer Musikschrift zu kopieren. Die Dichterin fand aber, wie erzählt wird, die Arbeit schwierig und langweilig; sie spielte daher dem gelehrten, für alles Alte schwärmenden Onkel den kleinen Schabernack und unterschob an den schwierigsten Stellen den unleserlichen Originalweisen eigene, glücklich im alten Stil gehaltene Melodieen, die dann stillschweigend mit den echten dem Onkel überreicht und von diesem natürlich als pures Mittelalter allem Modernen vorgezogen und gepriesen wurden — bis die schalkhafte „böse Nette“ nach und nach leise Zweifel weckte, ohne indes jemals über den ganzen Umfang ihrer „Fälschungen“ bestimmte Auskunft zu geben. Sie hatte eben ihre eigenen Ideen über die allzu blinde

dem Schiffe schwer halten muß, sich zu verstehen. — Doch dieses ist nicht das eigentliche Ängstliche — aber im Schiffe steht eine dicke Säule, aus der unaufhörlich der Dampf hinausströmt und eine graue Rauchsäule mit ungeheurer Gewalt und einem Geräusch, wie das der Flamme bei einem brennenden Hause; wenn das Schiff stille steht oder wenn der Dampf so stark wird, daß er die Sicherheitsventile öffnet, so fängt das Ding dermaßen an zu brausen und zu heulen, daß man meint, es wolle sogleich in die Luft fliegen — kurz, das Ganze gleicht einer Höllenmaschine — doch soll gar keine Gefahr dabei sein, und ich möchte diese schöne Gelegenheit wohl benutzen, um nach Koblenz zu kommen, was in fünf Stunden möglich sein soll. — Hätte ich noch Zeit, so wollte ich dir, liebste Mutter, noch allerhand schreiben, von allem, was ich in der kurzen Zeit gesehen habe, und unter anderem von Schlegel,[1] Ennemoser, d'Alton, und was dich sonst interessieren könnte."

Köln! — das Dampfschiff! — die Versuchung war zu groß, um nicht den Ausflug nach Koblenz zu der ein Jahr vorher (10. Oktober 1824) Witwe gewordenen Freundin von Thielmann zu machen. Kaum traf von der Mutter die erbetene Erlaubnis ein, so machte sich Annette auf nach Bonn, wurde vom Onkel Moritz von Haxthausen bis Nonnenwerth gebracht und dort von der ihr entgegeneilenden Generalin in Empfang genommen.

In Koblenz fand die Dichterin einen anregenden Kreis, der sich um die Freundin gesammelt und dem unter anderen auch der geistreiche Julius von Minutoli[2] angehörte. Am meisten interessierten indes Annette die krankhaften clairvoyanten

[1] Schlegel, d. h. August Wihelm, der wie Ennemoser und d'Alton Professor an der Bonner Universität und wahrscheinlich mit diesen zu der Feierlichkeit der Schiffstaufe nach Köln herübergekommen und bei seinem Freunde Werner eingekehrt war.

[2] Freiherr Julius v. Minutoli war der Sohn des durch seine ägyptische Reise und Reisebeschreibung bekannten Freiherrn Heinrich. Geboren 30. August 1804, starb er als preußischer Ministerresident zu Schiras in Persien 1860. Er schrieb über Spanien und Portugal.

Zustände, welche bisweilen infolge der Körperleiden bei Frau von Thielmann selbst auftraten.

Am 4. Dezember traf dann laut Meldung des Onkels „Nette frisch und sehr wohl“ in Begleitung der Freundin wieder in Köln ein, wo sie den Rest des Winters zubringen sollte.

Nach kurzer Rast gedachte sie an die Arbeit zu gehen — das Manuskript der „Ledwina“ wurde hervorgezogen — aber die Stimmung fehlte. Annette hatte an sich erfahren, was das Lied sagt:

„An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut:
Da geht dir das Leben so lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Mut!“

Auch Annettens Mut war zu freudig erblüht, um noch aus innerem Trieb über der künstlerischen Lösung eines Problems zu grübeln, welches das frischheitere Leben am Rhein mit seinem wohlthätigen Einfluß auf Leib und Gemüt so unerwartet gelöst hatte. Mag die „Ledwina“ der Dichtung Fragment bleiben — die wirkliche Ledwina lebt und will leben und erstarken.

Um so fleißiger wurde musiziert, studiert und gesammelt. Eines Tages hatte der Oheim auf einer Altertumsstreiferei ein vergilbtes Werk mit Minneliedern aufgetrieben, deren Notenschrift indes so unverständlich und wirr war, daß er Annette ersuchte, sie ins klare zu bringen und in neuer Musikschrift zu kopieren. Die Dichterin fand aber, wie erzählt wird, die Arbeit schwierig und langweilig; sie spielte daher dem gelehrten, für alles Alte schwärmenden Onkel den kleinen Schabernack und unterschob an den schwierigsten Stellen den unleserlichen Originalweisen eigene, glücklich im alten Stil gehaltene Melodieen, die dann stillschweigend mit den echten dem Onkel überreicht und von diesem natürlich als pures Mittelalter allem Modernen vorgezogen und gepriesen wurden — bis die schalkhafte „böse Nette“ nach und nach leise Zweifel weckte, ohne indes jemals über den ganzen Umfang ihrer „Fälschungen“ bestimmte Auskunft zu geben. Sie hatte eben ihre eigenen Ideen über die allzu blinde

Verehrung alles Alten, eben bloß weil es alt ist. Nicht nur der Onkel Werner konnte ihr kein unbedingtes Vertrauen und keine volle Sympathie für seine antiquarischen Schätze abgewinnen, auch ihrem Schwager Laßberg gegenüber verhielt sie sich später sehr kühl und skeptisch. „Hier im Hause," schreibt sie einmal von Eppishausen, „giebt's ganze Ladungen von Minneliedern und darunter mehrere starke Hefte mit den Melodieen dazu, aber nicht ein so schönes als der ‚grüne Rock' oder selbst seine Gesellen, die übrige Garderobe."[1]

Manche der eigenen Kompositionen Annettens stammen wohl aus dem Kölner Aufenthalt. „Wie sie in der Poesie die Kunst besaß, den schlichten, eigentümlichen Ton der ältesten deutschen Lieder- und Balladendichter zu treffen und bis zur Täuschung nachzubilden, so vermochte ihr feines Gefühl und ihre lebendige Phantasie auch zu den Poesieen der verschiedenen Zeitalter eine entsprechende Melodie und musikalische Begleitung mit überraschender Wahrheit hinzuzufügen, wie sie überhaupt

[1] Briefe S. 64. — Eine ähnliche Geschichte wie die mit dem Onkel Werner erzählte die Dichterin selbst ihrem Neffen Heinrich noch im Jahre 1847. Darnach wäre es ihr Schwager Laßberg gewesen, welcher ihr die unlesbaren Noten und Texte gezeigt hatte. Nach langer vergeblicher Mühe komponierte sie neue Melodieen im Geiste des Mittelalters und gab sie dem Schwager „als das Resultat ihrer Bemühungen". Dieser verstand unter solchem Ausdruck natürlich, Annette habe die Melodieen entziffert, fand sie vortrefflich und zeigte sie den bedeutendsten Germanisten, bei welchen sie ebenfalls den unbedingtesten Beifall fanden. Nun aber geriet die Dichterin in eine wirkliche Verlegenheit und Gewissensangst, die ihr über den Scherz ging. Hätte sie die Melodieen jetzt plötzlich als ihre Erfindung ausgegeben, so würden Laßberg und die gelehrten Freunde die Sache als eine tödliche Beleidigung aufgefaßt haben — wenigstens fürchtete Annette so —; andererseits sah sie die Möglichkeit einer Veröffentlichung ihrer Erfindungen als echter Ware in einer gelehrten Sammlung und so die Verbreitung einer wissenschaftlichen Fälschung voraus. In dieser Angst teilte sie mehreren Personen unter dem Siegel der Verschwiegenheit den wahren Sachverhalt mit, damit sie nach dem Tode Annettens, wenn nötig, davon Gebrauch machen könnten. Nach ihrem Tode fand sich aber die Liedersammlung nicht mehr vor; entweder war sie sonst verloren gegangen oder, was wahrscheinlicher, in die Hände Annettens gekommen und von dieser vernichtet worden. — Da an der Richtigkeit dieser Erzählung des

die seltenste Gabe besaß, Poesie in Musik und Musik in Poesie zu übersetzen. Wie einen schönen zauberhaften Traum hauchte sie solche von ihr erdachten Melodieen unter Begleitung des Flügels hin, und überrascht war der Hörer von dem Seelenausdruck und von dem ebenso originellen als angemessenen Gepräge, welches sie einer jeden zu geben wußte. Eine reiche Anzahl älterer Minnelieder und Balladen, die sie in dieser Weise komponierte, haben an einfacher Schönheit, Adel und Eigentümlichkeiten in der deutschen Komposition schwerlich ihresgleichen."

Dieses Urteil des Nekrologs wurde im allgemeinen bestätigt, als Professor Schlüter endlich im Jahre 1877 die noch vorhandenen 27 Kompositionen (24 Lieder mit Melodie und 3 „Lieder ohne Worte") veröffentlichte.[1]

Neffen nicht im mindesten gezweifelt werden kann, weil ihm die Sache gleich bei der Mitteilung als wichtig genug vorkam, sich die einzelnen Umstände für den Notfall wohl einzuprägen; andererseits aber durch den Brief Annettens an Schlüter aus Eppishausen festgestellt ist, daß die wahrscheinliche „Fälschung" mit dem „Gott grüß' mir die im grünen Rock" schon stattgefunden, ehe sie Laßberg kannte, so bleibt nur die sehr glaubhafte Erklärung, daß sie ein zweites Mal versuchte, was ihr ein erstes Mal so glänzend gelungen war. Und weil dieses zweite Mal bei Laßberg die Gefahr der Veröffentlichung groß war, ist es leicht begreiflich, daß Annette selbst alles zur Zerstörung ihrer Arbeit that. Freunde der Dichterin versichern, es sei überhaupt eine Art Lieblingsidee bei ihr gewesen, sich mit ihren Dingen in ein gewisses Halbdunkel zu hüllen und die Freunde auf eine harmlose Weise zu mystifizieren.

Wie wenig erzürnt der Onkel Werner über den lustigen Streich war, geht daraus hervor, daß er später die Melodieen auf eine Spieluhr setzen lassen wollte.

„Nette läßt euch beiden viel Freundliches sagen; sie ist jetzt daran, die bewußten Melodieen aufzusetzen, hat mich aber gebeten, dir zu bemerken, daß, nach ihrer Ansicht, die langsamen Weisen zu einer Spieluhr durchaus nicht passen, weil auf den Walzen keine anhaltenden Töne angebracht werden könnten; unterdessen wird sie dir die Musik, so bald alles fertig ist, zuschicken, und du thust dann am besten, mit einem Sachverständigen darüber zu sprechen; mir schien, wie sie es mir explizierte, sie hätte recht, doch verstehe ich nicht genug von der Sache, um entscheiden zu können." Brief der Mutter an ihren Bruder Werner. 12. April 1840.

[1] Lieder mit Pianoforte-Begleitung komponiert von Annette von Droste-Hülshoff. Münster, Russells Verlag. Die „Lieder" bedürften durchaus einer genaueren Beachtung der Droste-Forschung, sowohl was Text und

Verehrung alles Alten, eben bloß weil es alt ist. Nicht nur der Onkel Werner konnte ihr kein unbedingtes Vertrauen und keine volle Sympathie für seine antiquarischen Schätze abgewinnen, auch ihrem Schwager Laßberg gegenüber verhielt sie sich später sehr kühl und skeptisch. „Hier im Hause," schreibt sie einmal von Eppishausen, „giebt's ganze Ladungen von Minneliedern und darunter mehrere starke Hefte mit den Melodieen dazu, aber nicht ein so schönes als der ‚grüne Rock' oder selbst seine Gesellen, die übrige Garderobe."[1]

Manche der eigenen Kompositionen Annettens stammen wohl aus dem Kölner Aufenthalt. „Wie sie in der Poesie die Kunst besaß, den schlichten, eigentümlichen Ton der ältesten deutschen Lieder- und Balladendichter zu treffen und bis zur Täuschung nachzubilden, so vermochte ihr feines Gefühl und ihre lebendige Phantasie auch zu den Poesieen der verschiedenen Zeitalter eine entsprechende Melodie und musikalische Begleitung mit überraschender Wahrheit hinzuzufügen, wie sie überhaupt

[1] Briefe S. 64. — Eine ähnliche Geschichte wie die mit dem Onkel Werner erzählte die Dichterin selbst ihrem Neffen Heinrich noch im Jahre 1847. Darnach wäre es ihr Schwager Laßberg gewesen, welcher ihr die unlesbaren Noten und Texte gezeigt hatte. Nach langer vergeblicher Mühe komponierte sie neue Melodieen im Geiste des Mittelalters und gab sie dem Schwager „als das Resultat ihrer Bemühungen". Dieser verstand unter solchem Ausdruck natürlich, Annette habe die Melodieen entziffert, fand sie vortrefflich und zeigte sie den bedeutendsten Germanisten, bei welchen sie ebenfalls den unbedingtesten Beifall fanden. Nun aber geriet die Dichterin in eine wirkliche Verlegenheit und Gewissensangst, die ihr über den Scherz ging. Hätte sie die Melodieen jetzt plötzlich als ihre Erfindung ausgegeben, so würden Laßberg und die gelehrten Freunde die Sache als eine tödliche Beleidigung aufgefaßt haben — wenigstens fürchtete Annette so —; andererseits sah sie die Möglichkeit einer Veröffentlichung ihrer Erfindungen als echter Ware in einer gelehrten Sammlung und so die Verbreitung einer wissenschaftlichen Fälschung voraus. In dieser Angst teilte sie mehreren Personen unter dem Siegel der Verschwiegenheit den wahren Sachverhalt mit, damit sie nach dem Tode Annettens, wenn nötig, davon Gebrauch machen könnten. Nach ihrem Tode fand sich aber die Liedersammlung nicht mehr vor; entweder war sie sonst verloren gegangen oder, was wahrscheinlicher, in die Hände Annettens gekommen und von dieser vernichtet worden. — Da an der Richtigkeit dieser Erzählung des

die seltenste Gabe besaß, Poesie in Musik und Musik in Poesie zu übersetzen. Wie einen schönen zauberhaften Traum hauchte sie solche von ihr erdachten Melodieen unter Begleitung des Flügels hin, und überrascht war der Hörer von dem Seelenausdruck und von dem ebenso originellen als angemessenen Gepräge, welches sie einer jeden zu geben wußte. Eine reiche Anzahl älterer Minnelieder und Balladen, die sie in dieser Weise komponierte, haben an einfacher Schönheit, Adel und Eigentümlichkeiten in der deutschen Komposition schwerlich ihresgleichen."

Dieses Urteil des Nekrologs wurde im allgemeinen bestätigt, als Professor Schlüter endlich im Jahre 1877 die noch vorhandenen 27 Kompositionen (24 Lieder mit Melodie und 3 „Lieder ohne Worte") veröffentlichte.[1]

Neffen nicht im mindesten gezweifelt werden kann, weil ihm die Sache gleich bei der Mitteilung als wichtig genug vorkam, sich die einzelnen Umstände für den Notfall wohl einzuprägen; andererseits aber durch den Brief Annettens an Schlüter aus Eppishausen festgestellt ist, daß die wahrscheinliche „Fälschung" mit dem „Gott grüß' mir die im grünen Rock" schon stattgefunden, ehe sie Laßberg kannte, so bleibt nur die sehr glaubhafte Erklärung, daß sie ein zweites Mal versuchte, was ihr ein erstes Mal so glänzend gelungen war. Und weil dieses zweite Mal bei Laßberg die Gefahr der Veröffentlichung groß war, ist es leicht begreiflich, daß Annette selbst alles zur Zerstörung ihrer Arbeit that. Freunde der Dichterin versichern, es sei überhaupt eine Art Lieblingsidee bei ihr gewesen, sich mit ihren Dingen in ein gewisses Halbdunkel zu hüllen und die Freunde auf eine harmlose Weise zu mystifizieren.

Wie wenig erzürnt der Onkel Werner über den lustigen Streich war, geht daraus hervor, daß er später die Melodieen auf eine Spieluhr setzen lassen wollte.

„Nette läßt euch beiden viel Freundliches sagen; sie ist jetzt daran, die bewußten Melodieen aufzusetzen, hat mich aber gebeten, dir zu bemerken, daß, nach ihrer Ansicht, die langsamen Weisen zu einer Spieluhr durchaus nicht passen, weil auf den Walzen keine anhaltenden Töne angebracht werden könnten; unterdessen wird sie dir die Musik, so bald alles fertig ist, zuschicken, und du thust dann am besten, mit einem Sachverständigen darüber zu sprechen; mir schien, wie sie es mir explizierte, sie hätte recht, doch verstehe ich nicht genug von der Sache, um entscheiden zu können." Brief der Mutter an ihren Bruder Werner. 12. April 1840.

[1] Lieder mit Pianoforte-Begleitung komponiert von Annette von Droste-Hülshoff. Münster, Russells Verlag. Die „Lieder" bedürften durchaus einer genaueren Beachtung der Droste-Forschung, sowohl was Text und

Verehrung alles Alten, eben bloß weil es alt ist. Nicht nur der Onkel Werner konnte ihr kein unbedingtes Vertrauen und keine volle Sympathie für seine antiquarischen Schätze abgewinnen, auch ihrem Schwager Laßberg gegenüber verhielt sie sich später sehr kühl und skeptisch. „Hier im Hause," schreibt sie einmal von Eppishausen, „giebt's ganze Ladungen von Minneliedern und darunter mehrere starke Hefte mit den Melodieen dazu, aber nicht ein so schönes als der ‚grüne Rock‘ oder selbst seine Gesellen, die übrige Garderobe."[1]

Manche der eigenen Kompositionen Annettens stammen wohl aus dem Kölner Aufenthalt. „Wie sie in der Poesie die Kunst besaß, den schlichten, eigentümlichen Ton der ältesten deutschen Lieder- und Balladendichter zu treffen und bis zur Täuschung nachzubilden, so vermochte ihr feines Gefühl und ihre lebendige Phantasie auch zu den Poesieen der verschiedenen Zeitalter eine entsprechende Melodie und musikalische Begleitung mit überraschender Wahrheit hinzuzufügen, wie sie überhaupt

[1] Briefe S. 64. — Eine ähnliche Geschichte wie die mit dem Onkel Werner erzählte die Dichterin selbst ihrem Neffen Heinrich noch im Jahre 1847. Darnach wäre es ihr Schwager Laßberg gewesen, welcher ihr die unlesbaren Noten und Texte gezeigt hatte. Nach langer vergeblicher Mühe komponierte sie neue Melodieen im Geiste des Mittelalters und gab sie dem Schwager „als das Resultat ihrer Bemühungen". Dieser verstand unter solchem Ausdruck natürlich, Annette habe die Melodieen entziffert, fand sie vortrefflich und zeigte sie den bedeutendsten Germanisten, bei welchen sie ebenfalls den unbedingtesten Beifall fanden. Nun aber geriet die Dichterin in eine wirkliche Verlegenheit und Gewissensangst, die ihr über den Scherz ging. Hätte sie die Melodieen jetzt plötzlich als ihre Erfindung ausgegeben, so würden Laßberg und die gelehrten Freunde die Sache als eine tödliche Beleidigung aufgefaßt haben — wenigstens fürchtete Annette so —; andererseits sah sie die Möglichkeit einer Veröffentlichung ihrer Erfindungen als echter Ware in einer gelehrten Sammlung und so die Verbreitung einer wissenschaftlichen Fälschung voraus. In dieser Angst teilte sie mehreren Personen unter dem Siegel der Verschwiegenheit den wahren Sachverhalt mit, damit sie nach dem Tode Annettens, wenn nötig, davon Gebrauch machen könnten. Nach ihrem Tode fand sich aber die Liedersammlung nicht mehr vor; entweder war sie sonst verloren gegangen oder, was wahrscheinlicher, in die Hände Annettens gekommen und von dieser vernichtet worden. — Da an der Richtigkeit dieser Erzählung des

die seltenste Gabe besaß, Poesie in Musik und Musik in Poesie zu übersetzen. Wie einen schönen zauberhaften Traum hauchte sie solche von ihr erdachten Melodieen unter Begleitung des Flügels hin, und überrascht war der Hörer von dem Seelenausdruck und von dem ebenso originellen als angemessenen Gepräge, welches sie einer jeden zu geben wußte. Eine reiche Anzahl älterer Minnelieder und Balladen, die sie in dieser Weise komponierte, haben an einfacher Schönheit, Adel und Eigentümlichkeiten in der deutschen Komposition schwerlich ihresgleichen."

Dieses Urteil des Nekrologs wurde im allgemeinen bestätigt, als Professor Schlüter endlich im Jahre 1877 die noch vorhandenen 27 Kompositionen (24 Lieder mit Melodie und 3 „Lieder ohne Worte") veröffentlichte.[1]

Neffen nicht im mindesten gezweifelt werden kann, weil ihm die Sache gleich bei der Mitteilung als wichtig genug vorkam, sich die einzelnen Umstände für den Notfall wohl einzuprägen; andererseits aber durch den Brief Annettens an Schlüter aus Eppishausen festgestellt ist, daß die wahrscheinliche „Fälschung" mit dem „Gott gräß' mir die im grünen Rock" schon stattgefunden, ehe sie Laßberg kannte, so bleibt nur die sehr glaubhafte Erklärung, daß sie ein zweites Mal versuchte, was ihr ein erstes Mal so glänzend gelungen war. Und weil dieses zweite Mal bei Laßberg die Gefahr der Veröffentlichung groß war, ist es leicht begreiflich, daß Annette selbst alles zur Zerstörung ihrer Arbeit that. Freunde der Dichterin versichern, es sei überhaupt eine Art Lieblingsidee bei ihr gewesen, sich mit ihren Dingen in ein gewisses Halbdunkel zu hüllen und die Freunde auf eine harmlose Weise zu mystifizieren.

Wie wenig erzürnt der Onkel Werner über den lustigen Streich war, geht daraus hervor, daß er später die Melodieen auf eine Spieluhr setzen lassen wollte.

„Nette läßt euch beiden viel Freundliches sagen; sie ist jetzt daran, die bewußten Melodieen aufzusetzen, hat mich aber gebeten, dir zu bemerken, daß, nach ihrer Ansicht, die langsamen Weisen zu einer Spieluhr durchaus nicht passen, weil auf den Walzen keine anhaltenden Töne angebracht werden könnten; unterdessen wird sie dir die Musik, so bald alles fertig ist, zuschicken, und du thust dann am besten, mit einem Sachverständigen darüber zu sprechen; mir schien, wie sie es mir explizierte, sie hätte recht, doch verstehe ich nicht genug von der Sache, um entscheiden zu können." Brief der Mutter an ihren Bruder Werner. 12. April 1840.

[1] Lieder mit Pianoforte-Begleitung komponiert von Annette von Droste-Hülshoff. Münster, Russells Verlag. Die „Lieder" bedürften durchaus einer genaueren Beachtung der Droste-Forschung, sowohl was Text und

Die Texte dieser Kompositionen sind nicht alle von der Dichterin; sie entlehnt dieselben allen möglichen Litteraturen und Epochen, aber selbst die Wahl der Worte ist charakteristisch für die Komponistin. Goethe ist viermal herangezogen: „Wer nie sein Brot in Thränen aß“, „Offene Tafel“, „Hebe, hebe selbst die Hindernisse“ und „Zigeunerlied“; Schottland ist mit zwei Balladen, Spanien mit einem Ständchen, Indien mit einem Brautlied, Brentano und Byron mit je einer Nummer vertreten. Seltsam muten uns zwei Liebeslieder an: „Lied der Königin Elisabeth“ und „Graf Essex an die Königin Elisabeth“ — für beide Texte hat der Herausgeber keinen Autor bezeichnet und legt dadurch den Gedanken nahe, daß Annette selbst sie unter dem Einfluß romantischer Darstellungen gedichtet hat. Am meisten wiegen der Natur der ersten Anregung gemäß die echten oder unterschobenen altertümelnden Sachen vor. Dahin gehören die Nummern 5, 6, 7, 8, 9, 21 und 23. Mehrere davon möchte Prof. Schlüter als Schöpfungen Annettens ansehen. 5 und 6:

„Mein' Freud' möcht' ich wohl mehren“

und:

„Gott grüß' mir die im grünen Rock“

sind besonders glücklich im Tone getroffen und wurden deshalb später die Lieblingslieder Laßbergs. Auch Annette pflegte dieselben besonders gern zu singen.[1]

Das überraschendste Stück der Sammlung ist wohl die Ballade: „Der Venuswagen.“[2] Während wir es sonst mit kurzen Liedchen zu thun haben, finden wir hier eine lange Erzählung von 17 achtzeiligen Strophen. Es ist eine schaurige

---

Melodieen als was die Zeit ihrer Entstehung angeht. Der Stil der Musik ist nicht weniger mannigfaltig als derjenige der Texte. H. Hüffer versprach in seiner Biographie (S. 88 Anm. 2), „in einem eigenen Aufsatz Auskunft zu geben über Annettens musikalischen Nachlaß und über die Frage, wieweit die unter ihrem Namen veröffentlichten Texte und Melodieen von ihr selber herrühren“. Unseres Wissens ist dieser Aufsatz leider noch immer nicht erschienen.

[1] Vgl. die Liedertexte IV. S. 560 ff.

[2] „Venuswagen“ der Volksname für Eisenhut.

Geschichte von Treubruch und Tod, später Reue und ungesühntem Verbrechen, welche uns erzählt wird, und zwar unstreitig von der Dichterin selbst. Ton und Sprache sind ganz diejenigen einer gewissen Art anderer Balladen, besonders des „Graf von Thal“. Nur der Stoff wird später die Dichterin abgehalten haben, dieselbe ihren gedruckten Gedichten einzuverleiben; denn in der Behandlungsweise steht sie der ebengenannten Ballade kaum nach. Auch das geisternde Element tritt hier schon wie in manchem späteren Stücke hervor. „Der weiße Aar“, ebenfalls von ihr herrührend und auch in den „Gedichten“ abgedruckt, behandelt in einem ergreifenden Bilde das Schicksal Polens, ein Umstand, der dessen Entstehung freilich in den Anfang der dreißiger Jahre verlegt und uns ein Zeichen bietet, daß Annette sich zu verschiedenen Zeiten mit der musikalischen Komposition befaßte. Wie kühn sich ihr Talent fühlte, zeigt sie besonders in Nr. 13; denn hier handelt es sich nicht um den Ausdruck von Gefühlen gewöhnlicher Art, sondern um eine didaktische Mahnung über künstlerisches Schaffen. Die Worte sind ganz in Goetheschem Stil gehalten, aber wahrscheinlich von der Dichterin selbst, auf jeden Fall aber recht bezeichnend für ihr künstlerisches Arbeiten:

„. . . Ist noch nicht vollendet
Jenes Bild, das in dir kreist —
So steh auf! und schaue dann
Ferner nicht das Werkzeug an,
Bis dem Bilde Kraft gespendet,
Daß es seine Hülle reißt.

„Wer mit Farben oder Tönen
Leinen oder Luft erfüllt,
Halt an dieser Lehre fest:
Daß sich Kunst nicht zwingen läßt,
Daß sie nicht auf schnödes Frönen
Wie der Flur die Saat entquillt.“

Wie schon die Auswahl und der Charakter der Texte beweist, ist die Drostesche Liedersammlung hauptsächlich auf Liebhaber, nicht als musikalische Zulage zu einem Theetisch berechnet. Ebenso wenig als das Eigenartigste in den Gedichten, werden

Die Texte dieser Kompositionen sind nicht alle von der Dichterin; sie entlehnt dieselben allen möglichen Litteraturen und Epochen, aber selbst die Wahl der Worte ist charakteristisch für die Komponistin. Goethe ist viermal herangezogen: „Wer nie sein Brot in Thränen aß", „Offene Tafel", „Hebe, hebe selbst die Hindernisse" und „Zigeunerlied"; Schottland ist mit zwei Balladen, Spanien mit einem Ständchen, Indien mit einem Brautlied, Brentano und Byron mit je einer Nummer vertreten. Seltsam muten uns zwei Liebeslieder an: „Lied der Königin Elisabeth" und „Graf Essex an die Königin Elisabeth" — für beide Texte hat der Herausgeber keinen Autor bezeichnet und legt dadurch den Gedanken nahe, daß Annette selbst sie unter dem Einfluß romantischer Darstellungen gedichtet hat. Am meisten wiegen der Natur der ersten Anregung gemäß die echten oder unterschobenen altertümelnden Sachen vor. Dahin gehören die Nummern 5, 6, 7, 8, 9, 21 und 23. Mehrere davon möchte Prof. Schlüter als Schöpfungen Annettens ansehen. 5 und 6:

„Mein' Freud' möcht' ich wohl mehren"

und:

„Gott grüß' mir die im grünen Rock"

sind besonders glücklich im Tone getroffen und wurden deshalb später die Lieblingslieder Laßbergs. Auch Annette pflegte dieselben besonders gern zu singen.[1]

Das überraschendste Stück der Sammlung ist wohl die Ballade: „Der Venuswagen."[2] Während wir es sonst mit kurzen Liedchen zu thun haben, finden wir hier eine lange Erzählung von 17 achtzeiligen Strophen. Es ist eine schaurige

---

Melodieen als was die Zeit ihrer Entstehung angeht. Der Stil der Musik ist nicht weniger mannigfaltig als derjenige der Texte. H. Hüffer versprach in seiner Biographie (S. 88 Anm. 2), „in einem eigenen Aufsatz Auskunft zu geben über Annettens musikalischen Nachlaß und über die Frage, wieweit die unter ihrem Namen veröffentlichten Texte und Melodieen von ihr selber herrühren". Unseres Wissens ist dieser Aufsatz leider noch immer nicht erschienen.

[1] Vgl. die Liedertexte IV. S. 560 ff.

[2] „Venuswagen" der Volksname für Eisenhut.

Geschichte von Treubruch und Tod, später Reue und ungesühntem Verbrechen, welche uns erzählt wird, und zwar unstreitig von der Dichterin selbst. Ton und Sprache sind ganz diejenigen einer gewissen Art anderer Balladen, besonders des „Graf von Thal“. Nur der Stoff wird später die Dichterin abgehalten haben, dieselbe ihren gedruckten Gedichten einzuverleiben; denn in der Behandlungsweise steht sie der ebengenannten Ballade kaum nach. Auch das geisternde Element tritt hier schon wie in manchem späteren Stücke hervor. „Der weiße Aar“, ebenfalls von ihr herrührend und auch in den „Gedichten“ abgedruckt, behandelt in einem ergreifenden Bilde das Schicksal Polens, ein Umstand, der dessen Entstehung freilich in den Anfang der dreißiger Jahre verlegt und uns ein Zeichen bietet, daß Annette sich zu verschiedenen Zeiten mit der musikalischen Komposition befaßte. Wie kühn sich ihr Talent fühlte, zeigt sie besonders in Nr. 13; denn hier handelt es sich nicht um den Ausdruck von Gefühlen gewöhnlicher Art, sondern um eine didaktische Mahnung über künstlerisches Schaffen. Die Worte sind ganz in Goetheschem Stil gehalten, aber wahrscheinlich von der Dichterin selbst, auf jeden Fall aber recht bezeichnend für ihr künstlerisches Arbeiten:

„. . . Ist noch nicht vollendet
Jenes Bild, das in dir kreist —
So steh auf! und schaue dann
Ferner nicht das Werkzeug an,
Bis dem Bilde Kraft gespendet,
Daß es seine Hülle reißt.

„Wer mit Farben oder Tönen
Leinen oder Luft erfüllt,
Halt an dieser Lehre fest:
Daß sich Kunst nicht zwingen läßt,
Daß sie nicht auf schnödes Frönen
Wie der Flur die Saat entquillt.“

Wie schon die Auswahl und der Charakter der Texte beweist, ist die Drostesche Liedersammlung hauptsächlich auf Liebhaber, nicht als musikalische Zulage zu einem Theetisch berechnet. Ebenso wenig als das Eigenartigste in den Gedichten, werden

auch diese Kompositionen jemals volkstümlich, d. h. zur Salonmode werden — wundern dagegen dürfte es niemanden, wenn er die eine oder andere Melodie als verschlagenes, im Fluge aufgegriffenes Volkslied in einer Spinnstube oder bei einem lustigen Bauerntanz zu hören bekäme. Auch in den Kompositionen hat „die lorbeergeschmückte Tochter Westfalens etwas ganz Eigentümliches, fast Sprödes und Herbes, dabei aber so viel Originelles, Kräftiges und Frisches an Stoff und Darstellung, daß sie zu keiner Gruppe zu stellen ist“.[1] Mit Recht hat man daher gesagt, daß diese Liederkompositionen die Individualität Annettens in ein neues Licht gestellt haben. In den meisten derselben spricht sich eine tiefe, mächtige Empfindung aus; in einigen schlägt sie den Ton heiterster Laune und fröhlichen Scherzes, sowie der liebenswürdigsten Naivetät an. Die Lieder der letzten Art überraschen durch die unmittelbare Frische der Melodie, wie das „Reifenlied“ — „Trinklied“ — „Gott grüß' mir die im grünen Rock“ — „Offene Tafel“ ꝛc. Einen Blick in das tiefe Gemüt der Sängerin gewähren uns besonders die Lieder Nr. 3 und 4 und vor allem das Goethesche: „Wer nie sein Brot in Thränen aß.“[2]

Es war der Dichterin übrigens mit ihren musikalischen Arbeiten um jene Zeit durchaus ernst; neben den eigenen Erfindungen lief ein fleißiges Studium des Generalbasses einher, wozu sie das ihr als Manuskript geliehene Werk ihres Onkels Max gebrauchte. Auch sollte sie nach dem Wunsch der Eltern ihren Kölner Aufenthalt dazu benutzen, bei einem dortigen Meister sich noch weiter im Gesang auszubilden, während sie sich bis dahin hauptsächlich dem Klavierspiel gewidmet hatte.

Seine frühere amtliche Stellung und seine künstlerischen Bestrebungen mußten den Onkel Werner notwendig in einen ziemlich regen Verkehr mit den gebildetsten Klassen der Kölner Gesellschaft bringen, von dem er auch seine Damen nicht aus-

---

[1] Zeitschrift für Musik. Leipzig.

[2] Vgl. Litter. Handweiser Nr. 218. S. 575.

schließen konnte. Annette scheint sich leicht in den Charakter der neuen Umgebung hineingelebt und zum Liebling auch jener Kreise emporgeschwungen zu haben. Besonders war sie als Sängerin gesucht und gepriesen, wie noch ein Billet an ihre Adresse beweist.

„Der edlen Sängerin und Dichterin, Fräulein v. D.

Deine Töne, längst dem Ohr verklungen,
Bleiben noch der Seele Harmonie,
Und im Zauber der Erinnerungen
Hör' ich auch in weiten Fernen sie.

Und dein frommes Lied, wie Seraphstöne
Hebt das Herz zum Himmel es empor;
Wahrlich, eine himmlische Camöne
Lehrt' es dich, aus der Verklärten Chor!

Vieles, vieles möcht' ich dir noch sagen,
Könnt' ich Worte dem Gefühle leihn,
Doch nur eine Bitte laß mich wagen:
Möge bald uns dein Besuch erfreun!

Und das schöne, treffliche Resignationslied nicht zu vergessen! Bitte, bitte! — —"[1]

Unter den weiblichen Bekannten jener Zeit sind besonders zwei zu erwähnen, nicht als ob sie eine nennenswerte Einwirkung auf die innerlich nahezu fertige Dichterin ausgeübt hätten, sondern weil die eine zu einer Freundin fürs Leben wurde und der Name der anderen mit namhaften Vertretern der damaligen Litteratur in naher Beziehung steht. Letztere war Johanna Mockel, welche als eine geistreiche junge Dame geschildert wird und zu jener Zeit fast einzig der Ausbildung ihres großen musikalischen Talentes lebte. So wird es wohl auch die Musik gewesen sein, welche die Bekanntschaft Annettens mit ihr vermittelte.

Frl. Mockel war viel jünger als Annette und ließ noch keineswegs die traurige Wendung ihres Wesens ahnen, das sie

[1] Handschriftlich.

später verleitete, ihren ersten Gatten (Mathieux) und ihren katholischen Glauben zu verlassen, um sich mit dem Dichter Kinkel dem Geniekulte zu widmen. Vom 2. Januar 1833 liegt noch eine scherzhafte Gratulation vor, welche die kurz vorher mit Herrn Mathieux Vermählte der Freundin schickte und dabei „zum Beweise, daß sie ein Frauenzimmer geblieben", die Hauptsache in einem langen „Postscript." behandelte. Aus den wenigen uns erhaltenen Nachrichten ist nicht festzustellen, ob die Freundschaft bis zu der Sinnesänderung der Mockel fortbestand.

Von längerer Dauer und größerer Tragweite scheint jedenfalls die Bekanntschaft und der Verkehr mit Sibylla Mertens gewesen zu sein, welche als eine der genialsten und gelehrtesten, aber auch in manchen Punkten wieder seltsamsten Frauen der Köln-Bonner Kreise galt. Sibylla (geb. 3. Febr. 1797) war die Tochter des reichen Senators und Bankiers Schaafhausen und hatte schon 1816 einen der ersten Angestellten ihres Vaters, den, seiner ganzen nüchternen, geschäftsmäßig angelegten Natur nach ihr durchaus entgegengesetzten Herrn Ludwig Mertens geheiratet. Im Sommer wohnte sie gewöhnlich auf dem ihr 1825 zugefallenen Auerhof bei Plittersdorf in der Nähe Bonns. Den Winter 1825/26 aber brachte sie im Hause ihres Vaters zu. In dem Hause des Bankiers waren Werner von Haxthausen, seine Schwester Ferdinandine und später auch die Gattin Betty häufige Gäste, da der reiche Geldmann zugleich ein reger Förderer und Liebhaber der Kunst war. Mit den Verwandten kam also auch Annette bald in das Vaterhaus Sibyllens und lernte diese dort kennen. Sibylla, der die reichsten Mittel zu Gebote standen, hatte schon damals nach dem Beispiel ihres Vaters allerlei Sammlungen angelegt, und da auch Annette von väterlicher wie mütterlicher Seite aus einer Familie von Sammlern stammte, so war um die beiden bald das Band gemeinsamer Liebhabereien und Studien geschlungen und führte rasch zu einer innigen Freundschaft, die zwar in späteren Jahren bedeutend erkaltete, aber doch niemals ganz aufhörte. Eine auffallende Erscheinung in dieser Freundschaft war es, daß Annette bei jedem längeren

Aufenthalte, jetzt in Köln und später in Bonn, die Krankenwärterin der Freundin machen mußte. Schon gleich dieses erste Mal scheint es deswegen zwischen Annette und der Tante Betty zu einer kleinen Meinungsverschiedenheit gekommen zu sein.

Wenn auch, wie gesagt, von einem tieferen Einfluß der neuen Freundinnen und überhaupt einzelner Personen der rheinischen Gesellschaft auf Annette nicht die Rede sein kann, so hat Schücking in gewissem Sinne doch recht, wenn er glaubt, „die Dichterin habe im Bonner [besser: im Kölner] Leben etwas wie den Abschluß ihrer Jugendbildung gefunden". Zuerst kommt hier, wie schon mehrfach erwähnt wurde, die Erstarkung der Gesundheit und die damit verbundene gesundere Lebensanschauung in Betracht. Die „Ledwina"- und „Walther"-Periode ist vorüber; es werden noch Stürme und schwere Zeiten genug über die Dichterin kommen, aber im schlimmsten Falle wird sie dann „Eines Arztes Vermächtnis" oder einen „Spiritus familiaris" schreiben. Indes auch in anderer Art nutzte der Kölner Aufenthalt. Die allgemeinen „litterarischen Verhältnisse jener Zeit traten ihr hier näher, das verschiedenartigste belletristische und gelehrte Geistesinteresse und namentlich auch künstlerisches und kunstgeschichtliches Leben und Streben umgaben sie und warfen in ihre empfängliche, mit so unendlicher Lebhaftigkeit aufnehmende Seele die mannigfachsten Eindrücke und Anregungen. . . . Dazu fand sie hier zuerst Gelegenheit, ganz andere Sitten und Charaktere zu betrachten, als die heimischen waren. Sie hatte ein großes Talent, rasch einen fremden Dialekt aufzufassen. Auch der rheinische wurde ihr bald geläufig. Aus Köln namentlich brachte sie eine Menge humoristischer Geschichten, Anekdoten, Scenen aus dem Volksleben mit, die, mit ihrer unvergleichlichen Erzählergabe im Volksdialekt vorgetragen, den heitersten Eindruck machten.[1]"

Auch was die Litteratur im engeren Sinne anbelangt, brachte der Aufenthalt am Rhein den Geschmacks- und Ideenkreis der

---

[1] Schücking, Einleitung zu den „Gesammelten Schriften" S. 21.

Dichterin zum Abschluß. Während sie durch Sprickmann und Stolberg noch mit den älteren, vorgoetheschen Schulen in direkter Verbindung stand, war in den Brüdern Grimm, dem Onkel Werner und Schlegel die romantische Schule unter verschiedenen Gesichtspunkten an sie herangetreten; durch den Kreis der Freundinnen Mockel und Mertens trat sie jetzt selbst gleichsam vorahnend in die Kreise der Jüngeren ein.

So verfloß der Winter 1825/26; mit dem Frühjahr traf aus der Heimat ein Brief ein, der Annette dringend nach Hause rief. Nur schwer hatten sich die Eltern dazu entschließen können, die Tochter auch nur den Winter über beim Onkel zu lassen, weshalb dieser auch „wiederholt für das Opfer dankt, daß man ihm und seiner jungen Frau die liebe Nette gelassen habe".

Der Grund, warum die Eltern Annette nach Haus riefen, war ein bevorstehendes Familienfest. Der älteste Sohn, Werner Konstantin (geb. 31. Juli 1798), sollte Ende Mai seine Braut Karoline von Wendt heimführen. Man hatte für das junge Paar ein Gut Wilkinghege, eine Stunde von Münster, gepachtet, und es war hauptsächlich Jenny mit der häuslichen Einrichtung desselben betraut worden.

Mit welchen Gefühlen Annette die Heimreise antrat und die Heimat wiedersah, hat sie selbst uns in dem Brief an die Tante Betty geschildert: „Ich habe mich unbeschreiblich schwer von Köln getrennt: solang der liebe Onkel noch bei mir war, kam es mir vor, als ob ich noch nicht fort wäre — aber am andern Tage, als ich so mit einem münsterischen Fuhrmann immer weiter fortfuhr, da war mir so zu Mute, daß ich mir immer vorsagen mußte: ‚Du kommst ja zu deinen Eltern!' um nicht den ganzen Tag zu weinen!" Nur der ungemein „angenehme und heitere Empfang" von seiten der Eltern und Geschwister konnte sie trösten. Dann ging es an ein Erzählen, daß sie fast nichts mehr wußte, und dann — dann „fragte am Abend die Mutter viel und ernstlich darüber, ob ich mich auch gut betragen habe, und dir immer gehorsam gewesen sei? Ich

sagte, ich hoffe es, aber es war mir äußerst empfindlich, weil ich bedachte, wie oft ich dir nur Kummer und Unannehmlichkeiten gemacht habe. Ich bitte dich deshalb aufs innigste um Verzeihung. Du kannst nicht denken, wie weh es mir jetzt thut; ich bilde mir wohl ein, ich würde nun in der Lage ganz anders handeln, und doch kann ich es nicht mit Gewißheit sagen; denn wenn ich an die arme Mertens denke, wie krank und schwach ich sie zurückgelassen habe, und daß ich sie vielleicht nie wiedersehe, so möchte ich um alles in der Welt nichts gethan haben, was sie gekränkt hätte. Ich wollte, es hätte alles zusammen bestehen können, das ist alles, was ich sagen kann, und daß es mir empfindlich ist . . . Ich bitte, mach doch, daß mir der Onkel auch nicht mehr böse ist. Ich habe ihm so oft, auch in andern Dingen widersprochen, was ich auch weit besser nicht gethan hätte, er hat doch oft so viele Güte und Liebe für mich gehabt. Es ist mir so peinlich, daß meine Eltern so gewiß voraussetzen, daß ich mich immer gut gegen euch müßte betragen haben, und daß ich mir doch selbst hierüber kein ganz gutes Zeugnis geben kann."

Diese rührende Stelle beweist, daß es nicht aus der Luft gegriffen ist, was Annette von den Erziehungsprincipien der Mutter in „Ledwina" zu den erwachsenen Kindern sagt: „Ihr könnt euch freuen, nicht vor dreißig Jahren jung gewesen zu sein; da wurden die Leute im Verhältnis zu ihren Eltern nie groß. Widerspruch von der einen Seite gab es in der Regel gar nicht, und nur selten dargelegte Gründe von der anderen."

In der Heimat hatte Annette alles wohlauf gefunden. „Werner (der älteste Bruder) ganz und gar liebenswürdig, aus Freude über seine nahe Heirat; Papa ganz verklärt neben seinen Orchisbeeten, wo einige nagelneue Sorten, aus der Schweiz, blühen, unter uns gesagt, nichts weniger als schön; die am meisten ins Auge fallenden sind hellgelb und machen ungefähr so viel Parade, wie eine Schlüsselblume — aber das ist ganz einerlei, es macht ihm die größte Freude. Mama ebenfalls höchst aufgeräumt und angenehm beschäftigt in der neuen

Dichterin zum Abschluß. Während sie durch Sprickmann und Stolberg noch mit den älteren, vorgoetheschen Schulen in direkter Verbindung stand, war in den Brüdern Grimm, dem Onkel Werner und Schlegel die romantische Schule unter verschiedenen Gesichtspunkten an sie herangetreten; durch den Kreis der Freundinnen Mockel und Mertens trat sie jetzt selbst gleichsam vorahnend in die Kreise der Jüngeren ein.

So verfloß der Winter 1825/26; mit dem Frühjahr traf aus der Heimat ein Brief ein, der Annette dringend nach Hause rief. Nur schwer hatten sich die Eltern dazu entschließen können, die Tochter auch nur den Winter über beim Onkel zu lassen, weshalb dieser auch „wiederholt für das Opfer dankt, daß man ihm und seiner jungen Frau die liebe Nette gelassen habe".

Der Grund, warum die Eltern Annette nach Haus riefen, war ein bevorstehendes Familienfest. Der älteste Sohn, Werner Konstantin (geb. 31. Juli 1798), sollte Ende Mai seine Braut Karoline von Wendt heimführen. Man hatte für das junge Paar ein Gut Wilkinghege, eine Stunde von Münster, gepachtet, und es war hauptsächlich Jenny mit der häuslichen Einrichtung desselben betraut worden.

Mit welchen Gefühlen Annette die Heimreise antrat und die Heimat wiedersah, hat sie selbst uns in dem Brief an die Tante Betty geschildert: „Ich habe mich unbeschreiblich schwer von Köln getrennt: solang der liebe Onkel noch bei mir war, kam es mir vor, als ob ich noch nicht fort wäre — aber am andern Tage, als ich so mit einem münsterischen Fuhrmann immer weiter fortfuhr, da war mir so zu Mute, daß ich mir immer vorsagen mußte: ‚Du kommst ja zu deinen Eltern!' um nicht den ganzen Tag zu weinen!" Nur der ungemein „angenehme und heitere Empfang" von seiten der Eltern und Geschwister konnte sie trösten. Dann ging es an ein Erzählen, daß sie fast nichts mehr wußte, und dann — dann „fragte am Abend die Mutter viel und ernstlich darüber, ob ich mich auch gut betragen habe, und dir immer gehorsam gewesen sei? Ich

sagte, ich hoffe es, aber es war mir äußerst empfindlich, weil ich bedachte, wie oft ich dir nur Kummer und Unannehmlichkeiten gemacht habe. Ich bitte dich deshalb aufs innigste um Verzeihung. Du kannst nicht denken, wie weh es mir jetzt thut; ich bilde mir wohl ein, ich würde nun in der Lage ganz anders handeln, und doch kann ich es nicht mit Gewißheit sagen; denn wenn ich an die arme Mertens denke, wie krank und schwach ich sie zurückgelassen habe, und daß ich sie vielleicht nie wiedersehe, so möchte ich um alles in der Welt nichts gethan haben, was sie gekränkt hätte. Ich wollte, es hätte alles zusammen bestehen können, das ist alles, was ich sagen kann, und daß es mir empfindlich ist . . . Ich bitte, mach doch, daß mir der Onkel auch nicht mehr böse ist. Ich habe ihm so oft, auch in andern Dingen widersprochen, was ich auch weit besser nicht gethan hätte, er hat doch oft so viele Güte und Liebe für mich gehabt. Es ist mir so peinlich, daß meine Eltern so gewiß voraussetzen, daß ich mich immer gut gegen euch müßte betragen haben, und daß ich mir doch selbst hierüber kein ganz gutes Zeugnis geben kann."

Diese rührende Stelle beweist, daß es nicht aus der Luft gegriffen ist, was Annette von den Erziehungsprincipien der Mutter in „Ledwina" zu den erwachsenen Kindern sagt: „Ihr könnt euch freuen, nicht vor dreißig Jahren jung gewesen zu sein; da wurden die Leute im Verhältnis zu ihren Eltern nie groß. Widerspruch von der einen Seite gab es in der Regel gar nicht, und nur selten dargelegte Gründe von der anderen."

In der Heimat hatte Annette alles wohlauf gefunden. „Werner (der älteste Bruder) ganz und gar liebenswürdig, aus Freude über seine nahe Heirat; Papa ganz verklärt neben seinen Orchisbeeten, wo einige nagelneue Sorten, aus der Schweiz, blühen, unter uns gesagt, nichts weniger als schön; die am meisten ins Auge fallenden sind hellgelb und machen ungefähr so viel Parade, wie eine Schlüsselblume — aber das ist ganz einerlei, es macht ihm die größte Freude. Mama ebenfalls höchst aufgeräumt und angenehm beschäftigt in der neuen

Einrichtung, — und Jenny so zufrieden und gesund aussehend in ihren Ökonomie-Geschäften, daß ich am Ende glaube, das ist ihr wahres Talent . . . Wenn ich nun noch sage, daß der Ferdinand jetzt auch noch von den letzten Spuren seiner früheren Schwächlichkeit befreit ist, so siehst du, liebe Tante, daß dieses für den Augenblick alles Mögliche ist. Will uns der Himmel noch sonst irgend ein großes brillantes Glück bescheren, so haben wir gewiß nichts dagegen einzuwenden, — aber wenn es immer nur so bliebe."

„Aber wenn es immer nur so bliebe!" Auf wen würde Annette wohl geraten haben, wenn man ihr gesagt, daß einer von den Teueren, die sie eben alle als so heiter, zufrieden und gesund geschildert, vor Ablauf weniger Monate den Kreis der Lieben verlassen werde? Am allerwenigsten hätte sie wohl geahnt, daß es derjenige sein müsse, welcher so recht der wirkliche und rechtliche Mittelpunkt der Familie war.

Und doch! — —

Die Hochzeit Werners fand am 28. Mai statt, und einige Tage darauf zog das junge Paar an seinen eigenen Herd nach Wilkinghege. Kaum ging in Hülshoff alles wieder seinen stillen Gang und hatte man sich an die Abwesenheit des Bruders gewöhnt, als ganz unerwartet am 25. Juli 1826, morgens 5½ Uhr, nach kurzem Krankenlager infolge einer Erkältung ihr lieber Vater, der Freiherr Clemens August, fromm und sanft, wie er gelebt hatte, seinen Geist aufgab. — Dieser Schlag traf die Tochter auf das empfindlichste, und wenn sie in ihren Dichtungen auf das teure Grab keinen besonderen Kranz legte, wie sie es für Fernstehende gethan hat, so geschah das eben, weil ihre Trauer zu groß war.

„'s giebt Gräber, wo die Klage schweigt
Und nur das Herz von innen blutet,
Kein Tropfen in die Wimper steigt,
Und doch die Lava drinnen flutet.
's giebt Gräber, die wie Wetternacht
An unserm Horizonte stehn

Und alles Leben niederhalten
Und doch, wenn Abendrot erwacht,
Mit ihren goldnen Flügeln wehn
Wie milde Seraphimgestalten.
Zu heilig sind sie für das Lied
Und mächt'ge Redner doch vor allen,
Sie nennen dir, was nimmer schied,
Was nie und nimmer kann zerfallen.
O, wenn dich Zweifel drückt herab
Und möchtest atmen Ätherluft
Und möchtest schauen Seraphsflügel:
Dann tritt an deines Vaters Grab."

Das schönste Denkmal stiftete Annette diesem Vater viele Jahre später in den Erinnerungen „Bei uns zu Lande auf dem Lande." Auch das liebliche Gedicht „Das vierzehnjährige Herz" ist auf den Vater gesungen und schildert in beredter Weise, wie sehr die Seele des Kindes an dem Verstorbenen von frühester Jugend bis lange, lange nach dessen Tode hing.

Kurz nach dem Hinscheiden des Vaters vollzog sich auch eine entscheidende Wendung im äußeren Leben der Dichterin. Der älteste Bruder Werner Konstantin trat nach den Familienbestimmungen als Stammherr den Besitz der Güter an und verlegte schon im Herbst seinen Wohnsitz wieder von Wilkinghege nach Hülshoff, während die Mutter mit den beiden Töchtern das als Witwensitz hergerichtete, eine Stunde von Hülshoff und ebenso weit westlich von Münster gelegene Gut Rüschhaus bezog. Annette erhielt als Abfindung eine Leibrente, die ältere Schwester Jenny besaß schon seit längern Jahren Präbenden in den adeligen Damenstiften Hohenholte und Börstel; der jüngere Bruder Ferdinand trat bald darauf in den anhaltschen Forstdienst.

VII. Rüschhaus.

(1826—1830.)

Rüschhaus war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von dem durch den Bau des Schlosses und der Clemenskirche in Münster als tüchtigen Baumeister bewährten Ingenieur General Schlaun als Sommersitz erbaut worden. Nach des Generals Tode bewohnte es sein Sohn, der Kanonikus Schlaun, von dem es ein Herr von Schonebeck ererbte. Auf Wunsch seiner Gattin erwarb es von diesem Annettens Vater und bestimmte es zum Witwensitz.

In höchst origineller Art war es nach dem Muster eines echten westfälischen Bauernhauses, aber im Rokokostil mit herrschaftlichen Wohnräumen erbaut und mit Alleen und kleinen Anlagen in demselben Geschmack umgeben. Mit seinen Gärten und Ringgraben, abseits von der größeren Landstraße zwischen hohen Bäumen und Gebüschen verborgen, schien es ganz geschaffen zu einer Einsiedelei oder auch zu einem Musensitz und Freundschaftstempel, allerdings von sehr eigentümlicher, westfälischer Art. „War es doch nur zum kleineren Teile Herrenhaus, zum größeren ein echt sassischer Bauernhof, obschon mit großem Steinwappen über der Stalleinfahrt an dem dem Wege zugekehrten Giebel, sowie mit herrschaftlichen Zimmern am entgegengesetzten, dem Garten zu liegenden Ende. — Hier war statt der gewöhnlich einfacheren und niedrigeren Wohnräume ein Gesellschaftssaal, aus dem unmittelbar eine steinerne Freitreppe hinab zum Garten führte. Ein Getäfel aus braunem Eichenholz, ein Rokokokamin mit dem lebensgroßen Bilde eines früheren

Landesbischofs, einige alte Bildnisse an den Wänden und ein riesiger Eichentisch, dazu mehrere Glasschränke mit Natur- und Kunstseltenheiten gaben dem Saale ein einfach würdiges, beinahe historisches Ansehen. Daneben war auf einer Seite ein Zimmer mit guten, altdeutschen Gemälden und einer Sammlung zierlicher Geräte und Figuren aus Meißener Porzellan; auf der anderen aber, hinter schrankähnlichem Getäfel verborgen, das Heiligste des Hauses für die kirchliche Andacht der Bewohner: der Altar der kleinen Kapelle, an welchem der gerngesehene, würdige Hausgeistliche von Hülshoff, Herr Wilmsen, an gewissen Tagen die hl. Messe feierte."

Das alles lag zwischen Wallhecken, Ackerkämpen und Gebüschen versteckt, — die Aussicht überall auf die nächste Umgebung beschränkt — nur weit in der Ferne, wenn das Wetter hell war, dämmerte der leichte, blaue Zug einer niederen Hügelkette. Im Sommer mochte das alles noch angehen, wenn der Schatten des Waldes zum Spazierengehen einlud, die Pflanzenwelt in ihrer Entwicklung einen Wechsel und die leichtere Verbindung manchmal Gesellschaft brachte —, aber wenn der lange Winter kam und die vier Frauen auf eine eingeschneite Umgebung, die kleinen, niederen Zimmer und ihre gegenseitige Gesellschaft beschränkte, so bedurfte es des ganzen inneren Reichtums der Dichterin, ihrer ganz auf eigenen Füßen stehenden Persönlichkeit, um den Mut und die freudige Schaffenslust in dieser Einsamkeit und Einförmigkeit nicht zu verlieren. Wie oft war sie früher nicht mit den Kindern befreundeter Familien, den Stolbergs, Böselagers und Thielmanns, in dem trauten Rüschhaus auf einer Landpartie gewesen — hatten sie in dem Gartenpavillon Feuer gemacht und Kartoffeln gebraten, alle geheimnisversprechenden Winkel durchstöbert — und waren dann spielend nach Haus, ins Vaterhaus gegangen . . . aber jetzt war dieses Rüschhaus ihre Welt, ihr Heim geworden für lange, lange Zeit.

Wer dies stille Einsiedlerleben eines so außerordentlich reich angelegten und in mancher Hinsicht so unruhigen, immer strebenden

VII. Rüschhaus.

(1826—1830.)

Rüschhaus war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von dem durch den Bau des Schlosses und der Clemenskirche in Münster als tüchtigen Baumeister bewährten Ingenieur General Schlaun als Sommersitz erbaut worden. Nach des Generals Tode bewohnte es sein Sohn, der Kanonikus Schlaun, von dem es ein Herr von Schonebeck ererbte. Auf Wunsch seiner Gattin erwarb es von diesem Annettens Vater und bestimmte es zum Witwensitz.

In höchst origineller Art war es nach dem Muster eines echten westfälischen Bauernhauses, aber im Rokokostil mit herrschaftlichen Wohnräumen erbaut und mit Alleen und kleinen Anlagen in demselben Geschmack umgeben. Mit seinen Gärten und Ringgraben, abseits von der größeren Landstraße zwischen hohen Bäumen und Gebüschen verborgen, schien es ganz geschaffen zu einer Einsiedelei oder auch zu einem Musensitz und Freundschaftstempel, allerdings von sehr eigentümlicher, westfälischer Art. „War es doch nur zum kleineren Teile Herrenhaus, zum größeren ein echt sassischer Bauernhof, obschon mit großem Steinwappen über der Stalleinfahrt an dem dem Wege zugekehrten Giebel, sowie mit herrschaftlichen Zimmern am entgegengesetzten, dem Garten zu liegenden Ende. — Hier war statt der gewöhnlich einfacheren und niedrigeren Wohnräume ein Gesellschaftssaal, aus dem unmittelbar eine steinerne Freitreppe hinab zum Garten führte. Ein Getäfel aus braunem Eichenholz, ein Rokokokamin mit dem lebensgroßen Bilde eines früheren

Landesbischofs, einige alte Bildnisse an den Wänden und ein riesiger Eichentisch, dazu mehrere Glasschränke mit Natur- und Kunstseltenheiten gaben dem Saale ein einfach würdiges, beinahe historisches Ansehen. Daneben war auf einer Seite ein Zimmer mit guten, altdeutschen Gemälden und einer Sammlung zierlicher Geräte und Figuren aus Meißener Porzellan; auf der anderen aber, hinter schrankähnlichem Getäfel verborgen, das Heiligste des Hauses für die kirchliche Andacht der Bewohner: der Altar der kleinen Kapelle, an welchem der gerngesehene, würdige Hausgeistliche von Hülshoff, Herr Wilmsen, an gewissen Tagen die hl. Messe feierte."

Das alles lag zwischen Wallhecken, Ackerkämpen und Gebüschen versteckt, — die Aussicht überall auf die nächste Umgebung beschränkt — nur weit in der Ferne, wenn das Wetter hell war, dämmerte der leichte, blaue Zug einer niederen Hügelkette. Im Sommer mochte das alles noch angehen, wenn der Schatten des Waldes zum Spazierengehen einlud, die Pflanzenwelt in ihrer Entwicklung einen Wechsel und die leichtere Verbindung manchmal Gesellschaft brachte —, aber wenn der lange Winter kam und die vier Frauen auf eine eingeschneite Umgebung, die kleinen, niederen Zimmer und ihre gegenseitige Gesellschaft beschränkte, so bedurfte es des ganzen inneren Reichtums der Dichterin, ihrer ganz auf eigenen Füßen stehenden Persönlichkeit, um den Mut und die freudige Schaffenslust in dieser Einsamkeit und Einförmigkeit nicht zu verlieren. Wie oft war sie früher nicht mit den Kindern befreundeter Familien, den Stolbergs, Böselagers und Thielmanns, in dem trauten Rüschhaus auf einer Landpartie gewesen — hatten sie in dem Gartenpavillon Feuer gemacht und Kartoffeln gebraten, alle geheimnisversprechenden Winkel durchstöbert — und waren dann spielend nach Haus, ins Vaterhaus gegangen . . . aber jetzt war dieses Rüschhaus ihre Welt, ihr Heim geworden für lange, lange Zeit.

Wer dies stille Einsiedlerleben eines so außerordentlich reich angelegten und in mancher Hinsicht so unruhigen, immer strebenden

und ringenden Frauengeistes betrachtet, den muten die letzten Worte des ersten größeren Gedichtes, welches in dieser Einsiedelei entstand, ganz sonderbar ernst und wehmütig an. Wie sie mit Mutter und Schwester von Bruder und Heimat schied, so auch trennen sich die handelnden Personen im „St. Bernhard".

„So ziehn auf immer sie geschieden
Zum Glücke die — und die zum Frieden —
Was schöner sei, was minder hehr?
Das zu entscheiden, würde schwer — — —
Ach, Glück ist Friede — Friede Glück!"

Außer Mutter und Schwestern, denen bisweilen der Bruder Ferdinand sich gesellte, lebten in Rüschhaus noch die alte Amme Annettens und ein junges Fräulein, Antonia v. Galieris. Diese war die Tochter eines holländischen protestantischen Offiziers und einer katholischen westfälischen Dame von Wrede, deren Schwester sehr gut mit der Frau v. Hülshoff bekannt war. Dadurch lernte auch Annettens Mutter die traurigen Familienverhältnisse der Galieris kennen und entschloß sich endlich, eine der vier Töchter als ziemlich kleines Kind nach Hülshoff zu nehmen und zu erziehen. Antonia wurde wie das jüngste Kind im Hause gehalten und von Annette meistens unterrichtet, bis sie dann ihr Examen als Lehrerin glänzend bestand und in mehreren vornehmen Familien als Erzieherin eine gesegnete Wirksamkeit ausübte.[1]

Annette bewohnte eine Reihe kleiner und niedriger Entresolzimmer, die nach Westen lagen. Im hintersten Zimmerchen hauste die Amme. Im vorderen, einem höchst einfach eingerichteten Raum, dessen Wände nur von ein paar Gemälden geschmückt waren, der aber durchaus nichts vom Boudoir einer Dame hatte, war der gewöhnliche Aufenthalt der Dichterin. Im Sommer, wenn die Fenster offen standen, kamen die Schwalben

[1] Dem Vater und Bruder des Fräuleins stieß etwas höchst Seltsames zu. Die letzte Kanonenkugel, welche im belgischen Aufstand 1830 abgefeuert wurde, riß dem Oberst v. Galieris, seinem als Adjutant hinter ihm haltenden Sohne und 14 Dragonern des Regimentes je ein Bein ab, und zwar wurde dieser Kanonenschuß nach Abschluß des Waffenstillstandes abgefeuert.

und Finken hereingeflattert und setzten sich zutraulich dicht neben die Bewohnerin des Stübchens auf Tisch und Sophalehnen. Sonst war es nur vertrauten Freunden vergönnt, diesen Raum zu betreten. Ein großes, altmodisches, mit schwarzer Serge überzogenes Kanapee, ein braun angestrichener Tisch, ein paar Rohrstühle und ein altes Klavier, dem man zuweilen anhörte, daß der Stimmer fernab in der Stadt wohnte, bildeten die Einrichtung; es konnte nichts geben, was mehr geeignet war, die allereinfachsten Lebensgewohnheiten anzudeuten. Denn dem Tische sah man es nicht an, welchen Schatz er in seinem Innern verbarg; das kam erst zum Vorschein, wenn Annette vor den Augen eines erstaunten Besuchers die mächtige Schublade offen zog und sich nun die Fülle prächtiger alter Gold- und Silbermünzen und Medaillen, ausgezeichneter Gemmen zeigte. Auch schöne, altertümliche Taschenuhren in getriebenen Goldgehäusen[1] lagen daneben; eine merkwürdige silberne Taschenuhr, welche die Stunden schlug, ohne wie Repetieruhren eines äußern Impulses dazu zu bedürfen, lag ihr immer zur Seite. Auch wohl ein alter Quartband mit Devisen in schönem Kupferstich und lateinischer Erklärung; auch wohl ein oder das andere Buch, irgend eine neue litterarische Erscheinung, welches ihre Freunde, mit dem Wunsch, daß sie es lesen möge, ihr gebracht hatten; denn sie selbst war nichts weniger als beflissen, der Litteratur zu folgen, und auf nichts weniger deutete die ganze Umgebung als darauf, daß hier eine ‚schriftstellernde Dame‘ wohne. Zwischen alten Musikalien auf dem Klavier fanden sich wohl einige zerknitterte und wieder glatt gestrichene Bogen Papier, auf die nötigenfalls eine Idee, eine Notiz, auch ein Gedicht gekritzelt werden konnte; bei genauerem Suchen hätten sich auch ein paar ältliche Gänsekiele vorgefunden, die noch im Laufe des letzten Jahres frisch geschnitten waren, und ein Tintenfaß, das ganz das Ansehen hatte, als ob es schmachtend und nach einer kleinen Auffrischung lechzend aus seinem großen schwarzen Auge blicke. Sonst herrschte

[1] Vgl. Letzte Gaben „Meine Steckenpferde“. III. 334.

überall die vollständigste Abwesenheit litterarischen Materials. Wenn Annette sich einmal den Luxus eines glatten, neuen Papierbogens gestattete, so war ihre Handschrift außerordentlich zierlich, trotz der Kleinheit der Züge sehr deutlich und leserlich. Ein solcher Papierbogen schien ihr aber auch ein Raum groß wie das Weltmeer; sie betrachtete ihn mit einem gewissen zärtlichen Interesse, und indem sie ihr eigentümliches, sehr kurzsichtiges, in nächster Nähe aber überaus scharfblickendes Auge darauf heftete, erblickte sie allerlei Striche, Erhöhungen, Vertiefungen auf der weißen Fläche, aus denen ihre Phantasie dann eine Fülle bunter Bilder und Gestalten herauslas. Ihr Auge war so eigentümlich gebildet, daß sie auf eine Entfernung von fünf oder sechs Schritten die Physiognomie der Anwesenden nicht mehr erkennen konnte, dagegen aber in dem Glase Wasser, das sie ihrem Auge nahe brachte, die Infusorien zu erkennen vermochte.

„Ebensowenig wie litterarisches Material war aber auch in ihrer Nähe etwas zu erblicken, was auf Frauenarbeit deutete. Ich habe niemals in ihren Händen etwas bemerkt, was einem Strickstock, einer Nadel, einem Stück Stramin oder Knäuel Garn auch nur im allerentferntesten ähnlich gesehen hätte.“[1] So der Freund Schücking. Dagegen sagt Annette:

„Wie es mir hier geht? schon gut genug;
Ich stricke, schreibe, lese ein Buch.“[2]

Im allgemeinen aber mag Schücking wohl recht haben, wenn er Buch oder Kuriosität häufiger als Feder und Nadel in den Händen Annettens sah. Es war für sie leider meistens ein Gebot der Selbsterhaltung, welches ihr die gewöhnlichen Handarbeiten der Damen ihres Standes unmöglich machte. Die Beisichtigkeit der Augen und die Schwäche der Brust gestatteten ihr Nadelarbeiten nur auf ganz kurze Dauer.

[1] Vgl. L. Schücking, Annette von Droste, ein Lebensbild. S. 107 ff.
[2] Schlüter, Briefe 96.

Das Lesen des Fräuleins war kein gewöhnliches Bücherverschlingen, sondern im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Studium, wenn auch andererseits nicht geleugnet werden kann, daß zu einer gewissen Zeit ihres Lebens, d. h. zu Anfang der dreißiger Jahre dieses Studium zu einer übergroßen Leidenschaft geworden ist. Im Nachlaß haben sich noch einzelne fliegende Blätter gefunden, die ein beredtes Zeugnis sowohl für die Ausdehnung als für die Art ihrer Lesung sind. Sie zeigen, wie Annette, wenn sie auch nicht gerade „mit der Feder in der Hand las", sich doch über das Gelesene selbst Rechenschaft ablegte, Einzelheiten notierte u. s. w.; sie beweisen ferner, daß das Lesematerial sich bei weitem nicht auf das sog. „Lesefutter" einer beschäftigungslosen Modedame beschränkte, sondern die Absicht verrät, einen Überblick über die Gesamtlitteratur zu gewinnen.

Ein solches Flugblatt, bestehend aus 4 engbeschriebenen Quartseiten, bietet Notizen zu 17 Aufsätzen Lucians von Samosata; ein anderes bezeichnet als gelesen: „Plinius: Briefe 10 Bücher, und Panegyricus auf Trajan." Sind uns über die alten Klassiker auch nicht weitere Aufzeichnungen erhalten, so lassen doch diese beiden zufällig aufbewahrten Zettel darauf schließen, daß sie weder die einzigen noch auch die hauptsächlichsten Lesungen aus solchen Autoren bezeichnen.

Wie hätte Annette auch sonst in ihren Briefen an Schlüter mit einer Genauigkeit der Charakteristik, die einem Philologen alle Ehre machen würde, über die Eigentümlichkeiten besonders der lateinischen Poeten sich aussprechen können!

„Der Markus Antonius," so heißt es einmal,[1] „ist ein großes Dichtergenie, obwohl peinlicher Nachahmer, wie alle, die sich in eine so graue Zeit wagen (mag sich diese nun germanisch, griechisch, römisch oder anderwärtig nennen), für deren feinere Verhältnisse und Sitten uns nur so wenige Data zu Gebote stehen, neben denen rechts und links alles grauer Nebel und jeder Tritt neben

[1] Schlüter, Briefe 124 ff.

überall die vollständigste Abwesenheit litterarischen Materials. Wenn Annette sich einmal den Luxus eines glatten, neuen Papierbogens gestattete, so war ihre Handschrift außerordentlich zierlich, trotz der Kleinheit der Züge sehr deutlich und leserlich. Ein solcher Papierbogen schien ihr aber auch ein Raum groß wie das Weltmeer; sie betrachtete ihn mit einem gewissen zärtlichen Interesse, und indem sie ihr eigentümliches, sehr kurzsichtiges, in nächster Nähe aber überaus scharfblickendes Auge darauf heftete, erblickte sie allerlei Striche, Erhöhungen, Vertiefungen auf der weißen Fläche, aus denen ihre Phantasie dann eine Fülle bunter Bilder und Gestalten herauslas. Ihr Auge war so eigentümlich gebildet, daß sie auf eine Entfernung von fünf oder sechs Schritten die Physiognomie der Anwesenden nicht mehr erkennen konnte, dagegen aber in dem Glase Wasser, das sie ihrem Auge nahe brachte, die Infusorien zu erkennen vermochte.

„Ebensowenig wie litterarisches Material war aber auch in ihrer Nähe etwas zu erblicken, was auf Frauenarbeit deutete. Ich habe niemals in ihren Händen etwas bemerkt, was einem Strickstock, einer Nadel, einem Stück Stramin oder Knäuel Garn auch nur im allerentferntesten ähnlich gesehen hätte."[1] So der Freund Schücking. Dagegen sagt Annette:

„Wie es mir hier geht? schon gut genug;
Ich stricke, schreibe, lese ein Buch."[2]

Im allgemeinen aber mag Schücking wohl recht haben, wenn er Buch oder Kuriosität häufiger als Feder und Nadel in den Händen Annettens sah. Es war für sie leider meistens ein Gebot der Selbsterhaltung, welches ihr die gewöhnlichen Handarbeiten der Damen ihres Standes unmöglich machte. Die Beisichtigkeit der Augen und die Schwäche der Brust gestatteten ihr Nadelarbeiten nur auf ganz kurze Dauer.

[1] Vgl. L. Schücking, Annette von Droste, ein Lebensbild. S. 107 ff.
[2] Schlüter, Briefe 96.

Das Lesen des Fräuleins war kein gewöhnliches Bücherverschlingen, sondern im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Studium, wenn auch andererseits nicht geleugnet werden kann, daß zu einer gewissen Zeit ihres Lebens, d. h. zu Anfang der dreißiger Jahre dieses Studium zu einer übergroßen Leidenschaft geworden ist. Im Nachlaß haben sich noch einzelne fliegende Blätter gefunden, die ein beredtes Zeugnis sowohl für die Ausdehnung als für die Art ihrer Lesung sind. Sie zeigen, wie Annette, wenn sie auch nicht gerade „mit der Feder in der Hand las", sich doch über das Gelesene selbst Rechenschaft ablegte, Einzelheiten notierte u. s. w.; sie beweisen ferner, daß das Lesematerial sich bei weitem nicht auf das sog. „Lesefutter" einer beschäftigungslosen Modedame beschränkte, sondern die Absicht verrät, einen Überblick über die Gesamtlitteratur zu gewinnen.

Ein solches Flugblatt, bestehend aus 4 engbeschriebenen Quartseiten, bietet Notizen zu 17 Aufsätzen Lucians von Samosata; ein anderes bezeichnet als gelesen: „Plinius: Briefe 10 Bücher, und Panegyricus auf Trajan." Sind uns über die alten Klassiker auch nicht weitere Aufzeichnungen erhalten, so lassen doch diese beiden zufällig aufbewahrten Zettel darauf schließen, daß sie weder die einzigen noch auch die hauptsächlichsten Lesungen aus solchen Autoren bezeichnen.

Wie hätte Annette auch sonst in ihren Briefen an Schlüter mit einer Genauigkeit der Charakteristik, die einem Philologen alle Ehre machen würde, über die Eigentümlichkeiten besonders der lateinischen Poeten sich aussprechen können!

„Der Markus Antonius," so heißt es einmal,[1] „ist ein großes Dichtergenie, obwohl peinlicher Nachahmer, wie alle, die sich in eine so graue Zeit wagen (mag sich diese nun germanisch, griechisch, römisch oder anderwärtig nennen), für deren feinere Verhältnisse und Sitten uns nur so wenige Data zu Gebote stehen, neben denen rechts und links alles grauer Nebel und jeder Tritt neben

[1] Schlüter, Briefe 124 ff.

her ein mutmaßlicher Fehltritt ist oder wenigstens dafür gehalten werden würde, da nur wenige es bedenken, daß die Alten doch Menschen waren wie wir, und, wo nicht Sitte oder Gesetz ihren Gefühlen und Handlungen eine uns entschieden fremdartige Richtung gaben, man doch wohl mit dem alten, folgerechten Gang des Menschen-Herzens und -Handelns nicht so leicht fehlgreifen würde. Die römischen Poeten hatten übrigens (fast wie die Musiker der alten strengen Schule) sich in sehr hemmende Formen abgesperrt, wo man, selbst bei den größten Genien, oft das Anschlagen der Flügel an die Schranke durchfühlt; für gewisse Gefühle gehörten gewisse Redensarten, für manche Dinge gewisse stehende Vergleiche, sogar manche Substantiva hatten ihre unabwendbaren Adjektiva; — der Reif ist immer cana, die Äpfel immer roscida u. s. w., so wie jedes grausame Herz gefragt wird, ob Felsen es geboren, ob eine lybische Tigerin es gesäugt habe, und so wie es schwerlich einen derselben giebt, der nicht mehr als einmal, um auf seine ländlichen oder poetischen Beschäftigungen zu kommen, uns erzählt, ‚daß er sich nicht damit abgebe, den Lauf der Gestirne, die Ursache der Jahreszeiten, den Grund der Ebbe und Flut oder (als Variante) die Kriege der Könige zu ergründen‘. Ein Übelstand, der nicht nur manchen schönen Vers, aus dem wir sonst noch hätten lernen können, verzehrt, sondern auch wirklich jeden Nachahmer, dem es um getreues Kopieren zu thun ist, zwingt, sich dieses Leistens zu bedienen, wenn man ihn nicht als einen Bönhasen erkennen soll, was dann freilich seine Gedichte weder kurzweiliger noch origineller macht. In diesen Notstall hat sich nun Markus Antonius fast zu geduldig sperren lassen, namentlich den Tibull zu unablässig vor Augen gehabt; um so mehr muß man die Kraft eines Talentes bewundern, das, sich den abgetretensten Pfaden fügend, doch in jeder Bewegung seine Eigentümlichkeit, seine hohe Lieblichkeit und den Glanz einer Phantasie, die jene seiner Vorbilder weit übertrifft, geltend zu machen weiß. Sie haben recht, lieber Freund, er steht nicht nur den besten der alten Dichter gleich, sondern er erreicht fast bei jedem Anlaufe

das Beste, was jenen nur ausnahmsweise gelungen ist, d. h. in dem von ihm gewählten Fache, was freilich nicht das Allerhöchste ist, und dann nur, wenn er seinen Pegasus nicht ins Joch der Lobhudelei und endloser Bekomplimentierung spannt, eben auch ein Notstall, seiner Zeit angehörend, und nicht zu umgehen. Unter all dem Lieblichen sind aber doch die Hirtengedichte das lieblichste; die des Virgil (freilich auch seine schwächste Seite [?]) machen sich gerade hölzern dagegen. Tibull hat Stellen, die ihnen gleich kommen (I. B. 1. u. 10. Eleg., II B. 5. Eleg.), aber nur Stellen, Übergänge zu anderem, dennoch — doch ich muß aufhören, ich schreibe mich sonst rein zu Schanden."

Es ist indes nicht mehr als billig und natürlich, wenn wir neben diesen alten Namen vorwiegend neuen, aus den drei Hauptlitteraturen, der deutschen, englischen und französischen, begegnen. Die Dichtungen Frankreichs und Englands waren zwar damals allgemein in der Mode, aber wir glauben doch, daß wegen günstiger Umstände Annette mehr als viele andere deutsche Damen in der Lage war, sich mit der litterarischen Bewegung und den neuesten Hervorbringungen jener beiden Länder bekannt zu machen.

Unter den ihr nicht verwandten Frauen Münsters stand längere Zeit hindurch keine andere dem Fräulein so nahe als die Herzogin von Looz-Corswarem. Sie war die Witwe des belgischen Herzogs gleichen Namens, der durch die Revolutionskriege seines überrheinischen Besitzes verlustig gegangen, durch den Lüneviller Frieden aber mit Teilen des Fürstbistums Münster entschädigt war. In napoleonischer Zeit heiratete er, schon nicht mehr jung, die Tochter des französischen Präfekten von Münster, Grafen Du Saillant.[1] Der Herzog starb kinderlos, und da das Fideikommiß an die Grafen von Lannoy kam, hielt die Witwe von ihrer reichen Pension ihrem Stande entsprechend Haus und Hof in Münster.

[1] Eine Schwester Mirabeaus heiratete einen Grafen Du Saillant, und es wäre interessant zu erforschen, ob die Herzogin wirklich die Nichte des berühmten Revolutionsredners war.

Sie war gebildet, interessierte sich besonders für Litteratur und Musik, verkehrte in den vornehmsten Kreisen und scheint besonders Annette sehr gern gehabt zu haben, denn diese besucht bei ihren Fahrten in die Stadt gewöhnlich zuerst „ihre Herzogin“ — und wenn sie auf längere Zeit die Heimat verlassen soll, so thut es ihr leid und am liebsten möchte „sie ihr altes gutes Hülshoff mit dem guten Volk drin und Münster mit der Herzogin von Looz, Schlüter, Felix von Böselager, den drei Hämmchen aufpacken und mitnehmen“. Auch Schlüter erwähnt in seinen Aufzeichnungen mehrmals die Freundschaft Annettens mit der Herzogin und fügt bei, die letztere sei eine „Frau von entschieden religiösem Sinn und ernsten, sittlichen Grundsätzen, ihren Reden nach zu urteilen“.

Es darf wohl vermutet werden, daß man in der Herzogin auch die Vermittlerin zwischen der französischen Litteratur und dem Fräulein von Rüschhaus zu erblicken hat. Für die Tochter des kaiserlichen Präfekten waren Namen, die in westfälischen, besonders echt christlich adeligen und bürgerlichen Kreisen nur mit Abscheu genannt wurden, von Kindheit auf die echten Vertreter der Poesie und Philosophie gewesen, und so finden wir es ganz wahrscheinlich, daß die Herzogin aus ihrem Bücherschatz, der jedenfalls die damals beliebten Aristokraten-Autoren der französisch redenden Welt umschloß, auch der studien- und leseeifrigen Freiin im besten Glauben und in bester Absicht mitteilte; jedenfalls begegnen wir in den Lesenotizen Büchern, die Annette wohl schwerlich aus der väterlichen Bibliothek her kannte. Man wird übrigens sehen, mit welch edler Freimütigkeit Schlüter die Freundin später auf diesen Punkt aufmerksam machte.

Im Hause der Herzogin, und zwar bei deren Gesellschaftsdame Miß Harvey, fand Annette wahrscheinlich auch die jedenfalls nützlichere Anregung zur Fortsetzung ihrer englischen Studien. Nach Schlüters Mitteilung war jene Gesellschaftsdame eine feingebildete Engländerin und somit in der besten Lage, die Dichterin mit Anleitung, Büchern und Aufklärungen zu versehen.

Annette schreibt freilich 1846[1] über ihre Kenntnis des Englischen in einer recht bescheidenen Weise, ja scheint sogar anzudeuten, sie habe seit zwanzig Jahren, also seit 1825 kein Buch in dieser Sprache mehr gelesen. Indes dürfen wir das Wort „länger als zwanzig Jahre" nicht so genau nehmen, denn es liegen zu deutliche Beweise vor, daß sie bis in die dreißiger Jahre hinein sich gerade für englische Litteratur besonders interessierte und in derselben umthat. Anfangs 1834 schickte ihr Prof. Schlüter die im Jahre vorher erschienene Cunninghamsche Geschichte der englischen Litteratur von Johnson bis Scott.[2] Die Dichterin dankt dem Freunde für das Buch, „das sie sehr interessiert habe, weil sie sehr selten Gelegenheit habe, kritische Schriften zu lesen, somit eine Menge Bemerkungen darin standen, die ihr von Nutzen sein konnten." Solche Ausdrücke setzen eine gewisse Vertrautheit mit dem Stoffe voraus, eine Thatsache, die dadurch erhärtet wird, daß Annette „sich in den Kopf setzte, das Buch nicht nur recht aufmerksam durchzulesen, sondern sogar, zu ihrer eigenen Erbauung, Auszüge daraus zu machen". Trotz „aller Gewissensbisse über den schändlichen Mißbrauch der Güte des Freundes hat sie „diese Grille" nicht aus dem Felde schlagen können; sie hat ihr nachgegeben und mußte darum ihre besten Worte zusammensuchen. Sie tröstet sich aber, denn gottlob hat des Freundes Natur nicht allzu viel vom Tiger an sich, die Hoffnung auf Verzeihung ist nicht aufgegeben; denn sie hat sich ja die Stunden zum Lesen wirklich stehlen müssen; obgleich ihr Lebensweg sonst so ruhig und einfach ist, lief ihr gerade in den letzten zwei Monaten so manches quer darüber — zwei Ver-

[1] Vgl. Schlüter, Briefe 121 und oben S. 7.

[2] Wir glauben freilich nicht das englische Original, sondern die Übersetzung: „Biographische und kritische Geschichte der englischen Litteratur von Samuel Johnson bis zu W. Scotts Tode. Von Allan Cunningham. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kayser. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1834." Kaiser übersetzte aus den Aufsätzen des Athenäums (1833). Unsere Annahme, Annette habe die Übersetzung gelesen, begründen wir durch die wörtliche Übereinstimmung der später zu erwähnenden Verdeutschungsproben.

lobungen, eine Hochzeit, eines Onkels Besuch und — was in den letzten Wochen leider vor allem ihre Zeit beschränkte — die schwere Krankheit ihrer guten, alten Amme.[1]

Diese unter so erschwerenden Umständen entstandene Analyse des Cunninghamschen Buches hat sich im Nachlaß vorgefunden und umfaßt 14 Quartseiten. Von den Rubriken des Buches vernachlässigt sie drei: Geschichtsschreiber — Biographen — Kritiker — und bringt nur Auszüge über 41 Dichter — 30 Novellisten und 7 Dramatiker. Die Auszüge sind knapp und enthalten außer einer vollständigen Bibliographie die nötigsten Daten und einige kritische Beiwörter.

Mehrere Namen sind mit einem Kreuz bezeichnet, das sie im Buch nicht haben, und wir sind versucht, dieses Merkzeichen so zu deuten, daß Annette diese Dichter aus eigener Anschauung kannte. — Oder soll es heißen, daß sie sich vornahm, diese eingehender zu studieren? Hinter einzelnen Namen steht als kritische Charakteristik: „bekannt“ oder „bekannt genug“.

Natürlich fehlt dieses „bekannt“ nicht hinter Walther Scott; ebenso steht es hinter Byron, der Frau Radcliff, der Lady Morgan und Miß Ferrier, den damals beliebten Romanschreiberinnen.[2]

[1] Briefe 18 f.

[2] Als Probe der Notizen mögen hier die vier ersten Platz finden:

„1. Cowper adlich, meist religiös, natürlich. Das Tischgespräch; die Zunahme des Irrtums; Wahrheit; Klage; Hoffnung; Mitleiden; Konversation; Zurückgezogenheit; die Aufgabe; in Blankversen, reich an Natur- und Menschenkenntnis, ähnlich mit Pope; starb 1800. — 2. Robert Burns, Bauer, ländliche Gedichte, moralisch, kräftig, nachher Accisebeamter, Gedichte über Vaterland 2c., mißhandelt, tot 1796, männlich schön, sehr braune, funkelnde Augen; seine Gedichte sehr klar, edel, verständig, großes Gedicht [unleserlich]. — 3. Georg Crabbe, Geistlicher, Gedichte voll Sarkasmen und Bitterkeit, schildern das Elend des gemeinen Lebens, schrieb das Dorf, das Kirchspielregister, der Burgflecken; von Natur sehr sanft und mitleidig, auch heiter, gern bei Kindern. — 4. Samuel Rogers, Banquier, Freuden der Erinnerung, schöner Stil, heitere Auffassung; die Reise des Kolumbus sehr glücklicher Stoff, doch das Gedicht nicht so ansprechend wie das vorige; Jacqueline, sehr lieblich, lebt. (Nachtrag: Das menschliche Leben; Italien“.)

Interessanter jedoch als diese zum größten Teil wenigstens auf Cunninghams Auktorität gefällten Urteile ist das, was die Dichterin aus eigener Anschauung über ein einzelnes Werk und zwar ein sehr berühmtes niederschrieb. Auf einem fliegenden Blatt, das nach dem Charakter der Schrift ungefähr derselben Zeit wie der eben erwähnte Katalog angehört, lesen wir unter anderen Notizen folgendes:

„Lallah Rhuke (sic) von Moore, nicht so schön, wie ich dachte, ein Mittelding zwischen Chateaubriand und Byron, viel besser wie der erste, lang nicht so schön wie der letzte, — ganz überfüllt mit herrlichen Vergleichen und Bildern, nach indischem Geschmack, wozu die Anmerkungen mehr ausmachen als das Gedicht, alles wie ein Feentraum. — Die Prinzeß Lallah Rhuke Tochter des (indischen Königs) Arungzeb, ihr Oberkämmerer Fadladdin, der in den Zwischengesprächen die Gedichte kritisiert und den Plan macht, dem inorthodoxen Sänger die seidene Schnur zu verschaffen. — Der Sänger nennt sich Feramors, ist aber eigentlich der verkleidete Bräutigam König Alinis von Bucharien, der seine schöne Braut von Delhi aus, wo die einholende Gesandtschaft der jungen Frau entgegenkam, bis nach dem Shaliman begleitet hat — seine Gesänge sind: 1. Der schöngeschriebene aber schauerliche Prophet von Chorassan. 2. Die Peri, wo eine Peri soll ins Paradies aufgenommen werden, wenn sie das Edelste bringt -- sie bringt zuerst den letzten Blutstropfen des letzten Kämpfers für Freiheit; dann den letzten Seufzer einer Braut, die sich freiwillig von der Pest anstecken läßt, um ihrem Geliebten im Tode Trost und Erquickung zu bringen, und zuletzt die Reuethräne eines Verruchten, der bereut, da er ein kleines Kind einsam spielend antrifft, was beim frommen Ruf zum Gebet hinkniet und so fromm betet. 3. Der Gheber, sehr schön, ein Gheber, der in einen steilen Turm klettert, um dort den sie verfolgenden Emir Almazan zu töten und statt dessen seine Tochter Hinda findet und liebt. Das Gedicht beginnt mit einer nächtlichen Zusammenkunft, wo er ihr entdeckt, wer er ist — doch weiß sie seinen Namen noch nicht, er ist Hafed, der größte Held unter den verfolgten Feueranbetern, die schon fast alle vertilgt sind und in einem alten Tempel auf einem Felsen mit unterirdischem Feuer sich aufhalten, der Zugang wird verraten, deshalb sollen sie überfallen werden, der Emir schickt Hinda auf einem Schiff fort, weil sie blaß wird, er meint, die hiesige Luft und die Greuelscenen brächten sie so herunter. Das Schiff wird von den Ghebern genommen, sie entdeckt Hafed den Anschlag, aber zu spät, er schickt sie mit einem Getreuen aufs Meer in Sicherheit, dann töten sie noch so viele Feinde wie möglich in der zum Felsen führenden Schlucht und zuletzt bleibt Hafed nur mit einem übrig, sie klimmen zum Tempel, wo sie einen Scheiterhaufen gemacht haben, der andre stirbt an der Schwelle, Hafed aber zündet noch den Haufen an, stürzt sich hinein; da der Altar oben frei steht, sieht Hinda

plötzlich alles aufflammen und Hafeds Gestalt ins Feuer stürzen. In dem Augenblick schreit sie auf und springt über Bord. 4. Nurmahal, ein tändelndes Gedicht, ist das kürzeste und wenigst hübsche. Nurmahal, Geliebte des Schah Jähanguir, hat sich mit ihm entzweit, gerade zur Zeit des Rosenfestes — eine getreue und wunderbare Peri-ähnliche Sklavin hilft ihr durch Zauberblumen und zauberische Träume zu einer außerordentlichen Gesangesgabe, sie tritt während des Festes verkleidet vor den Sultan und singt sehr hübsche indische Lieder, daraus entsteht die Versöhnung."

Mit Skizzierung und Beurteilung des Gelesenen nicht zuzufrieden, versuchte sich Annette auch in rhythmischen Übertragungen der Proben. Diese Übersetzungen, sechs an der Zahl, finden sich auf einem fliegenden Blatt des Nachlasses, wobei das eine auffallen muß, daß sie teils nahezu Abschriften der Kayserschen Übersetzung, teils ganz eigene Arbeit Annettens sind. Zu den ersten rechnen wir die Stelle aus Coleridges Drama „Rene":

„Unehrerbietigen Mundes nicht und mit
Unreinem Zauber" u. s. w.;

aus Wordworths ‚Excursion':

„Von Wahrheit, Größe, Schönheit, Liebe, Hoffnung" u. s. w.;

aus Crabbes ‚Village':

„Des Dorfes Leben, Sorgen groß und klein" u. s. w.

Diese Übersetzungen stimmen bei Kayser und Annette so sehr überein, daß bei letzterer nur an eine Kopie von ersterem zu denken ist. Um so interessanter scheint es, daß die Dichterin sich bei drei anderen Proben mit der Kayserschen Übersetzung nicht begnügte und selbst eine viel wörtlichere versucht. So bei Rogers „Jacqueline;"[1] so bei Sontheys

[1] „Der Sonne Demantstrahl kaum drang
Durchs Fenster auf den roten Flur,
Sang seine Lieder sie und sang,
Bis dunkel die Natur;
Und jeden Tag, all Tage lang
Träumt er und schlummert bei dem Sang.
Doch sie ist tot für ihn und alle,
Die Laut' hängt schweigend an der Wand.
Und von der Stieg', der Thüre her
Ihr Feentritt wird gehört nicht mehr,
Ein leerer Stuhl bei jedem Mahle
Sagt ihm, sie weile nicht im Saale."

‚Roderich‘;[1] so aber vor allem bei dem Lieblingslied aus Walther Scott, das nach Cunninghams Urteil alle Vorzüge der Scottschen Kunst wie in einem Brennspiegel zeigen soll, dem „Pebroch von Donnuil Dhu“. Bei der Übersetzung dieses Kampfliedes war es Annetten sichtlich und zwar im Gegensatz zu Kayser um einen dem englischen möglichst ähnlichen Rhythmus zu thun; das Strophenparadigma kümmert sie weniger als der innere Geist und die Kraft des Originals:

1. „Pibrach von Donnuil Dhu,
Pibrach von Donnuil!
Weck die wilde Stimme du,
Rufe Clan Donnuil!
Kommt herbei, kommt herbei
Kommt zum Vereine,
Kommt in der Wehr herbei,
Hoh' und Gemeine.

2. Laßt das Tier, laßt den Stier,
Laßt Netz und Barken,
Kommt in der Schlachtenzier,
Breitschwert und Tarken[2]

[1] „. . . Seitwärts floh
Er dem Gedräng', zu schwach für diese Last
Des allgemeinen Wehes; Mauern nicht,
Nicht Türme, nicht Bergfesten sucht er auf,
Sein Geist verlangte einen festren Halt
Und Felsen großer Kraft; unwissend wo,
Zog durch die Wildnis er den ganzen Tag
Und mit gleich großer Eile, wenn rundum
Es dunkelte. So reist er sieben Tage
Von früh bis in die Nacht. Der Eichenwald,
Die Feigengärten, preisgegeben vom
Furchtsamen Landmann, und der Weinberg, wo
Jetzt Fuchs und Hund zusammen Lese hielten,
Ernährten ihn; es war des Himmels Hand
Mit ihm: die Seelenangst, so innerlich
Ihn quälte, lieh ihm über die Natur
Des Menschen Kräfte.“

[2] Soviel wie Tartschen, Schilde; von Annette kühn dem Englischen tarkes nachgebildet.

plötzlich alles aufflammen und Hafeds Gestalt ins Feuer stürzen. In dem Augenblick schreit sie auf und springt über Bord. 4. Nurmahal, ein tändelndes Gedicht, ist das kürzeste und wenigst hübsche. Nurmahal, Geliebte des Schah Jähanguir, hat sich mit ihm entzweit, gerade zur Zeit des Rosenfestes — eine getreue und wunderbare Peri-ähnliche Sklavin hilft ihr durch Zauberblumen und zauberische Träume zu einer außerordentlichen Gesangesgabe, sie tritt während des Festes verkleidet vor den Sultan und singt sehr hübsche indische Lieder, daraus entsteht die Versöhnung."

Mit Skizzierung und Beurteilung des Gelesenen nicht zuzufrieden, versuchte sich Annette auch in rhythmischen Übertragungen der Proben. Diese Übersetzungen, sechs an der Zahl, finden sich auf einem fliegenden Blatt des Nachlasses, wobei das eine auffallen muß, daß sie teils nahezu Abschriften der Kayserschen Übersetzung, teils ganz eigene Arbeit Annettens sind. Zu den ersten rechnen wir die Stelle aus Coleridges Drama „Reue":

„Unehrerbietigen Mundes nicht und mit
Unreinem Zauber" u. s. w.;

aus Wordworths ‚Excursion':

„Von Wahrheit, Größe, Schönheit, Liebe, Hoffnung" u. s. w.;

aus Crabbes ‚Village':

„Des Dorfes Leben, Sorgen groß und klein" u. s. w.

Diese Übersetzungen stimmen bei Kayser und Annette so sehr überein, daß bei letzterer nur an eine Kopie von ersterem zu denken ist. Um so interessanter scheint es, daß die Dichterin sich bei drei anderen Proben mit der Kayserschen Übersetzung nicht begnügte und selbst eine viel wörtlichere versucht. So bei Rogers „Jacqueline;"[1] so bei Sontheys

[1] „Der Sonne Demantstrahl kaum drang
Durchs Fenster auf den roten Flur,
Sang seine Lieder sie und sang,
Bis dunkel die Natur;
Und jeden Tag, all Tage lang
Träumt er und schlummert bei dem Sang.
Doch sie ist tot für ihn und alle,
Die Laut' hängt schweigend an der Wand.
Und von der Stieg', der Thüre her
Ihr Feentritt wird gehört nicht mehr,
Ein leerer Stuhl bei jedem Mahle
Sagt ihm, sie weile nicht im Saale."

‚Roderich‘;[1] so aber vor allem bei dem Lieblingslied aus Walther Scott, das nach Cunninghams Urteil alle Vorzüge der Scottschen Kunst wie in einem Brennspiegel zeigen soll, dem „Pebroch von Donnuil Dhu“. Bei der Übersetzung dieses Kampfliedes war es Annetten sichtlich und zwar im Gegensatz zu Kayser um einen dem englischen möglichst ähnlichen Rhythmus zu thun; das Strophenparadigma kümmert sie weniger als der innere Geist und die Kraft des Originals:

1. „Pibrach von Donnuil Dhu,
Pibrach von Donnuil!
Weck die wilde Stimme du,
Rufe Clan Donnuil!
Kommt herbei, kommt herbei
Kommt zum Vereine,
Kommt in der Wehr herbei,
Hoh' und Gemeine.

2. Laßt das Tier, laßt den Stier,
Laßt Netz und Barken,
Kommt in der Schlachtenzier,
Breitschwert und Tarken[2]

---

[1] „. . . Seitwärts floh
Er dem Gedräng', zu schwach für diese Last
Des allgemeinen Wehes; Mauern nicht,
Nicht Türme, nicht Bergfesten sucht er auf,
Sein Geist verlangte einen festren Halt
Und Felsen großer Kraft; unwissend wo,
Zog durch die Wildnis er den ganzen Tag
Und mit gleich großer Eile, wenn rundum
Es dunkelte. So reist er sieben Tage
Von früh bis in die Nacht. Der Eichenwald,
Die Feigengärten, preisgegeben vom
Furchtsamen Landmann, und der Weinberg, wo
Jetzt Fuchs und Hund zusammen Lese hielten,
Ernährten ihn; es war des Himmels Hand
Mit ihm: die Seelenangst, so innerlich
Ihn quälte, lieh ihm über die Natur
Des Menschen Kräfte.“

[2] Soviel wie Tartschen, Schilde; von Annette kühn dem Englischen tarkes nachgebildet.

Scharrt nicht die Toten ein
Still auf der Bahre,
Lasset die Herd' allein,
Braut am Altare.

3. Kommt, wie der Wind kommt, wenn
Wälder sich fällen,
Kommt, wie die Well' kommt, wenn]
Schiffe zerschellen.
Schneller kommt, schneller kommt,
Schneller und schneller,
Graf, Vasall, Pagen, prompt
Diener und Meister!"

Neben dem Englischen wurde besonders die französische Litteratur eifrig gepflegt. Die deutsche tritt dagegen — wenigstens in den uns erhaltenen Auszügen — in den Hintergrund. Indes lassen oft Vergleiche, Anspielungen und dgl. deutlich erkennen, daß auch die deutschen Schriftsteller ersten, zweiten und dritten Ranges der Leserin recht wohl bekannt waren. Die Urteile sind oft recht scharf und bei aller Kürze treffend.

Neben Julius Voß und vielen anderen damaligen Romanfabrikanten, den „Geschichten, Sagen und Dichtungen aus der Geisterwelt" von Laun und La Mothe-Fouqué, finden wir Tiecks „Aufruhr in den Cevennen", desselben „Phantasus" und Goethes „Wanderjahre, erster Teil" verzeichnet. Von letzteren heißt es: „Schön und mitunter große Wahrheit drin, aber sonst so unnatürlich, überspannt und märchenhaft, daß ich geneigt bin, alles für Allegorie zu halten. Unter anderem kommt Meister in eine große Provinz mit Städten und vielen tausend Einwohnern, gleich jenseits der Alpen, wo alle Menschen nach einem Ideale gebildet werden; z. B. viele 1000 Kinder, unter Aufsehern, ohne daß man weiß, wo die Eltern sind, dito, viele Künstlerstädte, für jede Kunst eine, vorzüglich singt und dichtet das ganze Land, wenn Meister zufällig ein Lied anstimmt, fallen ganze Chöre ein, variieren die Melodie auf der Stelle, fügen neue Verse hinzu rc. rc.; ebenso musikalisch ist eine Gesellschaft, fast wie Freimaurer, die er obwohl zerstreut findet und die sich so auffallend beträgt, daß, wäre es wahr, man es

keiner Polizei verdenken könnte, wenn sie sie überall bei den Ohren nähme. Viele einzelne Geschichten und Erzählungen aus Tagebüchern."

Alle diese Lesungen und Studien mußten notwendig auch das schöpferische Talent Annettens anregen, das seit dem Kölner Aufenthalt und den ihm folgenden Ereignissen geruht zu haben scheint. Es bedurfte jetzt nur mehr eines Anstoßes von außen, um die schlummernde Kraft zu wecken. Wenn aber die künftigen Werke von den bisher besprochenen Jugenddichtungen so verschieden sind, so werden wir diese Verschiedenheit nicht bloß auf eine größere Reife des Charakters, auf die Vertiefung der Lebenserfahrung zu setzen haben, sondern guten Teils auch der ästhetischen Durchbildung gutschreiben müssen, welche Annette in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre bei den Engländern durchmachte. Der Nachdruck, mit welchem sie in ihren Notizen die Eigenschaft der Natürlichkeit, der Kraft und des Humors immer und immer bei ihren Lieblingen hervorhebt, ist ein deutlicher Fingerzeig, daß sie selbst für sich diese Eigenschaften wünschte und für sie auch ein besonderes Verständnis hatte. „Gesunder Realismus, Kraft und Humor" könnten in der That als kürzester Ausdruck für die Vorzüge ihrer Dichtungen gelten.

Auch der äußere Anstoß sollte nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Im Frühling oder Sommer 1828 machte Annette eine Reise nach Bonn zu den dortigen Verwandten.[1] Zur selben Zeit wohnte die Generalin Thielmann mit ihrer Tochter im nahen Godesberg. Ein Bruder der Generalin war Direktor der Salinen in Bex an der Rhone, am Fuße des St.-Bernhard. Diesen

[1] Der undatierte Brief an Frau von Thielmann d. 2. Nov. (vgl. Schlüter, Briefe 215 ff.) muß aus dem Jahre 1828 stammen, denn die Verlobung Engelb. Landsbergs kann nur 1828 noch fraglich gewesen sein, da die Vermählung am 22. Januar 1829 stattfand. Früher aber kann der Brief nicht geschrieben sein, weil sonst die Angaben über den Grafen Westphalen nicht stimmen, der, 1805 geboren, in der Wintersaison 1828/29 vierundzwanzig Jahre alt wurde.

hatten die rheinischen Verwandten besucht und waren noch voll von den großartigen Eindrücken, die sie dort empfangen hatten. Bei Gesprächen über diese Eindrücke mögen bei Annette alte Jugenderinnerungen erwacht sein und ihre Phantasie in Bezug auf die Alpen neue Nahrung empfangen haben. In die Heimat zurückgekehrt, schreibt Annette der Freundin und bedauert, daß sie bei diesem Aufenthalt in Bonn gegenseitig so wenig voneinander gehabt haben. „Du warst krank und ich eben bei anderen zu Besuch, die sehr nahe Ansprüche auf mich hatten. Du hast ja selbst gesehen, wie es sich so machte, oder vielmehr nicht nach meinen Wünschen machen wollte; zudem trat meine Abreise ganz unerwartet ein — und so ist eine der Hauptabsichten meiner Reise, die, mit dir, meiner genauesten Freundin, recht viel zusammen zu sein, fast gänzlich vereitelt worden!" So beschränkt nun auch dieser Umstände wegen der Verkehr mit der Generalin diesmal war, er legte doch oder brachte wenigstens zur Entwickelung den Keim eines ihrer bedeutendsten Gedichte.

Wie ernstlich sie sich schon in Godesberg mit dem Plan einer Dichtung trug, geht daraus hervor, daß sie sich durch Julie Thielmann Notizen über die Gegend und das Kloster des St.-Bernhard" geben ließ, die sie leider keine Zeit fand, niederzuschreiben. Die Unruhe und Zerstreutheit der Reise ließen sie zudem das Gehörte nicht alles so fest behalten, als es sonst ihrem vortrefflichen Gedächtnis wohl eigen war, so daß sie später sich noch einmal um genauere Auskunft schriftlich an die Freundin wenden mußte.

Ob ihr dieser Gedanke an ein Gedicht, „welches auf dem St.-Bernhard spielt", schon früher oder erst durch Gespräche mit den Thielmanns gekommen war? Das festzustellen, dürfte heute wohl kaum mehr möglich sein.[1]

---

[1] Die Illustration und der Text des „Pfennigmagazins", eines zu jener Zeit in Münster viel verbreiteten Blattes, können höchstens auf die Entwickelung der Idee Einfluß gehabt haben, da das Magazin erst am 6. Juli 1833 eine Abbildung des Hundes und am 21. Dez. die Erzählung einer Rettung

Nach ihrer aus irgend einem unbekannten Grunde ganz unerwartet schnell erfolgten Abreise von Bonn glaubte die Dichterin um so fleißiger an dem geplanten neuen Werke arbeiten zu können, als Mutter und Schwester für den ganzen Sommer nach Bökendorf zogen und ihr die Hut des stillen Rüschhauses überließen. „Aber, wie man zu sagen pflegt, Gott und gute Leute halfen ihr drüber weg, d. h. Gott schickte ihr Augenschmerzen, und recht gute, liebe Leute, nämlich die Schwester und Nichte der Abtissin Decken nahmen ihr die Zeit dazu durch ihren mehrmonatlichen, ihr übrigens sehr erfreulichen Aufenthalt in Rüschhaus. Noch im November waren ihre Augen so schwach, daß sie nach einer oder anderthalb Seiten aufhören mußte zu schreiben."[1]

Machte ihr das Augenleiden auf diese Weise lange Zeit jedes anhaltende Lesen und Schreiben unmöglich, so suchte sie um so emsiger draußen in der freien Natur eine Entschädigung und Kräftigung.

„An die knorrigen Eichenstämme gelehnt, welche die Saaten der grünen Kämpe umgaben, sah sie oft stundenlang hinaus in die weite, lautlose Heide oder lagerte sich an versteckten Waldplätzen neben tiefe, stille Teiche, bis die Schleier der Abendnebel die Wasserlilien verhüllten und als mystische Wasserfeen im Mondenschein lebendig wurden. Was sie so wachend geträumt, brauchte sie nur niederzuschreiben, es war ein Gedicht, schaurig schön, wie die Töne einer Windharfe über die Nerven rieselnd. Als Tagewerk betrachtete sie indessen die Beschäftigung mit ihren poetischen Eindrücken durchaus nicht; sie lag mit

---

durch die Hunde des St.-Bernhard brachte. Durch die Freundlichkeit des Herrn E. Arens, eines sehr glücklichen Droste-Forschers, wurden wir auf einen Artikel des Tierschutzorgans „Der Tier- und Menschenfreund" (Dresden) VII. Jahrg. Nr. 10. 1887. S. 81 aufmerksam gemacht, in welchem Edmund Dorer aus „Dr. Börners Kosmos" die Geschichte der Rettung eines Kindes durch den Hund Barry mitteilt und angiebt, diese Rettung habe im Jahre 1817 stattgefunden. Kannte Annette diese Geschichte aus dem Kosmos? Die Forschung muß hier noch manches aufhellen.

[1] Schlüter, Briefe 216.

hatten die rheinischen Verwandten besucht und waren noch voll von den großartigen Eindrücken, die sie dort empfangen hatten. Bei Gesprächen über diese Eindrücke mögen bei Annette alte Jugenderinnerungen erwacht sein und ihre Phantasie in Bezug auf die Alpen neue Nahrung empfangen haben. In die Heimat zurückgekehrt, schreibt Annette der Freundin und bedauert, daß sie bei diesem Aufenthalt in Bonn gegenseitig so wenig voneinander gehabt haben. „Du warst krank und ich eben bei anderen zu Besuch, die sehr nahe Ansprüche auf mich hatten. Du hast ja selbst gesehen, wie es sich so machte, oder vielmehr nicht nach meinen Wünschen machen wollte; zudem trat meine Abreise ganz unerwartet ein — und so ist eine der Hauptabsichten meiner Reise, die, mit dir, meiner genauesten Freundin, recht viel zusammen zu sein, fast gänzlich vereitelt worden!" So beschränkt nun auch dieser Umstände wegen der Verkehr mit der Generalin diesmal war, er legte doch oder brachte wenigstens zur Entwickelung den Keim eines ihrer bedeutendsten Gedichte.

Wie ernstlich sie sich schon in Godesberg mit dem Plan einer Dichtung trug, geht daraus hervor, daß sie sich durch Julie Thielmann Notizen über die Gegend und das Kloster des St.-Bernhard" geben ließ, die sie leider keine Zeit fand, niederzuschreiben. Die Unruhe und Zerstreutheit der Reise ließen sie zudem das Gehörte nicht alles so fest behalten, als es sonst ihrem vortrefflichen Gedächtnis wohl eigen war, so daß sie später sich noch einmal um genauere Auskunft schriftlich an die Freundin wenden mußte.

Ob ihr dieser Gedanke an ein Gedicht, „welches auf dem St.-Bernhard spielt", schon früher oder erst durch Gespräche mit den Thielmanns gekommen war? Das festzustellen, dürfte heute wohl kaum mehr möglich sein.[1]

---

[1] Die Illustration und der Text des „Pfennigmagazins", eines zu jener Zeit in Münster viel verbreiteten Blattes, können höchstens auf die Entwickelung der Idee Einfluß gehabt haben, da das Magazin erst am 6. Juli 1833 eine Abbildung des Hundes und am 21. Dez. die Erzählung einer Rettung

Nach ihrer aus irgend einem unbekannten Grunde ganz unerwartet schnell erfolgten Abreise von Bonn glaubte die Dichterin um so fleißiger an dem geplanten neuen Werke arbeiten zu können, als Mutter und Schwester für den ganzen Sommer nach Bökendorf zogen und ihr die Hut des stillen Rüschhauses überließen. „Aber, wie man zu sagen pflegt, Gott und gute Leute halfen ihr drüber weg, d. h. Gott schickte ihr Augenschmerzen, und recht gute, liebe Leute, nämlich die Schwester und Nichte der Abtissin Decken nahmen ihr die Zeit dazu durch ihren mehrmonatlichen, ihr übrigens sehr erfreulichen Aufenthalt in Rüschhaus. Noch im November waren ihre Augen so schwach, daß sie nach einer oder anderthalb Seiten aufhören mußte zu schreiben."[1]

Machte ihr das Augenleiden auf diese Weise lange Zeit jedes anhaltende Lesen und Schreiben unmöglich, so suchte sie um so emsiger draußen in der freien Natur eine Entschädigung und Kräftigung.

„An die knorrigen Eichenstämme gelehnt, welche die Saaten der grünen Kämpe umgaben, sah sie oft stundenlang hinaus in die weite, lautlose Heide oder lagerte sich an versteckten Waldplätzen neben tiefe, stille Teiche, bis die Schleier der Abendnebel die Wasserlilien verhüllten und als mystische Wasserfeen im Mondenschein lebendig wurden. Was sie so wachend geträumt, brauchte sie nur niederzuschreiben, es war ein Gedicht, schaurig schön, wie die Töne einer Windharfe über die Nerven rieselnd. Als Tagewerk betrachtete sie indessen die Beschäftigung mit ihren poetischen Eindrücken durchaus nicht; sie lag mit

---

durch die Hunde des St.-Bernhard brachte. Durch die Freundlichkeit des Herrn E. Arens, eines sehr glücklichen Droste-Forschers, wurden wir auf einen Artikel des Tierschutzorgans „Der Tier- und Menschenfreund" (Dresden) VII. Jahrg. Nr. 10. 1887. S. 81 aufmerksam gemacht, in welchem Edmund Dorer aus „Dr. Börners Kosmos" die Geschichte der Rettung eines Kindes durch den Hund Barry mitteilt und angiebt, diese Rettung habe im Jahre 1817 stattgefunden. Kannte Annette diese Geschichte aus dem Kosmos? Die Forschung muß hier noch manches aufhellen.

[1] Schlüter, Briefe 215.

Eifer ihren Studien ob, sie hatte sich reichhaltige archäologische Kenntnisse angeeignet und wertvolle Sammlungen angelegt, ein Münzkabinett und antike Gemmen waren ihre Hauptbesitztümer, aber auch eine Mineralsammlung war von ihr mit Liebe gepflegt und bereichert. Tagelang streifte sie oft in der Heide umher, einen mächtigen Hammer in den kleinen weißen Händen, um der Erde steinerne Weisheit aufzusuchen. Jedes Käferchen und Kräutchen, was sie nebenbei auffand, betrachtete sie wie eine Entdeckung und nährte ihren unermüdlichen Forschungstrieb damit, der stets mehr auf die Sache selbst, den Natur- und Kunstgegenstand sich richtete, als auf die gelehrte Beschreibung desselben in dicken Büchern."[1]

Ein Sinn für Altertümer der Natur und Kunst, für alles, was ihrem Zuge zum Fernen in Raum und Zeit, zum Seltenen und Seltsamen, ja Wunderartigen und Rätselhaften, diesem echt romantischen Zuge ihres Gemütes, Nahrung bot, war ihr Erbteil vom Vater gewesen. Von ihm auch mag sie die ersten Anfänge ihrer Sammlungen erhalten oder sie nach seiner Anleitung angelegt haben. Schon ehe sie nach Köln ging, hatte sie begonnen, allerlei Seltenheiten um sich aufzuspeichern; durch die Anregung und das Beispiel der Frau Mertens und anderer nahm die Liebhaberei einen neuen Aufschwung, ja sie ging von der bloßen Liebhaberei über zu einem wirklichen Tagewerk und einer wissenschaftlichen Arbeit. Je mehr die Sammlungen von goldenen und silbernen Münzen, geschnittenen und ungeschnittenen Steinen, Krystallen, Erzstufen, Korallen, Elfenbeinsachen, Uhren und dgl. anwuchsen, war die Sammlerin genötigt zu systematischem Überschauen des Gegenstandes, die Wissenschaft mußte die Liebhaberei unterstützen und trat mit der Zeit förmlich an ihre Stelle. Dies gilt besonders von den naturhistorischen Streifzügen.

„In Feld und Wald, Sandheiden und Felsgestein, Bergen und Höhlen die Mannigfaltigkeit der Schöpfung zu verfolgen

---

[1] El. v. Hohenhausen, Illustr. Familienblatt. IV. 90.

— den Spuren einer vorgeschichtlichen, wohl gar urweltlichen Natur nachzugehen," war eigentlich nur in einer Form der allgemeine Drang zum Fernen, Außergewöhnlichen, von dem Annette selbst so oft in den Jugendbriefen spricht. Der ehemalige Meeresboden ihrer Heimat mit seinen versteinerten Pflanzen und Tierabdrücken im Sand und Kalkgestein bot ihrer Neigung vorzügliche Nahrung. „Ich habe meine Freude und Bewunderung an den Schaltieren und Pflanzen, die, den Worten des Psalmisten zum Trotz — („Der Mensch verdorrt wie eine Blume des Feldes") — ihr gebrechliches Dasein durch Jahrtausende erhalten haben. Es wird mir zuweilen ganz wunderlich, wenn ich manche Stengel und Muscheln genau in der Form, wie sie damals der Augenblick verborgen hat, wieder hervortreten sehe, gleichsam in ihrer Todeskrümmung. Ich wollte, ich träfe einmal auf ein lebendiges Tier im Stein. Was meinen Sie, wenn ein Mensch mal so aus seiner viertausendjährigen Kruste hervorkriechen könnte? Was müßte der nicht fühlen und was zu fühlen und zu denken geben! Seltsam bleibt es immer, daß man nicht wenigstens versteinerte Menschen findet, auch niemals ein Zeichen menschlichen Fleißes. Doch finden sich wohl hundert versteinerte Bäume, aber nie auch nur ein Stückchen Holz, was Spuren der Bearbeitung trüge. So scheint es wohl ausgemacht, daß alles einer präadamitischen Erdperiode angehört, die jedoch der späteren sehr ähnlich gewesen sein muß, nur gewaltiger in allen Formen und ohne die Krone der Schöpfnng."[1] Später benutzten die Ärzte die „Klopfsucht" der Dichterin, um sie zu zwingen, sich viel in frischer Luft zu bewegen und zu rühren. So schreibt sie scherzend 1839 aus Abbenburg an Schlüter: „Man treibt mich zum Schließen; unter dem Fenster steht mein Onkel Fritz, ruft wie ein Nachtwächter und hält einen Hammer hoch über sich; das bedeutet, ich soll in die Luft und Versteinerungen losklopfen; denn gehen soll nicht genug sein, wie der Doktor sagt, sondern körperliche

[1] Brief an Junkmann. Schlüter, Briefe 144 f.

Eifer ihren Studien ob, sie hatte sich reichhaltige archäologische Kenntnisse angeeignet und wertvolle Sammlungen angelegt, ein Münzkabinett und antike Gemmen waren ihre Hauptbesitztümer, aber auch eine Mineralsammlung war von ihr mit Liebe gepflegt und bereichert. Tagelang streifte sie oft in der Heide umher, einen mächtigen Hammer in den kleinen weißen Händen, um der Erde steinerne Weisheit aufzusuchen. Jedes Käferchen und Kräutchen, was sie nebenbei auffand, betrachtete sie wie eine Entdeckung und nährte ihren unermüdlichen Forschungstrieb damit, der stets mehr auf die Sache selbst, den Natur- und Kunstgegenstand sich richtete, als auf die gelehrte Beschreibung desselben in dicken Büchern." [1]

Ein Sinn für Altertümer der Natur und Kunst, für alles, was ihrem Zuge zum Fernen in Raum und Zeit, zum Seltenen und Seltsamen, ja Wunderartigen und Rätselhaften, diesem echt romantischen Zuge ihres Gemütes, Nahrung bot, war ihr Erbteil vom Vater gewesen. Von ihm auch mag sie die ersten Anfänge ihrer Sammlungen erhalten oder sie nach seiner Anleitung angelegt haben. Schon ehe sie nach Köln ging, hatte sie begonnen, allerlei Seltenheiten um sich aufzuspeichern; durch die Anregung und das Beispiel der Frau Mertens und anderer nahm die Liebhaberei einen neuen Aufschwung, ja sie ging von der bloßen Liebhaberei über zu einem wirklichen Tagewerk und einer wissenschaftlichen Arbeit. Je mehr die Sammlungen von goldenen und silbernen Münzen, geschnittenen und ungeschnittenen Steinen, Krystallen, Erzstufen, Korallen, Elfenbeinsachen, Uhren und dgl. anwuchsen, war die Sammlerin genötigt zu systematischem Überschauen des Gegenstandes, die Wissenschaft mußte die Liebhaberei unterstützen und trat mit der Zeit förmlich an ihre Stelle. Dies gilt besonders von den naturhistorischen Streifzügen.

„In Feld und Wald, Sandheiden und Felsgestein, Bergen und Höhlen die Mannigfaltigkeit der Schöpfung zu verfolgen

[1] El. v. Hohenhausen, Illustr. Familienblatt. IV. 90.

— den Spuren einer vorgeschichtlichen, wohl gar urweltlichen Natur nachzugehen," war eigentlich nur in einer Form der allgemeine Drang zum Fernen, Außergewöhnlichen, von dem Annette selbst so oft in den Jugendbriefen spricht. Der ehemalige Meeresboden ihrer Heimat mit seinen versteinerten Pflanzen und Tierabdrücken im Sand und Kalkgestein bot ihrer Neigung vorzügliche Nahrung. „Ich habe meine Freude und Bewunderung an den Schaltieren und Pflanzen, die, den Worten des Psalmisten zum Trotz — („Der Mensch verdorrt wie eine Blume des Feldes") — ihr gebrechliches Dasein durch Jahrtausende erhalten haben. Es wird mir zuweilen ganz wunderlich, wenn ich manche Stengel und Muscheln genau in der Form, wie sie damals der Augenblick verborgen hat, wieder hervortreten sehe, gleichsam in ihrer Todeskrümmung. Ich wollte, ich träfe einmal auf ein lebendiges Tier im Stein. Was meinen Sie, wenn ein Mensch mal so aus seiner viertausendjährigen Kruste hervorkriechen könnte? Was müßte der nicht fühlen und was zu fühlen und zu denken geben! Seltsam bleibt es immer, daß man nicht wenigstens versteinerte Menschen findet, auch niemals ein Zeichen menschlichen Fleißes. Doch finden sich wohl hundert versteinerte Bäume, aber nie auch nur ein Stückchen Holz, was Spuren der Bearbeitung trüge. So scheint es wohl ausgemacht, daß alles einer präadamitischen Erdperiode angehört, die jedoch der späteren sehr ähnlich gewesen sein muß, nur gewaltiger in allen Formen und ohne die Krone der Schöpfnng."[1] Später benutzten die Ärzte die „Klopfsucht" der Dichterin, um sie zu zwingen, sich viel in frischer Luft zu bewegen und zu rühren. So schreibt sie scherzend 1839 aus Abbenburg an Schlüter: „Man treibt mich zum Schließen; unter dem Fenster steht mein Onkel Fritz, ruft wie ein Nachtwächter und hält einen Hammer hoch über sich; das bedeutet, ich soll in die Luft und Versteinerungen losklopfen; denn gehen soll nicht genug sein, wie der Doktor sagt, sondern körperliche

[1] Brief an Junkmann. Schlüter, Briefe 144 f.

Anstrengung im Freien. Wie verkehrt und eigensinnig doch die menschliche Natur ist! Ich habe dieses Steinklopfen mit Passion getrieben, solang es eigentlich niemand recht war; heimlich fortgestohlen habe ich mich, um im Steinbruch zu picken, Essen und Trinken habe ich darüber vergessen, und nun muß man mich treiben, wie den Esel zur Mühle. Kein wahreres Sprichwort als ‚des Menschen Wille ist sein Himmelreich‘, aber auch fast kein schlimmeres; in der Theorie lautet es noch ganz nobel und freisinnig, in Praxi aber ist es aller Thorheit und Inkonsequenz Ursprung. Ad vocem Theorie, so halte ich hier auch sehr weise Reden und hoffe damit bei der That herzukommen; wären andere nicht klug an meiner Statt, ich setzte mich erst recht fest nieder, seit die Bewegung dekretiert ist. Mich dünkt, ich begreife jetzt recht gut, wie ein Mann seiner Frau müde wird, da sogar meine Liebe zum Steinbruch den Zwang nicht hat überleben können."[1] Daß die Poesie aus diesen Studien manche Unterlage und eigentümliche Lokalfarbe zog, beweist z. B. das herrliche Gedicht: „Die Mergelgrube", allein Annette hätte es wohl um jene Zeit einem Freunde sehr übel genommen, wenn er ihre Naturkenntnis nicht als eine ihrer Hauptvorzüge und ihre Sammlungen nicht um ihrer selbst willen geachtet hätte. Selbst dem litterarischen Freund und Mentor rückte sie mit ihren Steinen oft genug aufs Zimmer und vergaß in ihrer Begeisterung „für den Steinbruch" alles andere. Die Reue oder Sorge kam dann erst später. So schreibt sie an die Schwester Schlüters: „Ich bin sehr in Unruhe, ob die vielen dummen Mineralien, die ich neulich so unbedachtsam herbei schleppte, den Augen Ihres Herrn Bruders nicht geschadet haben; ich könnte mich selbst prügeln, wenn ich so faselig gewesen bin, was hilft's, daß das Nachdenken hinterher kommt?"

Auch geschichtliche Altertümer, Kuriositäten und Kunstsachen aller Art waren der gleichzeitige Gegenstand des Sammeleifers und Studiums. Wie gründlich sie bei dem allem voranging,

[1] Schlüter, Briefe 137 f.

und wie ihr diese wissenschaftlichen Beschäftigungen mehr als Spielerei waren, das erhellt nicht bloß aus der Aufzählung der einschlägigen Fachlitteratur, welche sie zu lesen und auf fliegenden Blättern zu notieren pflegte, sondern auch vorzüglich aus dem schriftlichen Verkehr mit gelehrten Fachmännern, von denen sie ganz wie ihresgleichen behandelt, um Doubletten gebeten oder mit solchen beschenkt wird. So liegt uns aus dem Jahre 1829 bereits ein Brief des damals sehr bekannten Altertumssammlers v. Oldenburg in Wildeshausen vor, worin er über seine Funde und die Ergiebigkeit des dortigen Bodens an deutschen und römischen Antiquitäten Auskunft giebt, der Dichterin seinen Katalog verspricht und sie zu einer Forschungsfahrt zu ihm einladet. Aus einem späteren Brief des Professors Leunis ersehen wir, daß Annette auch mit diesem Gelehrten über vorgeschichtliche Flora und Fauna in schriftlichem Verkehr stand. Ihre Aufträge an Gelehrte oder Antiquare in Leipzig oder Weimar, welche sie der Freundin Adele Schopenhauer giebt, wimmeln so von gelehrten Ausdrücken und Namen, daß die Beauftragte sich nicht selten darüber lustig macht. Ja man kann wohl sagen, daß der Biograph, welcher sich über die kostbaren Brieffragmente, die ihm zugestellt werden, bereits gefreut und auf eine reiche Ausbeute vorbereitet hat, gar nicht angenehm enttäuscht wird, wenn er nun ganze Seiten Bestellungen über altrömische Münzen, Pflanzen und Tierversteinerungen 2c. findet.

Wenn hier bei den Sammlungen der Dichterin so lange verweilt und besonders der Umstand betont wird, daß dieselben für sie mehr als eine Spielerei waren, so soll dadurch nicht behauptet werden, das westfälische Edelfräulein sei eine Gelehrte im eigentlichen Sinne gewesen — sondern nur hervorgehoben sein, daß dasselbe in langwährender Verkennung oder Vernachlässigung ihrer eigentlichen Stärke die Poesie nur sehr als Nebenbeschäftigung und Spiel, dagegen die Natur- und Altertumskunde als ihre Hauptliebhaberei betrachtete.[1] Wir mögen

[1] Vgl. hierzu die Schrift: A. Freiin v. D.-H. als Naturforscherin. Von Prof. Dr. H. Landois. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1890. 8⁰. 67 S.

durch diesen Mißgriff der Dichterin wohl an Zahl der poetischen Werke verloren haben, keinenfalls aber an Ursprünglichkeit und Reife. Zudem ist ein anderer Punkt ins Auge zu fassen. Annette war beständig leidend, anhaltende oder vorwiegend schöpferische Thätigkeit hätte sie in kürzester Frist aufreiben müssen. Diese innere Aufregung schildert sie oft in der lebendigsten Weise dem Freunde: „. . . Aber ich bin sehr leidend gewesen, und jetzt, seit zwei Tagen, mit einem Male ganz wohl, aber ungemein aufgeregt und nervenschwach und großer Phantasie-, Gefühls- und Gedanken-Anspannung nicht nur fähig, sondern gezwungen dazu; gebe ich mich hin, so treibt's mich um, wie der Strudel ein Boot, oder wie der Wind die Heuflocken treibt; will ich ruhen, so summen und gaukeln die Bilder vor mir wie Mücken-Schwärme. Wollte ich jetzt dichten, so würde es vielleicht das Beste, was ich zu leisten vermag; indessen besser ist's, ich mache die Augen zu und versuche zu schlafen."[1]

Solche Schilderungen stammen freilich aus dem Jahre 1835, man sollte indes glauben, einen Jugendbrief des Fräuleins an Sprickmann zu lesen, ein Beweis, wie andauernd die Schwäche der Dichterin war. Der gewöhnliche Familien-Arzt, Medizinal-Rat Dr. B., wußte schließlich für den schwindsuchtartigen Zustand keine Hilfe mehr zu schaffen, und so wurde die Patientin im Winter 1828/29 an den Herrn von Bönninghausen verwiesen, der sich seiner eigenen Leiden wegen der Homöopathie zugewendet hatte und von ihr Heilung erlangt zu haben glaubte. Annette war des später so bekannten homöopathischen Arztes erste Patientin. Der Arzt selbst schrieb später: „nach langer vergeblicher Ablehnung bedurfte es zweier voller Tage des angestrengtesten Studiums, um das passende Mittel aufzufinden; aber dafür war auch der Erfolg so überraschend günstig, daß sie seitdem der Homöopathie unverbrüchlich treu blieb, bis sie im Jahre 1847 auf ihrer Villa (?) bei Constanz am Bodensee, von einer uns nicht näher bekannt gewordenen Krankheit ergriffen, unter fremden Händen starb."[2]

[1] Briefe 42 f.

[2] Die Aphorismen des Hippokrates nebst den Glossen eines Homöopathen von Bönninghausen S. 477. vgl. Schlüter, Briefe 224.

Was es auch mit dem übrigen hier gerühmten Erfolge auf sich haben mag, das eine ist unleugbar: Annette blieb der neuen Heilmethode mit einem gewissen Fanatismus treu und befolgte eine Diät, die eines Einsiedlers würdig gewesen wäre. „Vivat mein Homöopath!" schreibt sie noch 1839, muß aber gleich kleinlaut beisetzen: „nur das Gehen, das Gehen, das will noch nicht."[1] Und so hätte sie bis an ihr Lebensende rufen können — denn die Hauptsache konnte auch „ihr Homöopath" nicht heben.

Die schon stark erschütterte Gesundheit erhielt im Sommer 1829 einen neuen harten Stoß. Am 15. Juni starb Annettens jüngerer Bruder Ferdinand, um dessen Leben man lange gebangt und gehofft hatte, bis er als Neunundzwanzigjähriger dem tückischen schleichenden Übel im Vaterhause Hülshoff erlag. Er war von jeher schwächlich gewesen, von weicher und träumerischer Gemütsart, liebte die Jagd und Musik, und der von ihm erwählte Beruf, das Forstwesen, mit seinem Streifen durch Wald und Hag schien ganz für ihn gemacht. Und doch mußte er diesem Beruf schon sehr bald nach dem Eintritt in den anhaltschen Dienst entsagen, da ihn die Kräfte verließen. Als das jüngste Kind und wegen seines leidenden Zustandes war Ferdinand in der Familie immer der Liebling aller gewesen, besonders aber hatte sich Annette von erster Kindheit zu dem Bruder hingezogen gefühlt. Wie oft hat sie ihn nicht in ihren Werken beschrieben in seiner Jugendhaftigkeit mit seinen Tugenden und Schwächen! Er ist der „Ferdinand" im Trauerspiel ‚Bertha', der junge „Everwin" in ‚Bei uns zu Lande auf dem Lande', ihn erwähnt sie in den Gedichten „Die Jagd" — „Die Bank" — „Brennende Liebe" — „Die Unbesungenen."

Wie oft hatte sie im Park zu Rüschhaus auf der einsamen Bank gesessen, „wo man den Weg nach allen Seiten kann bestreichen, das staub'ge Gleis, den grünen Steg und dort die Lichtung in den Eichen", um den Bruder zu erwarten. Und auch später, als er längst „im grünen Hause" ruhte, sah sie

[1] Ebda. 127.

ihn noch oft mit dem geistigen Auge, mit dem Blick „aus Herzens Grunde".

„Und du, in meines Herzens Grund,
Mein lieber, schlanker blonder Junge,
Mit deiner Büchs' und braunem Hund,
Du klares' Aug und muntre Zunge,
Wie oft hört' ich dein Pfeifen noch,
Wenn zu der Dogge du gesprochen,
Mein lieber Bruder warst du ja,
Wie sollte mir das Herz nicht pochen!"[1]

Bei dieser zarten, fast mütterlichen Neigung zu dem Liebling, ist unschwer zu begreifen, wie ihr der Heimgang desselben das Herz im tiefsten Grunde erschüttern mußte. Dabei scheint sie, selbst schon schwer leidend, bei der Pflege des Kranken sich über ihre letzte Kraft angespannt zu haben. Man begann selbst für ihr Leben zu fürchten. Aber auch der Mutter und Schwester Jenny war eine Abwechselung dringend zu raten, und eine Reise nach Bökendorf wurde beschlossen. Die Mutter ging vorderhand schon auf mehrere Wochen zu ihrer Schwester nach Freckenhorst, wohin Annette sie wahrscheinlich begleitete. Gegen den 13. Juli kehrten sie zurück und begaben sich mit Jenny nach Münster. Von dort schreibt diese am 27. Juli 1829 an Wilh. Grimm, sie lebe in beständiger Sorge um Annette. Der Arzt sage zwar, es sei nur Nervenreiz und Krämpfe, „indessen mir macht es viel traurige Stunden, und nur selten glaube ich frei atmen zu dürfen. Der Gedanke, auch meine Schwester zu verlieren, drückt mich ganz nieder . . . Wir sind jetzt seit 14 Tagen in Münster, weil uns der Arzt zu entfernt war, und es auch Nette an der nötigen Zerstreuung fehlte; ob aus unserer Reise nach Bökendorf noch etwas werden wird, kann ich noch nicht sagen, da es einzig von Nettens Gesundheit abhängt."

In der Tat fehlt es an Nachrichten, wie und wo Annette den Herbst und Winter 1829/30 zugebracht hat. Für den Sommer

[1] III. 180.

1830 wurde ernstlich an eine große Reise gedacht und zwar an eine Romfahrt der drei Rüschhäuserinnen in Begleitung des Bruders der Mutter, Werners v. Haxthausen, seiner Gemahlin und noch des einen oder anderen Verwandten. Werner hatte schon alles vorbereitet und auch einem seiner gelehrten Freunde, dem Freiherrn Jos. von Laßberg in Eppishausen, Kunde davon gegeben und ihm für die Hin- und Rückreise seinen Besuch in Aussicht gestellt. Darauf erwiderte der Freiherr mit der dringenden Einladung und dem Wunsche, auch die Freifrau von Hülshoff mit ihren Töchtern auf seinem Schlosse in Thurgau begrüßen zu dürfen.

Werner beeilte sich, der Schwester diese Einladung mitzuteilen, worauf diese unter dem 26. Juli 1830 dem Bruder erwiderte: „. . . Die Einladung des Herrn von Laßberg scheint wirklich aus solch einem freundlichen Herzen zu kommen, daß sie viel Anziehendes hat. Auch erinnere ich mich seiner und seiner ersten Frau sehr wohl, sie hieß Nanny. Die liebe Gustel Thurn hatte ihr Miniaturgemälde. Auch die Fürstin Fürstenberg kenne ich durch dich und Dine sehr gut. Dies alles würde uns den Besuch dort sehr interessant machen. Ich werde aber doch wohl drauf verzichten müssen, wenigstens ist es unmöglich, dir, liebster Werner, den Zeitpunkt unserer Abreise anzugeben. Du weißt, ich war in Freckenhorst krank . . . Dies alles ist gefahrlos, wenn ich mich still zu Hause halte, aber du siehst selbst wohl ein, daß ich dabei an kein Abreisen denken kann; ich setzte mich ja der Gefahr aus, im ersten Wirtshaus liegen zu bleiben. Das soll euch, ihr Lieben, aber in euerer Reise gar nicht hindern. Bestimmt uns nur den Tag euerer Ankunft in Constanz, d. h. so wie ihr jetzt es hoffen könnt, dort anzukommen; wir wollen dann sehen, was das Schicksal will, daß wir thun sollen. Jenny hat Fritz [Haxthausen] vorige Woche geschrieben über die Art und Weise unserer Reise. Da wir fürchten, daß Nette das beständige Fahren nicht aushält, so möchten wir, wo sich's thun läßt, zu Wasser reisen, das ist lange nicht so ermüdend. Ich erwarte – und mit Schmerzen! — den Augenblick, wo ich so

wohl bin, um nach Münster zu gehen, und mit Fritz Böselager sprechen zu können. Der hat so viel gereist, daß er am besten weiß, welche Art die anzuratendste ist ... Zu Schiffe könnten wir nun einmal gar nicht gehen, was wir doch alle so sehr wünschten, denn ich kann dir versichern, liebster Werner, daß ich nur mit Grausen daran denke, 40 Tage in einem engen Wagen eingepackt zu sitzen. So viel also über diese Angelegenheit."

Diesmal reiste Werner mit seiner Familie allein, und auch später kam es für Annette nicht zu einer Romfahrt, obwohl der Plan nicht ganz aufgegeben war. Trotzdem wurde die Einladung des Freiherrn von Laßberg für den kleinen Rüschhauser Kreis und somit auch für die Dichterin von großer Bedeutung. Als nämlich Jenny im nächsten Jahr den Romfahrern bis in die Schweiz entgegenreiste, besuchte sie bei dieser Gelegenheit auch den Freiherrn auf Eppishausen. Damit war der erste Schritt der Annäherung geschehen, die später zu einer Verlobung und dadurch zur Errichtung eines neuen Heims im Süden auch für Annette führen sollte. Was diese selbst für den Augenblick anging, so schien ihr geschwächter Gesundheitszustand eine Reise und Abspannung gebieterisch zu fordern; da sich aber die Verhandlungen wegen der Romfahrt bis in den Spätsommer hingezogen hatten, so konnte für die rauhere Jahreszeit an Bökendorf nicht mehr gedacht werden, und man entschied sich daher zur größten Zufriedenheit der Dichterin für eine Reise zu den Verwandten am Rhein.

VIII. Bonn.

(1830—1831.)

Wenn es sich für Annette um eine Rheinreise handelte, mußte jetzt an Bonn statt wie früher an Köln gedacht werden.

Freiherr Werner von Haxthausen hatte schon vor mehreren Jahren den Staatsdienst und Köln verlassen und sich auf die Familiengüter ins Paderbornsche zurückgezogen. Er war eigentlich nicht der geborne Stammherr der Haxthausen; dies war der älteste Bruder Moritz; allein da dieser sich gegen den Willen des Vaters mit einer Protestantin, Fräulein von Blumenthal, verheiratet hatte, trat der Vater noch bei Lebzeiten die Güter an den jüngeren Sohn Werner ab.[1] Der älteste Sohn fand diese Handlungsweise des Vaters bei den ihm bekannten Familientraditionen ganz natürlich, und die Ausschließung vom Recht der Erstgeburt hinderte ihn nicht, mit den Geschwistern, besonders mit Werner und der Schwester Therese in Hülshoff in brüderlicher Beziehung zu bleiben. Er wohnte in Bonn, hatte zwei Söhne und eine Tochter, die alle drei treue Katholiken waren, wie denn auch später die Mutter zur katholischen Kirche zurückkam.

[1] Zur Charakteristik Werners sowohl als der ganzen Haxthausenschen Familie sei hier noch erwähnt, daß Werner, der keine Hoffnung auf einen männlichen Erben hatte, nun seinerseits noch zu Lebzeiten des Bruders Moritz zur Erhaltung des Stammbesitzes die sämtlichen Güter seinen Brüdern Fritz und Karl, Domherren in Hildesheim, und August sowie seinem Neffen Guido, dem ältesten Sohne Moritz', abtrat und zwar mit der Bestimmung, daß Guido nach der Oheime Tod in den Besitz sämtlicher Güter kommen sollte, vorausgesetzt, daß er eine Dame vom kathol. Adel heirate. Guidos Bruder widmete sich dem geistlichen Stande.

Außer diesem Onkel Moritz hatte Annette auch väterlicherseits einen nahen Verwandten in Bonn, den schon erwähnten Professor des Kirchenrechts Clemens v. Droste-Hülshoff. Dieser ihr Vetter war nur 4 Jahre älter als sie. Nachdem er 1822 sich als Privatdocent an der rheinischen Universität niedergelassen hatte, wurde er schon 1823 außerordentlicher und 1825 ordentlicher Professor an der dortigen juristischen Fakultät. Während des Schuljahres 1829/30 bekleidete er das Rektorat der Hochschule. Er war vermählt mit Pauline von und zur Mühlen.

Obwohl Annette auch viel im Hause des Onkels Moritz verkehrte, der wie sein Bruder Werner ein leidenschaftlicher Sammler, namentlich von Gemälden war, so wohnte sie doch während ihrer Bonner Besuche gewöhnlich beim Vetter Clemens. So auch bei dem diesmaligen Winteraufenhalt 1830/31.

Ihre Ankunft in Bonn muß in die ersten Tage des Oktober gefallen sein; am 14. schreibt sie der Mutter: „Ich bin mit einem gewaltigen Katarrh hier angekommen, und der hat erst vor 4 Tagen aufgehört — ist das nicht arg? — Doch habe ich mich dabei lange nicht so matt und miserabel befunden, wie sonst wohl bei ähnlichen Gelegenheiten, — nur die Augen waren mir ziemlich angegriffen, darum mochte ich nicht schreiben, — jetzt ist wieder alles besser, und ich fühle auch weniger Beklemmung in der Brust, als wie ich noch in Münster war ... Pauline und Clemens sind sehr gut gegen mich; ich habe ein paar Zimmer im Nebengebäude, wovon eine Klingel in die Küche geht. Wenn ich dort bin, kommt es mir vor, als ob ich ein eignes Haus für mich hätte, so angenehm und ungeniert ist es.“ [1]

Anfangs sollte der Aufenthalt in Bonn nicht lange dauern. „Sie meinen alle, ich bliebe den ganzen Winter hier, — ich wäre aber lieber wieder bei euch, so gut es mir sonst hier geht, — aber wir von Rüschhaus sind gar zu sehr aneinander gewöhnt, und ich bin immer auch angst, es möchte jemand krank

[1] Prof. v. Droste wohnte damals Acherstraße Nr. 239.

werden, von euch oder meinen Bekannten, die Amme oder der alte Sprickmann, — kurz, wenn ich könnte, so käme ich viel lieber bald wieder, — aber da ich gar keine Gelegenheit dazu sehe, so schweige ich vorläufig ganz still." (14. Okt. 1830.)

Auf alle Fälle abonnierte sie sich auch für den Winter „im Theater und zu einem allerliebsten Studentenkonzert, wo, so wie die Liedertafel (in Münster), Stücke bloß von Männerstimmen aufgeführt wurden". Dann „war sie Ehrenmitglied eines sehr niedlichen musikalischen Kränzchens". In dem rheinischen Athen war auch die Toilettenfrage etwas brennender als in Rüschhaus oder Bökendorf.

„Ich habe mich bei einem Friseur abonniert, und so würdest du das Vergnügen haben, mich täglich à la dernière mode aufgetakelt zu sehen.[1] Das ist nun schon gut, bequem und auch nicht teuer; aber wie man mir zusetzt, Kleider zu kaufen, das kannst du gar nicht denken. Es macht mich höchst unglücklich. Einen Hut habe ich mir schon kaufen müssen, und heute soll ich wahrhaftig wohl an mein Merinoskleid dran müssen. Mehr will ich aber nichts thun, obgleich man mich mit Vorschlägen beinahe tot macht. Einige wollen mir durchaus einen neuen Überrock aufschwätzen, und Pauline meint, ich könnte es gar mit dem Schwarzen wohl thun, dann müßte ich aber einen neuen Pelzkragen darüber nehmen; was am Ende ebenso teuer ist. — Einen schwarzen Tüllschleier über meinen neuen Hut soll ich nehmen, ich habe aber gesagt, das thäte ich nicht; einen niedlichen Shawl oder schwarzes Blondentuch: — thäte ich nicht! Ein hübsches seidenes Kleid, wenn ich in Gesellschaft ginge: — ich ginge nicht in Gesellschaft! — Einen ganz hohen Schildpattkamm: — thäte ich nicht! Es ist wirklich unverschämt, es ist, als ob die Leute mich wenigstens für die reiche Frau von L. hielten. Aber es kommt daher: Jeder rät mir etwas anderes und meint, das übrige könne ich entbehren."

[1] Freundinnen erzählen, man habe in der Frisierstube die Dichterin oft gesehen, wie ihr aufgelöstes Haar sie vollständig wie ein Mantel umgab.

Außer beim Friseur und Theater war Annette auch bei der Leihbibliothek abonniert. Im übrigen hielt sie sich von größeren Gesellschaften und äußerem Verkehr soviel als möglich ferne, „in Gesellschaften und auf Bälle" wollte sie nicht und ging auch sonst wenig aus, weil dann „Pauline so allein gewesen wäre, da Clemens immer viel zu thun hatte, und Pauline sich noch gar nicht wieder zum Ausgehen oder Besuchmachen entschließen konnte. Auf ihre eigene Hand ging (Annette) gar nicht aus, außer nach Onkel Moritz".

Einmal indes war sie bald nach ihrer Ankunft in Bonn auch nach Plittersdorf gegangen, dort ihre Freundin Frau Mertens zu besuchen, die sie sehr leidend traf; „es waren aber nur Krämpfe, und so konnte ich nach drei Tagen wieder hierher gehen, — sie brachte mich sogar selbst zurück, obgleich sie in den Tagen, die ich bei ihr war, mehreremale vor Schmerzen ohnmächtig wurde". „Die Mertens" hoffte beim Scheiden, Annette werde den Winter in Bonn bleiben, und damit man die Zeit hübsch viel beisammen sein könne, dachte sie daran, ihren Mann dahin zu bringen, den Winter über ebenfalls in Bonn zu wohnen. (14. Okt. 1830.)

Da in den Häusern der beiden Verwandten viele bedeutende und interessante Persönlichkeiten ein- und ausgingen, so wurde Annette trotz ihrer Zurückgezogenheit reichlich genug mit dem Leben und Treiben der Musenstadt bekannt.

In ihren Briefen in die Heimat fehlt indes jeglicher Anhaltspunkt dafür, daß sie eigentlich wissenschaftliche und litterarische Beziehungen dort angeknüpft habe. Ausdrücklich bemerkt sie, daß sie von den gelehrten Disputen bei dem Professor nichts verstanden habe, sich also auch wohl wenig oder gar nicht um die damals so brennende Frage des Hermesianismus, dessen eifrigster Verteidiger gerade Professor v. Droste war, bekümmerte. „Ich habe hier schon viele gelehrte Herren gesehen, aber wenig Interessantes darunter. Ich glaube aber, daß es weniger an diesen Herren selbst, als an ihrem Verhältnis zu Clemens liegt.

Entweder waren es Feinde, und so machten sie ihren ceremoniellen Besuch mit ein paar abgedroschenen Phrasen ab — oder es waren Verbündete, wo sie dann sogleich zusammen ihr Steckenpferd bestiegen und mir dann in ein paar Augenblicken so unverständlich geworden waren, daß sie ebenso gut hebräisch hätten sprechen können." (Febr. 1831.) — So schreibt keinesfalls eine „Verbündete". —

Claassen erzählt in seinem „Denkmal", Annette sei mit K. Simrock, dem damals noch jugendlichen Germanisten und mit einigen anderen Professoren der Hochschule in wissenschaftlich fördernden Verkehr getreten. Es ist dies jedenfalls ein Irrtum, da nach Annettens Aufzeichnung die erste flüchtige Bekanntschaft mit Simrock in's Jahr 1842 fällt. Wahrscheinlicher dünkt uns eine Annäherung an Professor D'Alton und Professor Braun, weil diese Herren später bei Gelegenheit litterarischer Fragen in Annettens Briefen erwähnt werden. An ausdrücklich litterarische Interessen erinnert bloß ein Briefchen des Dichters und damaligen Pfarrers in Hersel, W. Smets, das vom 17. Oktober 1830, also gleich aus der ersten Zeit des neuen Aufenthaltes in Bonn, datiert ist. „Gnädiges Fräulein! Ihrem Wunsche und meinem Versprechen gemäß beehre ich mich, Ihnen die Napoleonischen Romanzen von Zedlitz und Heine in Abschrift zu übersenden; hinzugefügt habe ich noch Child Harolds letzten Gesang von Alphons de Lamartine." Bei den „Romanzen" kann es sich nur um eine Abschrift der „nächtlichen Heerschau" und der „Grenadiere" gehandelt haben. Dies, sowie die Mitteilung der Lamartineschen Dichtung verrät, daß bei den Gesprächen Annettens mit Smets, der ein Freund des Professors Clemens von Droste war, auch litterarische Dinge zur Verhandlung kamen.[1] Von einem näheren Freundschaftsverhältnis oder gar nur häufigem Verkehr ist indes auch bei Smets keine Andeutung.

[1] Prof. v. Droste schreibt einmal einem Freunde, in seinem Hause säßen eben drei Poeten: Smets, Annette und Adele Schopenhauer zusammen. Annette hatte Smets bereits 1826 in Köln kennen gelernt. Vgl. Hüffer 100. Über Smets vgl. neben J. Müllermeister: „W. Smets in Leben und Schriften".

Wenn Annette wirklich in Bonn einen regelmäßigeren und herzlicheren Umgang mit Nichtverwandten hatte, so war es derjenige mit Frau Mertens und Fräulein Adele Schopenhauer, die mit ihrer Mutter damals in Bonn wohnte und die sie in Plittersdorf bei der Kölner Freundin kennen gelernt hatte.

Adele Schopenhauer war die Schwester des später so berühmt gewordenen Philosophen des Pessimismus, Tochter der ihrerzeit bekannten Schriftstellerin Johanna Schopenhauer. Unter den Autographen Annettens findet sich eine von dieser Verfasserin für ihren Verleger entworfene Übersicht des Werkes: „Memoiren aus meinem Leben. Wahrheit ohne Dichtung", von dem der erste Band 1766—1788, dem Geburtsjahre des Sohnes Arthur, fertig vorliege, „dessen zweiter Band bis zur Michaelismesse fertig, der dritte Ende dieses Jahres [1837], spätestens Anfangs des nächsten".

Die Handschrift stammt aus dem Nachlaß der am 18. April 1838 zu Jena gestorbenen Frau und wurde am 30. Juni 1840 von der Tochter Adele der Dichterin geschenkt: „Zu freundlicher Erinnerung an meine Mutter, unserer gemeinschaftlichen Freundin Annette von Droste, mit der Bitte, dies Blättchen im Strom der Zeit vor raschem Vergehen zu wahren."

Aus der sehr kurzen Inhaltsangabe der entworfenen „Memoiren" geht mehr als zur Genüge hervor, welch reichen Schatz an Erinnerungen interessantester Art Frau Schopenhauer und teilweise auch ihre Tochter besaßen und wie viel Anregungen der Umgang mit ihnen geboten haben muß.

So z. B. wenn es in den Blättern heißt:

---

auch K. Sallmann in den „Beiträgen zur Kunde Esth-, Liv- und Kurlands" (1874. II. 461 ff.); dort heißt es S. 476: „Der gleichgestimmten Sangesfreunde umdrängte ihn ein zahlreicher Kreis: Gottfried Kinkel, Johanna Mockel, Karl Simrock, Nik. Becker, Al. Kaufmann u. a.; sie alle waren rege Mitarbeiter an dem rheinischen Witzblatt ‚Der Maikäfer, eine Zeitschrift für Nichtphilister,' weiter Wolfgang Müller, Johanna Schoppenhauer, Amara George, Annette Droste-Hülshoff, Louise v. Gall. Es entspann sich ein reger fruchtbarer Verkehr ..." Die Reihe ist doch etwas arg bunt!

„. . . Reise nach Danzig im Jahre 1794, wie ich dort allmählich mit der vorgegangenen Veränderung mich aussöhnte. Mein Leben in Hamburg, kleine und größere Reisen in Holstein, Dresden, Karlsbad, Berlin, doch keine Reisebeschreibung. Merkwürdige Bekanntschaften. Klopstock, Domherr Mayer, Tischbein, der Neapolitanische, Doktor Reimarus, Baron von Staël, Gemahl der berühmten Frau von Staël, Mad. Chevalier, Professor Busch, der nachmalige Graf Reinhard, Professor Meisner aus Prag, Feldmarschall von Kalkreuth, das Sievekingsche Haus, rc. rc. Lady Hamilton, Nelson.

„Die große beschriebene Reise von 1803 bis 1805, von der ich nur einiges nicht Erwähnte nachholen werde, insofern es mich persönlich betrifft.

„Plötzlicher Tod meines Mannes nach unsrer Rückkehr in Hamburg. Mein Entschluß, nach Weimar zu ziehen, Ankunft daselbst 1806, 14 Tage vor der Schlacht bei Jena, Wiederfinden daselbst meines alten, geehrten Freundes Feldmarschall Kalkreuth. Die nun folgende, sehr ereignisreiche Zeit, Goethes Heurath, seine Frau, sein Sohn August. Meine durch die wunderbare Zeit sehr verbreitete Verbindungen. Herzogin Amalia, die fürstlichen Personen des Hofes, die beiden letzten Herzoge von Gotha, der jetzt verstorbene Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, der damalige Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, die Herzogin von Hildburghausen, das Kind Bettina in Weimar, durch Goethe bei mir eingeführt.

„Mein Salon, der wöchentlich zweimal bei mir sich versammelte, und der wohl so nicht wieder sobald sich zusammenfinden wird. Alle bedeutende Fremde, die einige Zeit in Weimar verweilten, wurden bei mir eingeführt. Nur einige der Hauptpersonen, die meinen Zirkel bildeten, kann ich hier nennen, ohne zu weitläufig zu werden: Goethe, Wieland, Heinrich Meyer, Falk, Fernow, Besting, Vater und Sohn, Zacharias Werner, Friedrich Majer, Frovieg, St. Schütze, Grimm aus Kassel, Fürst Pückler, Kügelchen und viele, viele mehr.

„Dann kam der Befreiungskrieg, mit seinen großen, mannigfaltigen Ereignissen, dann die ruhige Friedenszeit, Badereisen nach Liebenstein, Karlsbad, Franzensbrunnen, Wiesbaden, Schwalbach rc., überall neue, interessante Bekanntschaften. An Stoff fehlt es mir nicht, und ihn gehörig zu benutzen wird mir hoffentlich nicht mißlingen.

„Im Jahr 1829 verließ ich Weimar, um am Rhein ein milderes Klima aufzusuchen. Zeit, Raum, und meine Stimmung werden entscheiden, wie viel und was ich von meinem achtjährigen Aufenthalt in Bonn mitteilen werde.

„Alte Anhänglichkeit an Weimar hat seit 6 Monaten mich wieder in das Land gezogen, das gewissermaßen mein zweites Vaterland mir geworden ist, und wo ich in Jena das Ende meiner Tage abzuwarten gedenke." [1]

[1] Soweit sie beim Tode Johannas vollendet waren, erschienen die Memoiren unter dem Titel: „Jugendleben und Wanderbilder." Braunschw. 1839. 2 Bde.

Wenn Annette wirklich in Bonn einen regelmäßigeren und herzlicheren Umgang mit Nichtverwandten hatte, so war es derjenige mit Frau Mertens und Fräulein Adele Schopenhauer, die mit ihrer Mutter damals in Bonn wohnte und die sie in Plittersdorf bei der Kölner Freundin kennen gelernt hatte.

Adele Schopenhauer war die Schwester des später so berühmt gewordenen Philosophen des Pessimismus, Tochter der ihrerzeit bekannten Schriftstellerin Johanna Schopenhauer. Unter den Autographen Annettens findet sich eine von dieser Verfasserin für ihren Verleger entworfene Übersicht des Werkes: „Memoiren aus meinem Leben. Wahrheit ohne Dichtung", von dem der erste Band 1766—1788, dem Geburtsjahre des Sohnes Arthur, fertig vorliege, „dessen zweiter Band bis zur Michaelismesse fertig, der dritte Ende dieses Jahres [1837], spätestens Anfangs des nächsten".

Die Handschrift stammt aus dem Nachlaß der am 18. April 1838 zu Jena gestorbenen Frau und wurde am 30. Juni 1840 von der Tochter Adele der Dichterin geschenkt: „Zu freundlicher Erinnerung an meine Mutter, unserer gemeinschaftlichen Freundin Annette von Droste, mit der Bitte, dies Blättchen im Strom der Zeit vor raschem Vergehen zu wahren."

Aus der sehr kurzen Inhaltsangabe der entworfenen „Memoiren" geht mehr als zur Genüge hervor, welch reichen Schatz an Erinnerungen interessantester Art Frau Schopenhauer und teilweise auch ihre Tochter besaßen und wie viel Anregungen der Umgang mit ihnen geboten haben muß.

So z. B. wenn es in den Blättern heißt:

auch K. Sallmann in den „Beiträgen zur Kunde Esth-, Liv- und Kurlands" (1874. II. 461 ff.); dort heißt es S. 476: „Der gleichgestimmten Sangesfreunde umdrängte ihn ein zahlreicher Kreis: Gottfried Kinkel, Johanna Mockel, Karl Simrock, Nik. Becker, Al. Kaufmann u. a.; sie alle waren rege Mitarbeiter an dem rheinischen Witzblatt ‚Der Maikäfer, eine Zeitschrift für Nichtphilister,' weiter Wolfgang Müller, Johanna Schoppenhauer, Amara George, Annette Droste-Hülshoff, Louise v. Gall. Es entspann sich ein reger fruchtbarer Verkehr . . ." Die Reihe ist doch etwas arg bunt!

„. . . Reise nach Danzig im Jahre 1794, wie ich dort allmählich mit der vorgegangenen Veränderung mich aussöhnte. Mein Leben in Hamburg, kleine und größere Reisen in Holstein, Dresden, Karlsbad, Berlin, doch keine Reisebeschreibung. Merkwürdige Bekanntschaften. Klopstock, Domherr Mayer, Tischbein, der Neapolitanische, Doktor Reimarus, Baron von Staël, Gemahl der berühmten Frau von Staël, Mad. Chevalier, Professor Busch, der nachmalige Graf Reinhard, Professor Meisner aus Prag, Feldmarschall von Kalkreuth, das Sievekingsche Haus, ꝛc. ꝛc. Lady Hamilton, Nelson.

„Die große beschriebene Reise von 1803 bis 1805, von der ich nur einiges nicht Erwähnte nachholen werde, insofern es mich persönlich betrifft.

„Plötzlicher Tod meines Mannes nach unsrer Rückkehr in Hamburg. Mein Entschluß, nach Weimar zu ziehen, Ankunft daselbst 1806, 14 Tage vor der Schlacht bei Jena, Wiederfinden daselbst meines alten, geehrten Freundes Feldmarschall Kalkreuth. Die nun folgende, sehr ereignisreiche Zeit, Goethes Heurath, seine Frau, sein Sohn August. Meine durch die wunderbare Zeit sehr verbreitete Verbindungen. Herzogin Amalia, die fürstlichen Personen des Hofes, die beiden letzten Herzoge von Gotha, der jetzt verstorbene Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, der damalige Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, die Herzogin von Hildburghausen, das Kind Bettina in Weimar, durch Goethe bei mir eingeführt.

„Mein Salon, der wöchentlich zweimal bei mir sich versammelte, und der wohl so nicht wieder sobald sich zusammenfinden wird. Alle bedeutende Fremde, die einige Zeit in Weimar verweilten, wurden bei mir eingeführt. Nur einige der Hauptpersonen, die meinen Zirkel bildeten, kann ich hier nennen, ohne zu weitläufig zu werden: Goethe, Wieland, Heinrich Meyer, Falk, Fernow, Besting, Vater und Sohn, Zacharias Werner, Friedrich Majer, Frovieg, St. Schütze, Grimm aus Kassel, Fürst Pückler, Kügelchen und viele, viele mehr.

„Dann kam der Befreiungskrieg, mit seinen großen, mannigfaltigen Ereignissen, dann die ruhige Friedenszeit, Badereisen nach Liebenstein, Karlsbad, Franzensbrunnen, Wiesbaden, Schwalbach ꝛc., überall neue, interessante Bekanntschaften. An Stoff fehlt es mir nicht, und ihn gehörig zu benutzen wird mir hoffentlich nicht mißlingen.

„Im Jahr 1829 verließ ich Weimar, um am Rhein ein milderes Klima aufzusuchen. Zeit, Raum, und meine Stimmung werden entscheiden, wie viel und was ich von meinem achtjährigen Aufenthalt in Bonn mitteilen werde.

„Alte Anhänglichkeit an Weimar hat seit 6 Monaten mich wieder in das Land gezogen, das gewissermaßen mein zweites Vaterland mir geworden ist, und wo ich in Jena das Ende meiner Tage abzuwarten gedenke.“ [1]

[1] Soweit sie beim Tode Johannas vollendet waren, erschienen die Memoiren unter dem Titel: „Jugendleben und Wanderbilder.“ Braunschw. 1839. 2 Bde.

Soviel über das Leben und den Verkehr der Mutter.

Die Tochter Adele (geb. zu Hamburg 12. Juni 1797) war nur um einige Monate jünger als Annette, und so verschieden ihre sonstige geistige und religiöse Richtung sein mochte, so entwickelte sich doch rasch eine innige und andauernde Freundschaft zwischen den beiden. Was sie äußerlich zusammenführte, war wohl die gegenseitige Bekanntschaft mit Frau Mertens, was ihre innere Freundschaft vermittelte, die gemeinsame Lust am Sammeln wissenschaftlicher und geschichtlicher Kleinigkeiten, bis sich beide dann in längerem Umgang auch ihres Charakters wegen schätzen und lieben lernten. Über Adele schreibt Schücking in seinen Lebenserinnerungen (I. 44): „Sie war eine merkwürdige Erscheinung, diese begabte und liebenswürdige Trägerin eines berühmten Namens, der damals jedoch allen Glanz erst von der Mutter Johanna erhalten, denn um Arthur und seine Philosophie bekümmerte sich. damals noch niemand in der Welt, und selbst die Schwester nicht viel, nach deren schonenden Andeutungen des Bruders Charakter nicht viel Anziehendes und Verträgliches haben mußte. Was nun diese selbst anging, so waren die Grazien von ihrer Wiege in einer wahrhaft empörenden Entfernung geblieben; die große, knochige Gestalt trug einen Kopf von ungewöhnlicher Häßlichkeit, der nicht im mindesten an den Philosophen erinnerte, sondern in ganz eigener Weise Viktor Hugos großes Wort, ‚Le laid c'est le beau' zu bestätigen gewußt hatte. Er war rund wie ein Apfel, er wäre vom Typus der Tataren gewesen, wenn er in seiner eigensinnigen Originalität nicht jedes Typus gespottet hätte. Aber ein paar ernste, treue Frauenaugen leuchteten aus diesem Kopf, und niemand konnte sie kennen lernen, ohne sich bald von ihr angezogen zu fühlen, von einem Charakter von seltener, anspruchsloser Tüchtigkeit und einer Bildung von ganz ungewöhnlicher Gründlichkeit und überraschendem Umfang. Sie hatte ihre Jugend in Weimar verlebt, beständig im Goetheschen Hause verkehrt, war die vertrauteste Freundin von Goethes Schwiegertochter Ottilie: bei ihrem Erzählen und Mitteilen

davon wehte [später] etwas von der Luft, in der die großen Gedanken des Olympiers zu Gestalt und Leben gediehen, in das Entresolzimmerchen eines westfälischen Gehöftes." [1]

Die ersten frischen Züge dieser Luft atmete nun Annette in den vielen Stunden ihres Bonner Verkehrs mit der neuen Freundin.

Obzwar nicht in gleicher Weise, wie derjenige mit Sibylle Mertens, war doch auch der Umgang mit Adelen nicht immer ganz leicht und ruhig. Der Jenaer Freundin ganze Anlage, ihre Erziehung und ihr unstetes Leben hatte ihrem Geist bei aller Schärfe und Gesundheit etwas Unruhiges, ja Beunruhigendes gegeben, was dann bei ihrer nervösen Körperanlage recht seltsame Stunden zuwege bringen mußte. Einmal schreibt sie selbst:

„Liebe Nette! ich habe Sorge, daß Sie durch meine Art und Weise . . . verletzt sind. Nehmen Sie meiner Lage und meiner ganzen Stellung nicht zu viel übel; ich glaube jetzt etwas zu viel Entschuldigung zu haben; jetzt eben, heißt das; damals eigentlich nicht. Doch höre ich zuletzt, wenn man lange mit mir spricht, nicht was man sagt; ich fasse nur im allgemeinen auf, was man meint, und schweige oft aus peinlicher Zerstreuung. Glauben Sie mir, liebe Nette, ich will womöglich niemanden etwas Unangenehmes oder gar Schmerzliches empfinden machen, ich bin nur ganz ungeschickt und im ganzen äußerst schwer (bei so vielen Eigenheiten) richtig zu behandeln. Das hat mich verleitet, und ich fürchte, ich habe allerlei ganz Dummes gemacht und gesagt. Vergeben Sie das, wenn Sie irgend können. . . . Marie d'Alton schließt sich immer fester an mich, wäre ich nur nicht so ein Stock! Bringen Sie mir die brasilianischen Lieder mit, wenn Sie kommen . . . vor allem aber bringen Sie mir ein recht freundliches Gesicht mit."

Dafür aber hing Adele auch mit ganzem Herzen an der westfälischen Freundin. Einmal war diese nicht zur gewohnten Stunde erschienen, gleich erfolgt ein Laufzettel hinter der Säumigen:

---

[1] „Goethe hatte sie schon in früher Jugend zu sich herangezogen; in den ‚Tag- und Jahresheften' rühmt er sie und die Gräfin Julie v. Egloffstein als zwei entschiedene Talente für Recitation. So war sie auch in dem berühmten Maskenzuge vom 18. Dez. 1818 als ‚Tragödie' aufgetreten. Goethe selbst ließ ihre Ausbildung sich angelegen sein." Hüffer 59.

„Ich habe Sie diesen Morgen drei Stunden erwartet, und gerade heute wäre mir Ihr Besuch von doppeltem Werte gewesen, da mich schlechte Nachrichten herabstimmen. . . . Lassen Sie mir mündlich sagen, ob ich hoffen darf Sie zu sehen, sonst bin ich en pénitence sans avoir péché! und zwar zwei Tage, was höchst unchristlich wäre. . . .“ Kaum ist das Briefchen geschlossen, so wird es noch einmal geöffnet: „Annette, ich erfahre, daß Sie nicht bei H . . . sind, liebe Nette, ist Ihnen etwas geschehen? kann ich irgend etwas thun? rechnen Sie ganz fest auf mich, daß ich ganz in Ihrer Disposition stehe — ich bilde mir ein, es hat Sie etwas Unangenehmes betroffen.“ Ein andermal flog der folgende Zettel in die Achterstraße: „Den freundlichsten guten Morgen vor allem andern, liebe Annette! Schwester Scheherezade, wenn Ihr nicht mehr schlaft, so erzählt mir bitte, bitte eines jener hübschen Märchen, die ihr wißt. Das heißt, ich hatte Kopfweh und habe sie noch, und wenn Sie sehr gütig, sehr freundlich sein wollten, so kämen Sie . . . diesen Abend einige Stunden und vertrieben mir die böse krankschwere Zeit. . . . Dieses Billet weckt Sie vermutlich; bedenken Sie aber, daß bei mir halber Mittag ist.“

Aus allem, was wir wissen, geht hervor, daß Adele eine reine, edle Natur war, die sich auch redlich Mühe gab, mehr als man erwarten sollte, zu religiösen Überzeugungen vorzudringen.

Von all den erhofften Kunstgenüssen hat Annette in diesem Winter wenig gekostet. „Um das meiste,“ schrieb sie im März 1831 an Jenny, „bin ich schändlich drum gekommen; es kam daher, weil ich 6 Wochen bei der armen Mertens zur Pflege war. Deshalb thut es mir auch garnicht leid . . .“ (März 1831.)[1]

Am 7. Februar 1831 schreibt sie von Plittersdorf aus an die Mutter: „Mein Brief ist schon acht Tage alt geworden; ich bin hier, um die Mertens zu pflegen, die sich gerade an dem Tage, wo ich angefangen zu schreiben, (31. Jan.) durch einen Stoß sehr am Kopfe verletzt hatte; ich habe viel Angst um sie ausgestanden, aber jetzt wird, hoffentlich, alle Gefahr überstanden sein, doch ist sie sehr schwach und schläft des Nachts äußerst wenig. Doch gottlob, daß die Schmerzen im Kopf nicht zur

[1] In den Ges. Werken IV. 275 ist dieser Brief irrtümlich vor denjenigen an die Mutter S. 281 gesetzt. Die Reihenfolge der Bonner Briefe und das genaue Datum sind folgende: S. 270 Brief an die Mutter. Bonn, 14. Okt. 1830. — Dann muß folgen: An dieselbe. Bonn, 13. Jan. 1831. — An dieselbe. Plittersdorf, 11. März 1831. — An Jenny. Bonn, März 1831.

eigentlichen Entzündung gekommen sind; — sie hat diese Nacht einige Stunden geschlafen, und hat guten Appetit . . ." [1]

Zur Erholung von den Anstrengungen der Krankenpflege und wohl auch zu einer Abspannung geistiger Art von dem beständigen Umgang mit der nervenkranken, zur Traurigkeit geneigten Freundin, wollte Annette, sobald es der Zustand der Frau Mertens erlaubte, einen kurzen Ausflug nach Koblenz zur Generalin Thielmann machen.

Da Frau Mertens sich indes noch nicht ganz erholt hatte, schrieb sie an die neugewonnene Freundin Adele, damit diese während der kurzen Abwesenheit ihre Stelle beim „Tierchen", (so hieß Sibylla Mertens) einnehme. Darauf antwortete Adele: „Liebe Nette! Die Mertens hat mir den Teil Ihres Briefes mitgeteilt, welcher Ihre Reise nach Koblenz zur Thielemann betrifft; ich begreife eine Menge Dinge hierbei, z. E., daß Sie jetzt hinwollen, um die letzte Zeit dem kranken Tierchen nicht mit Gewalt entziehen zu müssen, und Bonn trotz seiner enormen Vorzüge doch nicht ganz an das Paradies reicht, auch was Sie in Hinsicht meines Bleibens sagen! begreife ich! Es ist eine enorme Sache um den Menschenverstand! Ich glaube, Sie haben ganz recht, wenn Sie sagen, daß Sie immer nur eine gewisse Zeit bleiben können, diese mag nun in 8 oder 14 Tagen anfangen, aber dennoch, liebe Droste, kann ich Ihnen durchaus nicht unbedingt versprechen, noch mehrere Wochen zu bleiben, der Mama wegen. Es ist meine feste Absicht, noch 8 Tage zu bleiben. Dazu bestimmen mich zwei Gründe: ich will den Anfang der Kräuter-bäder-kur abwarten. Wollen Sie nun, liebe Nette, der Mama Ihren Wunsch vortragen, so giebt sie vielleicht zu, daß ich noch 14 Tage bleibe, so könnten Sie doch auf 8—10 Tage nach Koblenz und müßten nur freilich wirklich zur bestimmten Zeit wieder kommen, denn Mama hat nun einmal, wie Sie wissen, den allerstrengsten Pünktlichkeitssinn.

---

[1] Brief an die Mutter. Bonn, 13. Januar, und Plittersdorf, 7. Februar 1831. IV. 280.

— Da Sie nun eben dem Leben nach der Uhr die schönste Lobrede halten, so zwingen Sie sich hübsch wiederzukommen, denn mit Mama werden Sie vielleicht wohl fertig werden, wenn Sie ihr die ganze Sache erzählen. Ich selbst möchte nicht gern darüber schreiben, ich möchte überhaupt nichts entscheiden, denn mir ist noch immer nicht klar, ob es besser ist, wenn Sie Billchen pflegen oder wenn ich es noch fürs erste thue, die Bäder thuen es nicht allein, Ihre große Heiterkeit thut doch auch sehr viel. Dagegen würde es Ihnen wohl zu Hause höchst schmerzlich sein, die arme treue Thielemann gar nicht gesehen zu haben, und mir selbst thut die Frau zu leid. Sie wissen, mir sind die Art Schmerzen, die uns ins Herz fallen, die wichtigsten. Ich kann durchaus nicht mit daran schuld sein, daß der guten Frau, die mir so freundlich war, weh geschieht.

„Ergo mein Fräulein, arrangieren Sie es mit Mama und sich, und lassen Sie es über mich hergehen, wie Sie wollen; ich gehe oder bleibe, wie Ihr zwei beiden es ausmacht. Hier im Zimmer erklärt Billchen den Kindern außerordentlich geistreich die griechische Mythologie; sie arrangiert eben den Neptun ganz prächtig; wundern Sie sich also nicht über meinen Stil. Jedenfalls schreiben Sie recht bald, was Sie beschließen, und grüßen mein klein Mütterchen sehr vielemal; um Sie zu belohnen, überliefre ich sieben Millionen Grüße von Betty und Gustav[1] — eben erklärt sie Paestum — griechische Tempel — der Ätna kastanienbraun und brüllt wie der Kater — da sind so entzündbare Sachen wie Schwefelhölzer, und wenn die im Berg ein Loch gebrannt haben 2c. à ce trait-là je reconnais mein Tierchen. Ihre Adele."

Die Reise nach Koblenz kann indes unmöglich zu stande gekommen sein, da bald wieder eine Verschlimmerung des Zustandes der Freundin in Plittersdorf eintrat und Adele Schopenhauer selbst krank wurde. So wird es also mehr eine Einladung als ein Andenken an einen wirklich erlebten Genuß sein, wenn wir im Nachlaß der Dichterin das geschriebene Programm eines

[1] Die Kinder der Frau Mertens.

„Großen Vokal- und Instrumental-Konzertes — Koblenz 12. Febr. 1831" finden.

In jedem Fall ist auch der nächste Brief Annettens in die Heimat wieder vom Krankenbett der Freundin in Plittersdorf, eilften März, datiert, und giebt Kunde von den harten Tagen und Nächten, welche die selbst nicht starke Pflegerin jetzt schon „in die fünfte Woche" ertragen hatte. „Was du von mir denkst, meine liebe, alte Mama, das weiß der liebe Gott, aber das weiß ich wohl, daß ich ganz unschuldig bin, und in den letzten vier Wochen oft nicht wußte, wo mir der Kopf stand. Ich bin jetzt schon in der fünften Woche bei der Mertens, die sehr gefährlich krank gewesen ist; ich habe viel Last gehabt, so viel wie in meinem Leben noch nicht. Ich habe die arme Mertens Tag und Nacht verpflegt, fast ganz allein, denn ihrer Kammerjungfer hatte sie grade zuvor aufgesagt, weil sie trinkt, und konnte sie nun garnicht mehr um sich leiden . . . ihre beiden ältesten Mädchen sind in der Pension, — Adele Schopenhauer immer krank, so war ich die Nächste zur Sache. Die arme Billchen (Mertens) hat die ersten 14 Tage keine einzige Stunde geschlafen, — jetzt ist es viel besser, aber doch stehe ich fast jede Nacht ein- oder ein paarmal auf. Dabei habe ich die ganze Haushaltung übernommen, und gewiß mehr als zwanzig Schlüssel täglich zu gebrauchen; zwischendurch muß ich nach den Kindern sehn, da die Madame D. fort ist. Ich thue das alles herzlich gern, und befinde mich wohl dabei, aber müde bin ich oft wie ein Postpferd. Ich bin in dieser Zeit nur einmal auf eine Stunde nach Bonn gefahren . . . Bonn 20 [März]. So alt ist dieser Brief geworden. Derweil habe ich deinen erhalten, liebe Herzensmama . . . Hier war es auch wieder sehr schwer, d. h. in Plittersdorf. Die Mertens war so elend, so matt, daß ich dachte, sie wäre in den letzten 14 Tagen der Schwindsucht, aber es sind alles nur Krämpfe gewesen; sie ist jetzt besser; das Kopfübel ist gehoben, sie nimmt stärkende Bäder, wonach, wie der Arzt meint, ihre Kräfte sich vielleicht sehr bald wieder herstellen werden. Die Adele ist gekommen,

mich abzulösen und nun bin ich wieder hier. Ach Gott was habe ich für Angst ausgestanden! Wie dein letzter lieber Brief kam, war alles so, daß ich keine Minute von ihrem Bette gehen und an kein Schreiben denken konnte; sie war den Tag gerade so, daß sie fast gar nicht mehr sprach und 24 Stunden lang nichts aß, weil sie vor Schwäche nicht schlucken konnte."[1]

Über die neben der Krankenpflege hergehende „Kinderzucht" erzählt eines der Kinder: „Ich erinnere mich noch deutlich, daß meine Mutter damals krank gewesen und Annette viele Wochen bei uns zu Gast war, wo sie uns Kindern dann am Krankenbett sitzend die reizendsten Märchen erzählte, dieselben über dem Erzählen erfindend und weiter spinnend. Am Fuße des Bettes auf demselben lag in pelzgefüttertem Fußsacke ein kleiner. gezähmter Hase. — Einer meiner Brüder und ich waren einmal unartig gewesen und sollten zur Strafe, da man solch unartige Kinder nicht gebrauchen könne, weggeschickt werden. So standen wir, ich in verwaschenem blauem Kattunkleidchen, unten an der Hausthür, um wie Hänschen und Gretel bei strömendem Regen ins Weite zu ziehen. Da kam im letzten Momente von oben die Botschaft, Annette habe Fürsprache für uns eingelegt, und wir seien wieder zu Gnaden aufgenommen. Der Eindruck ist mir unvergeßlich geblieben. Die Wahl der Strafe mag wohl in Verbindung mit den Märchen, welche Annette uns Stunden lang erzählte, entstanden sein."

Als der Arzt der Freundin eine Reise in die Schweiz verordnete, wurde der Plan in Erwägung gezogen, ob nicht Annette mit ihr diese Reise im Mai antreten solle. Eine ähnliche Reise in die Schweiz oder gar nach Rom, wo sich damals der Onkel Werner Haxthausen mit seiner Frau aufhielt, schien auch von der Mutter für Annette noch immer in Aussicht behalten zu sein, denn diese schreibt ihrer Mutter: „Das einzige, was macht, daß ich mich nicht noch mehr darnach (d. h. nach einer Reisegelegenheit von Bonn in die Heimat) umsehe, ist, weil ich immer noch für möglich halte, daß wir im nächsten Jahre möglicherweise reisen

[1] IV. 283.

könnten und durch meinen Aufenthalt die Kosten der Reise hierher wieder etwas aussparen möchte."

Die Reise unterblieb aber auch diesmal wieder und Annette kehrte jedenfalls gegen April oder Mai 1831, wahrscheinlich um Ostern, nach Rüschhaus zurück.

An den Bonner Aufenthalt knüpfte sich für die Dichterin eine der bittersten Erinnerungen ihres Lebens. Ein adeliger rheinischer Gutsbesitzer hatte um ihre Hand geworben und dieselbe erhalten. Die mit Wissen und Gutheißung der Verwandten geschlossene, doch vorläufig noch geheim gehaltene Verlobung dauerte bereits einige Wochen oder Monate, als Annette in Erfahrung brachte, daß ihr Bräutigam sie in unwürdigster Weise hinterging. Selbstverständlich wurde das Verlöbnis daraufhin sofort gelöst. Die ganze Angelegenheit ging aber der Dichterin sehr nahe. Sie fühlte ihren weiblichen Stolz schwer verletzt, und Mißtrauen und Verachtung gegen die Männerwelt erfüllte ihr Herz. Noch viele Jahre später konnte sie, selbst in den vertrautesten Mitteilungen an die innigste ihrer Freundinnen, nur mit Bitterkeit und größter Zurückhaltung dieses Ereignisses gedenken.[1] In ihrer Poesie dagegen hat dasselbe keine nachweisbaren Spuren hinterlassen, es sei denn, man rechne hierhin die erste Abfassung von „Des Arztes Vermächtnis", wie man ja allenfalls auch die Worte der Freundin Adele von dem „Augenblick, wo sonst jedes Weib eine schmerzliche Leere empfindet",[2] auf die Zeit unmittelbar nach dem gelösten Verlöbnis deuten kann.

---

[1] Nach gedruckten und schriftlichen Mitteilungen der Fr. Elise von Hohenhausen. Vgl. Schorers Familienblatt. Bd. VI. S. 633 und Nationalzeitung 29. Juni 1881.

[2] Vgl. Bd. II. S. 225.

IX. Neue Freunde und neue Verluste.

1831—1834.

Kaum in die Heimat zurückgekehrt und in der Abgeschiedenheit von Rüschhaus sich erholend von den Bonner und Plittersdorfer Strapazen, sollte Annette eine neue Bekanntschaft machen und eine Art „mütterliche Freundschaft" schließen, welche für mehrere wichtige Jahre ihres künftigen Lebens nicht ohne Einfluß war.

Bereits in einem Briefe vom Jahre 1816 sprach die junge Dichterin von ihrer Bekanntschaft mit der Cousine ihres litterarischen Mentors Sprickmann, „der Madame Schücking", und nannte diese „ein herrliches und seltenes Weib, zu der sie eine so eigene und innige Hinneigung fühlte, daß sie dieselbe bei ihrer geringen Bekanntschaft durch ihre mannigfaltigen schönen und anziehenden Eigenschaften kaum erklären könne."[1] Frau Katharina Schücking[2] war eben der dichterisch angelegten Annette zuerst als Dichterin entgegengetreten und das mag wohl der Hauptgrund für die fast schwärmerische Verehrung des Mädchens der eben verheirateten Frau gegenüber gewesen sein. Die beiden müssen sich dann aber häufiger und auf längere Zeit

[1] Deutsche Rundschau VII. 216.

[2] Vgl. über sie die Anmerkung zu dem Gedicht „Katharina Schücking" III. S. 137. — Am ausführlichsten handelt über sie der Sohn Lev. Schücking in seinen Lebenserinnerungen I. S. 15 ff. Katharina war besonders für Klopstock begeistert, der ihr ein Exemplar seines „Messias" in rotem Saffian mit eigenhändiger Widmung verehrt hatte.

im Hause Sprickmanns oder eines anderen Verwandten in Münster getroffen und immer enger an einander geschlossen haben. Einen solchen Verkehr setzt wenigstens der Nachruf voraus:

„Du hast es nie geahnet, nie gewußt,
Wie groß mein Lieben ist zu dir gewesen;
Nie hat dein klares Aug' in meiner Brust
Die scheu verhüllte Runenschrift gelesen,
Wenn du mir freundlich reichtest deine Hand,
Und wir zusammen durch die Gründe wallten,
Nicht wußtest du, daß wie ein Götterpfand
Ich, wie ein köstlich Kleinod sie gehalten.

Du sahst mich nicht, als ich, ein heftig Kind,
Vom ersten Kuß der jungen Muse trunken,
Im Garten kniete, wo die Quelle rinnt,
Und weinend in die Gräser bin gesunken;
Als zitternd ich gedreht der Thüre Schloß,
Da ich zum erstenmal dich sollte schauen,
Westfalens Dichterin, und wie da floß
Durch mein bewegtes Herz ein selig Grauen!“ [1]

Später gewann Katharina neben dem dichterischen auch einen tieferen moralischen Einfluß auf die jüngere Freundin, und es scheint sich eine echte Seelenverbindung ausgestaltet zu haben, die von seiten Annettens auf einer fast kindlichen Ehrfurcht, bei Katharina auf dem Streben beruhte, dem unruhigen Charakter des Fräuleins einen festeren, gleichmäßigen Halt zu geben. Mehr als Worte mögen wohl die Beispiele gewirkt haben, wenn wir der Dichterin glauben wollen:

„Du sahst, Bescheid'ne, nicht, daß damals hier
Aus deinem Blick Genesung ich getrunken . . .
Dein Bild, du Starke in der Läutrung Brand,
Stieg wie ein Phönix aus der Asche wieder,
Und tief im Herzen hab' ich es erkannt,
Wie zehnfach größer du als deine Lieder . . .
Ein jedes Wort durchsichtig wie Krystall
Und kräftig gleich dem edelsten der Weine
Schien mir zu rufen: „Auf! der Launen Ball,
Steh auf! erhebe dich, du Schwach' und Kleine!“ [2]

---

[1] Vgl. das ebengenannte Gedicht „Katharina Schücking“ III. 137.
[2] Ebend.

Kein Wunder, daß eine so tiefgehende Freundschaft auch dann noch fortbestand, als Katharina ihrem Gatten nach Clemenswerth bei Meppen gefolgt, und ein häufiger persönlicher Verkehr somit unmöglich geworden war. Jahr um Jahr war unterdessen verstrichen; von der Freundin ist niemals mehr die Rede, bis endlich Katharina ihren sechzehnjährigen Erstgeborenen Levin nach Münster an das Gymnasium schickt. Wem hätte sie dieses Pfand ihrer Liebe dort besser empfehlen können, als der Freundin?

In seinen „Lebenserinnerungen“ erzählt Schücking, daß er schon als Knabe, wenn von litterarischen Dingen die Rede war, „zuweilen einer ‚Nette Hülshoff‘ erwähnen hörte, eines jungen Fräuleins, das seine Mutter im Hause eines alten, gelehrten Freundes, der ihr als ehemaliges Mitglied des Hainbundes eine große Autorität war, näher kennen gelernt hatte, und die ein entschiedenes dichterisches Talent haben sollte.“[1]

Trotzdem scheint er keine große Lust gehabt zu haben, einen Brief der Mutter an die Freundin zu überbringen, es sei denn daß er erst zu Ostern 1831 auf das Gymnasium gekommen ist, während er den Anfang seiner münsterschen Studienzeit in das Jahr 1830 setzt.

Levin war von seinen Eltern bei einem geistlichen Herrn, Vikarius Specht, untergebracht, „der Kaplan des Bischofs war und gern seine feineren und weltmännischen Manieren in adeliger Gesellschaft zeigte. Als ich diesem eines Tages sagte, daß meine Mutter mir einen Brief an ein ihr befreundetes Fräulein von Droste-Hülshoff mitgegeben, und daß ich diesen Brief, den ich schon lange aufbewahre, durchaus einmal auf dem Gute des Fräuleins abgeben müsse, zeigte der Vikar sich sehr beeifert, meinen Führer dorthin zu machen.“[2]

So wanderte denn der lebensfrohe Gymnasiast mit seinem Mentor, welcher in seiner Eigenschaft als Sammler von Gemälden und Altertümern das kunstsinnige und an allerlei Sammlungen reiche Fräulein schon kannte, an einem schönen Frühlings-

[1] A. a. O. I. 65.

[2] Ebd. I. 80.

nachmittag[1] zum Thore hinaus — „in nordwestlicher Richtung und vertieften sich zwischen die Wallhecken und Kämpe einer westfälischen Landschaft, in der ein Spaziergang immer seine angenehmen kleinen Abenteuer hat... Durch ein Gehölz endlich führte der Weg, dann durch eine kurze Eichenalle, zuletzt an ein hohes, hölzernes Gitterthor, das den Übergang über einen schmalen Graben abschloß, welcher letztere den kleinen Edelsitz ‚Rüschhaus' umgab. Das Gebäude hat etwas Eigentümliches; es hat wenig 'gemein mit den anderen adeligen Häusern, wie sie gewöhnlich in unserem Lande aussehen; es war ein Bau, vollständig wie das echte altherkömmliche sächsische Bauernhaus, nur mit dem Unterschiede, daß es größer und ganz massiv von Steinen aufgeführt war, und daß es an der entgegengesetzten Seite, an seinem Ende, zu einer sehr hübschen, wenn auch kleinen, herrschaftlichen Wohnung ausgebaut war."

„Wir fanden," so erzählt Schücking weiter, „die Frau vom Hause und ihre beiden Töchter daheim, in einem Wohnzimmer

[1] Es ist nicht ganz klar, wann eigentlich Schücking zum erstenmal nach Rüschhaus ging. Im „Lebensbild" sagt er: „Es war im Frühjahr 1830" (S. 12); S. 19 heißt es dann ebendas.: „Ich kehrte höchstens ein oder das andere Mal zurück in diese Abgeschiedenheit (Rüschhaus) bis nach mehren Monden, bis nach einer Zeit, in welcher der erste große Schmerz in mein junges Leben trat. Ich glaube, es war eine Botschaft von Annette, die mich hinaus beschied. ‚Denken Sie sich, ich machte mir Vorwürfe, daß ich den Brief Ihrer Mutter so lange unbeantwortet gelassen . . . da lese ich die Anzeige ihres Todes.'" Nun starb Katharina Schücking 2. Nov. 1831. Schücking ist also entweder zuerst im Frühjahr 1830 nach Rüschhaus gegangen: dann ist es seltsam, daß 1. Annette den Brief über anderthalb Jahre nicht soll beantwortet haben, 2. daß Schücking nur von mehren Monden spricht, die zwischen dem ersten Besuch und dem Tod der Mutter, also zwischen Frühjahr 1830 und Nov. 1831 gelegen sein sollen; 3. müßte Annette zwischen Frühjahr 1830 und Nov. 1831 immer auf Rüschhaus gewesen sein, weil Schücking sonst doch etwas von einer Reise gesagt haben würde. Diese Gründe scheinen uns eher auf einen Gedächtnisfehler bei Schücking hinzuweisen, so daß es statt 1830 heißen muß: „Es war im Frühjahr 1831." Und dieses „Frühjahr" würde dann soviel heißen als das beginnende Sommersemester. Die Frage ist nicht bloß wegen der allgemeinen Chronologie, sondern besonders wegen der Bestimmung des Zeitpunktes wichtig, wo Annette das Gedicht vom „Hospiz" begonnen hatte.

neben dem Salon versammelt; die jüngere von diesen, eine kleine, zart und leidend aussehende Dame mit merkwürdigen blauen Augen, im einfachsten hellen Hauskleide, nahm mit einer gehaltenen Freundlichkeit meinen Brief entgegen, und heftete dann ihre großen, redenden Blicke eine stumme Pause hindurch forschend auf den etwas blöde vor ihr stehenden Gymnasiasten, dessen Bekanntschaft ihr durch dies Schriftstück vermittelt wurde. — Vielleicht dachte sie, daß unsere Sitte, sich unbekannte Individuen beiderlei Geschlechts mit Empfehlungsbriefen zuzusenden, ohne vorherige Anfrage um Erlaubnis, ihre bedenklichen Seiten habe. Widmet man sich doch Bücher nur nach vorheriger Anfrage; und doch kann man die langweiligen Bücher in die Ecke werfen, die langweiligen Empfehlungen aber nicht. Was sie aber auch denken mochte, sie schien die Verpflichtung zu fühlen, etwas für die Unterhaltung des jungen Menschen zu thun, und zu dem Ende, da ein ernsthafterer Gedankenaustausch nicht das zweckmäßigste Mittel scheinen mochte, zeigte sie mir eine höchst kunstreiche Arbeit, die sie kürzlich gemacht hatte. Es war eine aus weißem Papier ausgeschnittene Landschaft mit Felsen, Palmenbäumchen, Tierchen und Menschlein, in einem Rahmen zusammengesetzt, ein merkwürdiges Werk, das mir weit mehr wegen der daran verwendeten Geduld und der außerordentlichen Geschicklichkeit, als wegen der Schönheit der dadurch erreichten Wirkung bewunderungswürdig schien. Dann zeigte sie ihre in Glasschränken aufbewahrte Naturaliensammlung; die Fülle prächtiger Muscheln, Polypen, Seesterne und Korallen; glänzende und große Bergkrystalle, Erze, Metallstufen; auch hübsche Anticaglien, Münzen, Gemmen; endlich einige Kunstsachen, denen auch mein Mentor seine lebhafte Teilnahme zuzuwenden nicht unterließ. Es waren darunter zwei runde in Metall getriebene Reliefarbeiten, von denen Annette von Droste bemerkte, daß sie dem Benvenuto Cellini zugeschrieben werden dürften. Während mein Vikar nun sehr eifrig seine Überzeugung aussprach, daß sie von gar niemand anders auf der Welt, als gerade dem berühmten Florentiner Goldschmied herrühren könnten, und ich

mich dabei bescheiden in den Hintergrund zog, hatte ich Muße, das gnädige Fräulein, dem alle diese Schätze gehörten, näher zu betrachten.

„Ihr Äußeres machte einen eigentümlichen Eindruck. Diese wie ganz durchgeistigte, leicht dahinschwebende, bis zur Unkörperlichkeit zarte Gestalt hatte etwas Fremdartiges, Elfenhaftes; sie war fast wie ein Gebilde aus einem Märchen. Die auffallend breite, hohe und ausgebildete Stirn war umgeben mit einer ungewöhnlich reichen Fülle hellblonden Haares, das zu einer hohen Krone aufgewunden auf dem Scheitel befestigt war. Die Nase war lang, fein und scharf geschnitten. Auffallend schön war der zierliche, kleine Mund mit den beim Sprechen von Anmut umlagerten Lippen und feinen Perlenzähnen. Der ganze Kopf aber war zumeist etwas vorgebeugt, als ob es der zarten Gestalt schwer werde, ihn zu tragen; oder wegen der Gewohnheit, ihr kurzsichtiges Auge ganz dicht auf die Gegenstände zu senken. Zuweilen aber hob sie den Kopf, um ganz aufrecht den zu fixieren, der vor ihr stand; und namentlich dann, wenn sie irgend eine humoristische Bemerkung oder einen Scherz machte; dann hob sich lächelnd ihr Haupt, und wenn sie neckte, lag dabei auf ihrem Gesichte etwas von einem vergnügten Selbstbewußtsein, von einem harmlosen Übermut, der aus dem ganz außergewöhnlich großen, trotz seiner Gutmütigkeit so scharf blickenden hellblauen Auge leuchtete. Dieses Auge war jedenfalls der merkwürdigste Teil ihres Gesichtes; es war vorliegend, der Augapfel fast konisch gebildet, man sah die Pupille durch das feine Lid schimmern, wenn sie es schloß.

„Wir beurlaubten uns endlich, als es Abend wurde, von dem kleinen Edelhof, der, umgeben von anderen größeren Besitzungen der Familie Droste, damals der Witwensitz derselben war. Eine eigentümliche Ruhe und Stille herrschte um denselben. Gehölze, Wallhecken und Baumreihen begrenzten überall ganz dicht und nahe den Blick. Nur hie und dort ist ein Ausblick auf ein umwalltes Ackerstück, einen Wiesenfleck, und auf eine blaue Hügelreihe jenseits derselben gelassen. Kein

Geräusch, als höchstens das Wiehern eines Pferdes, das im Viergespann den Pflug durch die Schollen des schweren, lehmigen Bodens auf dem nächsten Kamp zieht, unterbricht diese Stille; oder das Schnattern der Enten, die auf dem schmalen Graben die Wasserlinsen schlucken, das Gegacker eines Huhnes, das mit schiefgehaltenem Kopf den Habicht erspäht, der über den Eichenwipfeln stumm seine Kreise zieht. Man könnte vergessen in dieser stillen Ländlichkeit, daß es draußen, jenseits der Büsche, noch eine Welt, noch Lärmen und Aufregung gebe!"[1]

Wie Annette späterhin Verwandten gegenüber wiederholt erklärte, hatte ihr Katharina Schücking in dem Empfehlungsbrief auf das angelegentlichste die Sorge um den talentvollen Lieblingssohn ans Herz gelegt, und zwar nicht als bloßen Höflichkeitsbeweis, sondern mit dem ganzen Ernste eines Mutterherzens, das vielleicht ein Vorgefühl seines nahen Endes bewegte. Annette selbst mochte die Tragweite und die tiefere Bedeutung der Worte wohl nicht gleich geahnt haben; denn sie unterließ es sogar längere Zeit, der Freundin eine Antwort zu schreiben.

„Ich kehrte," so erzählt Schücking weiter, „höchstens ein oder das andere Mal zurück in diese Abgeschiedenheit, bis nach mehren Monden, bis nach einer Zeit, in welcher der erste große Schmerz in mein junges Leben getreten war. Ich glaube, es war eine Botschaft von Annette von Droste, die mich zu ihr hinausbeschied. Als ich sie wiedersah, reichte sie mir die Hand, und in ihre Augen, diese mächtigen, durchdringenden Seelenlichter, bei denen man an das Antlitz einer Sibylle denken mußte, waren Thränen getreten.

‚Denken Sie sich,' sagte sie, ‚ich machte mir Vorwürfe, daß ich den Brief Ihrer Mutter solange unbeantwortet gelassen. Gestern endlich setzte ich mich nieder, um ihr einen recht ausführlichen Brief zu schreiben. Während ich mich dazu anschicke und die Feder ansetzen will, fällt mein Blick auf eine mehrere Tage alte Zeitung, die ich als Unterlage genommen. Ich

[1] Annette von Droste. Ein Lebensbild von Levin Schücking. Hannover, Rümpler 1862. S. 14 ff.

erblicke den Namen ihrer Mutter darin, und als ich näher zusehe, ist es — die Anzeige ihres Todes! [2. Nov. 1831.]

„Sie war sehr erschüttert durch das eigentümliche Walten des Zufalls und bezeugte mir eine tiefe Teilnahme. Sie forderte mich auf, öfter aus der Stadt an den freien Nachmittagen zu ihr herauszukommen; später sagte sie mir, daß sie in jenem Augenblicke, wo sie auf solche Weise den Tod meiner Mutter erfahren, das Gefühl gehabt, als habe die Verstorbene ihr als ein Vermächtnis einen Teil der Sorge für den verwaisten Sohn hinterlassen, als habe sie eine Verpflichtung, sich um mein Wohl und Wehe zu bekümmern, übernommen. —"[1]

Wie Annette das Vermächtnis der Freundin in Treue zu wahren und der Sorge um das Wohl Levins gerecht zu werden suchte, kurz, wie sie sein „Mütterchen" wurde, das beweist der Verlauf dieser Lebensgeschichte; ist doch das Leben des Einen in seinen sturmvollsten Entwickelungsjahren nicht zu erzählen, ohne der Dichterin Erwähnung zu thun, die nicht bloß durch guten Rat und Freundschaft, sondern auch durch wirkliche Hilfe besonders bei litterarischen Arbeiten ihre verstorbene Freundin beim Sohne zu vertreten suchte. Vorderhand freilich fand sie zur Bethätigung ihrer Sorge keine Gelegenheit; denn Schücking verließ bald darauf Münster und entschwand für eine Reihe von Jahren dem Gesichtskreise Annettens nahezu vollständig.

Ehe Schücking der Dichterin wieder nahetreten und auf ihre litterarische Thätigkeit günstig einwirken sollte, führte Gott ihr einen anderen Freund zu, der ihr für ihr ganzes Geistes- und Gemütsleben von Bedeutung wurde. Einen Blick in ihr eigentümliches Seelenleben mit seinem Schwanken und Kämpfen, Hoffen und Bangen hätte Annette unmöglich dem viel jüngeren bald durchaus in weltlich litterarischen Bestrebungen aufgehenden, in blasiertem Unglauben wenn auch nur unbewußt ganz und gar befangenen Schücking eröffnen können, das konnte

[1] Es muß auffallen, daß Annette den Tod Katharinas nur aus Zufall aus der Zeitung kennen lernte und nicht durch Levin selbst. Schücking scheint dies durch seinen übergroßen Schmerz um die Verstorbene zu erklären.

sie vielleicht überhaupt nur einem Fremden, und dieser eine war der um vier Jahre jüngere, aber geistig gereifte und charakterernste Privatdocent Christoph Bernhard Schlüter.

Zu Warendorf am 27. März 1801 als der Sohn des damaligen Richters, späteren Oberlandesgerichts- und Geheimen Justiz-Rates in Münster, Clemens August Schlüter, geboren, zählte der Knabe erst acht Jahre, als er sich durch eine unvorsichtige Spielerei beide Augen schwer verletzte — infolgedessen eine dauernde, mit den Jahren zunehmende Schwächung des Augenlichtes eintrat, welche in seinem 27. Jahre in eine vollständige Erblindung überging. Nachdem er trotz aller Krankheit und Schwäche bald nach vollendetem achtzehnten Lebensjahre das Gymnasium zu Münster absolviert hatte, studierte er in den Jahren 1819—1822 auf der Universität Göttingen Philosophie und Theologie, setzte diese Studien alsdann in Münster fort und bereitete sich hier für das Gymnasiallehramt vor, wurde aber von der Prüfungskommission ermuntert, sich ausschließlich der Philosophie zu widmen und in diesem Fache als akademischer Lehrer aufzutreten. Als solcher habilitierte er sich denn auch wirklich im Mai 1827 an der Akademie zu Münster.

Es währte nicht lange, so wurde das Haus des Geheimrats Schlüter der Sammelpunkt einer geistig angeregten und anregenden Gesellschaft. Nicht bloß Studenten, sondern überhaupt alles, was in Münster auf Geist und Litteraturkenntnis Anspruch machte, begegnete sich im gastlichen Hause hinter Lamberti in den traulichen Zimmern, wo die fromme und äußerst feingebildete Geheimrätin mit ihrer geistreichen Tochter Therese gastlich waltete.

Um die ganze Bedeutung und eigentlichste Natur des neuen, bis in den Tod währenden Freundschaftsbundes zu erfassen, darf der Charakter Professor Schlüters nicht aus den Augen gelassen werden. Es lag über dem ganzen Wesen des Mannes ein Doppelstrahl kindlicher Einfalt und männlichsten Ernstes. Schücking hat wohl recht, wenn er ihn einen Mann

von außerordentlich vielseitigem Wissen und eine anima candida nennt, „wenn je eine lebte.“ Aber was Schücking nicht sagt und vielleicht auch niemals recht erfaßte, war jener christliche Ernst des Mannes mit der Kinderseele, der in allen Strahlen der zersplitterten Menschenweisheit das Urbild und den Lichtquell der göttlichen Sonne suchte — für den die Wissenschaften wirklich nur Leitern zur Erkenntnis und Liebe der ewigen Wahrheit waren. Er hat vielfach geforscht mit edelster und reinster Meinung, er hat nicht selten im einzelnen im Verstande geirrt aus Liebe zur Wahrheit, unter deren Bild sich ihm der Irrtum in irgend einem neuen philosophischen System darstellte, aber niemals hat er auch nur eine Stunde in der Wissenschaft selbst geruht und sich im Glanz derselben selbstgefällig gesonnt. All sein Forschen und Lernen ging auf das eine Ziel alles höheren Strebens, auf Gott und das große Geschäft des Seelenheiles. Wie oft noch in späteren Jahren hat es uns persönlich erbaut und gerührt, auf dem Tischchen, an dem der edle Greis seine gelehrten Studien zu machen, seinen Vorleser anzuhören und vertrautere Freunde zu unterhalten pflegte, immer wieder die alte abgegriffene Handpostille zu erblicken, die als teures Erbteil der Mutter sorgfältig in Ehren gehalten und regelmäßig gebraucht wurde. Es war nicht eine litterarische, schöngeistige Freundschaft, welche in Zukunft Annette und Schlüter verbinden sollte, sondern ein auf gegenseitiger Hochschätzung und edler Liebe ruhender Bund der Seelen; hier hieß, wie die Dichterin das so schön in einem ihrer Briefe ausdrückt, „der Kern der Freundschaft: E i n Glauben, e i n Hoffen und e i n Wirken“.

Das schöne Band hat sich dann mit den Jahren immer enger geknüpft; auch in der Ferne hat Annette des Münsterischen, oder richtiger „des einzigen Freundes“, wie sie ihn nannte, nicht vergessen. Prof. Schlüter hat es auch seinerseits niemals an der treuesten Hingabe fehlen lassen und schreckte selbst vor einem ernsten Wort der Mahnung und Warnung nicht zurück, wenn er die Freundin im Irrtum glaubte.

Die Vermittlerin einer ersten Annäherung zwischen dem jungen Professor und der Dichterin war die Freifrau v. Hülshoff, Annettens Mutter selbst gewesen. Es war bei einem Festessen, welches Domkapitular Prof. Katerkamp zur Ehren der Frau von Hardenberg (geb. Henriette Stolberg) gab, die sich längere Zeit bei der Familie Schlüter zum Besuch aufgehalten hatte.[1] Nach der Tafel näherte sich die Freifrau von Hülshoff dem jungen Schlüter und unterhielt sich wohl eine Stunde lang mit ihm über die Gedichte ihrer Tochter. Auch äußerte sie schließlich ihren Wunsch, Annette möge sich mit ihm in Verbindung setzen, da sie sonst niemanden habe, mit dem sie über ihre litterarischen Studien und Arbeiten in irgend ersprießlicher Weise reden könne. Es geschah das am 5. April 1829.

„Kurz darauf brachte mir der junge Herr v. Metternich, welcher mit dem Fräulein in Verkehr stand, den ‚Walther' (ob in der Mutter oder Annettens Auftrag, weiß ich nicht.), der mir aber nicht gefiel; er erinnerte mich zu sehr an Wieland, er schien mir süßlich, leer, ja zum Teil affektiert, so daß ich anfangs suchte, das Zusammentreffen mit dem Fräulein zu vermeiden." Späterer Zusatz: „Der ‚Walther' wurde mir schlecht vorgelesen, was vielleicht auf mein erstes Urteil Einfluß hatte."[2]

Die Tagebücher Schlüters während der Jahre 1830—31—32 ja selbst 1833 schweigen noch vollständig über Annette, was wohl zum Teil auch daher rühren mag, daß bald nach dem ersten Begegnen Annette ihre längere Reise nach Bonn machte und der neue Bekannte dadurch in den Hintergrund trat.

Eine eigentliche Freundschaft muß jedoch im Jahre 1833, spätestens anfangs 34 begonnen haben.

Im Tagebuch des Geheimrats Clem. Aug. Schlüter lesen wir:

1834. 25. Febr. „Stoffer [Professor Christoph Bernh.] und Thereschen waren zum Thee bei Werner v. Haxthausen mit Nettchen Scheffer; Fräulein Nettchen von Hülshoff war auch da gewesen . . . den Abend ward Goethe sehr erhoben, Schiller herabgesetzt, den Thereschen zu verteidigen suchte."

---

[1] Sie war eine Schwägerin Novalis', eine überaus geistreiche Frau, welche unter dem Pseudonym Walden viele damals geschätzte Schriften besonders über Erziehung verfaßt hat.

[2] Christ. B. Schlüters Tagebuch.

1. März. „Nettchen von Hülshoff sang uns von 4—5 alte Minnelieder und Volksgesänge vor; vor allem ‚Gott grüß mir die im grünen Rock' — ‚Ich habe gemeint' — und ‚Wohin soll ich mit euch gehen'."

9. April. Frl. von Droste-Hülshoff zum Kaffee; sie recitierte ein Gedicht von ihr, den St. Bernhard; Herr von Kitzing kam und unterbrach sie. Nun sang sie einige alte Minnelieder und Volkslieder zum Klavier, lauter interessante Melodieen. (Auch von des Arztes Vermächtnis war schon damals die Rede.) [Zusatz des Sohnes.]

14. Juli. Heute gingen Stoffer und Thereschen nach Rüschhaus, Frl. A. von Droste zu besuchen. (Wir tranken dort Kaffee, sie recitierte aus ihren Gedichten, worüber vieles gesprochen und überlegt wurde; zeigte uns Muscheln, Münzen und Altertümer. Wir kehrten am Abend beschenkt mit einigen Raritäten nach Hause. Ich erhielt einen römischen Steinkrug, wohl aus Xanten, ein römisches Lämpchen, beide aus Thon, ein schwarzes und weißes Steinchen, Lappillus, und einen fingerlangen Penaten — der mir später von einem Philologen entwendet wurde.) [Zusatz des Sohnes.]

Dezember. Fräul. von Hülshoff sang alte Minnelieder.

Im Tagebuch des Professors selbst wird Frühjahr 1834 Frl. v. Droste erwähnt, im Herbst ihr fuchsiges Buch. „Nov. 1834 sah ich Fräulein von Droste bei mir."

Vom 17. Juli 1834 liegt das erste Schreiben Annettens an den Freund vor, das aber, ebenso wie die ersten Briefe Schlüters, auf eine längere und innigere Bekanntschaft schließen läßt.

Diese neue Freundschaft mußte der Dichterin auch Ersatz bieten für zwei herbe Verluste, welche sie in den letzten Jahren erlitten hatte. Nachdem 1831 Katharina Schücking heimgegangen war, hatte sie im folgenden den Tod ihres Vetters, Prof. Clemens v. Droste, zu betrauern, der auf einer Reise nach Wien in Wiesbaden (13. Aug. 1832) gestorben war. Kaum war diese Wunde vernarbt, als ihr das Jahr 1833 den alten lieben Sprickmann (22. Nov.) raubte, der sich seit 1829 wieder in seiner Vaterstadt niedergelassen hatte.

Kaum hatten nun Annette und Schlüter sich recht in einander gefunden, als die Stunde der Trennung der beiden Rüschhauser Schwestern schlug. Diesmal war es nicht der Tod, sondern die Liebe, welche die Lücke riß.

Auf der früher zum Kloster Muri gehörigen, im Thurgau herrlich gelegenen Herrschaft Eppishausen wohnte zu Ende der zwanziger Jahre eine der charakteristischsten Gestalten der deutschen Romantik: den gelehrten Freunden als „Meister Sepp von Eppishusen" bekannt, im bürgerlichen Leben genannt Freiherr Joseph von Laßberg.

Geboren am 10. April 1770 zu Donaueschingen als Sohn des Oberjägermeisters des Fürsten v. Fürstenberg, empfing er seine erste klassische Bildung in dem Cistercienserkloster Salmansweiler. Er wußte später viel von der harten Zucht in dieser Schule zu erzählen, wie die Säle nie geheizt gewesen, die Tinte im Winter zu Eis gefroren und wie er einst, ein sechsjähriges kleines, mit rotem Mäntelchen angethanes Jünkerlein, sich auf dem Wege zur Kirche, weinend vor Frost, auf den Schnee geworfen. Durch den Aufenthalt und den Unterricht bei den Patres erwachte schon beim Knaben die Vorliebe für alte Bücher; eine Inkunabel von Thomas Lirer war seine erste Liebschaft, und sein Taschengeld ging schon damals meistens in Ankauf von Büchern auf. Für adelige Leibesübung war im väterlichen Hause reichlich gesorgt. Erst siebenjährig erlegte er als gewandter Schütze schon ein Gelttier — während er seinen ersten Tropfen Wein mit 19 Jahren verkostete. Mit 15 Jahren trat er als Kadett in das zu Straßburg garnisonierende 4. Husarenregiment, bei dem als Rittmeister sein mütterlicher Oheim Malsen diente, und erhielt dort als sechzehnjähriger Offizier den Ritterschlag, nachdem er die Nacht vor dem Johannistag 1786 in der Burgkapelle zu Trifels seine Waffenwache gehalten hatte. In jener Zeit hielt er sich auch viel auf dem Schlosse Martinsburg bei Colmar im Elsaß auf, das seine unverheiratete Tante bewohnte, welche Hofdame der verwitweten Gräfin Albany (Gemahlin Karl Eduards von Schottland, geborene Prinzessin Stolberg) war, und übte sich hier nicht bloß in ritterlichen Künsten und in allen Arten der Litteratur, wozu ihm des Dichters Alfieri und unseres Deutschen Pfeffels Aufenthalt daselbst Gelegenheit gab, sondern auch in der Ökonomie, da ihm das Besitztum der Tante erblich

zufallen sollte. Die französische Revolution hat freilich später diese „Erbschaft" gemacht, indem sie das Gut konfiszierte und Laßberg als geborenem Deutschen auch das Entschädigungsrecht verweigerte. Von 1787 bis 1788 oder 89 studierte Laßberg in Freiburg und Heidelberg, wurde 1792 Oberforstmeister und trat als solcher dann in den fürstlich Fürstenbergischen Dienst. Mit vollster Seele und einer dichterisch durchglühten Liebe zu seinem Beruf widmete er sich dem Forstfache; alles, was dazu gehörte, begleitete ihn durch das ganze Leben, und „nachdem er sich in mancher anderen Kunde eingebürgert", erwachte selbst im hohen Alter noch sein lebhaftestes Interesse, wenn auf Wald, Forst und Jagd die Rede kam. Er erkannte noch in späteren Jahren jeden Baum wieder, den er gepflanzt, und die grüne Farbe seines Überrocks, die er beständig beibehielt, sollte von dem Berufe seiner Jugend auch im Alter Zeugnis geben. Der Jagd zuliebe hatte er das Frühstück sich abgewöhnt und blieb nüchtern bis Mittag; manche Nacht lag er im Schnee, wenn es galt, einen Eber für den fürstlichen Tiergarten einzufangen, und in mancher Sommernacht wartete er stundenlang in quellenreichen Waldblößen, wo die Hirsche sich rudelweise sammelten, oft wohl achtzig an der Zahl — dem Weidmann ein herrliches Schauspiel. Seine Rüstkammer brachte es allmählich bis auf fünfzig Jagdgewehre und darüber; für botanische Werke scheute er keinen Preis. Galt es Forstkulturen anzulegen, so ging ihm das Herz auf; das „Pflanzet Bäume!" war ihm zum Bedürfnis geworden, auch ließ er es sich nicht verdrießen, „stundenlang auf allen Vieren in den Falten der Berg-Abhänge herum zu kriechen, um die schickliche Stelle zu finden, einen Ahorn, eine Eiche oder eine Linde hinzupflanzen."

Laßberg führte 1795 als Gattin Maria-Anna von Ebing, aus einer jetzt erloschenen Constanzer Reichsritterfamilie, heim, die ihm im Laufe der Jahre vier Söhne schenkte, von denen indes nur einer den Vater überlebte.

Im Jahre 1804 erlosch der zu Donaueschingen regierende Zweig des Hauses Fürstenberg, und die böhmische Sekundogenitur

wurde zur Nachfolge berufen. Aber auch der dortige Zweig stand auf zwei Kindesaugen; Fürst Karl Egon hatte erst acht Jahre und kam nun mit seiner Mutter, Fürstin Elisabeth geb. Thurn und Taxis, nach Donaueschingen, um die neue Regierung anzutreten. Laßberg gewann bald das Vertrauen der edlen Frau. Im Jahre 1805 wurde freilich durch Napoleons Machtspruch das Haus Fürstenberg seiner Landeshoheit entsetzt, aber Laßberg blieb an der Spitze der ausgedehnten Verwaltung und übte nebenbei einen entscheidenden Einfluß auf die Erziehung des jungen Fürsten. Während der 12 Jahre dieser „Laßbergischen Regierung" zeigte sich sein ganzes Verwaltungstalent und die ganze Größe und Reinheit seines Charakters. Er war, um hier nur eines hervorzuheben, „vielleicht der erste europäische Staatsmann, der an eine Reduktion der Zinsen der Staatsschuld dachte", und als 1817 die Vormundschaft zu Ende ging, hieß es allgemein, „noch nie seien Kisten und Kästen so voll gewesen". Die verschiedenen Reisen, auf welchen Laßberg die Fürstin begleitete, waren für sein wissenschaftliches und kunstliebendes Streben von höchstem Wert; „es gab in Europa wenig Gemälde berühmter Meister oder Kupferstiche, Basreliefs und Statuen, die er nicht in all ihren Eigentümlichkeiten gekannt hätte. Sein vortreffliches Gedächtnis wußte bei jedem Gespräche darüber alle gewonnenen Eindrücke wieder lebendig aufzufrischen." Das Wiedererwachen des historischen Sinnes für das Mittelalter begrüßte er mit der ganzen Inbrunst seines Herzens. Für die Herausgabe der Monumenta hist. Germ. erbot er sich, die Minnesänger der Manessischen Sammlung zu bearbeiten, und bewog seine fürstliche Freundin, sich mit sechs edlen Westfalen zu verbinden, um jährlich hundert Dukaten zur Förderung des Werkes beizusteuern.

Nach der Mündigkeitserklärung Karl Egons verließ Laßberg 1817 den Fürstenbergischen Forst- und Verwaltungsdienst zu Donaueschingen und lebte nun entweder am Hofe der Fürstin Mutter oder auf seiner 1813 gekauften Besitzung Eppishausen. Seine Gattin war ihm schon 1814 durch den Tod entrissen und seine Söhne in auswärtigen Stellungen. So hatte denn Laßberg

nicht bloß die nötige Muße, sondern auch das Bedürfnis, sich mehr und mehr seinen gelehrten Studien zu widmen, welche sich mit der Zeit hauptsächlich der mittelalterlichen deutschen Dichtung zugewendet hatten. „Als ein gefürchteter Kenner seltener Bücher brachte er im Laufe der Jahre eine Bibliothek gedruckter Schätze und eine Sammlung wertvoller Handschriften durch Kauf und Tausch zusammen, wie in ganz Deutschland kein zweiter Privatmann eine solche besaß." Bald trat er mit allen namhaften Forschern Deutschlands in regsten Briefwechsel, und sein Name hatte bei allen Germanisten, denen er meistens auch persönlich freundschaftlich näher trat, einen vollen Klang. „Die Vorliebe für die altdeutsche Litteratur und Geschichte, die ihn beseelte, brachte ihm allmählich in diesem Bereiche so tiefe und umfassende Kenntnisse bis zu den einzelnsten Nachrichten über das Leben und die Verbindungen der Meister- und Minnesänger, über die Geschichte und den Inhalt ihrer Werke und der bezüglichen Handschriften bei, wie sie mit dieser Sicherheit und in diesem Umfange bei keinem seiner Zeitgenossen zu finden waren." Die Brüder Grimm, Benecke, Lachmann, Maaßmann, Schmeller, Follen, Wackernagel, Uhland, A. v. Keller, G. Schwab u. s. w. traten bald mit dem Herausgeber des „Liedersaales" (1821) und dem Besitzer so unerschöpflicher Schätze in regste Verbindung, und Eppishausen wurde nach und nach das Wallfahrtsziel der Gelehrten und Dichter. Die Fürstin Elisabeth starb 1822 auf dem Schlosse Heiligenberg, und Laßberg zog sich jetzt vollständig auf seine Besitzung zurück. Hier trug alles in der häuslichen Einrichtung den Stempel der Formen des deutschen Ritterwesens im Mittelalter: die gemalten Glasscheiben mit den alten Wappen und Bildern, die Tafelrunde in der Mitte des Zimmers mit dem antiken Tintengefäß und mit alten Büchern und Werkzeugen überdeckt; deutsche Holzgemälde an den Wänden, alte Gewehre und Waffen in den Ecken, Schränke mit schönen Bildern von eingelegter Arbeit verziert; ein großer Napf mit türkischem Tabak gefüllt und eine Unzahl verschiedenartig geformter Pfeifen; selbst die Krüge, Flaschen und Gläser, selbst

die Handbestecke, Schüsseln und Teller auf der Tafel, alles machte auf den Beobachter einen überraschenden Eindruck — der freilich nur darum lebendiger ansprach, weil Laßberg mit seinem Geiste und seiner ritterlichen Erscheinung alle diese Formen zu beleben wußte. Es war eine Seele in all dieser fremdartigen Umgebung, und das ist der große Unterschied zwischen Eppishausen und dem heutigen „altdeutschen Salon", welchen sich der reiche Börsenmann bei seinem Lieferanten bestellt.

Aber bei aller Liebe zur alten Kunst und Geschichte fühlte sich Laßberg inmitten seiner Schätze mit der Zeit doch recht einsam. Es war der wahre Ausdruck seiner Lage, wenn er sich halb scherzend den „Einsiedler" nannte, „der mehr als jemals mit dem verbannten Dichter ausrufen konnte:

„Non qui soletur, non qui labentia tarde
Tempora narrando fallat amicus adest!"[1]

Dazu fühlte er lebhaft, wie:

„Jahr auf Jahr entfliehn, es bricht der Winter des Lebens
Stürmend herein! . . ."

Doch auch dieser Winter sollte einen Frühling bringen!

Im Jahre 1813/14 war eine schwache Hoffnung gewesen, auf dem Wiener Kongresse die Landeshoheit für die Familie Fürstenberg wiederzuerlangen, und Laßberg hatte deshalb die Fürstin in die österreichische Hauptstadt begleitet. Dort weilte auch Werner von Haxthausen, der ebenfalls der Kunst und Wissenschaft hold und besonders für die Wiedererweckung echt deutschen Wesens begeistert war. Werner und Laßberg lernten sich kennen, und da ihr Wesen in den Hauptsachen so wunderbar übereinstimmte, so vereinigte bald ein Freundschaftsbund fürs Leben die beiden Edelleute aus dem Süden und Norden. Werner hatte seitdem nicht bloß mit seinem „Bruder" in treuem Briefwechsel gestanden, sondern den „Einsiedler" auch bereits einmal

[1] „Ach es fehlt ihm der Freund, der tröstet und traulich gesellet,
Freundlich im heitren Gespräch täuschet die schleichende Zeit."

von Weißbad bei Appenzell, das er mit seiner Gattin benutzte, auf der Klause von Eppishausen heimgesucht.

Im Herbste 1831 wanderte dann wieder eine ganze Karawane zur herrschaftlichen Einsiedelei hinauf, an ihrer Spitze „Bruder Werner", ihm folgend der Bruder Domherr Fritz, die Schwestern Ludowina und Sophie, die Gattin Betty, das Kind Nanna und die Nichte — Maria-Anna von Droste-Hülshoff.

Werner kam damals mit Frau und Kind und Schwestern von Rom zurück und war in Constanz mit seinem Bruder Fritz und der Nichte Maria-Anna zusammengetroffen. Droben fanden sie außer dem Schloßherrn auch noch den Freund aus Kassel, Jakob Grimm.

Nun gab es einige frohe Tage in dem sonst so einsamen Schloß, worauf dann die ganze Gesellschaft unter Führung ihres freundlichen Wirtes aufbrach, die Schönheiten der Schweiz zu bewundern. Auch der Rigi wurde gemeinsam bestiegen, und hier auf der Höhe gestand der Freiherr von Laßberg zum erstenmale der Nichte Werners, Maria-Anna, seine auf der Reise rasch und tief erwachte Liebe. Fräulein Jenny wies den edlen Bewerber nicht hoffnungslos ab, aber der Mutter in Rüschhaus mußte die weitere Entscheidung vorbehalten bleiben.

Als die Freunde in die sächsische Heimat zurückgekehrt waren, entspann sich ein lebhafter Briefwechsel mit den Bökendorfern, aber auch mit Jenny in Hülshoff; derjenige mit „Bruder Werner" liegt uns in seiner Gesamtheit vor; auch Jennys geschieht darin einigemale Erwähnung, aber mit einer Zurückhaltung, welche die Scene auf dem Rigi und die Eingeweihtheit des Onkels in das Herzensgeheimnis der Nichte kaum vermuten läßt. Der ‚Guardian' des „Coenobii St. Epponis" sollte für den Sommer 1832 nach Bökendorf kommen, woran ihn jedoch ein unvorhergesehenes Ereignis hinderte. Dafür kamen von den Damen der Reisegesellschaft aus Bökendorf und Rüschhaus Geschenke zum hl. Christ. „Sogar Nette Droste hat den nie gesehenen Freund ihres Hauses mit einem Ausschnitt von ihrer Hand beschenkt, an welchem ein wunderbarer Fleiß und Kunst

die Handbestecke, Schüsseln und Teller auf der Tafel, alles machte auf den Beobachter einen überraschenden Eindruck — der freilich nur darum lebendiger ansprach, weil Laßberg mit seinem Geiste und seiner ritterlichen Erscheinung alle diese Formen zu beleben wußte. Es war eine Seele in all dieser fremdartigen Umgebung, und das ist der große Unterschied zwischen Eppishausen und dem heutigen „altdeutschen Salon“, welchen sich der reiche Börsenmann bei seinem Lieferanten bestellt.

Aber bei aller Liebe zur alten Kunst und Geschichte fühlte sich Laßberg inmitten seiner Schätze mit der Zeit doch recht einsam. Es war der wahre Ausdruck seiner Lage, wenn er sich halb scherzend den „Einsiedler“ nannte, „der mehr als jemals mit dem verbannten Dichter ausrufen konnte:

„Non qui soletur, non qui labentia tarde
Tempora narrando fallat amicus adest!“[1]

Dazu fühlte er lebhaft, wie:

„Jahr auf Jahr entfliehn, es bricht der Winter des Lebens
Stürmend herein! . . .“

Doch auch dieser Winter sollte einen Frühling bringen!

Im Jahre 1813/14 war eine schwache Hoffnung gewesen, auf dem Wiener Kongresse die Landeshoheit für die Familie Fürstenberg wiederzuerlangen, und Laßberg hatte deshalb die Fürstin in die österreichische Hauptstadt begleitet. Dort weilte auch Werner von Haxthausen, der ebenfalls der Kunst und Wissenschaft hold und besonders für die Wiedererweckung echt deutschen Wesens begeistert war. Werner und Laßberg lernten sich kennen, und da ihr Wesen in den Hauptsachen so wunderbar übereinstimmte, so vereinigte bald ein Freundschaftsbund fürs Leben die beiden Edelleute aus dem Süden und Norden. Werner hatte seitdem nicht bloß mit seinem „Bruder“ in treuem Briefwechsel gestanden, sondern den „Einsiedler“ auch bereits einmal

[1] „Ach es fehlt ihm der Freund, der tröstet und traulich gesellet,
Freundlich im heitren Gespräch täuschet die schleichende Zeit.“

von Weißbad bei Appenzell, das er mit seiner Gattin benutzte, auf der Klause von Eppishausen heimgesucht.

Im Herbste 1831 wanderte dann wieder eine ganze Karawane zur herrschaftlichen Einsiedelei hinauf, an ihrer Spitze „Bruder Werner", ihm folgend der Bruder Domherr Fritz, die Schwestern Ludowina und Sophie, die Gattin Betty, das Kind Nanna und die Nichte — Maria-Anna von Droste-Hülshoff.

Werner kam damals mit Frau und Kind und Schwestern von Rom zurück und war in Constanz mit seinem Bruder Fritz und der Nichte Maria-Anna zusammengetroffen. Droben fanden sie außer dem Schloßherrn auch noch den Freund aus Kassel, Jakob Grimm.

Nun gab es einige frohe Tage in dem sonst so einsamen Schloß, worauf dann die ganze Gesellschaft unter Führung ihres freundlichen Wirtes aufbrach, die Schönheiten der Schweiz zu bewundern. Auch der Rigi wurde gemeinsam bestiegen, und hier auf der Höhe gestand der Freiherr von Laßberg zum erstenmale der Nichte Werners, Maria-Anna, seine auf der Reise rasch und tief erwachte Liebe. Fräulein Jenny wies den edlen Bewerber nicht hoffnungslos ab, aber der Mutter in Rüschhaus mußte die weitere Entscheidung vorbehalten bleiben.

Als die Freunde in die sächsische Heimat zurückgekehrt waren, entspann sich ein lebhafter Briefwechsel mit den Bökendorfern, aber auch mit Jenny in Hülshoff; derjenige mit „Bruder Werner" liegt uns in seiner Gesamtheit vor; auch Jennys geschieht darin einigemale Erwähnung, aber mit einer Zurückhaltung, welche die Scene auf dem Rigi und die Eingeweihtheit des Onkels in das Herzensgeheimnis der Nichte kaum vermuten läßt. Der ‚Guardian' des „Coenobii St. Epponis" sollte für den Sommer 1832 nach Bökendorf kommen, woran ihn jedoch ein unvorhergesehenes Ereignis hinderte. Dafür kamen von den Damen der Reisegesellschaft aus Bökendorf und Rüschhaus Geschenke zum hl. Christ. „Sogar Nette Droste hat den nie gesehenen Freund ihres Hauses mit einem Ausschnitt von ihrer Hand beschenkt, an welchem ein wunderbarer Fleiß und Kunst

zu sehen ist." Was fehlte, war immer die Einwilligung der Mutter in die Verbindung Jennys mit dem sechzigjährigen Bewerber. Auch das Jahr 1833 ging vorüber, ohne die Freunde sich nahe zu bringen, und schon neigte sich das folgende seinem Ende zu, als endlich am 21. Sept. 1834 der „alte Lazzbergare" an den „Bruder Werinharius" (Werner) einen Brief aus Rüschhaus schreiben konnte, wo er Mitte September angekommen war. „Deine Schwester Therese führte mich schon den andern Tag nach Hülshoff, wo ich zwei Tage blieb, und heute gedachte ich nach Bökendorf abzugehen, allein man läßt mich hier nicht fort, und die Bande, welche mich zurückhalten, sind zu süß, als daß du selbst, lieber Bruder! wünschen könntest, ich möchte sie zersprengen. Bald sollen diese Bande mit Gottes Hilfe auch heilig werden, und dann, liebster Werner! sollst du in deinem schönen Bökendorf statt einem gar zwei Gäste empfangen. Du hast es wohl ohne großes Divinationsvermögen längst gemerkt und merken können, daß mir Jenny, deine Nichte, teuer geworden ist. Seit drei Jahren in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihr, habe ich die Sehnsucht nach ihrem Umgange nicht länger bemeistern können; ich habe mit deiner Schwester gesprochen; sie ist es zufrieden, und so Gott will, ist Jenny in 4 Wochen mein geliebtes Weib. Unsere erste Ausflucht gehet dann nach Bökendorf, und dann, liebster Bruder! wollen wir beim dampfenden Pfeifchen einander hundert Sachen erzählen, wozu das Papier zu klein wäre . . . Schön ist dieses Land (Westfalen) nun für einen Bewohner des alten Sängergaues am Bodensee freilich nicht, aber was das Leben eigentlich zum Leben macht, das ist die Leute, die gefallen mir darinnen um so besser. Lebt wohl, auf baldiges Wiedersehen." Mit diesen Worten kündete der Freund dem Freunde den wichtigen Schritt der Verlobung mit Annettens Schwester, der in den früheren Briefen immer so nebenbei erwähnten „Jenny Droste" an.[1]

---

[1] Begeistert spricht sich Laßberg über Jenny in seinen Briefen an Ludowina von Haxthausen aus. Vgl. „Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob Grimm". S. 235 f.

Am 18. Oktober hatte die Trauung in Hülshoff statt, und kurze Zeit nachher schieden die neuen Gatten in ihre süddeutsche Heimat.

Ein Glück für Annette, daß auch sie bald nach der Hochzeit eine kleine zerstreuende Reise machen konnte. Auf dem Schloß Aerßen an der Maas bei Venlo lebte die jetzt ausgestorbene Familie von Wymar, welche mit den Droste-Hülshoff und Haxthausen sehr bekannt und befreundet war. Auch die freiherrliche Familie von Dalwigk verkehrte daselbst vielfach. So traf Annette dort auch Lorchen Dalwigk, „ein liebliches Geschöpf, die dorthin ihren ersten Ausflug gemacht, nachdem sie vor drei Wochen die Pension verlassen. Man kann sich nichts Anmutigeres und Frischeres denken; jede freie Minute wurde zu einer kleinen Tanz- oder Musik-Übung verwendet, denn wir waren schon im Spätsommer, und auf den Winter sollte sie in die Welt eingeführt werden. Ihre Augen funkelten schon vor Erwartung und die ihrer Eltern nicht minder, aber nicht zwei Monate nachher erhielt ich eine Todesanzeige, das Nervenfieber hatte sie fortgenommen." An diese junge Freundin erinnerten Annette ein Jahr später zwei andere Mädchen, von denen sie dem Freunde erzählt und dann recht bezeichnend hinzufügt: „Nun möchte ich immer wissen, ob jene zwei frischen Blumen auch so geknickt sind, wie ich sie da vor mir sehe, oder ob sie zuvor verdorrten und unkenntlich wurden; für meine Träumereien verweile ich am liebsten bei der ersten Vorstellung. Mir macht das jugendliche Porträt eines gealterten Originals nur selten andere als unangenehme Eindrücke; es ist nicht das Verfallen der äußern Form, sondern das der innern. Wessen Persönlichkeit entwickelt sich wohl so voran, daß sie zu allen Zeiten demselben Individuum gleich ansprechend wäre? Bei Alten, denen ich Zutrauen und Ehrfurcht zolle, mag ich nicht daran erinnert werden, daß es eine Zeit gab, wo ich ihnen beides würde geweigert haben; bei solchen, denen alles verloren gegangen ist, was die Jugend Edleres hatte, betrübt's mich zu sehr, daß man so gut ausgestattet sein und zuletzt so verkommen

zu sehen ist." Was fehlte, war immer die Einwilligung der Mutter in die Verbindung Jennys mit dem sechzigjährigen Bewerber. Auch das Jahr 1833 ging vorüber, ohne die Freunde sich nahe zu bringen, und schon neigte sich das folgende seinem Ende zu, als endlich am 21. Sept. 1834 der „alte Lazzbergare" an den „Bruder Werinharius" (Werner) einen Brief aus Rüschhaus schreiben konnte, wo er Mitte September angekommen war. „Deine Schwester Therese führte mich schon den andern Tag nach Hülshoff, wo ich zwei Tage blieb, und heute gedachte ich nach Bökendorf abzugehen, allein man läßt mich hier nicht fort, und die Bande, welche mich zurückhalten, sind zu süß, als daß du selbst, lieber Bruder! wünschen könntest, ich möchte sie zersprengen. Bald sollen diese Bande mit Gottes Hilfe auch heilig werden, und dann, liebster Werner! sollst du in deinem schönen Bökendorf statt einem gar zwei Gäste empfangen. Du hast es wohl ohne großes Divinationsvermögen längst gemerkt und merken können, daß mir Jenny, deine Nichte, teuer geworden ist. Seit drei Jahren in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihr, habe ich die Sehnsucht nach ihrem Umgange nicht länger bemeistern können; ich habe mit deiner Schwester gesprochen; sie ist es zufrieden, und so Gott will, ist Jenny in 4 Wochen mein geliebtes Weib. Unsere erste Ausflucht gehet dann nach Bökendorf, und dann, liebster Bruder! wollen wir beim dampfenden Pfeifchen einander hundert Sachen erzählen, wozu das Papier zu klein wäre . . . Schön ist dieses Land (Westfalen) nun für einen Bewohner des alten Sängergaues am Bodensee freilich nicht, aber was das Leben eigentlich zum Leben macht, das ist die Leute, die gefallen mir darinnen um so besser. Lebt wohl, auf baldiges Wiedersehen." Mit diesen Worten kündete der Freund dem Freunde den wichtigen Schritt der Verlobung mit Annettens Schwester, der in den früheren Briefen immer so nebenbei erwähnten „Jenny Droste" an.[1]

[1] Begeistert spricht sich Laßberg über Jenny in seinen Briefen an Ludowina von Haxthausen aus. Vgl. „Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob Grimm". S. 236 f.

Am 18. Oktober hatte die Trauung in Hülshoff statt, und kurze Zeit nachher schieden die neuen Gatten in ihre süddeutsche Heimat.

Ein Glück für Annette, daß auch sie bald nach der Hochzeit eine kleine zerstreuende Reise machen konnte. Auf dem Schloß Aerßen an der Maas bei Venlo lebte die jetzt ausgestorbene Familie von Wymar, welche mit den Droste-Hülshoff und Haxthausen sehr bekannt und befreundet war. Auch die freiherrliche Familie von Dalwigk verkehrte daselbst vielfach. So traf Annette dort auch Lorchen Dalwigk, „ein liebliches Geschöpf, die dorthin ihren ersten Ausflug gemacht, nachdem sie vor drei Wochen die Pension verlassen. Man kann sich nichts Anmutigeres und Frischeres denken; jede freie Minute wurde zu einer kleinen Tanz- oder Musik-Übung verwendet, denn wir waren schon im Spätsommer, und auf den Winter sollte sie in die Welt eingeführt werden. Ihre Augen funkelten schon vor Erwartung und die ihrer Eltern nicht minder, aber nicht zwei Monate nachher erhielt ich eine Todesanzeige, das Nervenfieber hatte sie fortgenommen." An diese junge Freundin erinnerten Annette ein Jahr später zwei andere Mädchen, von denen sie dem Freunde erzählt und dann recht bezeichnend hinzufügt: „Nun möchte ich immer wissen, ob jene zwei frischen Blumen auch so geknickt sind, wie ich sie da vor mir sehe, oder ob sie zuvor verdorrten und unkenntlich wurden; für meine Träumereien verweile ich am liebsten bei der ersten Vorstellung. Mir macht das jugendliche Porträt eines gealterten Originals nur selten andere als unangenehme Eindrücke; es ist nicht das Verfallen der äußern Form, sondern das der innern. Wessen Persönlichkeit entwickelt sich wohl so voran, daß sie zu allen Zeiten demselben Individuum gleich ansprechend wäre? Bei Alten, denen ich Zutrauen und Ehrfurcht zolle, mag ich nicht daran erinnert werden, daß es eine Zeit gab, wo ich ihnen beides würde geweigert haben; bei solchen, denen alles verloren gegangen ist, was die Jugend Edleres hatte, betrübt's mich zu sehr, daß man so gut ausgestattet sein und zuletzt so verkommen

kann; selten, selten darf man denken: das ist gerade die Blüte, die man nach der Frucht voraussetzen mußte.“[1]

Wir haben hier in deutlichen Worten den lyrischen Gedanken eines der seltsamsten Gedichte Annettens, das seinerseits wieder einen tiefen Blick in das geistige Schauen und Fühlen der Dichterin gestattet, ja den Leser fast ebenso krankhaft berührt. als es einer beängstigenden Geistesrichtung sein Entstehen dankt.

„Weh ihm, der lebt in des Vergangnen Schau,
Um bleiche Bilder wirbt, verschwommne Töne!
Nicht was gebrochen macht das Haar ihm grau,
Was Tod geknickt in seiner süßen Schöne;
Doch sie, die Monumente ohne Toten,
Die wandernden Gebilde ohne Blut,
Sie, seine Tempel ohne Opferglut,
Und seine Haine ohne Frühlingsboten. . . .

Hätt' ich dich nicht als süßes Kind gekannt,
Mit deinem Seraph in den klaren Blicken,
Dich nicht geleitet in der Märchen Land,
Gefühlt der kleinen Hände zitternd Drücken:
Ich würde jetzt dich mit Behagen sehen,
Du wärst mir eine brave, hübsche Frau;
Doch ach, nun muß ich unter deiner Brau,
Muß stets nach dem entflognen Engel spähen.“[2]

Der Aufenthalt in Aerßen ist auch deshalb zu erwähnen, weil vielleicht Annette aus demselben wo nicht das Motiv, so doch die Anregung und manche Schilderung, wie die nötige Lokalkenntnis zu ihrer späteren, Bruchstück gebliebenen, Kriminalnovelle ‚Joseph‘ hernahm. Auch der thatsächliche Hintergrund des Gedichtes ‚die beschränkte Frau‘, dürfte ihr hier zur Kenntnis gekommen sein. Möglich wäre es übrigens, daß Annette auch ins eigentliche Belgien gekommen ist, da eine Tochter des Wymarschen Hauses dort selbst verheiratet war.

[1] Schlüter, Briefe 59 f. Vgl. die ähnliche Auslassung oben S. 77.
[2] Vgl. III. 333 f.

Auf der Rückreise wurde wahrscheinlich in Kleve die von ihrem Gatten getrennt lebende Frau von Galieris, die Mutter der langjährigen Schülerin Annettens, besucht. Dann zog die Dichterin im Herbst mit den neuen Eindrücken und Erfahrungen wieder in ihre Wintereinsamkeit von Rüschhaus ein.[1] —

[1] Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Reise nach Holland noch vor der Verlobung und Hochzeit Jennys statthatte, d. h. zwischen Juli und September. Jedenfalls war Annette im November wieder zu Hause.

X. Stillleben.

(1834—1835.)

Annette brachte in die Freundschaft mit Schlüter als eine Art Morgengabe drei fertige Dichtungen: „Das Hospiz auf dem St. Bernhard“, „Des Arztes Vermächtnis“ und die erste Hälfte des „Geistlichen Jahres“.

Über die Entstehungsgeschichte der beiden ersten Dichtungen haben sich nur spärliche Nachrichten erhalten, besonders wenige über das zweite. Aus einer Tagebuchnotiz Jennys sehen wir, daß Nette am 10. Januar 1829 an dem „St. Bernhard“ arbeitete. Am 17. Dez. belehrt uns dieselbe Quelle, daß Jenny auf baldige Vollendung des Gedichtes hofft. Am 26. Dez. 1833 steckt die Dichterin noch für einzelnes in den Vorstudien. Das „Vermächtnis“ wird in Angriff genommen, sobald der St. Bernhard fertig ist. Da belehrt uns plötzlich das Tagebuch des Geheimrats Schlüter, daß „Fräulein Nette am 9. April 1834 dem Stoffer den St. Bernhard vorgelesen habe“.

Nicht lange nachher muß es gewesen sein, daß auch das „Vermächtnis“ dem Freunde vorgetragen wurde. Im Herbst desselben Jahres sandte Annette dann eine Abschrift der beiden Dichtungen an Frau Mertens mit der Bitte, das eine wie das andere „mit Adele und d'Alton kritisch durchzusehen“.

Mehr als diese beiden erzählenden Gedichte interessierten den neuen Freund aber die eigentümlich frommen Lieder des „Geistlichen Jahres“. Am besten noch gefiel ihm von ersteren der dritte Gesang des St. Bernhard; über „des Arztes Vermächtnis“ hat er niemals in seinen Briefen ein Wort verlauten lassen, und wir möchten auch aus späteren Äußerungen uns gegenüber

schließen, daß seinem klaren, lauteren Gemüt diese Schauerphantasie, wie „krankem Haupt sie sich entwand", durchaus unsympathisch war. Um so zahlreicher und begeisterter dagegen sind die Äußerungen über die geistlichen Lieder; man merkt es diesen Lobpreisungen an, daß sie die Dichterin auf eine zarte Weise dahin drängen möchten, sich vorzüglich dieser Art der Poesie zu widmen. „Leben Sie wohl," schließt schon gleich der erste Brief, „und benutzen Sie Ihre Muße, die der Himmel segnen möge, auf eine Ihres Genius würdige Weise — dieses, mein Fräulein, bedeutet etwas Besonderes!"

Als Annette diese Begeisterung des Freundes sah, scheint sie ihm erst das Original geliehen, dann sogar eine Abschrift der Lieder geschenkt zu haben, denn am 13. November 1834 schreibt Schlüter:

„Endlich muß ich Ihnen noch erzählen, obwohl nur kurz und andeutend, daß Ihr köstliches Depositum unterdes vielfältigen Zins der höheren Ergötzung und eines selteneren ungewöhnlichen Interesses, wie es nur der Schauer des wahrhaft Erhabenen und Großartigen in einer männlichen Brust zu erregen pflegt, und vielleicht noch anderen höheren Wucher eingetragen und mir mit mehreren, denen ich es, was mich sehr anzog, mitteilte, schon manche tief genußreiche Stunde bereitet hat. Ich würde hier gern breit und weitläufig, aber besser davon ein Näheres mündlich."[1]

Am 10. Januar 1835 heißt es wieder:

„Gestern abend las ich lang und viel in dem mir von Ihnen geschenkten Buche, das ich als einen köstlichen Schatz für immer betrachte, welche Lesung mich mächtig aufregte. Ich begann nochmals von vorn und hörte mit großem und innigem Anteil, und ich muß gestehen, daß mir nun die Zweifel 2c. gewisser Leute im Vergleich mit meinem Glauben wie Frömmigkeit zur Heuchelei, wie starke Demut zur schwachen und gemeinen Selbstzufriedenheit sich zu verhalten schienen, um nicht noch mehr zu sagen.

[1] Daß es sich hier um die erste Hälfte des „Geistl. Jahres" handelt, bestätigt ausdrücklich eine Anmerkung Schlüters zu diesem Brief.

Und gern hätte ich auf der Stelle bei Ihnen selbst demütige Abbitte gethan, wegen manches vielleicht zu harten Wortes, welches ich gegen Sie auszusprechen, ja Gedankens, den ich über Sie zu denken mir erlaubte. Und doch fiel mir ein, ist nicht vielleicht das: ‚Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest‘, wie das ‚Heut' ist meinem Hause Heil widerfahren‘ nur ein und derselbe Lichtstrahl von oben in zwei Prismen zu zwei verschiedenen Farben gebrochen, daß keineswegs beides wie Tag und Nacht auseinander liegt, weil nur das eine von beiden eine andere Lage zum Strahle eigen hat? Dieses Bild beruhigte mich; so kann ein Bild selbst einen Philosophen restaurieren. Dann aber fand ich ein mir neues, — von Ihnen (‚der Blindgeborene am Wege‘), ich fühlte wohl warum, mir nicht vorgelesenes Stück und sicher eins der schönsten und kräftigsten. Ich ließ es mir wiederholt vorlesen, und es richtete mich auf und kräftigte mich, anstatt mich niederzuschlagen, obwohl es mich ungewöhnlich tief ergriff und zwar um so mehr, weil es mich mit einem Rätsel überraschte, welches ich auf der Stelle zu lösen imstande war. Dieses, mein liebes Fräulein, sind Vordersätze, denen statt der Nachsätze hier ein Punkt mit einem Gedankenstrich folgt. —“[1]

„Den Eingang des III. Ges. vom St. Bernhard, den ich mir zuweilen recitiere und mich daran weide, habe ich unterdes mehreren Freunden mitgeteilt, die darüber mit mir einerlei Meinung, das ist, entzückt waren. Vielleicht vermissen Sie das fuchsige Buch; vielleicht aber ließen Sie es mir zum Vergnügen zurück. Den ‚Walther‘ müssen Sie vor allen Dingen nicht vergessen mitzubringen, wenn Sie kommen, und wann kommen Sie?“

. . . „Ei,“ so heißt es wieder in einem späteren Briefe, „daß Sie Kreuzhagen, und noch mehr, daß er Sie im verflossenen Herbst nicht kennen lernten! Unter allem, was ich seit zwei Jahren von geistigem Zuckerwerk für ihn aufgehoben, hat nichts ihn so ganz befriedigt, so durchaus und ganz interessiert und

[1] Das von Schläter erwähnte Gedicht ist dasjenige auf „Fastnacht“ I. 81.

elektrisiert als Ihre geistlichen Poesieen. Er wünschte sie in der Abschrift zu besitzen . . . Ihre geistlichen Poesieen, liebes Fräulein, wurden von K. und von mir genossen. Nachdem wir bis 12 gelesen und gearbeitet, gingen wir wiederholt zu Pinner, wo bei einem Glase echt englischen Porters, den wir beide sehr zu schätzen wissen, im eleganten einsamen Keller-Zimmer des Juden Ihre christlichen Dithyramben erschollen und demnächst Ihr Ruhm. Noch in seinem letzten Briefe bemerkt K., wie ganz besonders dieser Saal unter der Weihe, die wir ihm gegeben, in seinen Erinnerungen an Münster bedeutsam hervortrete und seine Sehnsucht rege mache."

Schon aus dieser Bevorzugung der religiösen Poesie der Freundin spricht klar der eigentümliche Charakter Schlüters und wohl auch des edlen Verhältnisses, das sich nun von Jahr zu Jahr immer inniger gestaltete. Am meisten aber verdient beachtet zu werden, wie Schlüter sich den „Zweifeln" Annettens gegenüber stellt. Zuerst hat er „harte Gedanken" über sie gehegt, ja sogar „harte Worte" gegen sie gesprochen. Dann aber, bei wiederholtem Studium, findet er, daß der Glaube Annettens verdienstlicher ist als der seinige, oder vielmehr, daß sie beide denselben Glauben haben, nur daß Annette vor banger Sorge und Demut ihres Besitzes nicht froh wird, während Schlüter mehr kindlich dankbar sich der Nähe und Güte seines Gottes freut. Besser könnte das innerste Wesen der beiderseitigen Gemütsanlagen nicht ausgesprochen werden.

Wir sind übrigens in der glücklichen Lage, auch über das damalige Stillleben Annettens mit den Worten des Freundes berichten zu können, indem wir einige jener Aufzeichnungen zusammenstellen, die Professor Schlüter nach der Dichterin Tod für Professor Braun in Bonn machte, der sich damals mit Abfassung einer Biographie der Verstorbenen beschäftigte und sich natürlich an Schlüter um Auskunft gewendet hatte.[1]

---

[1] Was aus den Vorarbeiten zu der Lebensbeschreibung geworden, warum dieselbe überhaupt nicht zu stande gekommen ist, wissen wir nicht.

Und gern hätte ich auf der Stelle bei Ihnen selbst demütige Abbitte gethan, wegen manches vielleicht zu harten Wortes, welches ich gegen Sie auszusprechen, ja Gedankens, den ich über Sie zu denken mir erlaubte. Und doch fiel mir ein, ist nicht vielleicht das: ‚Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest', wie das ‚Heut' ist meinem Hause Heil widerfahren' nur ein und derselbe Lichtstrahl von oben in zwei Prismen zu zwei verschiedenen Farben gebrochen, daß keineswegs beides wie Tag und Nacht auseinander liegt, weil nur das eine von beiden eine andere Lage zum Strahle eigen hat? Dieses Bild beruhigte mich; so kann ein Bild selbst einen Philosophen restaurieren. Dann aber fand ich ein mir neues, — von Ihnen (‚der Blindgeborene am Wege'), ich fühlte wohl warum, mir nicht vorgelesenes Stück und sicher eins der schönsten und kräftigsten. Ich ließ es mir wiederholt vorlesen, und es richtete mich auf und kräftigte mich, anstatt mich niederzuschlagen, obwohl es mich ungewöhnlich tief ergriff und zwar um so mehr, weil es mich mit einem Rätsel überraschte, welches ich auf der Stelle zu lösen imstande war. Dieses, mein liebes Fräulein, sind Vordersätze, denen statt der Nachsätze hier ein Punkt mit einem Gedankenstrich folgt. —"[1]

„Den Eingang des III. Ges. vom St. Bernhard, den ich mir zuweilen recitiere und mich daran weide, habe ich unterdes mehreren Freunden mitgeteilt, die darüber mit mir einerlei Meinung, das ist, entzückt waren. Vielleicht vermissen Sie das fuchsige Buch; vielleicht aber ließen Sie es mir zum Vergnügen zurück. Den ‚Walther' müssen Sie vor allen Dingen nicht vergessen mitzubringen, wenn Sie kommen, und wann kommen Sie?"

. . . „Ei," so heißt es wieder in einem späteren Briefe, „daß Sie Kreuzhagen, und noch mehr, daß er Sie im verflossenen Herbst nicht kennen lernten! Unter allem, was ich seit zwei Jahren von geistigem Zuckerwerk für ihn aufgehoben, hat nichts ihn so ganz befriedigt, so durchaus und ganz interessiert und

[1] Das von Schlüter erwähnte Gedicht ist dasjenige auf „Fastnacht" I. 81.

elektrisiert als Ihre geistlichen Poesieen. Er wünschte sie in der Abschrift zu besitzen . . . Ihre geistlichen Poesieen, liebes Fräulein, wurden von K. und von mir genossen. Nachdem wir bis 12 gelesen und gearbeitet, gingen wir wiederholt zu Pinner, wo bei einem Glase echt englischen Porters, den wir beide sehr zu schätzen wissen, im eleganten einsamen Keller-Zimmer des Juden Ihre christlichen Dithyramben erschollen und demnächst Ihr Ruhm. Noch in seinem letzten Briefe bemerkt K., wie ganz besonders dieser Saal unter der Weihe, die wir ihm gegeben, in seinen Erinnerungen an Münster bedeutsam hervortrete und seine Sehnsucht rege mache."

Schon aus dieser Bevorzugung der religiösen Poesie der Freundin spricht klar der eigentümliche Charakter Schlüters und wohl auch des edlen Verhältnisses, das sich nun von Jahr zu Jahr immer inniger gestaltete. Am meisten aber verdient beachtet zu werden, wie Schlüter sich den „Zweifeln" Annettens gegenüber stellt. Zuerst hat er „harte Gedanken" über sie gehegt, ja sogar „harte Worte" gegen sie gesprochen. Dann aber, bei wiederholtem Studium, findet er, daß der Glaube Annettens verdienstlicher ist als der seinige, oder vielmehr, daß sie beide denselben Glauben haben, nur daß Annette vor banger Sorge und Demut ihres Besitzes nicht froh wird, während Schlüter mehr kindlich dankbar sich der Nähe und Güte seines Gottes freut. Besser könnte das innerste Wesen der beiderseitigen Gemütsanlagen nicht ausgesprochen werden.

Wir sind übrigens in der glücklichen Lage, auch über das damalige Stillleben Annettens mit den Worten des Freundes berichten zu können, indem wir einige jener Aufzeichnungen zusammenstellen, die Professor Schlüter nach der Dichterin Tod für Professor Braun in Bonn machte, der sich damals mit Abfassung einer Biographie der Verstorbenen beschäftigte und sich natürlich an Schlüter um Auskunft gewendet hatte.[1]

---

[1] Was aus den Vorarbeiten zu der Lebensbeschreibung geworden, warum dieselbe überhaupt nicht zu stande gekommen ist, wissen wir nicht.

„. . . Indem ich," schreibt Schlüter, „meine Erinnerungen wieder aufgestört und Altes lebendig mir vergegenwärtigt habe, ergreift mich neuerdings oft eine schmerzliche Sehnsucht, das gute Fräulein möchte noch am Leben sein und mit uns, wie sonst, verkehren. Ich muß mir mit Leidwesen und Befremdung gestehen, daß ich sie im Leben nicht ganz nach ihrem Werte zu schätzen wußte, obwohl sie mir von Anfang wert und interessant war; „extinctus amabitur idem" — vielleicht rührte es daher, daß ich, durch Studien und andere Beschäftigungen in Anspruch genommen, meistens ihre Person und Anwesenheit nur von der Seite der guten Gesellschaft und angenehmen Unterhaltung betrachtete. Zudem war ihr Subtilisieren und Beobachten im Kleinen und Feinen derart, daß es, in seiner Partikularität und in seiner Entfernung vom Allgemeinen des Begriffes, auf mich mehr den Eindruck des Komischen machte; den tiefen Ernst und das richtige Streben einer echten und besonnenen Dichterin, welches, wie ich erst später einsah, demselben zu Grunde lag, begriff ich damals noch nicht. Blicke ich jetzt um mich, so finde ich keine Seele, mit der man so leicht und so geradehin über die tiefsten, höchsten und entlegensten Gegenstände des Nachdenkens und Fühlens sich besprechen konnte, ohne je Gefahr zu laufen, mißverstanden zu werden oder leer und ohne Ausbeute davon zu gehen, als mit ihr. Ein Wort oder eine Frage genügte oft, sie in den Kreis der Gedanken und Anschauungen zu versetzen, in welchem man sich eben befand, ihre Teilnahme und ihr Interesse zu erregen und sie zu veranlassen, ihre Meinung und Ansicht nach kurzer Besinnung auszusprechen, welches sie mit der größten Offenheit und Aufrichtigkeit, mit steter Achtung vor der Wahrheit that; sie war aber so gut, so natürlich und so bequem, daß man meinte, es müsse so sein und verstehe sich das alles von selbst."

„. . . Vorzüglich wird ihre Äußerung[1] über das Ideale und das Charakteristische in der Poesie, unter denen sie dem letzteren

---

[1] Vgl. Schlüter, Briefe 30 f.

den Vorzug giebt, für Sie von Interesse sein, indem man daraus sieht, welch ein tiefes und klares Bewußtsein sie über die eigentümliche Weise und Manier derjenigen Poesie hatte, wozu sie ein ausgemachtes Talent besaß und die sich in keinem ihrer Gedichte verleugnen. Man kann damit zusammenstellen, was sie anderswo[1] über eine ganz entgegengesetzte poetische Empfindungsweise, Richtung und Geschmacksbildung bei ihrer Freundin Malchen Hassenpflug sagt, welches ebenso bezeichnend und aus der Tiefe ihrer Dichterindividualität hervorgehend ist. Ein Glück scheint es zu nennen, daß sie mit der romantischen Dichtungsweise, so reichlich sie von Produkten und Leuten dieser Richtung umgeben war, entschieden brach; ihre Poesie ist dadurch um so viel dauernder, bedeutender, und ich möchte fast sagen, klassischer geworden. Der letzte Grund ihrer Wahl und Entscheidung scheint mir in ihrer Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe gelegen zu sein, dann, daß sie lieber sein als scheinen mochte, endlich, daß sie lieber zum Kleineren und Kleinsten hinab, als zu dem Glänzenden und Größeren hinaufstieg; ihrem Gefühl war das Kleinste und Unbedeutendste in der Natur und dem Menschengemüte auch in den untersten Regionen und Schichten gewissermaßen heilig. Das war Demut in der Poesie und gewiß ein echt christlicher Geschmack."

„Auch ihre satirischen Expektorationen über die englische Litteraturgeschichte von Cunningham werden Sie ergötzen; hat sie einmal die eine Seite einer Sache recht grell hervorgehoben, so macht ihr Gerechtigkeitsgefühl der Regel nach das Urteil dialektisch umschlagen, und so gewinnt sie — um mich hegelisch auszudrücken, die vernünftige Mitte des objektiven Begriffs, der beide entgegengesetzte Momente in Wahrheit an sich hat."[2]

„Das Fräulein war, wie leiblich, so auch mit dem Blick der Seele beisichtig, daher ihr Scharfsehen und Unterscheiden, discernere, im Kleinen, worin sie stärker war als im Sehen

---

[1] Vgl. Ebd. 119.
[2] Vgl. Ebd. 120.

des Großen und Fernen; daher ihre kleinen poetischen Freuden und Leiden, ihr häufiges Grübeln und Sichverwirren, aus welchem sie jedoch stets durch ihr tief religiöses, echt humanes Gefühl zur rechten Zeit den Ausweg fand. Ebendaher erkläre ich mir auch einigermaßen ihren inneren, religiösen Kampf, ihre Skepsis, ihr Ringen, welches namentlich in ihren geistlichen Gedichten fast überall hervortritt und ihnen zugleich die düstere, melancholische Färbung, zugleich aber auch ihren bedeutenderen Gehalt und die fesselnde Kraft mitteilt, womit sie alle diejenigen Seelen anzieht, deren innerer, höherer Lebensweg nicht sanft und eben war, sondern durch Dornen und steinige Strecken führte. Für die Anschauung und Betrachtung ist der Kampf interessanter als der Friede und das Fertigsein, wie auch die Tragödie mächtiger fesselt als die Komödie; ihr starker Wille hielt den Glauben mehr fest, als er in ihrem Gefühle wohnte; so wenigstens schien es mir wiederholt. Viele Jahre vor ihrem Ende sagte sie einst zu mir, sie habe, wenn nicht den Glauben, doch die Liebe; ich erwiderte ihr, dieses sei unmöglich. In späteren Jahren, nach einem längeren Gespräch, wo sie sehr bewegt war, sagte ich ihr, sie werde erst glücklich sein, wenn sie glaube, ohne das aber nie; unter strömenden Thränen sagte sie, sie glaube, daß sie doch glaube, und ich glaube jetzt doch, sie hatte recht. Ein Herz von unbegrenzter Güte, Opferwilligkeit, Selbstvergessenheit und Großmut war ihr jedenfalls eigen, ebenso ungeheuchelte Wahrheitsliebe, Gerechtigkeitsgefühl und Haß der moralischen wie politischen und religiösen Unordnung, tiefe Ehrfurcht vor Religion und Gesetz: doch gestehe ich, daß ihr Inneres zum Teil bis auf den heutigen Tag mir ein nicht ganz begreifliches Rätsel geblieben ist, weil die Religion sie nicht innerlich völlig zu befreien und fröhlich zu machen schien; ich glaube, dieses kam von ihrem rastlosen Reflektieren, Grübeln und Analysieren, welches sie schwer oder unmöglich unterlassen konnte. Dennoch will es mich dünken, als wenn auch sie, wenn nicht Stunden, doch Momente höheren, inneren

Friedens und Ruhe gehabt habe, woran sie zu anderen Zeiten dachte und sich hielt. . . ."

„. . . Wenn das Fräulein nach Münster kam, so besuchte sie, — nachdem sie bei uns eingesprochen, sich ausgeruht und darüber, was sie alles vorhabe, wie es in Rüschhaus und in Hülshoff stehe, sich ausgesprochen, vor allem aber mit herzlichem Anteil sich nach dem Befinden eines jeden erkundigt und einem jeden nach seiner Weise etwas Angenehmes gesagt oder ihn geneckt oder ausgescholten hatte, — gewöhnlich zuerst die Herzogin von Looz . . . In früherer Zeit besuchte sie auch wohl den, wenn ich nicht irre, ihr nahe verwandten Vice-Dominus Katerkamp und Brockmann, — alsdann aber ging sie zu Goldschmieden und Antiquaren, um Münzen, seltsame alte Uhren, Kästchen und Raritäten aufzutreiben und auszutauschen. Wenn sie um Mittag wiederkam, pflegte sie in humoristischer, lebendiger, oft dramatischer Darstellung zu berichten, was sie erlebt, welche Unterredungen mit welchen Originalen sie gehabt, und sie wußte überall Originelles zu entdecken und hervorzuheben, — und welche wundervollen Acquisitionen sie gemacht. — Aus der Suppe fischte sie jedes Kräutchen heraus und schob es beiseite, aß sehr wenig Fleisch, schnitt die Fische samt den Gräten quer durch und goß auf alle Gemüse Essig. Vor dem Essen machte sie das Kreuzzeichen und betete länger, als wir es gewohnt, sie that dieses auch, wenn sie bei Protestanten zu Tische war, wie ich den Oberregierungsrat Rüdiger einmal erzählen hörte, der sich mit Wohlgefallen darüber ausließ; dann aber war sie in der lebhaftesten Unterhaltung höchst ergötzlich in Erzählungen und Schilderungen, die ins einzelnste, feinste gingen, aber trotz ihrer Weitläufigkeit interessant waren, da sie von ihrer ausgezeichneten Beobachtungsgabe, ihrem Witz und wohlwollenden, freundlichen Gemüt ein vollgültiges Zeugnis gaben. Zuweilen, wenn die rechte Stimmung und die rechten Leute zugegen waren, stand sie während der Erzählung auf und agierte zugleich, was sie vortrug. Einer ihrer Lieblingscharaktere war der Kaufmann Schmitz aus Köln, der mit all seinen Sprachfehlern und seinem

Mischmasch von Kölnischem und Hochdeutschem aufgeführt ward, wie er seinen harmlosen Schiffbruch am Rhein erzählte, dem er glücklich entgangen, indem er mit seinen ‚hübsken langen Beinen‘ an das ‚Oewer‘ gegangen. Seine Erzählung war durchbrochen durch häufige Fragen, wie: ‚Fräulein, Sie witten doch wol, wat ein Schip is? — wat ein Oewer is?,‘ mit beigefügten drolligen, unglaublichen Definitionen. Allein der Glanzpunkt der Erzählung, die auf allgemeines Verlangen von Zeit zu Zeit wiederholt gegeben ward, war, was Kaufmann Schmitz, der Allbekannte, demnächst nachts im Wirtshaus erlebte. Nachdem die Wirtin ihm ein Weinsüppken gekocht, ein Hühnken gebraten und ihm hinauf geleuchtet, sich auch wegen des etwas kurzen Bettes gegen den Langen entschuldigt, der aber, sich in das Unvermeidliche findend, sich niedergelegt hatte, erging sich die Erzählung und Darstellung weiter, welche Leiden ihm, dem Ermüdeten, die Nacht durch bevorstanden. Nach anderm folgte das zu kurze Bett für seine langen müden Beine; wie er gegen das Fußende wiederholt im Schlaf gestoßen und wie sehr er an kalten Füßen gelitten. Früh morgens trat der Wirt ein mit den Worten: „Herr Schmitz, was haben Sie mir da für ein prächtig Schild über meine Thür gemacht!“ Die Sache war, daß Herr Kaufmann Schmitz nachts im Traum Bett und Mauer durchgetreten hatte und seine Sohlen über der Thür des Gasthofes zum Markt hinaus standen zu aller Erstaunen, da noch dazu eben Kirmes war. Alles dieses wurde mit den Worten und dem Vortrag von Kaufmann Schmitz haarklein vorgetragen.“

„Über ihr Äußeres sprach sich das Fräulein ebenso offen aus, wie sie aus ihrem Herzen keine Mördergrube machte. So sprach sie oft über ihre seltsam hervortretenden und wunderlich sich bewegenden Augen; da sie es ganz ungeniert that, so konnte man eben so ungeniert ihr zuhören und darüber mitreden oder es doch geschehen lassen.“

„Einst sagte sie, sie habe das merkwürdige Los, daß durchgängig alle Leute, welche sie einmal gesehen und sie kennen gelernt, entweder sofort und ununterbrochen fortan ihr gewogen

seien oder aber sie nicht ausstehen könnten; ein mittleres erführe sie nicht. Das Fräulein selbst, als vornehmlich in der Phantasie lebend, hatte das Bedürfnis mannigfacher und wechselnder Anregung durch neue Individualitäten, aber treue Anhänglichkeit an ihre alten Freunde lag in ihrem Gefühl, ihrer aufrichtigen Gesinnung und war keineswegs eine Mahnung der Pflicht. Trotz ihres guten und freundlichen Gemütes aber war sie dem Eindruck des Moments sehr unterthan und sehr reizbar, momentaner, leidenschaftlicher Heftigkeit wohl fähig, wenn die Umstände unversehens solche herbeiführten; die Atmosphäre aber klärte sich gar bald, und oft grübelte sie sogar endlos, ob sie irgend jemanden vielleicht verletzt und wie es wieder vollständig gut zu machen sei."

„Sie kleidete sich gern möglichst einfach, ja schlecht, weil es ihr unerträglich langweilig war, viel Zeit und Mühe auf ihr Äußeres zu verwenden und ihren inneren Ideenkreis zu verlassen, worin sie stets vollauf zu thun hatte und höchst geschäftig war. Übrigens konnte, wer sie nicht ihrer selbst und ihres Geistes willen liebte, ihr gestohlen werden. Merkwürdig war es aber, wie sie bei ihrem lebhaften Humor und ihrer satirischen Ader nie die vollkommene Hochachtung und Zartheit verletzte, die einem Individuum als Menschen entweder in diesem besonderen Falle geziemte, oder auch nur entfernt von ihm in Anspruch genommen werden konnte; nie habe ich solche im geringsten von ihr verletzt gesehen. Menschen, denen sie in ihrem eigentlichen Elemente nicht gefallen konnte oder dieses verbergen zu müssen glaubte, mied sie eher, als sie solche aufsuchte, wie leicht begreiflich . . ."

Von sich selbst und der Treue ihrer Neigungen sagt Annette einmal dem Freunde: „Ich weiß nicht, ob der Gedanke an etwas unwiderbringlich Vergangenes auf Sie dieselbe Gewalt übt wie auf mich, — wahrscheinlich nicht, denn Ihr Charakter ist mild, — aber der meinige enthält einen starken Zusatz von Sauerteig, — die Gewohnheit ist zudem meine Tyrannin; was einmal mein ist, müßte sehr schlecht sein, wenn ich es ganz und

Mischmasch von Kölnischem und Hochdeutschem aufgeführt ward, wie er seinen harmlosen Schiffbruch am Rhein erzählte, dem er glücklich entgangen, indem er mit seinen ‚hübsken langen Beinen‘ an das ‚Oewer‘ gegangen. Seine Erzählung war durchbrochen durch häufige Fragen, wie: ‚Fräulein, Sie witten doch wol, wat ein Schip is? — wat ein Oewer is?,‘ mit beigefügten drolligen, unglaublichen Definitionen. Allein der Glanzpunkt der Erzählung, die auf allgemeines Verlangen von Zeit zu Zeit wiederholt gegeben ward, war, was Kaufmann Schmitz, der Allbekannte, demnächst nachts im Wirtshaus erlebte. Nachdem die Wirtin ihm ein Weinsüppken gekocht, ein Hühnken gebraten und ihm hinauf geleuchtet, sich auch wegen des etwas kurzen Bettes gegen den Langen entschuldigt, der aber, sich in das Unvermeidliche findend, sich niedergelegt hatte, erging sich die Erzählung und Darstellung weiter, welche Leiden ihm, dem Ermüdeten, die Nacht durch bevorstanden. Nach anderm folgte das zu kurze Bett für seine langen müden Beine; wie er gegen das Fußende wiederholt im Schlaf gestoßen und wie sehr er an kalten Füßen gelitten. Früh morgens trat der Wirt ein mit den Worten: „Herr Schmitz, was haben Sie mir da für ein prächtig Schild über meine Thür gemacht!“ Die Sache war, daß Herr Kaufmann Schmitz nachts im Traum Bett und Mauer durchgetreten hatte und seine Sohlen über der Thür des Gasthofes zum Markt hinaus standen zu aller Erstaunen, da noch dazu eben Kirmes war. Alles dieses wurde mit den Worten und dem Vortrag von Kaufmann Schmitz haarklein vorgetragen.“

„Über ihr Äußeres sprach sich das Fräulein ebenso offen aus, wie sie aus ihrem Herzen keine Mördergrube machte. So sprach sie oft über ihre seltsam hervortretenden und wunderlich sich bewegenden Augen; da sie es ganz ungeniert that, so konnte man eben so ungeniert ihr zuhören und darüber mitreden oder es doch geschehen lassen.“

„Einst sagte sie, sie habe das merkwürdige Los, daß durchgängig alle Leute, welche sie einmal gesehen und sie kennen gelernt, entweder sofort und ununterbrochen fortan ihr gewogen

seien oder aber sie nicht ausstehen könnten; ein mittleres erführe sie nicht. Das Fräulein selbst, als vornehmlich in der Phantasie lebend, hatte das Bedürfnis mannigfacher und wechselnder Anregung durch neue Individualitäten, aber treue Anhänglichkeit an ihre alten Freunde lag in ihrem Gefühl, ihrer aufrichtigen Gesinnung und war keineswegs eine Mahnung der Pflicht. Trotz ihres guten und freundlichen Gemütes aber war sie dem Eindruck des Moments sehr unterthan und sehr reizbar, momentaner, leidenschaftlicher Heftigkeit wohl fähig, wenn die Umstände unversehens solche herbeiführten; die Atmosphäre aber klärte sich gar bald, und oft grübelte sie sogar endlos, ob sie irgend jemanden vielleicht verletzt und wie es wieder vollständig gut zu machen sei."

„Sie kleidete sich gern möglichst einfach, ja schlecht, weil es ihr unerträglich langweilig war, viel Zeit und Mühe auf ihr Äußeres zu verwenden und ihren inneren Ideenkreis zu verlassen, worin sie stets vollauf zu thun hatte und höchst geschäftig war. Übrigens konnte, wer sie nicht ihrer selbst und ihres Geistes willen liebte, ihr gestohlen werden. Merkwürdig war es aber, wie sie bei ihrem lebhaften Humor und ihrer satirischen Ader nie die vollkommene Hochachtung und Zartheit verletzte, die einem Individuum als Menschen entweder in diesem besonderen Falle geziemte, oder auch nur entfernt von ihm in Anspruch genommen werden konnte; nie habe ich solche im geringsten von ihr verletzt gesehen. Menschen, denen sie in ihrem eigentlichen Elemente nicht gefallen konnte oder dieses verbergen zu müssen glaubte, mied sie eher, als sie solche aufsuchte, wie leicht begreiflich . . ."

Von sich selbst und der Treue ihrer Neigungen sagt Annette einmal dem Freunde: „Ich weiß nicht, ob der Gedanke an etwas unwiderbringlich Vergangenes auf Sie dieselbe Gewalt übt wie auf mich, — wahrscheinlich nicht, denn Ihr Charakter ist mild, — aber der meinige enthält einen starken Zusatz von Sauerteig, — die Gewohnheit ist zudem meine Tyrannin; was einmal mein ist, müßte sehr schlecht sein, wenn ich es ganz und

für immer missen möchte, ich glaube wahrlich nicht einmal die Mücken, — was meinen Sie, wenn wir jahrelang in einem fremden Lande leben müßten, was von dieser Plage befreit wäre, würde uns bei dem ersten Stich einer vaterländischen Mücke nicht das Herz im Leibe lachen? Oder wenn wir jahrelang in einem Kerker gesteckt, uns jeden Zoll breit Raum, jede an die Wand gekritzelte Zeile dort zu eigen gemacht hätten, würden wir, nach einer Reihe von Jahren, für einen kurzen Aufenthalt darin nicht gern ein größeres Trinkgeld zahlen, als das beste Opernbillet kostet? Doch vielleicht, ja wahrscheinlich, weichen hierin Ihre Gefühle von den meinigen ab, und Sie lachen mich aus. Gut, lachen Sie nur, so habe ich Ihnen etwas zu vergeben, und wir sind quitt."[1]

So hielt sie es übrigens auch mit den Dingen des Geschmacks: „Haben Sie je einen Menschen gesehen, der z. B. durch Ausbildung seinem früheren Geschmacke wahrhaft entsagt hätte? Glauben Sie das ja nicht, aber wie mancher schämt sich dessen heimlich, und mancher täuscht sich auch selbst. Wer als Kind entzückt gewesen über den Scharlachrock eines Bedienten, steht jetzt mit lachenden Augen im Garten vor einer Lobelia Cardinalis, wo er endlich, endlich doch mal frei atmen, sich und andern sagen darf, wie schön, wie alles überstrahlend er den Scharlach findet. So liest mancher den Homer und sucht Kotzebuesche Gesellschaften, oder er sammelt Antiken und predigt die reinen Formen, während er im Leben durch die Wahl der Gegenstände seiner Neigung eine ganz abweichende Geschmacksrichtung darlegt. Ja das freie Gefallen ist eine teure Naturgabe, fast so teuer als der freie Wille, ihm nahe verwandt, und noch unzerstörbarer."[2]

„In der tiefen Einsamkeit auf dem Witwensitze ihrer Mutter zu Rüschhaus," fährt der Freund fort, „brachte sie oft Wochen und Monate zu, ohne, wie es scheint, irgend Gesellschaft zu vermissen; sie las, schrieb, betete, sann, ordnete Münzen

[1] Schlüter, Briefe 19.

[2] Schlüter, Briefe 31.

und Altertümer, zerklopfte Steine, beobachtete das Treiben der unzähligen Insekten und Wassertierchen im Schilfe der Teiche, hörte auch wohl, was das Gesinde oder zufällig anwesende Bauern untereinander sprachen, die, nachdem sie sie begrüßt, sehr wenig Rücksicht auf sie zu nehmen schienen. Zuweilen erzählte sie ganze Gespräche, welche sie vom Fenster aus angehört oder vor dem Hause am Tische sitzend, lesend und schreibend. Ihre ausführlichen Erzählungen kamen mir stets wie Studien vor für ihre Poesieen; einigen, die dieses und das psychologische Interesse nicht kannten, schien sie zu viel zu reden, — obwohl sie amüsant sei. In Rüschhaus wurden ihre Nerven durch Einsamkeit und Stille mitunter so reizbar, daß das Anschlagen der Glocke am Hofthor sie schon zusammenfahren machte und ihr Herzklopfen erregte."

„. . . Früh morgens ging sie zu der Kammer ihrer sehr alten Amme, mit der steten Furcht, sie nicht mehr am Leben zu finden. Sie zog ihr dann die Jacke an, denn die Amme behauptete, keiner könne das, außer Fräulein Nette. Dann, nachdem sie sich ein Weilchen mit ihr unterhalten und für ihre nächsten Bedürfnisse gesorgt, begab sie sich wieder zu Bette, schrieb, las oder betete. Um 9 oder 10 Uhr trank sie dann im Bette liegend ein Glas Milch und aß ein großes Käsebutterbrot. Um Mittag genoß sie fast nur Milchspeisen, etwas Kartoffeln, Brot ꝛc. und ein Stückchen von einer gebratenen Leber, welche sie Montags braten ließ, um ihre Leute nicht mit Bereitung von Fleischspeisen sich unnütze Mühe machen zu lassen und die für eine ganze Woche ausreichte. Einzelne seltene Besuche von Geistlichen in der Umgebung, auch von einem halb Verrückten, der ehemals ein élégant, ein schöner Geist und voll poetischer Sentimentalität gewesen, der den Hölty und Matthisson auswendig gewußt, schön zur Guitarre gesungen und allen Damen eine willkommene Erscheinung gewesen war, mußten für ein solches Stillleben Ereignisse sein. Die Verhältnisse zu solchen Individuen wurden mit Wichtigkeit behandelt, hatten ihre Geschichte, Wendungen und bedeutende Katastrophen und wurden

für immer missen möchte, ich glaube wahrlich nicht einmal die Mücken, — was meinen Sie, wenn wir jahrelang in einem fremden Lande leben müßten, was von dieser Plage befreit wäre, würde uns bei dem ersten Stich einer vaterländischen Mücke nicht das Herz im Leibe lachen? Oder wenn wir jahrelang in einem Kerker gesteckt, uns jeden Zoll breit Raum, jede an die Wand gekritzelte Zeile dort zu eigen gemacht hätten, würden wir, nach einer Reihe von Jahren, für einen kurzen Aufenthalt darin nicht gern ein größeres Trinkgeld zahlen, als das beste Opernbillet kostet? Doch vielleicht, ja wahrscheinlich, weichen hierin Ihre Gefühle von den meinigen ab, und Sie lachen mich aus. Gut, lachen Sie nur, so habe ich Ihnen etwas zu vergeben, und wir sind quitt."[1]

So hielt sie es übrigens auch mit den Dingen des Geschmacks: „Haben Sie je einen Menschen gesehen, der z. B. durch Ausbildung seinem früheren Geschmacke wahrhaft entsagt hätte? Glauben Sie das ja nicht, aber wie mancher schämt sich dessen heimlich, und mancher täuscht sich auch selbst. Wer als Kind entzückt gewesen über den Scharlachrock eines Bedienten, steht jetzt mit lachenden Augen im Garten vor einer Lobelia Cardinalis, wo er endlich, endlich doch mal frei atmen, sich und andern sagen darf, wie schön, wie alles überstrahlend er den Scharlach findet. So liest mancher den Homer und sucht Kotzebuesche Gesellschaften, oder er sammelt Antiken und predigt die reinen Formen, während er im Leben durch die Wahl der Gegenstände seiner Neigung eine ganz abweichende Geschmacksrichtung darlegt. Ja das freie Gefallen ist eine teure Naturgabe, fast so teuer als der freie Wille, ihm nahe verwandt, und noch unzerstörbarer."[2]

„In der tiefen Einsamkeit auf dem Witwensitze ihrer Mutter zu Rüschhaus," fährt der Freund fort, „brachte sie oft Wochen und Monate zu, ohne, wie es scheint, irgend Gesellschaft zu vermissen; sie las, schrieb, betete, sann, ordnete Münzen

[1] Schlüter, Briefe 19.
[2] Schlüter, Briefe 31.

und Altertümer, zerklopfte Steine, beobachtete das Treiben der unzähligen Insekten und Wassertierchen im Schilfe der Teiche, hörte auch wohl, was das Gesinde oder zufällig anwesende Bauern untereinander sprachen, die, nachdem sie sie begrüßt, sehr wenig Rücksicht auf sie zu nehmen schienen. Zuweilen erzählte sie ganze Gespräche, welche sie vom Fenster aus angehört oder vor dem Hause am Tische sitzend, lesend und schreibend. Ihre ausführlichen Erzählungen kamen mir stets wie Studien vor für ihre Poesieen; einigen, die dieses und das psychologische Interesse nicht kannten, schien sie zu viel zu reden, — obwohl sie amüsant sei. In Rüschhaus wurden ihre Nerven durch Einsamkeit und Stille mitunter so reizbar, daß das Anschlagen der Glocke am Hofthor sie schon zusammenfahren machte und ihr Herzklopfen erregte."

„. . . Früh morgens ging sie zu der Kammer ihrer sehr alten Amme, mit der steten Furcht, sie nicht mehr am Leben zu finden. Sie zog ihr dann die Jacke an, denn die Amme behauptete, keiner könne das, außer Fräulein Nette. Dann, nachdem sie sich ein Weilchen mit ihr unterhalten und für ihre nächsten Bedürfnisse gesorgt, begab sie sich wieder zu Bette, schrieb, las oder betete. Um 9 oder 10 Uhr trank sie dann im Bette liegend ein Glas Milch und aß ein großes Käsebutterbrot. Um Mittag genoß sie fast nur Milchspeisen, etwas Kartoffeln, Brot 2c. und ein Stückchen von einer gebratenen Leber, welche sie Montags braten ließ, um ihre Leute nicht mit Bereitung von Fleischspeisen sich unnütze Mühe machen zu lassen und die für eine ganze Woche ausreichte. Einzelne seltene Besuche von Geistlichen in der Umgebung, auch von einem halb Verrückten, der ehemals ein élégant, ein schöner Geist und voll poetischer Sentimentalität gewesen, der den Hölty und Matthisson auswendig gewußt, schön zur Guitarre gesungen und allen Damen eine willkommene Erscheinung gewesen war, mußten für ein solches Stillleben Ereignisse sein. Die Verhältnisse zu solchen Individuen wurden mit Wichtigkeit behandelt, hatten ihre Geschichte, Wendungen und bedeutende Katastrophen und wurden

ganz interessant durch ihre zarte Teilnahme, Auffassung und Darstellung. An den langen Winterabenden pflegte die Amme in des Fräuleins Zimmer zu kommen und sich am Ofen niederzulassen, dann setzte sich das Fräulein auf einen Schemel neben sie, und beide unterhielten sich in plattdeutscher Sprache traulich und lange, während der Schein des Ofens zwischen sie fiel, und die Alte hatte ihr Ergötzen daran, wie das Fräulein endlos hin und wieder fragen und mancherlei so possierlich erzählen konnte.

„Einmal des Jahres zog das Fräulein ihr bestes seidenes Kleid an, steckte einen uralten, kostbaren Kamm voll Edelsteinen ins Haar, hing eine goldene Kette um und besteckte sich mit allen möglichen Kleinodien, die sie nur fassen und tragen konnte. Zugleich machte sie ein Päckchen mit Kaffee, Zucker, Gebackenem und kleinen Geschenken zurecht und bestieg mit ihrer Amme einen Wagen; es galt einen Besuch und einen festlichen Tag bei deren verheirateten Kindern, Tochter oder Sohn. Den ganzen Tag blieb sie dort, aß und trank und unterhielt sich mit ihnen und freute sich an der Freude der guten Leute, ein so vornehmes, geputztes Fräulein unter sich zu haben. Überhaupt war sie großmütig und spendete reichlich; ich erfuhr, nicht von ihr, daß sie von ihren Einkünften (irre ich nicht, 400 Thl.), mitunter armen Studierenden, die sich an sie wandten, an 50 Thl. ohne weiteres hingab.[1]

„Was ich von der überaus frugalen Lebensart des Fräuleins erzählt habe, gilt nur von der Zeit, wo sie allein auf Rüschhaus und ihre Mutter abwesend war. Sonst aß man dort ordentlich und vollständig wie anderswo. Namentlich wurden Gäste vom

---

[1] Wie weit diese Wohlthätigkeit bisweilen ging, zeigt ein Brief Annettens an die verheiratete Schwester, in dem sie sich entschuldigt, die Mutter auf deren Reise zur Meersburg nicht begleiten zu können, weil es ihr durchaus an Geld fehle. „Es war," so schreibt H. Häffer bei Erwähnung dieses Briefes, S. 224, „ihr grenzenloser Wohlthätigkeitssinn, der sie aller Mittel beraubt hatte, und man liest nicht ohne Rührung, wie sie seine Äußerungen bei der Schwester beinahe entschuldigen, der Mutter sogar verheimlichen möchte".

Lande oder aus der Stadt freundlich und reichlich bewirtet, und solche waren auf Rüschhaus nicht selten zahlreich zugleich anzutreffen und kehrten gern wieder zu dem heitern und traulichen Kreise zurück. . . . Noch erinnere ich mich eines possierlichen Vorfalles, den ich erzählen muß. Das Fräulein, durch neue, eigentümliche Eindrücke leicht aufgeregt und aufgefordert zu selbstthätigen, schöpferischen Produktionen, hatte einst aus alten Manuskripten von Noten aus der vorreformatorischen Zeit einige Melodieen oder Takte herausstudiert, die ihr höchst eigentümlich, bedeutend und den Geist der damaligen Zeit ausdrückend erschienen, und sich alsbald daran gemacht, selbst Minnelieder und gesellige Lieder beim Weine zu dichten und in jenem Geiste zu komponieren. Es entstanden in solcher Weise vor und nach, wenn ich nicht irre, etwa 20 Lieder aus dem Mittelalter, wie sie sie nannte, die sehr schön und eigentümlich waren, und die mir zum Teil noch vollständig im Gedächtnis sind, obwohl sie auch von ihrer Hand niedergeschrieben noch vorhanden. Unter diesen Liedern war eins, welches begann: ‚Das Gläslein das muß 'rummer gehn, Trinkt einmal herum', — welches vorzüglich charakteristisch und originell war und dessen Chorus am Ende jeder Strophe mir besonders geeignet schien, vierstimmig behandelt zu werden und so das Lied für die Liedertafel geeignet zu machen. Ich erzählte daher unserm früheren hiesigen Musikdirektor Herrn Arnold von diesem Liede, dessen Melodie ich auf dem Flügel ihm angab, und welche ihm ganz ungemein gefiel. Sofort beschloß er, selbst nach Rüschhaus zu gehen, um sich das Lied aus den Zeiten vor der Reformation von einem unbekannten mittelalterlichen Komponisten vom Fräulein zu erbitten und es für die Liedertafel zu arrangieren. Zum Glücke kam am Mittag desselben Tags das Fräulein nach Münster, dem alsbald der ihr bevorstehende Besuch Herrn Arnolds angekündigt wurde. Voll Schreck und Bestürzung rief sie gleich darauf aus: ‚Haltet mir um Gotteswillen den Direktor Arnold vom Leibe! Ihr Gimpel! wißt ihr denn nicht, daß ich die Lieder komponiert habe?' und in großer Angst wurde beraten, durch welche Intriguen der

ganz interessant durch ihre zarte Teilnahme, Auffassung und Darstellung. An den langen Winterabenden pflegte die Amme in des Fräuleins Zimmer zu kommen und sich am Ofen niederzulassen, dann setzte sich das Fräulein auf einen Schemel neben sie, und beide unterhielten sich in plattdeutscher Sprache traulich und lange, während der Schein des Ofens zwischen sie fiel, und die Alte hatte ihr Ergötzen daran, wie das Fräulein endlos hin und wieder fragen und mancherlei so possierlich erzählen konnte.

„Einmal des Jahres zog das Fräulein ihr bestes seidenes Kleid an, steckte einen uralten, kostbaren Kamm voll Edelsteinen ins Haar, hing eine goldene Kette um und besteckte sich mit allen möglichen Kleinodien, die sie nur fassen und tragen konnte. Zugleich machte sie ein Päckchen mit Kaffee, Zucker, Gebackenem und kleinen Geschenken zurecht und bestieg mit ihrer Amme einen Wagen; es galt einen Besuch und einen festlichen Tag bei deren verheirateten Kindern, Tochter oder Sohn. Den ganzen Tag blieb sie dort, aß und trank und unterhielt sich mit ihnen und freute sich an der Freude der guten Leute, ein so vornehmes, geputztes Fräulein unter sich zu haben. Überhaupt war sie großmütig und spendete reichlich; ich erfuhr, nicht von ihr, daß sie von ihren Einkünften (irre ich nicht, 400 Thl.), mitunter armen Studierenden, die sich an sie wandten, an 50 Thl. ohne weiteres hingab.[1]

„Was ich von der überaus frugalen Lebensart des Fräuleins erzählt habe, gilt nur von der Zeit, wo sie allein auf Rüschhaus und ihre Mutter abwesend war. Sonst aß man dort ordentlich und vollständig wie anderswo. Namentlich wurden Gäste vom

[1] Wie weit diese Wohlthätigkeit bisweilen ging, zeigt ein Brief Annettens an die verheiratete Schwester, in dem sie sich entschuldigt, die Mutter auf deren Reise zur Meersburg nicht begleiten zu können, weil es ihr durchaus an Geld fehle. „Es war," so schreibt H. Hüffer bei Erwähnung dieses Briefes, S. 224, „ihr grenzenloser Wohlthätigkeitssinn, der sie aller Mittel beraubt hatte, und man liest nicht ohne Rührung, wie sie seine Äußerungen bei der Schwester beinahe entschuldigen, der Mutter sogar verheimlichen möchte".

Lande oder aus der Stadt freundlich und reichlich bewirtet, und solche waren auf Rüschhaus nicht selten zahlreich zugleich anzutreffen und kehrten gern wieder zu dem heitern und traulichen Kreise zurück. . . . Noch erinnere ich mich eines possierlichen Vorfalles, den ich erzählen muß. Das Fräulein, durch neue, eigentümliche Eindrücke leicht aufgeregt und aufgefordert zu selbstthätigen, schöpferischen Produktionen, hatte einst aus alten Manuskripten von Noten aus der vorreformatorischen Zeit einige Melodieen oder Takte herausstudiert, die ihr höchst eigentümlich, bedeutend und den Geist der damaligen Zeit ausdrückend erschienen, und sich alsbald daran gemacht, selbst Minnelieder und gesellige Lieder beim Weine zu dichten und in jenem Geiste zu komponieren. Es entstanden in solcher Weise vor und nach, wenn ich nicht irre, etwa 20 Lieder aus dem Mittelalter, wie sie sie nannte, die sehr schön und eigentümlich waren, und die mir zum Teil noch vollständig im Gedächtnis sind, obwohl sie auch von ihrer Hand niedergeschrieben noch vorhanden. Unter diesen Liedern war eins, welches begann: ‚Das Gläslein das muß 'rummer gehn, Trinkt einmal herum', — welches vorzüglich charakteristisch und originell war und dessen Chorus am Ende jeder Strophe mir besonders geeignet schien, vierstimmig behandelt zu werden und so das Lied für die Liedertafel geeignet zu machen. Ich erzählte daher unserm früheren hiesigen Musikdirektor Herrn Arnold von diesem Liede, dessen Melodie ich auf dem Flügel ihm angab, und welche ihm ganz ungemein gefiel. Sofort beschloß er, selbst nach Rüschhaus zu gehen, um sich das Lied aus den Zeiten vor der Reformation von einem unbekannten mittelalterlichen Komponisten vom Fräulein zu erbitten und es für die Liedertafel zu arrangieren. Zum Glücke kam am Mittag desselben Tags das Fräulein nach Münster, dem alsbald der ihr bevorstehende Besuch Herrn Arnolds angekündigt wurde. Voll Schreck und Bestürzung rief sie gleich darauf aus: ‚Haltet mir um Gotteswillen den Direktor Arnold vom Leibe! Ihr Gimpel! wißt ihr denn nicht, daß ich die Lieder komponiert habe?' und in großer Angst wurde beraten, durch welche Intriguen der

Besuch des Herrn Direktors auf Rüschhaus abgelenkt werden könne . . ."

„Ich erwähne noch einige Specialia, die mir nachträglich eingefallen. Wenn sie reiste und der Wagen irgendwo in einem Städtchen oder Dorfe anhielt, so stieg sie häufig aus und ging zu den Uhrmachern oder in altertümliche Läden, um zu sehen, ob nicht etwa alte, seltene Uhren, antike Münzen oder sonstige Seltenheiten aufzutreiben wären. Sie besaß eine Uhr, welche nicht repetierte, aber wie eine Turmuhr die Stunden, halbe und viertel Stunden von selbst schlug, welche sie besonders in Affektion genommen zu haben schien und meistens mit sich führte. Wenn sie sich niederließ, um mit Behagen etwas länger zu verweilen, so pflegte sie diese Uhr auf den Sekretär oder auf den Tisch vor sich zu stellen; dann erging sie sich mit voller Ruhe und recht con amore.

„Eines Tages erschien sie ungewöhnlich vergnügt und selbstzufrieden in einem neuen Kleide, welches sie sich in Münster hatte machen lassen und dessen vortreffliche Eigenschaften sie beredsam auseinandersetzte. Das Kleid war nämlich zugleich neu und schlecht und von dunkler Farbe. ‚Gehe ich damit in vornehme Gesellschaft', sagte sie, ‚so kann ich sagen, das Kleid sei neu; gehe ich damit durch Wetter, Wind und Schmutz, so kann ich sagen, es ist schlecht und kostet fast gar nichts und so kann man mir beiderseits nichts vorwerfen und anhaben.' — Als einst ihr Bedienter kam, sie abends abzuholen und sich eine Zeitlang in der Küche mit unserer alten Kochmagd unterhielt und diese denselben fragte, was doch das Fräulein den lieben langen Tag auf Rüschhaus anfange, daß ihr die Zeit nicht lang werde, erwiderte dieser lakonisch: ‚De kloppet Stene.' . . .

„Noch ist es Ihnen vielleicht interessant, zu erfahren, daß die ersten Stücke ihres Geistlichen Jahres in der Rekonvalescenz von einer schweren Krankheit und in einem Zustande großer, nervöser Reizbarkeit, namentlich vom Denken und vom Gemüte aus, geschrieben wurden; ihr Inneres beruhigte sich durch das Niederschreiben dieser Betrachtungen, und der Zustand ward

leidlicher. Später behielt sie Ton und Weise bei, weil sie glaubte, daß diese geistlichen Poesieen einer gewissen Klasse von Lesern nützen und gefallen könnten, diese aber seien nicht die ganz frommen und sanften Seelen, — ebensowenig aber die frivolen, ungläubigen und ganz verweltlichten, sondern die große Anzahl derer, die in der Mitte zwischen beiden sich befinden; manchen unter diesen würden vielleicht ihre Betrachtungen gefallen und zum Heile gereichen können . . ."

Soviel aus den Aufzeichnungen des Freundes.

Besuch des Herrn Direktors auf Rüschhaus abgelenkt werden könne . . ."

„Ich erwähne noch einige Specialia, die mir nachträglich eingefallen. Wenn sie reiste und der Wagen irgendwo in einem Städtchen oder Dorfe anhielt, so stieg sie häufig aus und ging zu den Uhrmachern oder in altertümliche Läden, um zu sehen, ob nicht etwa alte, seltene Uhren, antike Münzen oder sonstige Seltenheiten aufzutreiben wären. Sie besaß eine Uhr, welche nicht repetierte, aber wie eine Turmuhr die Stunden, halbe und viertel Stunden von selbst schlug, welche sie besonders in Affektion genommen zu haben schien und meistens mit sich führte. Wenn sie sich niederließ, um mit Behagen etwas länger zu verweilen, so pflegte sie diese Uhr auf den Sekretär oder auf den Tisch vor sich zu stellen; dann erging sie sich mit voller Ruhe und recht con amore.

„Eines Tages erschien sie ungewöhnlich vergnügt und selbstzufrieden in einem neuen Kleide, welches sie sich in Münster hatte machen lassen und dessen vortreffliche Eigenschaften sie beredsam auseinandersetzte. Das Kleid war nämlich zugleich neu und schlecht und von dunkler Farbe. ‚Gehe ich damit in vornehme Gesellschaft', sagte sie, ‚so kann ich sagen, das Kleid sei neu; gehe ich damit durch Wetter, Wind und Schmutz, so kann ich sagen, es ist schlecht und kostet fast gar nichts und so kann man mir beiderseits nichts vorwerfen und anhaben.' — Als einst ihr Bedienter kam, sie abends abzuholen und sich eine Zeitlang in der Küche mit unserer alten Kochmagd unterhielt und diese denselben fragte, was doch das Fräulein den lieben langen Tag auf Rüschhaus anfange, daß ihr die Zeit nicht lang werde, erwiderte dieser lakonisch: ‚De kloppet Stene.' . . .

„Noch ist es Ihnen vielleicht interessant, zu erfahren, daß die ersten Stücke ihres Geistlichen Jahres in der Rekonvalescenz von einer schweren Krankheit und in einem Zustande großer, nervöser Reizbarkeit, namentlich vom Denken und vom Gemüte aus, geschrieben wurden; ihr Inneres beruhigte sich durch das Niederschreiben dieser Betrachtungen, und der Zustand ward

leidlicher. Später behielt sie Ton und Weise bei, weil sie glaubte, daß diese geistlichen Poesieen einer gewissen Klasse von Lesern nützen und gefallen könnten, diese aber seien nicht die ganz frommen und sanften Seelen, — ebensowenig aber die frivolen, ungläubigen und ganz verweltlichten, sondern die große Anzahl derer, die in der Mitte zwischen beiden sich befinden; manchen unter diesen würden vielleicht ihre Betrachtungen gefallen und zum Heile gereichen können . . ."

Soviel aus den Aufzeichnungen des Freundes.

XI. Aus der „Landschaft des innern Lebens".

(1835.)

Im November 1834 war Annette aus Holland zurückgekehrt und hatte ihr Stillleben in Rüschhaus wieder aufgenommen. Die erste Zeit war recht unruhig. Der Besuch eines Onkels und besonders „die schwere Krankheit ihrer guten alten Amme" nahmen sie sehr in Anspruch. „Ich arbeite," so schreibt sie noch am 2. Januar 1835, „jetzt nichts, gar nichts, so gerne ich dran möchte; die Tage sind zu kurz und die wenigen Stunden zu besetzt. Wenn ich des Morgens mich gekleidet, gefrühstückt und die hl. Messe gehört habe, bleibt mir bis Mittag kaum Zeit genug zum Unterricht meiner kleinen Cousine. Da wird Geschichte, Französisch und viel Musik getrieben, bis wir beide ganz verduselt zu Tische gehen. Nachmittags erst ein wenig spaziert, dann eine Stunde Klavier, eine Stunde nämlich [?] Gesang, wieder Unterricht und dann ist's Abend, wo ich meine Zimmer verlasse und bei meiner Mutter bleibe. Das wäre nun wohl ein gutes löbliches Tagwerk, wenn ich es aus gutem Herzen vollbrächte; dem ist aber leider nicht so. Jede Arbeit, die ich nicht nach eigener Lust und zu eigener Ausbildung unternehme, wird mit ebensovieler Freundlichkeit und Anmut verrichtet, wie ein Ackerpferd den Pflug zieht. Wenn's anders wäre, wär's besser, aber es wird nicht anders, wenn ich mich auch bei beiden Ohren nehme."[1] Am 28. März meldet sie dem Freunde: „Ich bin indessen übel genug dran gewesen; krank, krank, immer krank; zuerst in zwei Absätzen das kalte Fieber, was zusammen

[1] Schlüter, Briefe 24.

fast 6 Wochen hinnahm, und seitdem immer Rheumatismus, und immer im Kopfe. Ich habe wohl eher daran gelitten, aber diese Beständigkeit bin ich nicht an ihm gewohnt, sonst war's heute im Kopfe, morgen im Arme, übermorgen im Rücken; nun muß der arme Kopf allein die ganzen Einquartierungslasten tragen. Hören Sie, Schlüter, ich wäre zuweilen gern damit gegen die Wand gerannt. Doch seit gestern mittag ist es besser."[1] Der körperliche Zustand mußte notwendig auf die geistige Stimmung einfließen. „Ich weiß," schreibt sie in demselben Briefe, „daß ich in Gottes Hand stehe, und bin nicht thöricht verliebt ins Leben, aber die Überzeugung, die ich seit sechs Jahren hege, daß ein Äquinoktium mich einmal, ehe man's denkt, fortnehmen wird, mag doch viel zu meiner ernsten Stimmung beitragen. Glauben Sie mir, lieber Schlüter, ob ich gleich leicht aufzuregen bin, so sind doch meine einsamen Stunden ernst, oft schwer, und sie nehmen den größten Teil meiner Zeit hin . . . Adieu, mein sehr lieber Freund, ich hätte meinen Brief nicht so beenden sollen, verzeihen Sie's mir; stören Sie sich nicht an meinen lamentablen Reden, es geht vorüber, und ich verdiene, daß Sie Geduld mit mir haben, da ich sie in gleichem Falle ganz gewiß mit Ihnen haben würde . . . Haben Sie Geduld mit mir, ich habe es Ihnen ja vorans gesagt, meine Bekanntschaft sei angenehm, meine Freundschaft aber drückend."[2]

Auf solche und ähnliche, mündlich wahrscheinlich noch mehr ausgesponnene[3] „lamentable Reden", wie sie „keinen vergnügten Augenblick gehabt und nichts geschafft, weder für die Welt noch sonst", und wie sie „leider sehr ungeduldig gewesen", geht dann der Freund in seinen Briefen auf eine liebevolle, aber ernste Weise ein. Bald schickt er ihr „zum bedeutsamen Zeitvertreib oder vielmehr Zeitanbau und Zeiterwerb, um das idyllische Unisono ihres Lebens einmal etwas zu unterbrechen, das MS. zur Durchlesung, welches einer seiner Freunde, Kleutgen, den

[1] Schlüter, Briefe 28. [2] Ebd. 36 f. [3] Ebd. 33.

XI. Aus der „Landschaft des innern Lebens“.

(1835.)

Im November 1834 war Annette aus Holland zurückgekehrt und hatte ihr Stillleben in Rüschhaus wieder aufgenommen. Die erste Zeit war recht unruhig. Der Besuch eines Onkels und besonders „die schwere Krankheit ihrer guten alten Amme“ nahmen sie sehr in Anspruch. „Ich arbeite,“ so schreibt sie noch am 2. Januar 1835, „jetzt nichts, gar nichts, so gerne ich dran möchte; die Tage sind zu kurz und die wenigen Stunden zu besetzt. Wenn ich des Morgens mich gekleidet, gefrühstückt und die hl. Messe gehört habe, bleibt mir bis Mittag kaum Zeit genug zum Unterricht meiner kleinen Cousine. Da wird Geschichte, Französisch und viel Musik getrieben, bis wir beide ganz verduselt zu Tische gehen. Nachmittags erst ein wenig spaziert, dann eine Stunde Klavier, eine Stunde nämlich [?] Gesang, wieder Unterricht und dann ist's Abend, wo ich meine Zimmer verlasse und bei meiner Mutter bleibe. Das wäre nun wohl ein gutes löbliches Tagwerk, wenn ich es aus gutem Herzen vollbrächte; dem ist aber leider nicht so. Jede Arbeit, die ich nicht nach eigener Lust und zu eigener Ausbildung unternehme, wird mit ebensovieler Freundlichkeit und Anmut verrichtet, wie ein Ackerpferd den Pflug zieht. Wenn's anders wäre, wär's besser, aber es wird nicht anders, wenn ich mich auch bei beiden Ohren nehme.“[1] Am 28. März meldet sie dem Freunde: „Ich bin indessen übel genug dran gewesen; krank, krank, immer krank; zuerst in zwei Absätzen das kalte Fieber, was zusammen

[1] Schlüter, Briefe 24.

fast 6 Wochen hinnahm, und seitdem immer Rheumatismus, und immer im Kopfe. Ich habe wohl eher daran gelitten, aber diese Beständigkeit bin ich nicht an ihm gewohnt, sonst war's heute im Kopfe, morgen im Arme, übermorgen im Rücken; nun muß der arme Kopf allein die ganzen Einquartierungslasten tragen. Hören Sie, Schlüter, ich wäre zuweilen gern damit gegen die Wand gerannt. Doch seit gestern mittag ist es besser."[1] Der körperliche Zustand mußte notwendig auf die geistige Stimmung einfließen. „Ich weiß," schreibt sie in demselben Briefe, „daß ich in Gottes Hand stehe, und bin nicht thöricht verliebt ins Leben, aber die Überzeugung, die ich seit sechs Jahren hege, daß ein Äquinoktium mich einmal, ehe man's denkt, fortnehmen wird, mag doch viel zu meiner ernsten Stimmung beitragen. Glauben Sie mir, lieber Schlüter, ob ich gleich leicht aufzuregen bin, so sind doch meine einsamen Stunden ernst, oft schwer, und sie nehmen den größten Teil meiner Zeit hin ... Adieu, mein sehr lieber Freund, ich hätte meinen Brief nicht so beenden sollen, verzeihen Sie's mir; stören Sie sich nicht an meinen lamentablen Reden, es geht vorüber, und ich verdiene, daß Sie Geduld mit mir haben, da ich sie in gleichem Falle ganz gewiß mit Ihnen haben würde ... Haben Sie Geduld mit mir, ich habe es Ihnen ja vorans gesagt, meine Bekanntschaft sei angenehm, meine Freundschaft aber drückend."[2]

Auf solche und ähnliche, mündlich wahrscheinlich noch mehr ausgesponnene[3] „lamentable Reden", wie sie „keinen vergnügten Augenblick gehabt und nichts geschafft, weder für die Welt noch sonst", und wie sie „leider sehr ungeduldig gewesen", geht dann der Freund in seinen Briefen auf eine liebevolle, aber ernste Weise ein. Bald schickt er ihr „zum bedeutsamen Zeitvertreib oder vielmehr Zeitanbau und Zeiterwerb, um das idyllische Unisono ihres Lebens einmal etwas zu unterbrechen, das MS. zur Durchlesung, welches einer seiner Freunde, Kleutgen, den

[1] Schlüter, Briefe 28. [2] Ebd. 36 f. [3] Ebd. 33.

sie bei ihm gesehen, wohl aber nicht genauer beachtet habe und der nunmehr Missionar geworden ist, ihm zum Andenken zurückließ . . . und ist dann sehr begierig auf ihr Urteil über etwas ihrem Innern so überaus Ähnliches und doch zugleich Heterogenes.“[1]

Bisweilen tröstet er sie in der heitersten Weise durch sein eigenes Beispiel: „Auch hier fließt das Leben im engen Bette, still und einfach hin, viel einfacher vielleicht, als Sie es meinen. Ich höre Bücher, esse Bücher, trinke Bücher, liebe Bücher, kaufe, empfange geschenkte und verschenke Bücher, ich atme Bücher, ich pflastre mit Büchern, umschanze und umpflanze mich mit Büchern und bin ein Buch z. B. eine schlecht redigierte und geordnete Encyklopädie aller Künste und Wissenschaften und vieler Notizen. Ihr Bild unter anderen steht auch in diesem Buch, duldet seinen Inhalt und wird von diesem geduldet.“ —

Ein anderes Mal plaudert er mit ihr, „um sie ihre Frühlingswehmut, ja Schwermut, die dem Freund aus dem Brief mit Veilchenduft entgegen wehten“, vergessen zu machen. So kommt er gar einmal auf die komische Lieblingsfigur Annettens zu reden: „Ich teile Ihnen die interessante Nachricht mit, daß vor nicht langer Zeit der Kaufmann Schmitz im hiesigen neuen Gasthofe bei Steilberg einkehrte und einschritt, was Schwester Therese und mir einen nicht geringen Kampf mit uns selbst verursachte, ob es nämlich denn gar unmöglich sei, den merkwürdigen Mann zu besuchen und persönlich kennen zu lernen, und ob es nicht unsere Schuldigkeit sei, Sie sofort von diesem Ereignis in Kenntnis zu setzen. Seltsam war es, daß ich im verflossenen Semester mehr denn einmal auf dem Katheder seiner und, für dieses Mal nahmen Sie die zweite Stelle ein, Ihrer gedenken mußte, wenn ich bei lebhaftem Streben, sehr deutlich

[1] Annette faßte ihr Urteil über die poetischen Versuche P. Kleutgens in die Worte zusammen: „Diesen Mann hat sein Gefühl zum Dichter gemacht, und das größte Verdienst dieser Blätter liegt in der Kraft und Wahrheit desselben, mehr als im eigentlich poetischen Wert.“ Schlüter, Briefe 32. Vgl. Stimmen aus Maria Laach. Bd. XXV. S. 494.

zu werden, unwillkürlich von der Angst befallen wurde, ich werde aus jenem Streben selbst undeutlich, einfältig, ja unhöflich in betreff der Einsicht und Kenntnis derer, zu denen ich sprach, und die ich zu geringe taxierte, obwohl nicht aus Übermut."

In einem andern Brief schreibt er: „... Zuvörderst danke ich für Ihre feinen und zum Teil mir neue Ansichten und Gedanken gebenden Beurteilungen der rückgesandten Sachen; mindestens hat die Mühe und Selbstverleugnung, die sie Ihnen in Ihrer Lage auferlegen mußten, für Sie den Lohn und die Frucht getragen, daß jeder Satz, den Sie niederschrieben, etwas Erfreuendes oder Belehrendes oder beides für mich hatte, sodann aber, daß ich neuerdings Ihren gewissenhaften Fleiß und die Sorgfalt anerkenne und ehre, mit welcher Sie lesen, schreiben, und Ihre Gedanken nicht bloß empfindungs-, sondern auch sachgemäß auszumeißeln, auszuschnitzen und zu vollenden pflegen, — ein seltenes und von mir sehr hoch gehaltenes Talent, oder vielmehr Tugend, die um so mehr Anerkennung verdient, da man, wie oft an mir erlebt zu haben ich mir leider bewußt bin, so häufig die Bälge voller nimmt, als es die Orgelregister vertragen, oder indem man gar groß, universell oder vielumfassend sich aussprechen möchte, im unbestimmten bleibt und gar nichts sagt oder eine Albernheit. Diese Ruhe, dieses gelassene, besonnene, künstlerische Bilden im, ich möchte fast sagen, andächtigen Hingeben an den eben vorliegenden Gegenstand, gleichgültig ob er klein oder groß, hoch oder niedrig, wo es gilt, ihn durch den Gedanken oder durch die Form zu adeln, in die man ihn faßt, oder durch den Zusammenhang, der ihm Würde und Bedeutung giebt, ist es, was ich an Goethen bewundere und ehre und an denen, die ihm darin gleichen, zumal wenn Empfindungen im Hintergrunde sind, die wie Junkmann einmal von Shakespeare behauptete, übrigens in der Poesie nicht selbst vortreten, sondern vielmehr heimlich bleiben und statt ihrer stets nur deren leb- und leibhaft individuellen eigentümlichen Repräsentanten auf die Bühne schicken müssen; das Weißlicht und selbst die sieben Farben ermüden bald und haben nur ein allgemeines, mithin

sie bei ihm gesehen, wohl aber nicht genauer beachtet habe und der nunmehr Missionar geworden ist, ihm zum Andenken zurückließ . . . und ist dann sehr begierig auf ihr Urteil über etwas ihrem Innern so überaus Ähnliches und doch zugleich Heterogenes."[1]

Bisweilen tröstet er sie in der heitersten Weise durch sein eigenes Beispiel: „Auch hier fließt das Leben im engen Bette, still und einfach hin, viel einfacher vielleicht, als Sie es meinen. Ich höre Bücher, esse Bücher, trinke Bücher, liebe Bücher, kaufe, empfange geschenkte und verschenke Bücher, ich atme Bücher, ich pflastre mit Büchern, umschanze und umpflanze mich mit Büchern und bin ein Buch z. B. eine schlecht redigierte und geordnete Encyklopädie aller Künste und Wissenschaften und vieler Notizen. Ihr Bild unter anderen steht auch in diesem Buch, duldet seinen Inhalt und wird von diesem geduldet." —

Ein anderes Mal plaudert er mit ihr, „um sie ihre Frühlingswehmut, ja Schwermut, die dem Freund aus dem Brief mit Veilchenduft entgegen wehten", vergessen zu machen. So kommt er gar einmal auf die komische Lieblingsfigur Annettens zu reden: „Ich teile Ihnen die interessante Nachricht mit, daß vor nicht langer Zeit der Kaufmann Schmitz im hiesigen neuen Gasthofe bei Steilberg einkehrte und einschritt, was Schwester Therese und mir einen nicht geringen Kampf mit uns selbst verursachte, ob es nämlich denn gar unmöglich sei, den merkwürdigen Mann zu besuchen und persönlich kennen zu lernen, und ob es nicht unsere Schuldigkeit sei, Sie sofort von diesem Ereignis in Kenntnis zu setzen. Seltsam war es, daß ich im verflossenen Semester mehr denn einmal auf dem Katheder seiner und, für dieses Mal nahmen Sie die zweite Stelle ein, Ihrer gedenken mußte, wenn ich bei lebhaftem Streben, sehr deutlich

---

[1] Annette faßte ihr Urteil über die poetischen Versuche P. Kleutgens in die Worte zusammen: „Diesen Mann hat sein Gefühl zum Dichter gemacht, und das größte Verdienst dieser Blätter liegt in der Kraft und Wahrheit desselben, mehr als im eigentlich poetischen Wert." Schlüter, Briefe 32. Vgl. Stimmen aus Maria Laach. Bd. XXV. S. 494.

zu werden, unwillkürlich von der Angst befallen wurde, ich werde aus jenem Streben selbst undeutlich, einfältig, ja unhöflich in betreff der Einsicht und Kenntnis derer, zu denen ich sprach, und die ich zu geringe taxierte, obwohl nicht aus Übermut.“

In einem andern Brief schreibt er: „... Zuvörderst danke ich für Ihre feinen und zum Teil mir neue Ansichten und Gedanken gebenden Beurteilungen der rückgesandten Sachen; mindestens hat die Mühe und Selbstverleugnung, die sie Ihnen in Ihrer Lage auferlegen mußten, für Sie den Lohn und die Frucht getragen, daß jeder Satz, den Sie niederschrieben, etwas Erfreuendes oder Belehrendes oder beides für mich hatte, sodann aber, daß ich neuerdings Ihren gewissenhaften Fleiß und die Sorgfalt anerkenne und ehre, mit welcher Sie lesen, schreiben, und Ihre Gedanken nicht bloß empfindungs-, sondern auch sachgemäß auszumeißeln, auszuschnitzen und zu vollenden pflegen, — ein seltenes und von mir sehr hoch gehaltenes Talent, oder vielmehr Tugend, die um so mehr Anerkennung verdient, da man, wie oft an mir erlebt zu haben ich mir leider bewußt bin, so häufig die Bälge voller nimmt, als es die Orgelregister vertragen, oder indem man gar groß, universell oder vielumfassend sich aussprechen möchte, im unbestimmten bleibt und gar nichts sagt oder eine Albernheit. Diese Ruhe, dieses gelassene, besonnene, künstlerische Bilden im, ich möchte fast sagen, andächtigen Hingeben an den eben vorliegenden Gegenstand, gleichgültig ob er klein oder groß, hoch oder niedrig, wo es gilt, ihn durch den Gedanken oder durch die Form zu adeln, in die man ihn faßt, oder durch den Zusammenhang, der ihm Würde und Bedeutung giebt, ist es, was ich an Goethen bewundere und ehre und an denen, die ihm darin gleichen, zumal wenn Empfindungen im Hintergrunde sind, die wie Junkmann einmal von Shakespeare behauptete, übrigens in der Poesie nicht selbst vortreten, sondern vielmehr heimlich bleiben und statt ihrer stets nur deren leb- und leibhaft individuellen eigentümlichen Repräsentanten auf die Bühne schicken müssen; das Weißlicht und selbst die sieben Farben ermüden bald und haben nur ein allgemeines, mithin

unbestimmtes Leben, das ist keines. Über das Geheimnis der Individualität oder des Lebens könnte übrigens ein Philosoph, gewohnt im abstrakten Elemente der Welt der Begriffe zu schwimmen, sich tot oder verrückt denken . . ."

Nach einigen halb scherzhaften, halb ernsten Worten über „Individualität" heißt es weiter:

„Doch ich sehne mich, Ihnen jetzt auch zu sagen, wie viel ich darum gäbe, könnte ich etwas dazu beitragen, Ihre Lage, die ich ganz mitfühle, auch nur in etwa zu erleichtern und Ihnen die leibliche und geistige Verfassung wiederzugeben, in welcher Sie mich erfreuen, mehr um Ihret- als um meinetwillen. Da ich dieses nicht vermag und Gott es anders und folglich besser will als ich, so will ich Ihnen ein starkes Wort sagen, das Ihre männliche Seele vielleicht erträgt und nicht von sich stößt, und was ich mir selbst oft vorsagte, wenn meine Leidenszeit von neuem begann. Wer leidet und die Leiden vor der Thüre stehen läßt, statt sie in einem höheren Hinblick einzulassen, der leidet doppelt; draußen sind sie wilde, lärmende, stürmende Gäste, freundlich aufgenommen und eingelassen aber gutartige, trauliche und nützliche Hausgenossen. Ein Leidender mit Ergebung gleicht nicht dem Geizhals, der, von großen Schätzen umgeben, dennoch arm ist. Wäre ich Ihnen nicht sehr gut, und traute ich Ihnen nicht mehr als vielen andern zu, oder wäre ich hier so egoistisch, wie leider sonst oft genug, ich hätte lieber geschwiegen und nur mit leisen Worten die Oberfläche Ihrer Seele gekräuselt. Übrigens beteuere ich, daß ich jedes Urteil oder Voraussetzung über das innerste Heiligtum des Gemütes irgend einer mir werten Seele von mir stoße und einen Abschluß derart für frevelnd halte, und daß Sie in einer oder anderer Gestalt, ob fröhlich, ob schwer heimgesucht und niedergedrückt, mir gleich wert und teuer sind und nicht minder Ihre Mitteilungen, in denen ich, wie Ihre Freude, auch Ihre Trauer zu teilen wünsche . . . Sie sagen, Fräulein, manches Wort, was tief aus dem Leben geschöpft, einschneidend wahr, fatal und fast unerträglich und, der Aussicht nach, eine Saat von

peinlichen Gedanken ist, soll es ans Grübeln gehn. Erhebung ist oft die einzige Rettung. Zur Landschaft unseres inneren Lebens in der Zeit gehören auch dürre Sandwege, Steingruben und Heidestrecken, nicht bloß der Mannigfaltigkeit wegen, sondern uns zu erinnern, daß wir Nomaden und Pilger sind. Viele Schätze sind nur um Leiden zu haben. Ihr Geist, vergessen Sie das nicht, ist zum Teil Frucht und Lohn derselben, obschon, hoffe ich, nicht der größte." (Brief d. d. 27. M[ärz] 1835.)

Was aber der Freund in Prosa nicht gut sagen konnte oder wollte, das suchte er in Versen auszusprechen und schickte es ihr als „eine sehr schöne Perlenschnur, auf welche sehr heilsame vergoldete Pillen gereiht seien, die in zwiefacher Hinsicht das Herz leicht oder auch schwer machen können, der Freundin aber jedenfalls ersteres sollten, wenn sie selbe, nämlich einer schlechten Metapher zuliebe, einnehmen wollte."

Diese Perlenschnur wird von 12 Sonetten gebildet, die auch als Poesie zu dem Eigentümlichsten zählen, was der Sänger von „Welt und Glauben" uns hinterlassen.

„An Annette v. D.-H.

1.

Zart ward dein Geist besaitet, fein gewoben
Dein edles Herz, drum möcht' ich bittre Früchte,
Die süß im Nachgeschmack, gereift im Lichte
Der bessern Welt, dir freundlich bietend loben.

O, nicht für dich paßt dieses wirre Toben
Der lauten, bunten Welt, o flüchte, flüchte —
Scheint ihre Frucht gleich lieblich dem Gesichte —
Vor ihrem Reiz, wo gut du aufgehoben.

Ach, ekler Überdruß, Unmut und Sorgen
Belohnen schlecht, doch sicher das Bemühn
Des, welcher treu sich ihrem Dienst geweiht.

Leis fürchtend, hofft das Herz an jedem Morgen,
Viel schwerer noch legt sich's am Abend hin,
Und nimmer Friede krönt den ew'gen Streit.

2.

O könnt' ich dich mit mächt'gen Tönen locken,
Wie Jagdhorns Ruf von ferner Berge Hang,
Wenn früh es hallt, das Schattenthal entlang
Noch vor dem Klang der hellen Morgenglocken.

Süß wacht im Herzen, dessen Pulse stocken,
Die Sehnsucht auf und regt sich selig bang
Zum ew'gen Glück; im Ohr den leisen Klang,
Die Seel' erwacht, wie unter Blütenflocken.

O könnt' ich dich zum stillen Eiland ziehn,
So heimlich fern, und doch so wohlbekannt,
Wohin dich trägt ein unbewußtes Sehnen,

Wo alle Hain' im Morgenstrahl erglühn,
Wo Sorg' und Mißklang ewiglich verbannt,
Die Zweige rings nur Lieb' und Friede tönen.

3.

Zur innern Schwermut fühlst du dich geneigt
Und hältst es gut, das Außenwerk zu hüten,
Zu fliehen vor den ernsten Geistgebieten
Dahin, wo Leben froh sich lachend zeigt!

Geist, der mit mir vor einem Geist sich beugt,
Gedenk der Ahnen alter Sag' und Mythen
Von Drachen, die den goldnen Schatz behüten,
Vor deren Drohen nur der Feige weicht!

Zur Schwermut neigt dein Herz, weil noch nicht kühn
Du es gewagt, bei dir selbst einzukehren,
Stets hingehalten in der nicht'gen Welt.

Faß Mut! dort unterm dunklen Strauche blühn
Viel duft'ge Veilchen, die man will dir wehren,
Kehr um, dort quillt Erquickung, — sei ein Held!

4.

Umsonst! Dein Geist, er ist zu stark und licht,
Das Nichtige, das Schlechte nicht zu sehen,
Das Ewigeitle, drinnen sie sich drehen,
In deren Kreis doch Unmut dich umflicht.

Entflieh dem Zauberring, — o zögre nicht,
Wo dich erquickt kein frisches Lenzeswehen,
Kein heil'ger Fried' aus blauen Himmelshöhen,
Wo Ungenügen stets dich mahnend sticht!

Einmal von ihm muß zu sich selbst doch kommen
Dein Geist, längst müd, und Zuflucht sich begehren
Im eignen Hause, das er lang verschmäht.

O sammle Herz und Sinn, zerstreut, verschwommen
Im Flugsand dieser Welt, frei einzukehren
Bei dir und deinem Gott, eh es zu spät!

5.

Was frommt es dir, wenn alle rings du richtest,
Den Fehl und Vorzug mir mit Namen nennst,
Wenn du dein eignes bessres Selbst mißkennst,
Und nimmer heim zum Port die Anker lichtest?

Mit leerem Schiff aufs offne Meer stets flüchtest,
Der Welt vertraust, dir selber ein Gespenst,
Kalt gegen dich, du nur für sie entbrennst,
Die du der innern Hohlheit längst bezüchtest?

Laß andre sich in Kunst des Umgangs blähen,
Heiß der und der bei allen ein Charmanter
Und für die besten Kreise ausersehen!

Du sei zu stolz, mit ihnen dich zu drehen
Ums Modenichts! Du bist viel int'ressanter;
O lerne nur mit dir recht umzugehen!

6.

Seit manchem lieben Jahr seh' ich dich fliehn
Vor keinem Menschen außer nur vor dir;
Dir selber fremd gehörst du allen schier,
Begrüßt von allen, die vorüber ziehn.

So nascht dein Geist und flieht die Medizin,
Die schnell dich heilte. Ach, an jede Thür
Pochst du vertrauend, suchend dort und hier,
Nur bei dir selbst nicht, — anderswo so kühn.

Und hast du denn seit Jahren es erkannt,
Wie solches Kraut und Wurzel dir nicht frommen, —
Was suchst du solche Wurzel, solches Kraut?

Durch Dämons Macht wie außer dir gebannt, —
Zu allen kannst du, kannst zu dir auch kommen —
Auf! und dem bessern Geist in dir vertraut!

2.

O könnt' ich dich mit mächt'gen Tönen locken,
Wie Jagdhorns Ruf von ferner Berge Hang,
Wenn früh es hallt, das Schattenthal entlang
Noch vor dem Klang der hellen Morgenglocken.

Süß wacht im Herzen, dessen Pulse stocken,
Die Sehnsucht auf und regt sich selig bang
Zum ew'gen Glück; im Ohr den leisen Klang,
Die Seel' erwacht, wie unter Blütenflocken.

O könnt' ich dich zum stillen Eiland ziehn,
So heimlich fern, und doch so wohlbekannt,
Wohin dich trägt ein unbewußtes Sehnen,

Wo alle Hain' im Morgenstrahl erglühn,
Wo Sorg' und Mißklang ewiglich verbannt,
Die Zweige rings nur Lieb' und Friede tönen.

3.

Zur innern Schwermut fühlst du dich geneigt
Und hältst es gut, das Außenwerk zu hüten,
Zu fliehen vor den ernsten Geistgebieten
Dahin, wo Leben froh sich lachend zeigt!

Geist, der mit mir vor einem Geist sich beugt,
Gedenk der Ahnen alter Sag' und Mythen
Von Drachen, die den goldnen Schatz behüten,
Vor deren Drohen nur der Feige weicht!

Zur Schwermut neigt dein Herz, weil noch nicht kühn
Du es gewagt, bei dir selbst einzukehren,
Stets hingehalten in der nicht'gen Welt.

Faß Mut! dort unterm dunklen Strauche blühn
Viel duft'ge Veilchen, die man will dir wehren,
Kehr um, dort quillt Erquickung, — sei ein Held!

4.

Umsonst! Dein Geist, er ist zu stark und licht,
Das Nichtige, das Schlechte nicht zu sehen,
Das Ewigeitle, drinnen sie sich drehen,
In deren Kreis doch Unmut dich umflicht.

Entflieh dem Zauberring, — o zögre nicht,
Wo dich erquickt kein frisches Lenzeswehen,
Kein heil'ger Fried' aus blauen Himmelshöhen,
Wo Ungenügen stets dich mahnend sticht!

Einmal von ihm muß zu sich selbst doch kommen
Dein Geist, längst müd, und Zuflucht sich begehren
Im eignen Hause, das er lang verschmäht.

O sammle Herz und Sinn, zerstreut, verschwommen
Im Flugsand dieser Welt, frei einzukehren
Bei dir und deinem Gott, eh es zu spät!

5.

Was frommt es dir, wenn alle rings du richtest,
Den Fehl und Vorzug mir mit Namen nennst,
Wenn du dein eignes bessres Selbst mißkennst,
Und nimmer heim zum Port die Anker lichtest?

Mit leerem Schiff aufs offne Meer stets flüchtest,
Der Welt vertraust, dir selber ein Gespenst,
Kalt gegen dich, du nur für sie entbrennst,
Die du der innern Hohlheit längst bezüchtest?

Laß andre sich in Kunst des Umgangs blähen,
Heiß der und der bei allen ein Charmanter
Und für die besten Kreise auserfehen!

Du sei zu stolz, mit ihnen dich zu drehen
Ums Modenichts! Du bist viel int'ressanter;
O lerne nur mit dir recht umzugehen!

6.

Seit manchem lieben Jahr seh' ich dich fliehn
Vor keinem Menschen außer nur vor dir;
Dir selber fremd gehörst du allen schier,
Begrüßt von allen, die vorüber ziehn.

So nascht dein Geist und flieht die Medizin,
Die schnell dich heilte. Ach, an jede Thür
Pochst du vertrauend, suchend dort und hier,
Nur bei dir selbst nicht, — anderswo so kühn.

Und hast du denn seit Jahren es erkannt,
Wie solches Kraut und Wurzel dir nicht frommen, —
Was suchst du solche Wurzel, solches Kraut?

Durch Dämons Macht wie außer dir gebannt, —
Zu allen kannst du, kannst zu dir auch kommen —
Auf! und dem bessern Geist in dir vertraut!

7.

Und noch um eines fleh' ich dringend heut':
Lies nicht der Franken neuste Liebesbücher,
Eros Pandemos ohne Schlei'r und Tücher
Samt seiner Mutter, bringen sie uns Freud'?

Ach, solches Lesen bringt nicht Heiterkeit
In unser Herz, noch macht's die Seele klüger.
Wer solches schrieb, viel besser noch zerschlüg er
Am Fels sein Tintenfaß, dem Pan geweiht.

Wo blieb allhier mit ihrer Sternenkrone
Venus Urania, wo Poesie
Mit ihrem Diadem, die gottentstammte?

Bringt's Schaden nicht für Kopf und Herz, o schone
Der Füß' auch, gern ja rein bewahrst du sie,
Und sie beschmutzt der Quark, der gottverdammte.

8.

Wie Schweizern in der Fremd' ein Alphorn tönt,
Nachtwanderern des Glöckchens leis Gebimmel,
Der Weste Säuseln dem in Staub und Schimmel
Der Stadt begrabnen, der aufs Land sich sehnt,

So aus des eignen Herzens Tiefen dehnt,
Wo augenblicks verstummte das Getümmel,
Ein leiser Ton zu deinem Ohr, den Himmel
Dir süß verheißend, der dich dir versöhnt.

Geblendet und betäubt, vom Drehen müde,
Im öden, engen Weltgleis kehre heim,
Aufatmend leicht bei dir im stillen Innern.

Verkoste dort, was sel'ger Himmelsfriede
Dir beut, der Geistesfreuden Honigseim:
Dein Gott in dir, die Welt im Fernerinnern.

9.

O höre mich, dir fehlt dein wahrer Freund,
Den heimlich schweren Druck von dir zu nehmen,
Schnell heilt er dich, willst du dich ihm bequemen,
Er, der vor allen treu es mit dir meint.

Allein, wie kann er, bist du selbst dir Feind,
Als Freund dir nahn, wirst du ihn nicht beschämen?
Wag es, zieh Freude vor dem stillen Grämen,
Das du verbirgst, — und du hast ausgeweint.

Nur weil du wider dich, ist er gezwungen,
So wie du selbst, es wider dich zu halten,
Lieb wahrhaft dich, und bald thut er's dir nach.

O du, seit Jahren selber dir entsprungen,
Wie anders wird dein Leben sich entfalten,
Blickt Freundes Aug' in deiner Seele Tag!

10.

Ein Lichtstrahl senkt ins Tintenfaß sich ein,
Herabgesandt aus Morgenrotes Sälen,
Möcht' innrer Geistesstrahl sich ihm vermählen
Und doppelt golddurchwirkt die Zeile sein.

So lockt' ich dich ins goldne Netz. Nicht mein
Gehören sollst du, noch den andern Seelen, —
Ich mein' es treu und will dir nichts verhehlen, —
Nur deinem bessern Selbst send' ich dich ein.

Das wird dich schnell der Freiheit wiedergeben
Des edlen Dienstes, der dich wahrhaft ehrt
Bei echter Lieb' und Freundschaft hohem Sold.

„Ich lebe,“ heißt es, „und auch du sollst leben.“
Ein Leben neu und frei ist dir beschert,
Ein ew'ger Lenz umweht dich licht und hold.

11.

Auf deine Freundin[1] sieh mit edlem Neide,
Die, wohnend bei sich selbst, entrann den Schlingen
Des Weltgewühls; sieh sie sich still verjüngen
Im frohen Geist, und horch dem goldnen „Meide.“

---

[1] Diese Freundin war Fräulein Luischen von Hamm, welche Schlüter kurze Zeit vorher kennen gelernt hatte. Er schreibt über sie an Annette: „Was sagen Sie, wenn ich seit Ihrer Abwesenheit durch Bertha von Hartmanns Veranlassung Ihre Freundin Luischen Hamm kennen lernte? Ist es nicht, als ob alle geistreichen Damen, alle Dichterinnen und Philosophinnen der Provinz sich um mich wie Sonnen um einen Mond versammeln, um erleuchtet zu werden? oder um zu beleuchten? Heaven that is the question or not the question. Im Ernst aber gesprochen, so hat sie mir ganz außerordentlich gefallen wegen ihres klaren tiefen Gemütes, ihres hellen Verstandes und einfach richtigen Urteils; dazu kommt noch ihr schönes Gefühl, ich meine das angenehme Organ ihrer Stimme. Es ist miserabel und schändlich, daß mir keine Person gefallen kann, ohne daß ich analysieren muß und nicht ruhe, bis ich weiß warum; hat doch eine jede das Recht zu verlangen, daß

7.

Und noch um eines fleh' ich dringend heut':
Lies nicht der Franken neuste Liebesbücher,
Eros Pandemos ohne Schlei'r und Tücher
Samt seiner Mutter, bringen sie uns Freud'?

Ach, solches Lesen bringt nicht Heiterkeit
In unser Herz, noch macht's die Seele klüger.
Wer solches schrieb, viel besser noch zerschlüg er
Am Fels sein Tintenfaß, dem Pan geweiht.

Wo blieb allhier mit ihrer Sternenkrone
Venus Urania, wo Poesie
Mit ihrem Diadem, die gottentstammte?

Bringt's Schaden nicht für Kopf und Herz, o schone
Der Füß' auch, gern ja rein bewahrst du sie,
Und sie beschmutzt der Quark, der gottverdammte.

8.

Wie Schweizern in der Fremd' ein Alphorn tönt,
Nachtwanderern des Glöckchens leis Gebimmel,
Der Weste Säuseln dem in Staub und Schimmel
Der Stadt begrabnen, der aufs Land sich sehnt,

So aus des eignen Herzens Tiefen dehnt,
Wo augenblicks verstummte das Getümmel,
Ein leiser Ton zu deinem Ohr, den Himmel
Dir süß verheißend, der dich dir versöhnt.

Geblendet und betäubt, vom Drehen müde,
Im öden, engen Weltgleis kehre heim,
Aufatmend leicht bei dir im stillen Innern.

Verkoste dort, was sel'ger Himmelsfriede
Dir beut, der Geistesfreuden Honigseim:
Dein Gott in dir, die Welt im Fernerinnern.

9.

O höre mich, dir fehlt dein wahrer Freund,
Den heimlich schweren Druck von dir zu nehmen,
Schnell heilt er dich, willst du dich ihm bequemen,
Er, der vor allen treu es mit dir meint.

Allein, wie kann er, bist du selbst dir Feind,
Als Freund dir nahn, wirst du ihn nicht beschämen?
Wag es, zieh Freude vor dem stillen Grämen,
Das du verbirgst, — und du hast ausgeweint.

Nur weil du wider dich, ist er gezwungen,
So wie du selbst, es wider dich zu halten,
Lieb wahrhaft dich, und bald thut er's dir nach.

O du, seit Jahren selber dir entsprungen,
Wie anders wird dein Leben sich entfalten,
Blickt Freundes Aug' in deiner Seele Tag!

10.

Ein Lichtstrahl senkt ins Tintenfaß sich ein,
Herabgesandt aus Morgenrotes Sälen,
Möcht' innrer Geistesstrahl sich ihm vermählen
Und doppelt golddurchwirkt die Zeile sein.

So lockt' ich dich ins goldne Netz. Nicht mein
Gehören sollst du, noch den andern Seelen, —
Ich mein' es treu und will dir nichts verhehlen, —
Nur deinem bessern Selbst send' ich dich ein.

Das wird dich schnell der Freiheit wiedergeben
Des edlen Dienstes, der dich wahrhaft ehrt
Bei echter Lieb' und Freundschaft hohem Sold.

„Ich lebe," heißt es, „und auch du sollst leben."
Ein Leben neu und frei ist dir beschert,
Ein ew'ger Lenz umweht dich licht und hold.

11.

Auf deine Freundin[1] sieh mit edlem Neide,
Die, wohnend bei sich selbst, entrann den Schlingen
Des Weltgewühls; sieh sie sich still verjüngen
Im frohen Geist, und horch dem goldnen „Meide."

---

[1] Diese Freundin war Fräulein Luischen von Hamm, welche Schlüter kurze Zeit vorher kennen gelernt hatte. Er schreibt über sie an Annette: „Was sagen Sie, wenn ich seit Ihrer Abwesenheit durch Bertha von Hartmanns Veranlassung Ihre Freundin Luischen Hamm kennen lernte? Ist es nicht, als ob alle geistreichen Damen, alle Dichterinnen und Philosophinnen der Provinz sich um mich wie Sonnen um einen Mond versammeln, um erleuchtet zu werden? oder um zu beleuchten? Heaven that is the question or not the question. Im Ernst aber gesprochen, so hat sie mir ganz außerordentlich gefallen wegen ihres klaren tiefen Gemütes, ihres hellen Verstandes und einfach richtigen Urteils; dazu kommt noch ihr schönes Gefühl, ich meine das angenehme Organ ihrer Stimme. Es ist miserabel und schändlich, daß mir keine Person gefallen kann, ohne daß ich analysieren muß und nicht ruhe, bis ich weiß warum; hat doch eine jede das Recht zu verlangen, daß

Viel besser Freud' aus Leid, denn Leid aus Freude,
Noch ist es Zeit, der Haft kühn zu entspringen;
Ein Blick hinauf und Mut leiht dir die Schwingen,
Daß stets von ihrem Pfad dein Fuß sich scheide.

Doch fandest in der Welt du G'nüg' und Frieden,
Hat echte Freud' und innre Geistesfülle
Dich labend je geletzt auf ihrem Pfade, —

So bleib für immer von dir selbst geschieden,
Daß ewig ihre Flut den Durst dir stille,
Nie locke dich ein andres Lustgestade.

12.

Mißtrauen mußt du dir, — laß dich's nicht kränken,
O Seele! auf, hinauf den Blick, zum blauen
Gestirnten Äther, Gott darfst du vertrauen
Und kannst und sollst auf ihn dein Sorgen lenken.

Was willst allein du immer alles denken?
Gott denkt für dich, — gieb Raum ihm, — aufwärts schauen
Nur mußt du stets, viel schöner ist's zu bauen
Auf Gott, als in dein Nichts den Grund zu senken.

Dort bauest du auf ew'ges, auf die Feste,
Die nimmer bebt und schwankt, die leuchtend schimmert,
Wenn alles andre längst die Zeit zertrümmert.

Hier baust auf Sand du; gieb die letzten Reste
Der Erdensorg' den Winden, „mich erlöste
Ein Herkules,“ sprich froh und unbekümmert. —

---

ich sie ganz lasse und nehme, wie sie ist, nicht aber beurteile, denn das Urteil ist ein zerreißender Bär. Noch muß ich bemerken, daß ihre Seele, die mir sehr männlich vorkam, durchaus zu wissen scheint, was sie will; ein großer Vorzug, dessen ich mich nicht durchaus und immer rühmen kann — zu meiner Schande.“ — „Luise von Hamm,“ schreibt eine ihrer Bekannten, „war die bedeutendste von drei Schwestern. Obwohl taub, konnte sie sich mit Schlüter über alles, selbst philosophische und theologische Dinge unterhalten. Bei einem Gespräche, wer am glücklichsten sei, der Blinde oder der Taube, wollten beide glücklicher sein. Nachher aber machte Schlüter ein Gedicht: „Der Blinde an eine Taube“ worin er seine These bewies. Später führte Schlüter mit dem äußerst geistreichen Fräulein eine häufige Korrespondenz, die aber nur in ihrer geringeren Hälfte noch aufbewahrt ist.“

Liest man eine so eindringliche, fast priesterlich ernste Mahnung an Seele und Gemüt der Dichterin, so ist zweifelhaft, ob man mehr die kühne Liebe des Freundes, den Rat zu geben, oder die demütige Liebe Annettens, ihn anzunehmen, bewundern soll.

Mit dem Frühjahr 1835 trat die Frage einer Schweizerreise in den Vordergrund, die Annette mit der Mutter auf dringende Einladung Jennys und ihres Gatten machen sollte. Annette stand dieser Frage mit sehr geteilten Gefühlen gegenüber.

Schon am 2. Jan. 1835 hatte sie dem Freunde geschrieben: „... Zur Reise in die Schweiz kann ich mich nicht so recht oder vielmehr gar nicht freuen; man hört und liest viel Herrliches davon, aber ich mag fremde Länder nur durchreisend sehen. Ein Sperling in der Hand ist besser wie eine Taube auf dem Dache. Wär' Jenny nicht dort und ging Mama nicht mit, dieses gelobte Land möchte meinetwegen bei seinem Namensbruder in Asien wohnen. Ich muß so vieles zurücklassen, so viel Verwandte, so manche Befreundete, alle meine Gewohnheiten und Beschäftigungen, die leider zu abweichend von der Regel sind, als daß ich sie auswärts zu produzieren wagte. Ach, ich habe mich in den letzten vier Jahren, seit ich krank war, sehr verwöhnt, wenigstens in allerlei Wunderlichkeiten zugelassen; ... Doch das sind Kindereien. Habe ich mich an Narrheiten gewöhnen können, kann ich es auch an eine vernünftige Lebensweise; aber mein gutes, altes Hülshoff mit dem guten Volke drin, und Münster mit der Herzogin von Looz, Schlüters, Felix von Böselager, den drei Hämmchen! wenn ich das alles mit aufpacken könnte, dann wär's gut; in so vielen Wagen, als dazu gehörten, fänden dann auch die kompendiösesten meiner Sammlungen, z. B. meine Münzen, geschnittenen Steine, Muscheln, noch wohl Raum. Nicht wahr? Ich bin bald reif zu einer südlichen Expedition ins Schlaraffenland, ebenso erfolgreich wie die berühmte nördliche."

Viel besser Freud' aus Leid, denn Leid aus Freude,
Noch ist es Zeit, der Haft kühn zu entspringen;
Ein Blick hinauf und Mut leiht dir die Schwingen,
Daß stets von ihrem Pfad dein Fuß sich scheide.

Doch fandest in der Welt du G'nüg' und Frieden,
Hat echte Freud' und innre Geistesfülle
Dich labend je geletzt auf ihrem Pfade, —

So bleib für immer von dir selbst geschieden,
Daß ewig ihre Flut den Durst dir stille,
Nie locke dich ein andres Lustgestade.

12.

Mißtrauen mußt du dir, — laß dich's nicht kränken,
O Seele! auf, hinauf den Blick, zum blauen
Gestirnten Äther, Gott darfst du vertrauen
Und kannst und sollst auf ihn dein Sorgen lenken.

Was willst allein du immer alles denken?
Gott denkt für dich, — gieb Raum ihm, — aufwärts schauen
Nur mußt du stets, viel schöner ist's zu bauen
Auf Gott, als in dein Nichts den Grund zu senken.

Dort bauest du auf ew'ges, auf die Feste,
Die nimmer bebt und schwankt, die leuchtend schimmert,
Wenn alles andre längst die Zeit zertrümmert.

Hier baust auf Sand du; gieb die letzten Reste
Der Erdensorg' den Winden, „mich erlöste
Ein Herkules,“ sprich froh und unbekümmert. —

---

ich sie ganz lasse und nehme, wie sie ist, nicht aber beurteile, denn das Urteil ist ein zerreißender Bär. Noch muß ich bemerken, daß ihre Seele, die mir sehr männlich vorkam, durchaus zu wissen scheint, was sie will; ein großer Vorzug, dessen ich mich nicht durchaus und immer rühmen kann — zu meiner Schande.“ — „Luise von Hamm,“ schreibt eine ihrer Bekannten, „war die bedeutendste von drei Schwestern. Obwohl taub, konnte sie sich mit Schlüter über alles, selbst philosophische und theologische Dinge unterhalten. Bei einem Gespräche, wer am glücklichsten sei, der Blinde oder der Taube, wollten beide glücklicher sein. Nachher aber machte Schlüter ein Gedicht: „Der Blinde an eine Taube“ worin er seine These bewies. Später führte Schlüter mit dem äußerst geistreichen Fräulein eine häufige Korrespondenz, die aber nur in ihrer geringeren Hälfte noch aufbewahrt ist.“

Liest man eine so eindringliche, fast priesterlich ernste Mahnung an Seele und Gemüt der Dichterin, so ist zweifelhaft, ob man mehr die kühne Liebe des Freundes, den Rat zu geben, oder die demütige Liebe Annettens, ihn anzunehmen, bewundern soll.

Mit dem Frühjahr 1835 trat die Frage einer Schweizerreise in den Vordergrund, die Annette mit der Mutter auf dringende Einladung Jennys und ihres Gatten machen sollte. Annette stand dieser Frage mit sehr geteilten Gefühlen gegenüber.

Schon am 2. Jan. 1835 hatte sie dem Freunde geschrieben: „... Zur Reise in die Schweiz kann ich mich nicht so recht oder vielmehr gar nicht freuen; man hört und liest viel Herrliches davon, aber ich mag fremde Länder nur durchreisend sehen. Ein Sperling in der Hand ist besser wie eine Taube auf dem Dache. Wär' Jenny nicht dort und ging Mama nicht mit, dieses gelobte Land möchte meinetwegen bei seinem Namensbruder in Asien wohnen. Ich muß so vieles zurücklassen, so viel Verwandte, so manche Befreundete, alle meine Gewohnheiten und Beschäftigungen, die leider zu abweichend von der Regel sind, als daß ich sie auswärts zu produzieren wagte. Ach, ich habe mich in den letzten vier Jahren, seit ich krank war, sehr verwöhnt, wenigstens in allerlei Wunderlichkeiten zugelassen; ... Doch das sind Kindereien. Habe ich mich an Narrheiten gewöhnen können, kann ich es auch an eine vernünftige Lebensweise; aber mein gutes, altes Hülshoff mit dem guten Volke drin, und Münster mit der Herzogin von Looz, Schlüters, Felix von Böselager, den drei Hämmchen! wenn ich das alles mit aufpacken könnte, dann wär's gut; in so vielen Wagen, als dazu gehörten, fänden dann auch die kompendiösesten meiner Sammlungen, z. B. meine Münzen, geschnittenen Steine, Muscheln, noch wohl Raum. Nicht wahr? Ich bin bald reif zu einer südlichen Expedition ins Schlaraffenland, ebenso erfolgreich wie die berühmte nördliche."

Viel besser Freud' aus Leid, denn Leid aus Freude,
Noch ist es Zeit, der Haft kühn zu entspringen;
Ein Blick hinauf und Mut leiht dir die Schwingen,
Daß stets von ihrem Pfad dein Fuß sich scheide.

Doch fandest in der Welt du G'nüg' und Frieden,
Hat echte Freud' und innre Geistesfülle
Dich labend je geletzt auf ihrem Pfade, —

So bleib für immer von dir selbst geschieden,
Daß ewig ihre Flut den Durst dir stille,
Nie locke dich ein andres Lustgestade.

12.

Mißtrauen mußt du dir, — laß dich's nicht kränken,
O Seele! auf, hinauf den Blick, zum blauen
Gestirnten Äther, Gott darfst du vertrauen
Und kannst und sollst auf ihn dein Sorgen lenken.

Was willst allein du immer alles denken?
Gott denkt für dich, — gieb Raum ihm, — aufwärts schauen
Nur mußt du stets, viel schöner ist's zu bauen
Auf Gott, als in dein Nichts den Grund zu senken.

Dort bauest du auf ew'ges, auf die Feste,
Die nimmer bebt und schwankt, die leuchtend schimmert,
Wenn alles andre längst die Zeit zertrümmert.

Hier baust auf Sand du; gieb die letzten Reste
Der Erdensorg' den Winden, „mich erlöste
Ein Herkules,“ sprich froh und unbekümmert. —

---

ich sie ganz lasse und nehme, wie sie ist, nicht aber beurteile, denn das Urteil ist ein zerreißender Bär. Noch muß ich bemerken, daß ihre Seele, die mir sehr männlich vorkam, durchaus zu wissen scheint, was sie will; ein großer Vorzug, dessen ich mich nicht durchaus und immer rühmen kann — zu meiner Schande.“ — „Luise von Hamm,“ schreibt eine ihrer Bekannten, „war die bedeutendste von drei Schwestern. Obwohl taub, konnte sie sich mit Schlüter über alles, selbst philosophische und theologische Dinge unterhalten. Bei einem Gespräche, wer am glücklichsten sei, der Blinde oder der Taube, wollten beide glücklicher sein. Nachher aber machte Schlüter ein Gedicht: „Der Blinde an eine Taube“ worin er seine These bewies. Später führte Schlüter mit dem äußerst geistreichen Fräulein eine häufige Korrespondenz, die aber nur in ihrer geringeren Hälfte noch aufbewahrt ist.“

Liest man eine so eindringliche, fast priesterlich ernste Mahnung an Seele und Gemüt der Dichterin, so ist zweifelhaft, ob man mehr die kühne Liebe des Freundes, den Rat zu geben, oder die demütige Liebe Annettens, ihn anzunehmen, bewundern soll.

Mit dem Frühjahr 1835 trat die Frage einer Schweizerreise in den Vordergrund, die Annette mit der Mutter auf dringende Einladung Jennys und ihres Gatten machen sollte. Annette stand dieser Frage mit sehr geteilten Gefühlen gegenüber.

Schon am 2. Jan. 1835 hatte sie dem Freunde geschrieben: „... Zur Reise in die Schweiz kann ich mich nicht so recht oder vielmehr gar nicht freuen; man hört und liest viel Herrliches davon, aber ich mag fremde Länder nur durchreisend sehen. Ein Sperling in der Hand ist besser wie eine Taube auf dem Dache. Wär' Jenny nicht dort und ging Mama nicht mit, dieses gelobte Land möchte meinetwegen bei seinem Namensbruder in Asien wohnen. Ich muß so vieles zurücklassen, so viel Verwandte, so manche Befreundete, alle meine Gewohnheiten und Beschäftigungen, die leider zu abweichend von der Regel sind, als daß ich sie auswärts zu produzieren wagte. Ach, ich habe mich in den letzten vier Jahren, seit ich krank war, sehr verwöhnt, wenigstens in allerlei Wunderlichkeiten zugelassen; ... Doch das sind Kindereien. Habe ich mich an Narrheiten gewöhnen können, kann ich es auch an eine vernünftige Lebensweise; aber mein gutes, altes Hülshoff mit dem guten Volke drin, und Münster mit der Herzogin von Looz, Schlüters, Felix von Böselager, den drei Hämmchen! wenn ich das alles mit aufpacken könnte, dann wär's gut; in so vielen Wagen, als dazu gehörten, fänden dann auch die kompendiösesten meiner Sammlungen, z. B. meine Münzen, geschnittenen Steine, Muscheln, noch wohl Raum. Nicht wahr? Ich bin bald reif zu einer südlichen Expedition ins Schlaraffenland, ebenso erfolgreich wie die berühmte nördliche."

„Meine Schwester sehe ich gewiß gerne,“ schreibt sie ein andres Mal, „aber jedenfalls reisen wir jetzt nicht vor dem Ende Juli — bleiben dann den Winter über aus; im Frühling, wo die Schweiz am schönsten ist, wird man uns auch nicht ziehen lassen. — Kurz, ein Jahr wird hingehen, ehe wir wieder Münsterschen Boden fühlen.

„Ach! ein Jahr ist eine lange Zeit; ich bin nie ein Jahr abwesend gewesen, ohne merkliche Lücken zu finden, wenn ich wiederkam! und habe ich nicht selbst, zweimal in jedem Jahr, in den Frühlings- und Herbst-Äquinoktien einen ganz fatalen Zeitraum voll Schmerzen und Hinfälligkeit?“ [1]

Einige Monate später (4. Juni) schreibt sie wieder: „Als ich anfing [ein von Schlüter gewünschtes Gedicht über Angelus Silesius[2] zu machen] war mir's leid, daß meine Zeit so beschränkt ist, jetzt freut mich's, ich bin sehr bewegt, aber nicht fröhlich — die Gedanken und Bilder strömen mir zu, aber sie sind wie scheu gewordene Pferde, die nur um so unerbittlicher dahinrasseln, je kräftiger und kühner ihre angeborene Natur ist. Ich habe mir viel Gewalt angethan, solange ich schrieb; hätte ich mir den Zügel gelassen, Sie hätten gesagt mit dem Festus Paulus: ‚Paulus, du rasest, dein vieles Wissen macht dich unsinnig;‘ — vielleicht halten Sie mich schon halb dafür, weil ich von mir selber sage, was ich höchstens denken sollte, doch der Himmel bewahre mich, daß ich Ihnen je einen Gedanken verberge, d. h. daß ich ihn absichtlich verschlucke, wenn er einmal auf der Zunge ist; dies ist der Tod aller Freundschaft.“[3]

---

[1] Schlüter, Briefe 36.

[2] Schlüter hatte ihr die Aufgabe gestellt, „die Quintessenz des Angelus Silesius, das System in einer Nuß zusammenzufassen und in einem nicht zu langen Gedichte auszusprechen.“ Er wollte dadurch „einen Stein auf den zersprudelnden Most ihres Geistes legen, denselben veranlassen, sich zu konzentrieren und einmal ihr Talent auf eine recht schwere Probe zu stellen“. „Nach etwa 14 Tagen hatte sie das Gedicht fertig.“ Aufzeichnungen Schlüters. Vgl. das Gedicht III. 141.

[3] Schlüter, Briefe 42.

Daß der Dichterin bei alledem noch immer der köstlichste Humor zu Gebote stand, das beweisen eben die Briefe, in denen sie dem Freunde ihr Leid klagt. So heißt es am 4. Juni 1835: „Ihr Brief, mein sehr lieber oder vielmehr mein liebster Freund, ist entweder in nicht angemerkten Zwischenräumen geschrieben, oder er hat, des täglichen Botenverkehrs nicht achtend, auf dem Wege von Ihrem Schreibtische in den meinigen sich noch einige gute und lustige Tage machen wollen, gleich einem streng gehaltenen Schüler, der auch mitunter einen Reisetag aus eigner Machtvollkommenheit zusetzt, wenn ihn die Zuchtrute des Vaters auf den Postwagen geleitet und drüben der Bakel des Magisters winkt. Kurz, in dürrer Prosa, ich habe Ihr vom Sonntag datiertes Schreiben erst heute, am Donnerstage, und zwar so eben erhalten. Ach mein Freund, wie traurig ist's, wenn man sein Pfund vergraben muß! wie schreiblustig bin ich heut'! welch eine Masse von Bildern, Gleichnissen, sogar Gedanken, die ich Ihnen nur mit Bedauern vorenthalte, überströmt mich nicht gleich aus den Worten: Papier, Schüler, Postwagen! mich dünkt, es steht kein Gedanke so hoch, daß ich ihn nicht jetzt auf dem Postwagen erreichen könnte."[1]

Ein andermal heißt es in einer launigen Besprechung eines Buches von Adam Müller (Über die Schönheit): „Ich habe es mit vielem Vergnügen gelesen, es scheint mir voll origineller Gedanken, artiger Vergleiche, von einem klaren, angenehmen, nur zu tändelnden Stile; aber, lieber Freund, das Wahre ist seltsam mit Sophismen, das Ernste und Weise mit dem Törichten gemischt in diesen Blättern. Es ist undankbar von mir, einen Verfasser anzugreifen, der meinem Geschlecht so manches Geistreiche und Schöne verleiht, und doch möchte ich am liebsten an ihn selbst. Wenn er nicht an jeder Hand wenigstens drei Ringe trägt, so soll man mich Fideldümmchen heißen. Er ruft die Damen zu Zeugen, ob man es ihm anmerke, daß er die schönen Künste nur nebenbei getrieben, und

[1] Schlüter, Briefe 39.

„Meine Schwester sehe ich gewiß gerne," schreibt sie ein andres Mal, „aber jedenfalls reisen wir jetzt nicht vor dem Ende Juli — bleiben dann den Winter über aus; im Frühling, wo die Schweiz am schönsten ist, wird man uns auch nicht ziehen lassen. — Kurz, ein Jahr wird hingehen, ehe wir wieder Münsterschen Boden fühlen.

„Ach! ein Jahr ist eine lange Zeit; ich bin nie ein Jahr abwesend gewesen, ohne merkliche Lücken zu finden, wenn ich wiederkam! und habe ich nicht selbst, zweimal in jedem Jahr, in den Frühlings- und Herbst-Äquinoktien einen ganz fatalen Zeitraum voll Schmerzen und Hinfälligkeit?"[1]

Einige Monate später (4. Juni) schreibt sie wieder: „Als ich anfing [ein von Schlüter gewünschtes Gedicht über Angelus Silesius[2] zu machen] war mir's leid, daß meine Zeit so beschränkt ist, jetzt freut mich's, ich bin sehr bewegt, aber nicht fröhlich — die Gedanken und Bilder strömen mir zu, aber sie sind wie scheu gewordene Pferde, die nur um so unerbittlicher dahinrasseln, je kräftiger und kühner ihre angeborene Natur ist. Ich habe mir viel Gewalt angethan, solange ich schrieb; hätte ich mir den Zügel gelassen, Sie hätten gesagt mit dem Festus Paulus: ‚Paulus, du rasest, dein vieles Wissen macht dich unsinnig;' — vielleicht halten Sie mich schon halb dafür, weil ich von mir selber sage, was ich höchstens denken sollte, doch der Himmel bewahre mich, daß ich Ihnen je einen Gedanken verberge, d. h. daß ich ihn absichtlich verschlucke, wenn er einmal auf der Zunge ist; dies ist der Tod aller Freundschaft."[3]

---

[1] Schlüter, Briefe 36.

[2] Schlüter hatte ihr die Aufgabe gestellt, „die Quintessenz des Angelus Silesius, das System in einer Nuß zusammenzufassen und in einem nicht zu langen Gedichte auszusprechen." Er wollte dadurch „einen Stein auf den zersprudelnden Most ihres Geistes legen, denselben veranlassen, sich zu konzentrieren und einmal ihr Talent auf eine recht schwere Probe zu stellen". „Nach etwa 14 Tagen hatte sie das Gedicht fertig." Aufzeichnungen Schlüters. Vgl. das Gedicht III. 141.

[3] Schlüter, Briefe 42.

Daß der Dichterin bei alledem noch immer der köstlichste Humor zu Gebote stand, das beweisen eben die Briefe, in denen sie dem Freunde ihr Leid klagt. So heißt es am 4. Juni 1835: „Ihr Brief, mein sehr lieber oder vielmehr mein liebster Freund, ist entweder in nicht angemerkten Zwischenräumen geschrieben, oder er hat, des täglichen Botenverkehrs nicht achtend, auf dem Wege von Ihrem Schreibtische in den meinigen sich noch einige gute und lustige Tage machen wollen, gleich einem streng gehaltenen Schüler, der auch mitunter einen Reisetag aus eigner Machtvollkommenheit zusetzt, wenn ihn die Zuchtrute des Vaters auf den Postwagen geleitet und drüben der Bakel des Magisters winkt. Kurz, in dürrer Prosa, ich habe Ihr vom Sonntag datiertes Schreiben erst heute, am Donnerstage, und zwar so eben erhalten. Ach mein Freund, wie traurig ist's, wenn man sein Pfund vergraben muß! wie schreiblustig bin ich heut'! welch eine Masse von Bildern, Gleichnissen, sogar Gedanken, die ich Ihnen nur mit Bedauern vorenthalte, überströmt mich nicht gleich aus den Worten: Papier, Schüler, Postwagen! mich dünkt, es steht kein Gedanke so hoch, daß ich ihn nicht jetzt auf dem Postwagen erreichen könnte."[1]

Ein andermal heißt es in einer launigen Besprechung eines Buches von Adam Müller (Über die Schönheit): „Ich habe es mit vielem Vergnügen gelesen, es scheint mir voll origineller Gedanken, artiger Vergleiche, von einem klaren, angenehmen, nur zu tändelnden Stile; aber, lieber Freund, das Wahre ist seltsam mit Sophismen, das Ernste und Weise mit dem Törichten gemischt in diesen Blättern. Es ist undankbar von mir, einen Verfasser anzugreifen, der meinem Geschlecht so manches Geistreiche und Schöne verleiht, und doch möchte ich am liebsten an ihn selbst. Wenn er nicht an jeder Hand wenigstens drei Ringe trägt, so soll man mich Fideldümmchen heißen. Er ruft die Damen zu Zeugen, ob man es ihm anmerke, daß er die schönen Künste nur nebenbei getrieben, und

[1] Schlüter, Briefe 39.

spricht so gern davon, daß er eigentlich Staatsmann gewesen, ehe man ihn amoviert. Wo hat er denn gestaatsmannt? In Weimar? Dieses hindert aber nicht, daß er nicht so viel Geist hätte als drei andere; ich meine immer, den August Wilhelm Schlegel vor mir zu sehen; doch bleibt dieser mehr bei der Stange, während mir beim Adam Müller zuweilen zu Mute war wie dem Schüler beim Mephistopheles; mir wird von alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopfe herum, nicht daß dann die Idee schwer zu fassen oder unklar dargestellt worden wäre, im Gegenteil, jene schwirrenden, wirbelnden, durcheinander wogenden Gedanken, vermöge deren ich kaum mehr weiß, ob ich nicht eins bin mit dem Rasen, auf dem ich sitze, oder dem Steine, der vor mir liegt, haben mich so in ihre Bewegung hineingezogen, daß ich zu wirbeln glaube wie ein Kreisel oder die Welten — was am Ende auch dasselbe sein mag. In der That, man kann sich da hineinphilosophieren; der schlechteste geschaffene Gegenstand ist der Wunder so voll, daß von ihm bis zum denkbar höchsten der Schritt nur leicht ist, aber von unten herauf bis zu ihm zu gelangen, dafür haben wir keine Gedanken; — er ist fürs Ideenreich der kleine Punkt außer der Welt, den Archimedes verlangte, um das ganze Weltsystem zu beherrschen. Der Kampf zwischen der individuellen und geselligen Schönheit scheint mir übrigens nicht so gefährlich und des Schlichtens bedürftig, als Herr Müller zu glauben scheint; ich wenigstens erinnere mich keiner Zeit, wo das Charakteristische und Originelle nicht seinen ehrenvollen Platz neben dem Idealen behauptet hätte. Auch unsere näheren Vorfahren müssen es so gehalten haben. Dieses beweisen ihre Bildergalerieen und Bibliotheken, wo Rembrandt und Rubens neben Tizian und Leonardo, Don Quixote und Hudibras neben Hamlet und dem Verlorenen Paradiese auftreten, wie auch zu allen Zeiten ebensoviele Gestalten und Seelen um ihrer Eigentümlichkeit, wie um ihrer sogen. Schönheit willen geliebt worden sind. Mehr darf niemand verlangen, als dieses redliche Anerkennen und das gewiß damit verbundene Streben, sich doch auch dieser Ansicht

möglichst zu fügen; mehr wäre vom Übel und, mit Herrn Müller zu reden, eine Sünde gegen die individuelle Schönheit, gegen die herrliche Naturgabe des angebornen Geschmacks."[1]

Trotz Annettens geringer Lust zur Reise in die Schweiz war diese doch beschlossen und der Tag der Abreise festgesetzt worden. Je mehr dieser heranrückte, nahm auch ihre eigentümliche Unruhe zu.

Es war nur ein kleiner Trost für sie, daß sie sich schon vor Monaten „den Gedanken, Schlüters Onkel, Hofrat Gräver, werde vielleicht den Sommer über in Rüschhaus wohnen können, zu einer förmlichen Caprice gemacht hatte". Die Gründe, aus welchen sie dieses wünschte, sind bezeichnend genug: „Nr. 1 bewohnt alsdann jemand unsere Zimmer, dem ich wohl will, und das muß sein, sonst mag ich nachher nicht wieder hinein. Nr. 2 wird der gute Onkel, dem ich Mut zutraue, die Diebe in Respekt halten, Nr. 3 nicht zugeben, daß man die Blumen verkommen läßt, Nr. 4 sich zuweilen an meinen Sammlungen ergötzen; mir sehr lieb, denn ich kann die vergrabenen Schätze nicht leiden, und Nr. 5 eine mir sehr werte Mutter mit ihren gleichlieben Kindern wird ihre Spaziergänge nach Rüschhaus richten, und wenn sie auf meinem Kanapee sitzen und meine Siebensachen zur Hand haben, werden alle miteinander an mich denken. Das ist keine Floskel, mein lieber Freund, ich weiß aus Erfahrung, wie freundlich, ja innig dieses die Erinnerung an Entfernte ruft, und bin zu egoistisch, oder vielmehr habe Sie alle zu gern, als daß mir der Gedanke nicht sehr wert scheinen sollte."[2]

„Die wenigen Wochen bis zu meiner Abreise" — schreibt sie am 4. Juni, — „werden verglitten sein, eh' wir's gedacht, dann folgt ein ganzes Jahr der Trennung, und die Zeiten sind mir längst dahin, wo meine Phantasie, meine Hoffnung ein Jahr übersprang wie jetzt kaum eine Woche, wo ich meinen

---

[1] Schlüter, Briefe 29 f.

[2] Ebd. 25.

spricht so gern davon, daß er eigentlich Staatsmann gewesen, ehe man ihn amoviert. Wo hat er denn gestaatsmannt? In Weimar? Dieses hindert aber nicht, daß er nicht so viel Geist hätte als drei andere; ich meine immer, den August Wilhelm Schlegel vor mir zu sehen; doch bleibt dieser mehr bei der Stange, während mir beim Adam Müller zuweilen zu Mute war wie dem Schüler beim Mephistopheles; mir wird von alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopfe herum, nicht daß dann die Idee schwer zu fassen oder unklar dargestellt worden wäre, im Gegenteil, jene schwirrenden, wirbelnden, durcheinander wogenden Gedanken, vermöge deren ich kaum mehr weiß, ob ich nicht eins bin mit dem Rasen, auf dem ich sitze, oder dem Steine, der vor mir liegt, haben mich so in ihre Bewegung hineingezogen, daß ich zu wirbeln glaube wie ein Kreisel oder die Welten — was am Ende auch dasselbe sein mag. In der That, man kann sich da hineinphilosophieren; der schlechteste geschaffene Gegenstand ist der Wunder so voll, daß von ihm bis zum denkbar höchsten der Schritt nur leicht ist, aber von unten herauf bis zu ihm zu gelangen, dafür haben wir keine Gedanken; — er ist fürs Ideenreich der kleine Punkt außer der Welt, den Archimedes verlangte, um das ganze Weltsystem zu beherrschen. Der Kampf zwischen der individuellen und geselligen Schönheit scheint mir übrigens nicht so gefährlich und des Schlichtens bedürftig, als Herr Müller zu glauben scheint; ich wenigstens erinnere mich keiner Zeit, wo das Charakteristische und Originelle nicht seinen ehrenvollen Platz neben dem Idealen behauptet hätte. Auch unsere näheren Vorfahren müssen es so gehalten haben. Dieses beweisen ihre Bildergalerieen und Bibliotheken, wo Rembrandt und Rubens neben Tizian und Leonardo, Don Quixote und Hudibras neben Hamlet und dem Verlorenen Paradiese auftreten, wie auch zu allen Zeiten ebensoviele Gestalten und Seelen um ihrer Eigentümlichkeit, wie um ihrer sogen. Schönheit willen geliebt worden sind. Mehr darf niemand verlangen, als dieses redliche Anerkennen und das gewiß damit verbundene Streben, sich doch auch dieser Ansicht

möglichst zu fügen; mehr wäre vom Übel und, mit Herrn Müller zu reden, eine Sünde gegen die individuelle Schönheit, gegen die herrliche Naturgabe des angebornen Geschmacks."[1]

Trotz Annettens geringer Lust zur Reise in die Schweiz war diese doch beschlossen und der Tag der Abreise festgesetzt worden. Je mehr dieser heranrückte, nahm auch ihre eigentümliche Unruhe zu.

Es war nur ein kleiner Trost für sie, daß sie sich schon vor Monaten „den Gedanken, Schlüters Onkel, Hofrat Gräver, werde vielleicht den Sommer über in Rüschhaus wohnen können, zu einer förmlichen Caprice gemacht hatte". Die Gründe, aus welchen sie dieses wünschte, sind bezeichnend genug: „Nr. 1 bewohnt alsdann jemand unsere Zimmer, dem ich wohl will, und das muß sein, sonst mag ich nachher nicht wieder hinein. Nr. 2 wird der gute Onkel, dem ich Mut zutraue, die Diebe in Respekt halten, Nr. 3 nicht zugeben, daß man die Blumen verkommen läßt, Nr. 4 sich zuweilen an meinen Sammlungen ergötzen; mir sehr lieb, denn ich kann die vergrabenen Schätze nicht leiden, und Nr. 5 eine mir sehr werte Mutter mit ihren gleichlieben Kindern wird ihre Spaziergänge nach Rüschhaus richten, und wenn sie auf meinem Kanapee sitzen und meine Siebensachen zur Hand haben, werden alle miteinander an mich denken. Das ist keine Floskel, mein lieber Freund, ich weiß aus Erfahrung, wie freundlich, ja innig dieses die Erinnerung an Entfernte ruft, und bin zu egoistisch, oder vielmehr habe Sie alle zu gern, als daß mir der Gedanke nicht sehr wert scheinen sollte."[2]

„Die wenigen Wochen bis zu meiner Abreise" — schreibt sie am 4. Juni, — „werden verglitten sein, eh' wir's gedacht, dann folgt ein ganzes Jahr der Trennung, und die Zeiten sind mir längst dahin, wo meine Phantasie, meine Hoffnung ein Jahr übersprang wie jetzt kaum eine Woche, wo ich meinen

[1] Schlüter, Briefe 29 f.

[2] Ebd. 25.

Freunden beim Abschiede zuletzt noch einmal die Hand reichte als vorläufiges Willkommen zum nächsten Zusammentreffen ‚übers Jahr im Mai'. Gefühl eigner Schwäche und trübe Erfahrungen an mir teuern Personen haben mich gewitzigt; das ist auch eine Frucht vom Baume der Erkenntnis, und keine der süßen! — Gewiß, mein Freund, wir müssen uns noch sehen, und noch öfterer als einmal; was hat man sonst vom Leben? und, mißverstehen Sie mich nicht, ich würdige das Höchste des Daseins, seinen einzigen Zweck und Wert deshalb nicht minder, weil ich es grade eben nicht ins Auge faßte; unter Leben verstehe ich hier das irdische und was von seinen Freuden tadellos zu nennen ist. Doch auch dann habe ich sehr unklar gedacht oder mindestens mich ausgedrückt; wer wird die Zuneigung derer, die uns lieb sind, wer die Harmonie der Gemüter mit ihren lieblichen Einklängen und noch lieblicheren Dissonanzen den Erdengütern zuzählen? Doch, ist's ein Engel, den uns die Gottheit als Vermittler und sich linde knüpfendes Band unserer doppelten Natur gesandt hat, so wurzelt er mindestens mit einem Fuße im Erdboden. Ich will hier abbrechen, denn der Gegenstand läßt sich nicht flüchtig behandeln, wie es heute nun doch einmal nicht anders sein könnte."

Darum: „das Resultat alles dessen, was ich nicht gesagt, aber gedacht, bleibt, daß wir uns sehen und deshalb überlegen müssen, — hören Sie wohl: Überlegen! Nehmen Sie nun gleich die Mama und Thereschen in Rat. Die Aktien stehen so: meine Mutter ist vorgestern nach Hülshoff gegangen, um ein soeben nagelneu angekommenes Enkelchen in Augenschein zu nehmen und ihre Schwiegertochter zu pflegen; dort bleibt sie vorläufig, vielleicht vierzehn Tage und darüber. Ich bin zwar noch hier, doch würde man's übel deuten, bliebe ich noch länger unsichtbar, als etwa zu Anfang der nächsten Woche. Nach Münster gehen darf ich in diesen Tagen nicht, da bloß mein Übelbefinden mich noch von jener Tour freigesprochen hat. Können Sie denn gar nicht kommen? Ihre Nachmittage sind besetzt, und des Morgens würde freilich Ihr Rückweg in die

Mittagsstunde fallen; aber haben Sie denn gar keinen Tag frei? Ich weiß nicht, ob ich mit dem Wunsche herausrücken darf, ob Sie mich für gottlos halten werden, wenn ich einen der Pfingsttage in Vorschlag bringe. Sie müßten dann früh aufstehen und zur Kirche gehen, sehr früh, daß Sie den Hinweg nachher noch vor der steigenden Hitze abgemacht hätten; mich dünkt, am zweiten Feiertage ging' so etwas wohl an, wenn Sie es auch für den ersten unpassend fänden. Habe ich aber hierdurch etwas Unschickliches, Sie Verletzendes verlangt, so seien Sie nachsichtig um des Beweggrundes willen, der den Gedanken in mir erregte. Die Zeit verrinnt, jeden Abend wundre ich mich, daß wieder ein Tag dahin und die Stunde meiner Abreise mir nun einen großen Schritt näher getreten ist, und ich zittre vor dem Augenblick, wo der Schlagbaum niederfällt zwischen mir und so manchem, was mir teuer ist, für eine Zeit, über die ich nicht hinaus zu rechnen wage! Wahrlich! lieber, bester Herzens-Schlüter und Herzens-Thereschen und liebste Mutter Schlüter, wollt ihr mich denn gar nicht mehr sehen? Es ist jetzt still und lieblich hier, der Garten so voll Blumen, Duft und Nachtigallen, ich bin so ganz allein — eine gute Tafel kann ich euch nicht geben, aber ihr sollt doch satt werden. Kommt ja!" Solch drängenden Bitten konnten die münsterschen Freunde nicht widerstehen. In Schlüters Tagebuch finden wir denn auch verzeichnet:

„1835. Schönen Pfingstmontag mit Therese beim Fräulein auf Rüschhaus zugebracht." In einer andern Aufzeichnung heißt es etwas weitläufiger: „Wir begaben uns, nachdem wir früh zur Kirche gewesen, an diesem wundervollen Pfingstmorgen, wo es noch kühl war, auf den Weg. Das Fräulein war überaus freundlich, gutherzig und überlebendig, sie war sichtbar froh, daß sie es endlich erreicht hatte, uns einmal auf Mittag und den ganzen Tag bei sich zu haben. Das ländliche Mahl begann mit Milch und Weißbrot. Frau von Droste gab mir den Löffel in die Hand; auch sie war äußerst gut und liebenswürdig. Herr Vikar Wilmsen war unser Tischgenoß. Nach dem Essen, wo ich

Freunden beim Abschiede zuletzt noch einmal die Hand reichte als vorläufiges Willkommen zum nächsten Zusammentreffen ‚übers Jahr im Mai‘. Gefühl eigner Schwäche und trübe Erfahrungen an mir teuern Personen haben mich gewitzigt; das ist auch eine Frucht vom Baume der Erkenntnis, und keine der süßen! — Gewiß, mein Freund, wir müssen uns noch sehen, und noch öfterer als einmal; was hat man sonst vom Leben? und, mißverstehen Sie mich nicht, ich würdige das Höchste des Daseins, seinen einzigen Zweck und Wert deshalb nicht minder, weil ich es grade eben nicht ins Auge faßte; unter Leben verstehe ich hier das irdische und was von seinen Freuden tadellos zu nennen ist. Doch auch dann habe ich sehr unklar gedacht oder mindestens mich ausgedrückt; wer wird die Zuneigung derer, die uns lieb sind, wer die Harmonie der Gemüter mit ihren lieblichen Einklängen und noch lieblicheren Dissonanzen den Erdengütern zuzählen? Doch, ist's ein Engel, den uns die Gottheit als Vermittler und sich linde knüpfendes Band unserer doppelten Natur gesandt hat, so wurzelt er mindestens mit einem Fuße im Erdboden. Ich will hier abbrechen, denn der Gegenstand läßt sich nicht flüchtig behandeln, wie es heute nun doch einmal nicht anders sein könnte.“

Darum: „das Resultat alles dessen, was ich nicht gesagt, aber gedacht, bleibt, daß wir uns sehen und deshalb überlegen müssen, — hören Sie wohl: Überlegen! Nehmen Sie nun gleich die Mama und Thereschen in Rat. Die Aktien stehen so: meine Mutter ist vorgestern nach Hülshoff gegangen, um ein soeben nagelneu angekommenes Enkelchen in Augenschein zu nehmen und ihre Schwiegertochter zu pflegen; dort bleibt sie vorläufig, vielleicht vierzehn Tage und darüber. Ich bin zwar noch hier, doch würde man's übel deuten, bliebe ich noch länger unsichtbar, als etwa zu Anfang der nächsten Woche. Nach Münster gehen darf ich in diesen Tagen nicht, da bloß mein Übelbefinden mich noch von jener Tour freigesprochen hat. Können Sie denn gar nicht kommen? Ihre Nachmittage sind besetzt, und des Morgens würde freilich Ihr Rückweg in die

Mittagsstunde fallen; aber haben Sie denn gar keinen Tag frei? Ich weiß nicht, ob ich mit dem Wunsche herausrücken darf, ob Sie mich für gottlos halten werden, wenn ich einen der Pfingsttage in Vorschlag bringe. Sie müßten dann früh aufstehen und zur Kirche gehen, sehr früh, daß Sie den Hinweg nachher noch vor der steigenden Hitze abgemacht hätten; mich dünkt, am zweiten Feiertage ging' so etwas wohl an, wenn Sie es auch für den ersten unpassend fänden. Habe ich aber hierdurch etwas Unschickliches, Sie Verletzendes verlangt, so seien Sie nachsichtig um des Beweggrundes willen, der den Gedanken in mir erregte. Die Zeit verrinnt, jeden Abend wundre ich mich, daß wieder ein Tag dahin und die Stunde meiner Abreise mir nun einen großen Schritt näher getreten ist, und ich zittre vor dem Augenblick, wo der Schlagbaum niederfällt zwischen mir und so manchem, was mir teuer ist, für eine Zeit, über die ich nicht hinaus zu rechnen wage! Wahrlich! lieber, bester Herzens-Schlüter und Herzens-Thereschen und liebste Mutter Schlüter, wollt ihr mich denn gar nicht mehr sehen? Es ist jetzt still und lieblich hier, der Garten so voll Blumen, Duft und Nachtigallen, ich bin so ganz allein — eine gute Tafel kann ich euch nicht geben, aber ihr sollt doch satt werden. Kommt ja!“ Solch drängenden Bitten konnten die münsterschen Freunde nicht widerstehen. In Schlüters Tagebuch finden wir denn auch verzeichnet:

„1835. Schönen Pfingstmontag mit Therese beim Fräulein auf Rüschhaus zugebracht.“ In einer andern Aufzeichnung heißt es etwas weitläufiger: „Wir begaben uns, nachdem wir früh zur Kirche gewesen, an diesem wundervollen Pfingstmorgen, wo es noch kühl war, auf den Weg. Das Fräulein war überaus freundlich, gutherzig und überlebendig, sie war sichtbar froh, daß sie es endlich erreicht hatte, uns einmal auf Mittag und den ganzen Tag bei sich zu haben. Das ländliche Mahl begann mit Milch und Weißbrot. Frau von Droste gab mir den Löffel in die Hand; auch sie war äußerst gut und liebenswürdig. Herr Vikar Wilmsen war unser Tischgenoß. Nach dem Essen, wo ich

etwas müde und schläfrig war, führte das Fräulein Theresen und mich in den Garten, wo Kaffee getrunken werden sollte. Das Fräulein unterhielt uns vortrefflich, sie kam auf ihre älteren Gedichte und Schriften, ging, als der Kaffee aufgetragen war, ins Haus und kehrte mit einer Schürze voll Manuskripten, die in Päckchen zusammen gebunden waren, zurück, die sie auf die Bank neben uns ausschüttete. Als wir zu trinken begonnen, und ein und anderes Päckchen vom kreuzenden Faden befreit und gelesen werden sollte, kam der gute, alte Vikar Wilmsen, um sich zu uns zu setzen. Da er keinen Platz fand, so hieß das Fräulein ihn sich auf die Papiere setzen, denen es nicht schaden werde. Herr Wilmsen war sehr einsilbig, aber freundlich und hörte zu, was Fräulein und wir sagten. Abends schieden wir beschenkt mit antiquarischen Seltenheiten und Naturalien. Engerer Verkehr mit ihr in diesem Semester."

Inzwischen nahte der Abschiedstag. „Am 30. Juni," heißt es im Tagebuch des Geheimrats Schlüter, „Annette von Hülshoff nahm Abschied und schenkte Stoffer einen Ring".

Dann langte eines Tages in Münster ein Brief aus Heeßen an; Annette war endlich, wenn auch vorerst mit Umwegen, auf der Reise nach dem Süden. „Wie es mir geht? Wie jemanden, dem man kaum so viel Zeit läßt, zu fühlen, daß ihm unwohl ist. Ich bin zwischen lauter Verwandten und sehr nahen Bekannten und bin mit einigen derselben lange nicht zusammen gewesen. Man hat mich gestern abend zu lange singen und reden lassen, die übergroße Aufregung ließ mich nachher nicht schlafen ... Der Anfang dieser Reise ist ermüdend, aber es ist nichts gegen die Fortsetzung. Ich gehe großen Erschütterungen entgegen, Gott helfe sie mir würdig bestehen ... Heeßen ist vorerst der einzige Ruhepunkt, den ich angeben kann ... In Bökendorf ... wird Ihre arme Freundin auch keinen festen Fuß fassen, sondern diese nächste Zeit überall umherschwirren, einem Kometen ähnlicher als je ... Adieu, mein sehr lieber Freund, tausend Liebes an Mutter und Therese, betet alle zuweilen für mich. Da ich noch nicht zu der Vollkommenheit

gediehen bin, allen natürlichen Neigungen zu entsagen, so darf ich wohl sagen, daß ich euch alle recht tief im Herzen trage." [1]

Über Bökendorf ging dann die Reise weiter nach Bonn, wo Annette nicht sehr angenehm überrascht wurde. Sie hatte, wie berichtet wurde, bereits seit länger als einem Jahre eine „leserliche und richtige Abschrift" des „St. Bernhard" und des „Vermächtnisses" an die Freundin, Frau Mertens, geschickt, damit diese, Professor D'Alton und Adele Schopenhauer sie begutachteten. Das erste Schreiben der Mertens darüber war entzückter gewesen, als die Dichterin „es mit ihren Verdiensten reimen konnte", auch Adele schrieb einen entzückten Brief über „des Arztes Vermächtnis". [2] Durch solche Urteile ermuntert, hatte Annette den Gedanken an eine Veröffentlichung der Dichtungen ernstlich ins Auge gefaßt und sich an Frau Mertens mit der Anfrage gewandt, ob, wie und wo sie einen Verleger finden könne. Mit ängstlicher Spannung hatte sie dann nach ihrem eigenen Geständnis von einem Posttag zum andern die Antwort erwartet. Im Februar 1835, d. h. nach gut einem halben Jahr, erfuhr sie aber, daß noch immer nichts geschehen war. In einem Schreiben vom 19. Februar 1835 giebt sie der Freundin gegenüber ihrem Ärger über solche Nachlässigkeit deutlichen Ausdruck und spricht zum Schluß den Wunsch und die Hoffnung aus, bei Gelegenheit der Schweizerreise in Bonn vorsprechen und mit Frau Mertens die Verlagsangelegenheit in Ordnung bringen zu können. [3] Was fand sie nun in Bonn? „Nichts! Nämlich die Frau Mertens abgereist nach Italien, wo sie ein rundes Jahr zu bleiben gedenkt; mein Manuskript unsichtbar geworden — entweder mitgenommen oder verliehen oder verlegt, weder ihr Mann, noch ihre Töchter, noch ihre Freunde meinten anders, als daß es seit wenigstens einem halben Jahr wieder in meinen Händen sei. D'Alton sowohl als die Schopenhauer hatten mir ellenlange Briefe geschrieben, vollkommene

[1] Schlüter, Briefe 44.
[2] Ges. W. II. 224.
[3] Vgl. Hüffer 120.

etwas müde und schläfrig war, führte das Fräulein Theresen und mich in den Garten, wo Kaffee getrunken werden sollte. Das Fräulein unterhielt uns vortrefflich, sie kam auf ihre älteren Gedichte und Schriften, ging, als der Kaffee aufgetragen war, ins Haus und kehrte mit einer Schürze voll Manuskripten, die in Päckchen zusammen gebunden waren, zurück, die sie auf die Bank neben uns ausschüttete. Als wir zu trinken begonnen, und ein und anderes Päckchen vom kreuzenden Faden befreit und gelesen werden sollte, kam der gute, alte Vikar Wilmsen, um sich zu uns zu setzen. Da er keinen Platz fand, so hieß das Fräulein ihn sich auf die Papiere setzen, denen es nicht schaden werde. Herr Wilmsen war sehr einsilbig, aber freundlich und hörte zu, was Fräulein und wir sagten. Abends schieden wir beschenkt mit antiquarischen Seltenheiten und Naturalien. Engerer Verkehr mit ihr in diesem Semester."

Inzwischen nahte der Abschiedstag. „Am 30. Juni," heißt es im Tagebuch des Geheimrats Schlüter, „Annette von Hülshoff nahm Abschied und schenkte Stoffer einen Ring".

Dann langte eines Tages in Münster ein Brief aus Heeßen an; Annette war endlich, wenn auch vorerst mit Umwegen, auf der Reise nach dem Süden. „Wie es mir geht? Wie jemanden, dem man kaum so viel Zeit läßt, zu fühlen, daß ihm unwohl ist. Ich bin zwischen lauter Verwandten und sehr nahen Bekannten und bin mit einigen derselben lange nicht zusammen gewesen. Man hat mich gestern abend zu lange singen und reden lassen, die übergroße Aufregung ließ mich nachher nicht schlafen . . . Der Anfang dieser Reise ist ermüdend, aber es ist nichts gegen die Fortsetzung. Ich gehe großen Erschütterungen entgegen, Gott helfe sie mir würdig bestehen . . . Heeßen ist vorerst der einzige Ruhepunkt, den ich angeben kann . . . In Bökendorf . . . wird Ihre arme Freundin auch keinen festen Fuß fassen, sondern diese nächste Zeit überall umherschwirren, einem Kometen ähnlicher als je . . . Adieu, mein sehr lieber Freund, tausend Liebes an Mutter und Therese, betet alle zuweilen für mich. Da ich noch nicht zu der Vollkommenheit

gediehen bin, allen natürlichen Neigungen zu entsagen, so darf ich wohl sagen, daß ich euch alle recht tief im Herzen trage."[1]

Über Bökendorf ging dann die Reise weiter nach Bonn, wo Annette nicht sehr angenehm überrascht wurde. Sie hatte, wie berichtet wurde, bereits seit länger als einem Jahre eine „leserliche und richtige Abschrift" des „St. Bernhard" und des „Vermächtnisses" an die Freundin, Frau Mertens, geschickt, damit diese, Professor D'Alton und Adele Schopenhauer sie begutachteten. Das erste Schreiben der Mertens darüber war entzückter gewesen, als die Dichterin „es mit ihren Verdiensten reimen konnte", auch Adele schrieb einen entzückten Brief über „des Arztes Vermächtnis".[2] Durch solche Urteile ermuntert, hatte Annette den Gedanken an eine Veröffentlichung der Dichtungen ernstlich ins Auge gefaßt und sich an Frau Mertens mit der Anfrage gewandt, ob, wie und wo sie einen Verleger finden könne. Mit ängstlicher Spannung hatte sie dann nach ihrem eigenen Geständnis von einem Posttag zum andern die Antwort erwartet. Im Februar 1835, d. h. nach gut einem halben Jahr, erfuhr sie aber, daß noch immer nichts geschehen war. In einem Schreiben vom 19. Februar 1835 giebt sie der Freundin gegenüber ihrem Ärger über solche Nachlässigkeit deutlichen Ausdruck und spricht zum Schluß den Wunsch und die Hoffnung aus, bei Gelegenheit der Schweizerreise in Bonn vorsprechen und mit Frau Mertens die Verlagsangelegenheit in Ordnung bringen zu können.[3] Was fand sie nun in Bonn? „Nichts! Nämlich die Frau Mertens abgereist nach Italien, wo sie ein rundes Jahr zu bleiben gedenkt; mein Manuskript unsichtbar geworden — entweder mitgenommen oder verliehen oder verlegt, weder ihr Mann, noch ihre Töchter, noch ihre Freunde meinten anders, als daß es seit wenigstens einem halben Jahr wieder in meinen Händen sei. D'Alton sowohl als die Schopenhauer hatten mir ellenlange Briefe geschrieben, vollkommene

[1] Schlüter, Briefe 44.
[2] Ges. W. II. 224.
[3] Vgl. Hüffer 120.

Abhandlungen; der von D'Alton soll sogar drei Bogen lang gewesen sein, aber alles war der Mertens anvertraut, und sie hat eins mit dem andern, Gott weiß, wohin gethan. So waren die Bemerkungen dieser sehr geschmackvollen Litteratoren für mich verloren, denn obgleich ich das ‚fuchsige Buch‘ bei mir hatte, fehlte mir die Zeit, es mit ihnen neuerdings durchzulesen, und die Erinnerung vergegenwärtigte ihnen jetzt, nach Jahresfrist, nur noch Bruchstücke, doch war ihr Urteil im ganzen so günstig gewesen, als ich es wünschen konnte; sie hatten mich dringend zur Herausgabe gemahnt und täglich der Ankündigung entgegengesehen. Was war zu machen? Weder den D'Alton noch die Schopenhauer mochte ich um Besorgung meines Geschäftes angehen, da ersterer kein Schriftsteller und ganz ohne Konnexionen mit Buchhändlern, letztere aber mit ihrem Verleger gänzlich zerfallen und selbst augenblicklich ratlos ist. Ich ergab mich in den Willen Gottes und sah mein Werk schon an als bloß geschrieben zu meiner eigenen Beschäftigung auf dem Lande. Es giebt nichts Entmutigenderes als diese langen Klagereden der Schriftsteller längs dem Rhein über ihre gegenwärtige Stellung zur Lesewelt und den Buchhändlern. Nur wenige finden einen Verleger, die meisten lassen ihre Werke vorläufig liegen oder ruinieren sich durch Herausgabe auf eigene Kosten; der ungeheuere Vorteil aus den Übersetzungen soll allein schuld sein. Ich glaubte es gern, und mein Selbstvertrauen gewann nicht dabei.“ [1]

Mit dieser Enttäuschung setzte sie endlich ihre Reise nach Eppishausen fort, wo sie in der zweiten Woche des September anlangte.

[1] Schlüter, Briefe 66.

XII. Eppishausen.

1835—1837.

Trotz des Altersunterschiedes hatten sich der Freiherr von Laßberg und seine junge Gemahlin rasch ineinander eingelebt. Im Juni 1835 schrieb Laßberg dem Freunde: „Liebster Werner, du fragst mich, was ich mache? was ich treibe? Freund! ich bin glücklich! Heißt das nicht Gutes treiben? Meine Tage verfließen in einer stillen, freundlichen Ruhe, mein Weib, so fromm als gut und so angenehm als unschuldig, will nur, was ich will, und ich habe keinen Wunsch mehr, als sie zu erfreuen und zufrieden zu sehen. Sie weiß unendlich mehr, als ich vermutete, und ihr Umgang ist so angenehm, daß ich in ihrer Gesellschaft keine andere vermisse, daher bin ich auch den ganzen Winter nicht von Hause gekommen, und jetzt:

„Da singe ich von der Heide und von dem grünen Klee,
Das solt du steten, milder Gott! daß es mir nit zerge!"

Jenny weiß ebenfalls in einer Nachschrift nicht genug von ihrem Glück zu erzählen, aber auch „daß sie schon die Tage bis zur Ankunft der Mama und Nette zähle und hoffe, sie werden recht vergnügt sein und viele Freude an dem schönen Lande haben."

Auch Annette hatte noch aus Rüschhaus dem Freund in Münster schon melden können: „Meine gute Schwester schreibt oft und sehr zufrieden, ihr Mann trägt sie auf den Händen und überhäuft sie mit solchen Geschenken, die ihr Freude machen, z. B. mittelalterliche Seltenheiten und Treibhauspflanzen. Die Gegend ist unvergleichlich, die Nachbarn zuvorkommend. Dabei hat sie Schwäne, die aus der Hand fressen, Pfauen, die weiß,

Abhandlungen; der von D'Alton soll sogar drei Bogen lang gewesen sein, aber alles war der Mertens anvertraut, und sie hat eins mit dem andern, Gott weiß, wohin gethan. So waren die Bemerkungen dieser sehr geschmackvollen Litteratoren für mich verloren, denn obgleich ich das ‚fuchsige Buch' bei mir hatte, fehlte mir die Zeit, es mit ihnen neuerdings durchzulesen, und die Erinnerung vergegenwärtigte ihnen jetzt, nach Jahresfrist, nur noch Bruchstücke, doch war ihr Urteil im ganzen so günstig gewesen, als ich es wünschen konnte; sie hatten mich dringend zur Herausgabe gemahnt und täglich der Ankündigung entgegengesehen. Was war zu machen? Weder den D'Alton noch die Schopenhauer mochte ich um Besorgung meines Geschäftes angehen, da ersterer kein Schriftsteller und ganz ohne Konnexionen mit Buchhändlern, letztere aber mit ihrem Verleger gänzlich zerfallen und selbst augenblicklich ratlos ist. Ich ergab mich in den Willen Gottes und sah mein Werk schon an als bloß geschrieben zu meiner eigenen Beschäftigung auf dem Lande. Es giebt nichts Entmutigenderes als diese langen Klagereden der Schriftsteller längs dem Rhein über ihre gegenwärtige Stellung zur Lesewelt und den Buchhändlern. Nur wenige finden einen Verleger, die meisten lassen ihre Werke vorläufig liegen oder ruinieren sich durch Herausgabe auf eigene Kosten; der ungeheuere Vorteil aus den Übersetzungen soll allein schuld sein. Ich glaubte es gern, und mein Selbstvertrauen gewann nicht dabei."[1]

Mit dieser Enttäuschung setzte sie endlich ihre Reise nach Eppishausen fort, wo sie in der zweiten Woche des September anlangte.

[1] Schlüter, Briefe 66.

XII. Eppishausen.

1835—1837.

Trotz des Altersunterschiedes hatten sich der Freiherr von Laßberg und seine junge Gemahlin rasch ineinander eingelebt. Im Juni 1835 schrieb Laßberg dem Freunde: „Liebster Werner, du fragst mich, was ich mache? was ich treibe? Freund! ich bin glücklich! Heißt das nicht Gutes treiben? Meine Tage verfließen in einer stillen, freundlichen Ruhe, mein Weib, so fromm als gut und so angenehm als unschuldig, will nur, was ich will, und ich habe keinen Wunsch mehr, als sie zu erfreuen und zufrieden zu sehen. Sie weiß unendlich mehr, als ich vermutete, und ihr Umgang ist so angenehm, daß ich in ihrer Gesellschaft keine andere vermisse, daher bin ich auch den ganzen Winter nicht von Hause gekommen, und jetzt:

„Da singe ich von der Heide und von dem grünen Klee,
Das solt du steten, milder Gott! daß es mir nit zerge!"

Jenny weiß ebenfalls in einer Nachschrift nicht genug von ihrem Glück zu erzählen, aber auch „daß sie schon die Tage bis zur Ankunft der Mama und Nette zähle und hoffe, sie werden recht vergnügt sein und viele Freude an dem schönen Lande haben."

Auch Annette hatte noch aus Rüschhaus dem Freund in Münster schon melden können: „Meine gute Schwester schreibt oft und sehr zufrieden, ihr Mann trägt sie auf den Händen und überhäuft sie mit solchen Geschenken, die ihr Freude machen, z. B. mittelalterliche Seltenheiten und Treibhauspflanzen. Die Gegend ist unvergleichlich, die Nachbarn zuvorkommend. Dabei hat sie Schwäne, die aus der Hand fressen, Pfauen, die weiß,

und Vögel, die gar zu zahm und lieb sind; und dennoch, o Himmel, wie jammert sie nach uns! Ich habe wohl gedacht, daß es noch kommen würde, warum ist sie mit dem fremden Patron fortgegangen? Nun müssen wir aufpacken und durch gute und böse Wege hinrumpeln, damit die armen Seelen Ruhe bekommen, d. h. die ihrigen, und die unsrigen dazu."

Endlich, am 19. September 1835, meldet ein hocherfreuter Brief Laßbergs an Werner von Haxthausen, „daß der alte Guardian jetzt einem Frauenkonvent vorstehet, und die ganze Eppishauser Klosterkongregation den Onkel grüßen läßt". „Du kannst dir vorstellen, liebster Bruder, welche Freude die glückliche Ankunft der Rüschhauser uns machte. Bei Jenny löste sie sich wirklich in so reichliche Thränen der Freude auf, daß ich eine Weile für ihre Gesundheit besorgt war; aber es ging glücklich vorüber. Alle sind wohl, und unsere lieben Gäste haben sich schon völlig eingewohnt und gefallen sich, wie ich sehe, ganz gut in unserem freundlichen Lande. Mama wohnet in der obern großen Stube, die, wie du weißt, von drei Seiten Fenster hat und wegen des vielen Lichtes ihr besonders gut gefällt. Um jedoch dasselbe ein wenig zu mildern, haben wir 14 unserer schönsten Glasgemälde an den Fenstern festgemacht und, der kommenden Winterkälte zu begegnen, auch einen Ofen in das Zimmer setzen lassen . . . Und so hoffen wir den Winter recht stille, friedlich und fröhlich bei einander und miteinander zuzubringen. Ausflüge konnten wir, wegen Anwesenheit des Herrn von Gaugreben, den Heuratstraktaten und schlechter Witterung, noch keine beträchtliche unternehmen; der einzige, den wir nach Wißbad wagten,[1] wurde uns durch den Jupiter pluvius schändlich vereitelt und wir gezwungen, in Gais wieder umzukehren. Wir hoffen aber auf einen schönen Oktober, damit die Trauben, deren wohl ein Drittel mehr sind als im letzten Herbst, auch noch zeitigen können und uns vergönnt sein wird, ein wenig im Lande herumzustreichen. Netten stehet der Sinn

[1] Am Säntis. Diesen Ausflug versuchte Laßberg, die Mutter, Annette und Herr von Gaugreben.

gewaltig nach Mayland, und sie hätte große Lust, einen Sprung über die Alpen zu wagen, wenn sich nur eine anständige Gesellschaft für sie fände."

Beinahe hätte sich diese Gesellschaft als Lohn für eine Ehestiftung, welche „Mama Droste und Nette" mit allem Eifer betrieben hatten, gefunden. Auf dem nahen Schloß Berg nämlich wohnte die junge Freundin Emma Thurn, und auf Eppishausen war zum Besuch der sauerländische Edelmann Karl von Gaugreben. Emma und Karl schienen den beiden münsterschen Damen wie füreinander geschaffen und den beiden Hauptbeteiligten schien es nicht minder so; denn die Verlobung kam noch im Herbst zu stande, und Frau v. Droste hielt es wie die meisten andern für „viel vernünftiger, wenn die jungen Brautleute ihre Hochzeitsreise nach Mailand machten, was ihnen ebenso nahe liegt als München, und was sie beide noch nicht gesehen haben. Mir wäre es sehr lieb, wenn Nette sie alsdann auf dieser Reise begleiten könnte, aber sie meinen hier, das würde wohl nicht gehen. Nette muß sich also getrösten, bis Werner, die liebe Sophie und Feliz im Sommer zu uns kommen, wo dann hoffentlich noch manche kleine Reisepläne ausgeführt werden."

Die Dichterin selbst giebt in einem ausführlichen, meisterhaften Briefe dem Freunde daheim Auskunft über die Reise und den neuen Aufenthalt.

So heißt es am 22. Oktober 1835: „Hätte ich Ihnen früher schreiben können, teuerster meiner Freunde, ich hätte es gethan, aber gerade Ihnen kann ich nicht zu jeder Stunde schreiben, und Sie dürfen sich immerhin für etwas halten, wenn ich sage, für Sie ist mir noch keine Stunde passend gewesen. Ich habe mich indessen mit allerlei umhergeschlagen, viel Ausflüge in die Gegend, viel Besuche aus dem Hause und viele im Haus, abwechselnd den anmutigen Gast und die erfreute, dienstfertige Wirtin gemacht, aus dem Geräusch in Abspannung, aus der Abspannung wieder in die Zerstreuung. Glauben Sie mir, es gehört was dazu, bis man jedem sein Recht widerfahren lassen und alles Pläsier ausgestanden hat, wozu man prädestiniert

und Vögel, die gar zu zahm und lieb sind; und dennoch, o Himmel, wie jammert sie nach uns! Ich habe wohl gedacht, daß es noch kommen würde, warum ist sie mit dem fremden Patron fortgegangen? Nun müssen wir aufpacken und durch gute und böse Wege hinrumpeln, damit die armen Seelen Ruhe bekommen, d. h. die ihrigen, und die unsrigen dazu."

Endlich, am 19. September 1835, meldet ein hocherfreuter Brief Laßbergs an Werner von Haxthausen, „daß der alte Guardian jetzt einem Frauenkonvent vorstehet, und die ganze Eppishauser Klosterkongregation den Onkel grüßen läßt". „Du kannst dir vorstellen, liebster Bruder, welche Freude die glückliche Ankunft der Rüschhauser uns machte. Bei Jenny löste sie sich wirklich in so reichliche Thränen der Freude auf, daß ich eine Weile für ihre Gesundheit besorgt war; aber es ging glücklich vorüber. Alle sind wohl, und unsere lieben Gäste haben sich schon völlig eingewohnt und gefallen sich, wie ich sehe, ganz gut in unserem freundlichen Lande. Mama wohnet in der obern großen Stube, die, wie du weißt, von drei Seiten Fenster hat und wegen des vielen Lichtes ihr besonders gut gefällt. Um jedoch dasselbe ein wenig zu mildern, haben wir 14 unserer schönsten Glasgemälde an den Fenstern festgemacht und, der kommenden Winterkälte zu begegnen, auch einen Ofen in das Zimmer setzen lassen . . . Und so hoffen wir den Winter recht stille, friedlich und fröhlich bei einander und miteinander zuzubringen. Ausflüge konnten wir, wegen Anwesenheit des Herrn von Gaugreben, den Heuratstraktaten und schlechter Witterung, noch keine beträchtliche unternehmen; der einzige, den wir nach Wißbad wagten,[1] wurde uns durch den Jupiter pluvius schändlich vereitelt und wir gezwungen, in Gais wieder umzukehren. Wir hoffen aber auf einen schönen Oktober, damit die Trauben, deren wohl ein Drittel mehr sind als im letzten Herbst, auch noch zeitigen können und uns vergönnt sein wird, ein wenig im Lande herumzustreichen. Netten stehet der Sinn

[1] Am Säntis. Diesen Ausflug versuchte Laßberg, die Mutter, Annette und Herr von Gaugreben.

gewaltig nach Mayland, und sie hätte große Lust, einen Sprung über die Alpen zu wagen, wenn sich nur eine anständige Gesellschaft für sie fände."

Beinahe hätte sich diese Gesellschaft als Lohn für eine Ehestiftung, welche „Mama Droste und Nette" mit allem Eifer betrieben hatten, gefunden. Auf dem nahen Schloß Berg nämlich wohnte die junge Freundin Emma Thurn, und auf Eppishausen war zum Besuch der sauerländische Edelmann Karl von Gaugreben. Emma und Karl schienen den beiden münsterschen Damen wie füreinander geschaffen und den beiden Hauptbeteiligten schien es nicht minder so; denn die Verlobung kam noch im Herbst zu stande, und Frau v. Droste hielt es wie die meisten andern für „viel vernünftiger, wenn die jungen Brautleute ihre Hochzeitsreise nach Mailand machten, was ihnen ebenso nahe liegt als München, und was sie beide noch nicht gesehen haben. Mir wäre es sehr lieb, wenn Nette sie alsdann auf dieser Reise begleiten könnte, aber sie meinen hier, das würde wohl nicht gehen. Nette muß sich also getrösten, bis Werner, die liebe Sophie und Feliz im Sommer zu uns kommen, wo dann hoffentlich noch manche kleine Reisepläne ausgeführt werden."

Die Dichterin selbst giebt in einem ausführlichen, meisterhaften Briefe dem Freunde daheim Auskunft über die Reise und den neuen Aufenthalt.

So heißt es am 22. Oktober 1835: „Hätte ich Ihnen früher schreiben können, teuerster meiner Freunde, ich hätte es gethan, aber gerade Ihnen kann ich nicht zu jeder Stunde schreiben, und Sie dürfen sich immerhin für etwas halten, wenn ich sage, für Sie ist mir noch keine Stunde passend gewesen. Ich habe mich indessen mit allerlei umhergeschlagen, viel Ausflüge in die Gegend, viel Besuche aus dem Hause und viele im Haus, abwechselnd den anmutigen Gast und die erfreute, dienstfertige Wirtin gemacht, aus dem Geräusch in Abspannung, aus der Abspannung wieder in die Zerstreuung. Glauben Sie mir, es gehört was dazu, bis man jedem sein Recht widerfahren lassen und alles Pläsier ausgestanden hat, wozu man prädestiniert

ist. Aber jetzt bin ich, so Gott will, ins Standquartier eingerückt, und wahrlich, das Plätzchen ist nicht übel — namentlich das, was ich in diesem Augenblicke einnehme; wollen Sie es kennen?

„Es ist das Fenster eines altertümlichen Gebäudes am Berge, aber nicht gar hoch; die Kirchturmspitze des Dorfes drunten könnte uns den Wein aus dem Keller stehlen; wäre sie nicht so christlich erzogen, wer weiß, was geschähe? Also, das Dorf grad unter dem Fenster, fast unmittelbar daran stoßend ein zweites, dann ein drittes, viertes, bis zu einem siebenten, alle so nah, daß ich die Häuser zähle (versteht sich mit der Lorgnette), und unsre gute, alte Burg drin wie das kleine Wien in seinen großen Vorstädten, sans comparaison. Mitten durchs Thal eine Chaussee, auf der es ärger rappelt und klappert als auf der besten in ganz Westfalen; denn Sie müssen wissen, daß hier „halb satt essen“ und „Ellbogen doer de Maue“ bei weitem nicht so unerträgliche Zeichen der Armut sind, als „Wasser trinken“ und „zu Fuß gehen“. Besser ohne Brot als ohne Most, und das muß ein vom Schicksal Verlassener sein, für den weder der Himmel eine Rozinante, noch der Wagner ein Karriölchen geschaffen hat. Wer dies nicht kennt und obendrein kurzsichtig ist, wie ich, meint, das ganze Volk bestehe aus reichen Leuten. Doch, um nicht den Boden zu verlieren; ferner über die Chaussee hinaus die lieblichsten, mit Laubholz bewachsenen Gebirge und, wie's im Liede heißt: „Auf jedem Gipfel ein Schlößchen, ein Dörfchen aus jeder Schlucht.“ Von diesem Fenster sehe ich ihrer dreißig. Gezählt habe ich sie nicht und auch jetzt nicht Lust dazu, aber glaubwürdige Leute sagen es; das ist lieblich, das ist schön anzusehen! vor allem beim Sonnenschein; ja selbst Sturm und Nebel können soviel Leben und Fröhlichkeit nicht zu Grunde richten. Drum bin ich bei heiterer geselliger Stimmung nirgend lieber als in diesem Zimmer, welches schon an sich selbst so hell und heiter ist und angefüllt mit den zierlichsten Dingen, Muscheln, Schnitzeleien in Holz, Elfenbein, geschnittene Steine, Münzen u. s. w.

„Wenn ich nun sehe, wie die Meinigen so alles um mich

versammelt haben, was mich freut oder unterhält, da zweifle ich kaum, daß man auch alle diese Dörfer und blanken Schlößchen mir zuliebe hingebaut hat und man zu meiner Unterhaltung dieses Menschenspiel auf die Chaussee treibt, gerade nahe genug, um deutlich vom Auge unterschieden, fern genug, um nicht störend zu werden. Aber es giebt eine Stelle, die mir noch lieber ist, und der Winter muß es sehr roh treiben, soll ich sie nicht jeden Tag begrüßen, wenigstens einmal; bis jetzt habe ich den größten Teil der verlorenen Zeit dort verlebt. Hören Sie!

„Neben dem Hause liegt ein herrlicher Wald mit Anlagen, die nur eben soviel von der Kunst geborgt haben, um das Unbequeme zu entfernen, lauter alte Buchen, herrliche hohe Laubgewölbe, mit Vögeln von allen Farben und Zungen; hier und dort ein Felsstück zum Ausruhen, eine Menge lebendiger Quellen, die sich sammeln zu artigen Teichen, auf denen genug und zum Überfluß weiße Wasserrosen schwimmen, die man bei uns so sorgfältig zieht; das alles bildet ein unschätzbares Ganze, d. h. eben für uns unschätzbar, die wir gern spazieren gehen, aber ungern den Berg hinabgaloppieren. Dieser Wald wird aber nur durch eine schöne und tiefe Schlucht vom Hause getrennt, worüber eine Brücke führt, die sich wahrlich nicht schlecht ausnimmt. Sie denken, dieses sei der geliebte Ort! keineswegs! ich beschreibe seine Vorzüge nur, um ihm mit desto größerem Glanze den Hals zu brechen, wenn ich hinzufüge, daß ich ihn hundertmal unter die Erde gewünscht habe, zu den alten muffigen Stämmen, die drüben bei Zielschlatt im Torfmoor liegen; denn was er verbirgt, ist mir lieber als alles, was er mir geben kann. Ach! lieber keinen Wald, keinen Spaziergang außer der Chaussee oder unter den Obstbäumen, mit denen das Thal bestreut ist; und dafür meine lieben Alpen, meinen Säntis, mein Glärnisch, meine Tiroler Gebirge und meinen schönen, klaren See mit seinen Segeln; sehen Sie, das alles käme uns zu, brächte der Wald uns nicht drum; nun seh' ich es zwar auch mitunter, aber nicht so oft ich will; z. B. nicht eben jetzt, wo ich fünf Groschen drum gäbe; ich sehe es nur an dem Plätzchen,

ist. Aber jetzt bin ich, so Gott will, ins Standquartier eingerückt, und wahrlich, das Plätzchen ist nicht übel — namentlich das, was ich in diesem Augenblicke einnehme; wollen Sie es kennen?

„Es ist das Fenster eines altertümlichen Gebäudes am Berge, aber nicht gar hoch; die Kirchturmspitze des Dorfes drunten könnte uns den Wein aus dem Keller stehlen; wäre sie nicht so christlich erzogen, wer weiß, was geschähe? Also, das Dorf grad unter dem Fenster, fast unmittelbar daran stoßend ein zweites, dann ein drittes, viertes, bis zu einem siebenten, alle so nah, daß ich die Häuser zähle (versteht sich mit der Lorgnette), und unsre gute, alte Burg drin wie das kleine Wien in seinen großen Vorstädten, sans comparaison. Mitten durchs Thal eine Chaussee, auf der es ärger rappelt und klappert als auf der besten in ganz Westfalen; denn Sie müssen wissen, daß hier „halb satt essen" und „Ellbogen doer de Maue" bei weitem nicht so unerträgliche Zeichen der Armut sind, als „Wasser trinken" und „zu Fuß gehen". Besser ohne Brot als ohne Most, und das muß ein vom Schicksal Verlassener sein, für den weder der Himmel eine Rozinante, noch der Wagner ein Karriölchen geschaffen hat. Wer dies nicht kennt und obendrein kurzsichtig ist, wie ich, meint, das ganze Volk bestehe aus reichen Leuten. Doch, um nicht den Boden zu verlieren; ferner über die Chaussee hinaus die lieblichsten, mit Laubholz bewachsenen Gebirge und, wie's im Liede heißt: „Auf jedem Gipfel ein Schlößchen, ein Dörfchen aus jeder Schlucht." Von diesem Fenster sehe ich ihrer dreißig. Gezählt habe ich sie nicht und auch jetzt nicht Lust dazu, aber glaubwürdige Leute sagen es; das ist lieblich, das ist schön anzusehen! vor allem beim Sonnenschein; ja selbst Sturm und Nebel können soviel Leben und Fröhlichkeit nicht zu Grunde richten. Drum bin ich bei heiterer geselliger Stimmung nirgend lieber als in diesem Zimmer, welches schon an sich selbst so hell und heiter ist und angefüllt mit den zierlichsten Dingen, Muscheln, Schnitzeleien in Holz, Elfenbein, geschnittene Steine, Münzen u. s. w.

„Wenn ich nun sehe, wie die Meinigen so alles um mich

versammelt haben, was mich freut oder unterhält, da zweifle ich kaum, daß man auch alle diese Dörfer und blanken Schlößchen mir zuliebe hingebaut hat und man zu meiner Unterhaltung dieses Menschenspiel auf die Chaussee treibt, gerade nahe genug, um deutlich vom Auge unterschieden, fern genug, um nicht störend zu werden. Aber es giebt eine Stelle, die mir noch lieber ist, und der Winter muß es sehr roh treiben, soll ich sie nicht jeden Tag begrüßen, wenigstens einmal; bis jetzt habe ich den größten Teil der verlorenen Zeit dort verlebt. Hören Sie!

„Neben dem Hause liegt ein herrlicher Wald mit Anlagen, die nur eben soviel von der Kunst geborgt haben, um das Unbequeme zu entfernen, lauter alte Buchen, herrliche hohe Laubgewölbe, mit Vögeln von allen Farben und Zungen; hier und dort ein Felsstück zum Ausruhen, eine Menge lebendiger Quellen, die sich sammeln zu artigen Teichen, auf denen genug und zum Überfluß weiße Wasserrosen schwimmen, die man bei uns so sorgfältig zieht; das alles bildet ein unschätzbares Ganze, d. h. eben für uns unschätzbar, die wir gern spazieren gehen, aber ungern den Berg hinabgaloppieren. Dieser Wald wird aber nur durch eine schöne und tiefe Schlucht vom Hause getrennt, worüber eine Brücke führt, die sich wahrlich nicht schlecht ausnimmt. Sie denken, dieses sei der geliebte Ort! keineswegs! ich beschreibe seine Vorzüge nur, um ihm mit desto größerem Glanze den Hals zu brechen, wenn ich hinzufüge, daß ich ihn hundertmal unter die Erde gewünscht habe, zu den alten muffigen Stämmen, die drüben bei Zielschlatt im Torfmoor liegen; denn was er verbirgt, ist mir lieber als alles, was er mir geben kann. Ach! lieber keinen Wald, keinen Spaziergang außer der Chaussee oder unter den Obstbäumen, mit denen das Thal bestreut ist; und dafür meine lieben Alpen, meinen Säntis, mein Glärnisch, meine Tiroler Gebirge und meinen schönen, klaren See mit seinen Segeln; sehen Sie, das alles käme uns zu, brächte der Wald uns nicht drum; nun seh' ich es zwar auch mitunter, aber nicht so oft ich will; z. B. nicht eben jetzt, wo ich fünf Groschen drum gäbe; ich sehe es nur an dem Plätzchen,

wovon ich schon so lange geredet und Sie noch immer nicht hingeführt habe. Es ist ein Gartenhäuschen an der höchsten Stelle des Waldes, wo sich die Aussicht ins Thal öffnet. Zwei Wege giebt es dorthin, einen steil und dornicht, wie der der Tugend, und ihn pfleg' ich zu gehen, oder vielmehr zu klettern; denn er bringt mich in drei Minuten hinauf, wenn auch keuchend und halb tot; der andere gleicht dem der Sünde, breit und gemächlich deshalb verschmähe ich ihn auch, zumal da er die Eigenschaft besitzt, eine Viertelstunde lang zu sein. Sie mögen gewählt haben, wen Sie wollen, wir sind jetzt jedenfalls oben. Ja, mein teurer, teurer Freund, wir sind oben; dieses ist der Platz, wo ich immer bei Ihnen bin und Sie bei mir, ich glaube mit Wahrheit sagen zu können, ich war nie droben ohne Sie, — es ist ein einsamer Fleck Erde, sehr reizend und sehr großartig. Ich sitze nur bei rauher Luft im Rebhäuschen, sonst draußen unter einer großen Trauerweide, ganz versteckt durch die Reben, mit denen der Abhang bis ins Thal besetzt ist, das Thal selbst schmal und leer, die Gebirge gegenüber sehr nah und mit Nadelholz bedeckt, was sie schwarz und starr aussehen läßt; so nun Berg über Berg, ein kolossales Amphitheater, und zuletzt die Häupter der Alpen mit ihrem ewigen Schnee — links, die Länge des Thals vom Bodensee geschlossen (d. h. die Perspektive, der See selbst ist zwei Stunden von hier), dessen Spiegel im Sonnenscheine mich blendet, und der überhaupt mit seinen bewegten Wimpeln und freundlichen Uferstädtchen hinüberleuchtet, wie das Tageslicht in einen Grotteneingang. Es ist seltsam, wie die Klarheit der Atmosphäre jeden Gegenstand heranrückt; ich bedarf hier nur einer guten Lorgnette, um meilenweit zu sehen, und dasselbe leisten andere mit freien Augen. In Hülshoff habe ich den Spiegel eines nicht fünf Minuten entfernten großen Teiches nie deutlicher gesehen (von meinen Zimmer aus), als hier vom Rebenhäuschen den eine Meile fernen See, auf dem ich jedes Segel zähle, ja sogar in dem Städtchen Lindau am jenseitigen Ufer einzelne Gebäude unterscheide. Die Alpenhäupter nun gar, denen oft viel mehr Luft als Steine geblieben, scheinen

oft so nah, daß man nur sogleich hinaufgehen möchte. Ich unterscheide jede Schlucht am Säntis so genau, daß ich meine, wenn ein Gemsjäger daraus hervorträte, ich müsse es sehen, und doch sind es sechs gute Stunden bergauf, bergab bis zum Fuße dieses alten Herrn und zu seinem Gipfel, — nun ich weiß nicht, aber wohl weiß ich, daß vor einigen Wochen ein Engländer, dem seine eigensinnige Geliebte zum Gegenpfande ihres Herzens eine Eisscholle vom Gipfel des Säntis abverlangte, fast darüber zu Grunde gegangen ist . . . Doch um wieder aus den Eisregionen zu kommen, von meiner Bank unter der Weide aus durchstöbere ich jede Schlucht, besteige ich jede Klippe, zwar nur in Gedanken, aber was so nah und deutlich erscheint, davon hat man schon so genug und glaubt nichts Neues gewinnen zu können durch Annäherung. Hier träume ich oft lange, komme oft recht verklammt zurück, denn die Abende werden allmählich frisch; aber hier droben ist meine Heimat, hier geht alles an mir vorüber, was ich nur in meinem Herzen habe mitnehmen können. Vieles, vieles.

„Wenn ich den ganzen Tag mit andern Vorstellungen bin gefüttert worden, hier mache ich mein eigenes Schatzkästlein auf und reiche Ihnen, mein teurer Freund, von hier aus die Hand über so manche Stadt, so manchen Berg und den breiten Rhein. Den Tag hindurch ist noch Leben im Thal, aber wenn es dämmert, wenn die Tiefe um eins so tief, die Höhe um eins so hoch wird, der Fichtenwald dasteht wie eine eigentliche Finsternis, und nur die weißen, kalten Massen droben wie Gespenster herableuchten, glauben Sie mir, Schlüter, das flache Land bietet keinen Begriff für die Einsamkeit solcher Augenblicke — öde und gewaltig — der Tod in seiner großartigsten Gestalt!“ [1]

Ende Oktober machte Annette einen Ausflug nach Schloß Berg, wo sie bis nach Allerseelen verweilte. Die Einladung zu diesem sonst lieben Besuch kam ihr nicht ganz gelegen. „Es sind wieder mehr als acht Tage vergangen, in denen ich meine

---

[1] Schlüter, Briefe 46 ff.

wovon ich schon so lange geredet und Sie noch immer nicht hingeführt habe. Es ist ein Gartenhäuschen an der höchsten Stelle des Waldes, wo sich die Aussicht ins Thal öffnet. Zwei Wege giebt es dorthin, einen steil und dornicht, wie der der Tugend, und ihn pfleg' ich zu gehen, oder vielmehr zu klettern; denn er bringt mich in drei Minuten hinauf, wenn auch keuchend und halb tot; der andere gleicht dem der Sünde, breit und gemächlich deshalb verschmähe ich ihn auch, zumal da er die Eigenschaft besitzt, eine Viertelstunde lang zu sein. Sie mögen gewählt haben, wen Sie wollen, wir sind jetzt jedenfalls oben. Ja, mein teurer, teurer Freund, wir sind oben; dieses ist der Platz, wo ich immer bei Ihnen bin und Sie bei mir, ich glaube mit Wahrheit sagen zu können, ich war nie droben ohne Sie, — es ist ein einsamer Fleck Erde, sehr reizend und sehr großartig. Ich sitze nur bei rauher Luft im Rebhäuschen, sonst draußen unter einer großen Trauerweide, ganz versteckt durch die Reben, mit denen der Abhang bis ins Thal besetzt ist, das Thal selbst schmal und leer, die Gebirge gegenüber sehr nah und mit Nadelholz bedeckt, was sie schwarz und starr aussehen läßt; so nun Berg über Berg, ein kolossales Amphitheater, und zuletzt die Häupter der Alpen mit ihrem ewigen Schnee — links, die Länge des Thals vom Bodensee geschlossen (d. h. die Perspektive, der See selbst ist zwei Stunden von hier), dessen Spiegel im Sonnenscheine mich blendet, und der überhaupt mit seinen bewegten Wimpeln und freundlichen Uferstädtchen hinüberleuchtet, wie das Tageslicht in einen Grotteneingang. Es ist seltsam, wie die Klarheit der Atmosphäre jeden Gegenstand heranrückt; ich bedarf hier nur einer guten Lorgnette, um meilenweit zu sehen, und dasselbe leisten andere mit freien Augen. In Hülshoff habe ich den Spiegel eines nicht fünf Minuten entfernten großen Teiches nie deutlicher gesehen (von meinen Zimmer aus), als hier vom Rebenhäuschen den eine Meile fernen See, auf dem ich jedes Segel zähle, ja sogar in dem Städtchen Lindau am jenseitigen Ufer einzelne Gebäude unterscheide. Die Alpenhäupter nun gar, denen oft viel mehr Luft als Steine geblieben, scheinen

oft so nah, daß man nur sogleich hinaufgehen möchte. Ich unterscheide jede Schlucht am Säntis so genau, daß ich meine, wenn ein Gemsjäger daraus hervorträte, ich müsse es sehen, und doch sind es sechs gute Stunden bergauf, bergab bis zum Fuße dieses alten Herrn und zu seinem Gipfel, — nun ich weiß nicht, aber wohl weiß ich, daß vor einigen Wochen ein Engländer, dem seine eigensinnige Geliebte zum Gegenpfande ihres Herzens eine Eisscholle vom Gipfel des Säntis abverlangte, fast darüber zu Grunde gegangen ist . . . Doch um wieder aus den Eisregionen zu kommen, von meiner Bank unter der Weide aus durchstöbere ich jede Schlucht, besteige ich jede Klippe, zwar nur in Gedanken, aber was so nah und deutlich erscheint, davon hat man schon so genug und glaubt nichts Neues gewinnen zu können durch Annäherung. Hier träume ich oft lange, komme oft recht verklammt zurück, denn die Abende werden allmählich frisch; aber hier droben ist meine Heimat, hier geht alles an mir vorüber, was ich nur in meinem Herzen habe mitnehmen können. Vieles, vieles.

„Wenn ich den ganzen Tag mit andern Vorstellungen bin gefüttert worden, hier mache ich mein eigenes Schatzkästlein auf und reiche Ihnen, mein teurer Freund, von hier aus die Hand über so manche Stadt, so manchen Berg und den breiten Rhein. Den Tag hindurch ist noch Leben im Thal, aber wenn es dämmert, wenn die Tiefe um eins so tief, die Höhe um eins so hoch wird, der Fichtenwald dasteht wie eine eigentliche Finsternis, und nur die weißen, kalten Massen droben wie Gespenster herableuchten, glauben Sie mir, Schlüter, das flache Land bietet keinen Begriff für die Einsamkeit solcher Augenblicke — öde und gewaltig — der Tod in seiner großartigsten Gestalt!“[1]

Ende Oktober machte Annette einen Ausflug nach Schloß Berg, wo sie bis nach Allerseelen verweilte. Die Einladung zu diesem sonst lieben Besuch kam ihr nicht ganz gelegen. „Es sind wieder mehr als acht Tage vergangen, in denen ich meine

---

[1] Schlüter, Briefe 46 ff.

eigne Lebensordnung habe aus den Augen setzen müssen. So wird mir's öfter zu teil, und ich trage es ungeduldiger als billig; denn wem wird es nicht ebenso? und noch ö f t e r e r? Gewiß, wenige haben mehr freie Zeit und nachsichtigere Hausgenossen. Drum geht mir's wie der G e i s in Kampens Kinderbibliothek, der es zu wohl im Stalle war, und tritt mal ein kurzer Zeitraum ein, der mich spüren läßt, daß man nicht die Freuden geselliger Verhältnisse so hinnehmen kann, ohne einen Teil der Kosten zu tragen, wahrlich, Schlüter, dann bin ich unausstehlich, wie Sie mich noch gar nicht kennen. Z. B. da giebt es hier nun sehr liebe Leute, eine Familie Grafen von Thurn. Der Graf, ein alter, grundehrlicher, über die Maßen gutmütiger Mann, seine unverheiratete Schwester, ganz von gleichem Schlage und der einzige Gegenstand ihrer beiderseitigen Sorgfalt eine schöne, gute, kluge und sehr gefühlvolle Tochter von etwa 25 Jahren; sie bewohnen, zwei Stunden von hier, einen der schönsten Punkte des Landes, und verschiedene Umstände haben uns in Verhältnisse zu ihnen gesetzt, die denen der Verwandtschaft oder langjähriger Freundschaft fast gleichkommen,[1] sie sind aber begreiflich die einzigen, denen wir derartige Rücksichten schuldig sind; kommen sonst Besuche, da kann ich es halten, wie ich will, erscheinen, fortbleiben, alles wie es mir der Geist einbläst, Zerstreuung und Einsamkeit, wie ich nur auf dem Finger pfeife; ein wahres geistiges Schlaraffenleben, zwar erst seit einigen Wochen im Schwunge, aber doch lange genug, um mich aus dem Grunde zu verderben; denn die bösen Gewohnheiten wuchern bei mir aus dem Samen und aus der Wurzel. In Rüschhaus habe ich Tag für Tag die Besuche empfangen, Berichte der Dienstboten angehört und mich meiner Mutter sehr wiederholtem Anrufen persönlich gestellt. In der That, ich war dessen so gewohnt, daß ich nicht muckste, in der Hälfte eines Verses abzubrechen, was mich manchen guten Gedanken oder manchen eben gefundenen Reim gekostet hat. Ja! damals

[1] Vgl. oben S. 33.

war ich brav, aber jetzt? — Mein teurer, nachsichtsvoller Freund! ich glaube, alle Ihre Geduld ging' aus, hörten Sie mich so unfreundlich und ungastlich lamentieren, als z. B. vor acht Tagen, wo die guten Thurns kamen, wahrhaftig mit so freundlichem Herzen mich zur Weinlese auf ihrem schönen Gute abzuholen. Ich hätte früher den Vorschlag mit beiden Händen ergriffen, und jetzt? — Vorgestern wäre es mir schon recht gewesen, gestern auch, morgen wieder, aber heute wollte ich grade diesen Brief vollenden, und ich mußte mich zusammennehmen, um nicht wie ein maulendes Kind zu erscheinen." [1]

Auf Schloß Berg „stießen ihr ein paar artige Begebenheiten zu." Sie brachte dort wie in Eppishausen „die meiste Zeit am Fenster zu, man sieht dort die Alpen wie auf dem Rebhügel". Dort nun sah Annette „zuerst das Alpenglühen, nämlich dieses Brennen im dunklen Rosenrot beim Sonnenauf- und Untergange, was sie glühendem Eisen gleich macht, und, so häufig die Dichter damit um sich werfen, doch nur bei der selten zutreffenden Vereinigung gewisser Wolkenlagen und Beschaffenheit der Luft stattfindet. Eine dunkel lagernde Wolkenmasse, in der sich die Sonnenstrahlen brechen, gehört allemal mit dazu, aber noch sonst vieles. Nun hören Sie, ich sah, daß eine tüchtige Regenbank in Nordwest stand, und behielt desto unverrückter meine lieben Alpen im Auge, die noch zum Greifen hell vor mir lagen; die Sonne, zum Untergange bereit, stand dem Gewölk nah und gab eine seltsam gebrochene, aber reizende Beleuchtung. Ich sah nach den Bergen, die recht hell glänzten, aber weiß wie gewöhnlich, als wenn die Sonne sonst auf den Schnee scheint — hatte kein Arg aus einer allmählich lebhafteren, gelblichen, dann rötlichen Färbung, bis sie mit einem Mal anfing sich zu steigern, rosenrot, dunkelrot, blaurot, immer schneller, immer tiefer, ich war außer mir, ich hätte in die Kniee sinken mögen, ich war allein und mochte niemand rufen, aus Furcht, etwas zu versäumen. Nun zogen die Wolken an

---

[1] Schlüter, Briefe 52.

das Gebirge, die feurigen Inseln schwammen in einem schwarzen Meere, jetzt stieg das Gewölk, alles war finster — ich machte mein Fenster zu, steckte den Kopf in die Sofa-Polster und mochte vorläufig nichts anderes sehen, noch hören. Ein anderes Mal sah ich eine Schneewolke über die Alpen ziehen, während wir hellen Sonnenschein hatten; sie schleifte sich wie ein schleppendes Gewand von Gipfel zu Gipfel, nahm jeden Berg einzeln unter ihren Mantel und ließ ihn bis zum Fuß weiß zurück; sie zog mit unglaublicher Schnelligkeit in einer halben Stunde viele Meilen weit, es nahm sich vortrefflich aus. Sie sehen, die Schweizernatur macht mitunter die Honneurs ihres Landes sehr artig und führt ergötzliche National-Schauspiele auf für die Fremden an den Fenstern."

Aber nicht bloß die ‚Schweizernatur' wollte die Dichterin erfreuen, sondern auch der neckische Zufall eine Lieblingssaite ihres Gemütes erklingen lassen. Es war „ein liebliches kleines Abenteuer vom Schlosse Berg, wobei ihr beinah angenehm schauerlich zu Mute wurde, in Beziehung auf einen recht gut geschriebenen Geisterroman ‚Der Überzählige', den sie erst seit einigen Tagen gelesen hatte und in dem eine ähnliche Scene vorkam."

„Also, — schon ‚tönt die Glocke Mitternacht', nein, so spät war es nicht, aber doch etwa half eilf; wir saßen nach dem Abendessen noch beisammen, der alte Graf Thurn, seine Schwester Emilie, seine Tochter Emma und ich. Vor uns auf dem Tische lagen allerlei alte Sächelchen, mit denen der gute Papa Thurn mich soeben beschenkt hatte; — ein Calatrava-Orden, derselbe, dessen Kopie auf einem mehr als hundertjährigen Familiengemälde vorkam; eine Bügeltasche mit Schloß und Kette, stark genug, einen jungen Ochsen anzulegen. Die Tasche selbst von schwerer Seide, darin gewirkt auf Gold das älteste Thurnsche Wappen der Familie aus jener Zeit, wo sie noch unter dem Namen de la Torre Mailand beherrschten, bevor sie den Viscontis weichen mußten; ein sehr schön gemaltes kleines Bild und dergleichen mehr. Alles kam aus Schiebladen, die vielleicht

seit 60 Jahren nicht geöffnet waren, der Modergeruch verbreitete sich im ganzen Zimmer, und mir war fast, als berührte ich die wunderbar konservierten Glieder der Verstorbenen. Der Graf hielt ein schlichtes Kästchen von Elfenbein in der Hand, aus dem noch allerlei zum Vorschein kam; endlich war es leer. Nun, sagte er, damit Sie die kleinen Dinger nicht verlieren, so schenke ich Ihnen das Kästchen dazu. Es ist zwar weder etwas Schönes noch Merkwürdiges daran, indessen mag es doch ein paar hundert Jahre alt sein, ich wenigstens habe es schon über 40 Jahre; als ich ein Kind war, hatte es mein Vater, und ich erinnere mich, daß er sagte, er habe es von seinem Großvater, der es ihm auch schon als ein altes Kästchen, mit ich weiß nicht was drinnen, gegeben habe; so können Sie es unter die Antiquitäten rechnen. Hierbei schlug er den Deckel so fest zu, daß ich gleich nachher ihn nicht aufzubringen vermochte; ich meistere und drücke dran, eigentlich nur zum Zeitvertreibe; mit einem Male schlägt es gewaltsam auf, und zwei wunderschöne Miniaturbilder liegen vor mir, das eine im Deckel, das andere gegenüber im Grunde des Kästchens. Emma und ich hatten uns in der Erinnerung an den ‚Überzähligen' beide erschreckt, daß wir blaß geworden waren; weniger entsetzt, aber mehr verwundert waren die beiden Geschwister, die mit Gewißheit sagen konnten, daß seit wenigstens 130 Jahren niemand mehr um das Dasein dieser Gemälde gewußt hatte. Der alte Graf, dem das Kästchen früherhin zwanzig Jahre als Bonbonnière gedient, sah aus, als glaube er an Hexen. Es fand sich, daß ich mit meinem ungeschickten Meistern und Brechen die Feder getroffen, welche den Schieber vor den Gemälden bewegte. Die Bilder stellen zwei vollkommen erhaltene Porträts dar, einen jungen Mann und ein Mädchen, beide im Alter von etwa 16 Jahren, beide von großer Schönheit und einander so ähnlich, daß man sie für Geschwister, wo nicht gar für Zwillinge halten muß. Beide haben runde, feine Gesichtchen, einen Teint von seltener Zartheit, die schönsten und größten dunkelblauen Augen, etwas aufgestutzte Näschen, hingegen wieder einen Mund und Kinn von wahrhaft idealer

das Gebirge, die feurigen Inseln schwammen in einem schwarzen Meere, jetzt stieg das Gewölk, alles war finster — ich machte mein Fenster zu, steckte den Kopf in die Sofa-Polster und mochte vorläufig nichts anderes sehen, noch hören. Ein anderes Mal sah ich eine Schneewolke über die Alpen ziehen, während wir hellen Sonnenschein hatten; sie schleifte sich wie ein schleppendes Gewand von Gipfel zu Gipfel, nahm jeden Berg einzeln unter ihren Mantel und ließ ihn bis zum Fuß weiß zurück; sie zog mit unglaublicher Schnelligkeit in einer halben Stunde viele Meilen weit, es nahm sich vortrefflich aus. Sie sehen, die Schweizernatur macht mitunter die Honneurs ihres Landes sehr artig und führt ergötzliche National-Schauspiele auf für die Fremden an den Fenstern."

Aber nicht bloß die ‚Schweizernatur' wollte die Dichterin erfreuen, sondern auch der neckische Zufall eine Lieblingssaite ihres Gemütes erklingen lassen. Es war „ein liebliches kleines Abenteuer vom Schlosse Berg, wobei ihr beinah angenehm schauerlich zu Mute wurde, in Beziehung auf einen recht gut geschriebenen Geisterroman ‚Der Überzählige', den sie erst seit einigen Tagen gelesen hatte und in dem eine ähnliche Scene vorkam."

„Also, — schon ‚tönt die Glocke Mitternacht', nein, so spät war es nicht, aber doch etwa half eilf; wir saßen nach dem Abendessen noch beisammen, der alte Graf Thurn, seine Schwester Emilie, seine Tochter Emma und ich. Vor uns auf dem Tische lagen allerlei alte Sächelchen, mit denen der gute Papa Thurn mich soeben beschenkt hatte; — ein Calatrava-Orden, derselbe, dessen Kopie auf einem mehr als hundertjährigen Familiengemälde vorkam; eine Bügeltasche mit Schloß und Kette, stark genug, einen jungen Ochsen anzulegen. Die Tasche selbst von schwerer Seide, darin gewirkt auf Gold das älteste Thurnsche Wappen der Familie aus jener Zeit, wo sie noch unter dem Namen de la Torre Mailand beherrschten, bevor sie den Viscontis weichen mußten; ein sehr schön gemaltes kleines Bild und dergleichen mehr. Alles kam aus Schiebladen, die vielleicht

seit 60 Jahren nicht geöffnet waren, der Modergeruch verbreitete sich im ganzen Zimmer, und mir war fast, als berührte ich die wunderbar konservierten Glieder der Verstorbenen. Der Graf hielt ein schlichtes Kästchen von Elfenbein in der Hand, aus dem noch allerlei zum Vorschein kam; endlich war es leer. Nun, sagte er, damit Sie die kleinen Dinger nicht verlieren, so schenke ich Ihnen das Kästchen dazu. Es ist zwar weder etwas Schönes noch Merkwürdiges daran, indessen mag es doch ein paar hundert Jahre alt sein, ich wenigstens habe es schon über 40 Jahre; als ich ein Kind war, hatte es mein Vater, und ich erinnere mich, daß er sagte, er habe es von seinem Großvater, der es ihm auch schon als ein altes Kästchen, mit ich weiß nicht was drinnen, gegeben habe; so können Sie es unter die Antiquitäten rechnen. Hierbei schlug er den Deckel so fest zu, daß ich gleich nachher ihn nicht aufzubringen vermochte; ich meistere und drücke dran, eigentlich nur zum Zeitvertreibe; mit einem Male schlägt es gewaltsam auf, und zwei wunderschöne Miniaturbilder liegen vor mir, das eine im Deckel, das andere gegenüber im Grunde des Kästchens. Emma und ich hatten uns in der Erinnerung an den ‚Überzähligen' beide erschreckt, daß wir blaß geworden waren; weniger entsetzt, aber mehr verwundert waren die beiden Geschwister, die mit Gewißheit sagen konnten, daß seit wenigstens 130 Jahren niemand mehr um das Dasein dieser Gemälde gewußt hatte. Der alte Graf, dem das Kästchen früherhin zwanzig Jahre als Bonbonnière gedient, sah aus, als glaube er an Hexen. Es fand sich, daß ich mit meinem ungeschickten Meistern und Brechen die Feder getroffen, welche den Schieber vor den Gemälden bewegte. Die Bilder stellen zwei vollkommen erhaltene Porträts dar, einen jungen Mann und ein Mädchen, beide im Alter von etwa 16 Jahren, beide von großer Schönheit und einander so ähnlich, daß man sie für Geschwister, wo nicht gar für Zwillinge halten muß. Beide haben runde, feine Gesichtchen, einen Teint von seltener Zartheit, die schönsten und größten dunkelblauen Augen, etwas aufgestutzte Näschen, hingegen wieder einen Mund und Kinn von wahrhaft idealer

Lieblichkeit. Wäre der junge Mann ein Mädchen, so würde er die schönere von den beiden Schwestern sein, so aber lassen sich diese zarten Formen kaum mit der Jugend entschuldigen; das Mädchen ist schwarz gekleidet, mit ungeheuren hängenden Ärmeln, aus denen die schönen runden Arme und Händchen allerliebst herauskommen; dann eine weiße Schürze, ein weißes, durchsichtiges Halstuch und ein sehr klares Häubchen, unter dem einige braune Löckchen hervorsehen. So sitzt sie in einem ungeheuren Sessel von dunkelrotem Sammet, etwas selbstgefällig, noch mehr ängstlich, ganz wie das arme Ding dem Maler mag gesessen haben, und reicht mit dem einen Händchen durchs offene Fenster, während die andere ein Körbchen mit Brezeln auf ihrem Schoße festhält. Der junge Mensch sieht nun vollends aus wie ein maskierter Amor. Soeben tritt er aus der Thür seines Hauses, mit der possierlichsten und dabei anmutigsten Prätension und mit einem Anfluge von wirklicher Würde, der sich späterhin recht vorteilhaft mag ausgebildet haben; eine ungeheure Allonge-Perücke läßt sein Gesichtchen hervorschauen, wie ein Engelsköpfchen aus den Wolken; seine zarte aufgeschossene Figur streckt sich in einer endlos langen braunen goldgestickten Weste und dito Rock; in der einen Hand hält er eine offene Tabaksdose, die andere hat er trotzig in die Seite gestemmt; die Farben sind frisch, wie eben aus dem Pinsel. Das Kästchen ist mir geblieben, und ich betrachte es bis jetzt täglich mit den seltsamsten Gefühlen. Mein Gott! was ist die Zeit! was ist ehemals, jetzt und dereinst! (ich meine irdisch gerechnet.) Die Bilder sind nicht gerade so ausgezeichnet gut gemalt, aber sie kopieren das Leben bis zur ängstlichen Täuschung, ich hab' es früher nie so gesehen; Emma Thurn behauptet, sie schlügen die Augen auf und nieder. Man ist gezwungen zu denken, sie seien nur eben erst nebst dem Maler zur Thür hinausgegangen, gleich voll der allerfrischesten Lebensessenz und des allerfestesten Köhlerglaubens an einen Himmel voll Geigen: man sieht recht, wie froh sie ihrer Schönheit waren und ihrer guten Kleider, vor allem der Knabe seiner köstlichen Perücke, welche ihm die Eltern ohne Zweifel

eigens hierzu machen ließen — und wo sind ihre Knochen? Sollte man wohl noch einige Stäubchen zusammenlesen können?"[1]

Außer mit „einem Alpenglühen, einer höchst malerischen Schneewolke und zwei gespenstigen Porträts" wartete Schloß Berg sogar noch mit einem Erdbeben auf. „Daß wir von einem Erdbeben profitiert haben, werden Sie aus den Zeitungen lesen, aber das haben Sie nicht geträumt in jener Nacht, daß ich, Ihre sehr liebe Freundin, Ihr eigentliches Herzblatt, gemeint habe, ein Mörder liege unter meiner Bettstatt und bemühe sich jetzt gerade darunter wegzurutschen, um mir in der nächsten Minute das Schermesser durch den Hals zu ziehen. Doch ernstlich, etwas Ähnliches dachte ich und in derselben Stunde viele mit mir; denn die Erschütterung war sehr heftig, überall klirrten die Fenster und an manchen Orten fielen Gläser und Flaschen um; auch seltsames Geräusch und Geknall wie von fernen Kanonenschüssen hörte man; da war ich aber noch halb im Schlafe und meinte, es falle von der Kelter im Nebenhause einer der schweren Steine, womit man sie beladen, oder ein Traubenwächter schieße in den benachbarten Weinbergen; dergleichen war ich über Nacht schon gewohnt. Ja, Reisen ist doch zu etwas gut. Wo hätte ich zu Rüschhaus ein Erdbeben hernehmen sollen?"[2]

Am 3. November war Annette wieder zurück in Eppishausen. Über das dortige wissenschaftliche Leben schreibt sie: „Hier im Hause giebt's ganze Ladungen von Minneliedern und drunter mehrere starke Hefte mit den Melodieen dazu, aber nicht ein so schönes als ‚der grüne Rock' oder selbst seine Gesellen, die übrige Garderobe. Mein Schwager lebt in nichts anderem, und erst jetzt wird mir die seltsame Orthographie seiner Briefe klar. Er hat sich in der That im schriftlichen Stile unserer heutigen Redeformen teilweise entwöhnt, ich glaube unwillkürlich, und man trifft überall auf Spuren des Nibelungenliedes, des Lohengrin, des Eggenliedes u. s. w. Häufig liest er des Abends eine

[1] Schlüter, Briefe 55 ff. [2] Ebd. 61.

Stunde lang vor, von Helden lobebæren, von großer Arebeit', und was dahin gehört. Ich vernehme mit Rührung, wie der Lohengrin in seinem Schwanenkahne den Rhein hinunter abfährt, der Kaiser dann gellet sam ein Rint vor Weinen, da der Lohengrin ane ginc, des Ritters Gemahlin ohnmächtig wird, und die Zähn sie ihr ufbrachen mit einem Klotze. Ja, ja, lassen Sie nur recht tiefe Seufzer fahren, daß Ihnen das alles verloren geht! aber wahrlich, wären Sie hier, keine Silbe sollte Ihnen erlassen werden, Sie sollten Leid und Freud mit mir teilen, wie es einem getreuen Freunde zukommt, dafür stehe ich Ihnen. Übrigens, ohne Scherz geredet, ist mein Schwager der beste Mann von der Welt; seine Liebe zu meiner Schwester ist so groß und von solcher Art, wie kein menschliches mangelhaftes Wesen sie f o r d e r n, aber dennoch das Herz sie geben kann, und übrigens ist er angenehm, geistreich, sehr gelehrt, kurz ihm fehlt nichts, sondern er hat nur etwas zu viel, nämlich zu viel Manuskripte und Inkunabeln, und zuviel Lust, sie vorzulesen; gegen uns, die Mutter und mich, ist er die Aufmerksamkeit selbst ... Ich wollte, Sie wären bei uns, Schlüter, das ist mein Morgen- und Abendseufzer. Daß Sie mir fehlen würden und zwar s e h r, wußte ich voraus, aber ich rechnete doch auf irgend ein Wesen, dessen Beschäftigungen, Ansichten und Geschmack dem meinigen einigermaßen entsprächen; aber außer den Thurns Damen betritt kein Frauenzimmer dies Haus, nur Männer von e i n e m Schlage, Altertümler, die in meines Schwagers muffigen Manuskripten wühlen möchten, sehr gelehrte, sehr geachtete, ja sehr berühmte Leute in ihrem Fach; aber, aber langweilig wie der bittere Tod, schimmlig, rostig, prosaisch wie eine Pferde-Bürste; verhärtete Verächter aller neueren Kunst und Litteratur. Mir ist zuweilen, als wandele ich zwischen trocknen Bohnenhülsen, und höre nichts als das dürre Rappeln und Knistern um mich her, und solche Patrone können nicht enden; vier Stunden muß man mit ihnen zu Tisch sitzen, und unaufhörlich wird das leere Stroh gedroschen. Nein, Schlüter, ich bin gewiß nicht unbillig und verachte keine Wissenschaft,

weil sie mir fremd ist, aber dieses Feld ist zu beschränkt und abgegrast, das Distelfressen kann nicht ausbleiben. Was zum Henker ist daran gelegen, ob vor dreihundert Jahren der unbedeutende Prior eines Klosters, was nie in der Geschichte vorkommt, Ottwin oder Godwin geheißen, und doch sehe ich, daß dergleichen Dinge viel graue Haare und bittere Herzen machen." Einen Tag später fügt sie bei: „Hören Sie, bestes Herz, ich habe gestern recht ungeduldig und ungezogen geschrieben über brave, kenntnisreiche Leute, deren Beschäftigungen nie schädlich und gewiß oft nützlich sind. Wie manche gerechten Ansprüche mögen dadurch ins Helle gestellt, wie manche Ungerechtigkeiten entkräftet worden sein; wer sich scheut, die Spreu zu durchsuchen, der wird das darin verschüttete Korn nicht finden. Mein Münzensammeln ist für andere ebenso langweilig und kann nie nützlich für die Gegenwart eingreifen. NB. Ich kann nicht verschweigen, daß mein Schwager mir heute sehr schöne Silbermünzen geschenkt hat, eine herrliche, große, vollkommen erhaltene griechische von Macedonien und zehn römische Konsularmünzen. Überhaupt haben meine Sammlungen hier manchen schönen Zuwachs erhalten, Münzen, Mineralien, Versteinerungen, einen großen Beutel mit vierhundert römischen Kupfermünzen habe ich selber gekauft u. s. w." [1]

Trotz aller Freuden des Eppishauser Aufenthaltes zog das Herz die Dichterin mit einer wirklich tiefen Innigkeit zu dem fernen blinden Freunde.

„Heute (19. Nov.) ist mein Namenstag, Sie denken wohl nicht daran oder vielmehr wissen es nicht, weil man mich Annette nennt, mein eigentlicher Name ist aber Elisabeth (Anna Elisabeth) und aus dem Anna hat man Annette gemacht. Ich wollte, Sie wüßten dieses heute, gewiß würden Sie für mich beten. Gedenken Sie wohl der Vereinbarung, die wir getroffen für die letzte Abendstunde [im Gebet aneinander zu denken]? Ich habe es nicht vergessen, wo können sich Freunde

[1] Schlüter, Briefe 71 ff.

Stunde lang vor, ‚von Helden lobebären, von grozer Arebeit‘, und was dahin gehört. Ich vernehme mit Rührung, wie der Lohengrin in seinem Schwanenkahne den Rhein hinunter abfährt, der Kaiser dann ‚pellet sam ein Rint vor Weinen, da der Lohengrin abe gink‘, des Ritters Gemahlin ohnmächtig wird, und ‚die Zähn sie ihr uffbrachen mit einem Klotze‘. Ja, ja, lassen Sie nur recht tiefe Seufzer fahren, daß Ihnen das alles verloren geht! aber wahrlich, wären Sie hier, keine Silbe sollte Ihnen erlassen werden, Sie sollten Leid und Freud mit mir teilen, wie es einem getreuen Freunde zukommt, dafür stehe ich Ihnen. Übrigens, ohne Scherz geredet, ist mein Schwager der beste Mann von der Welt; seine Liebe zu meiner Schwester ist so groß und von solcher Art, wie kein menschliches mangelhaftes Wesen sie fordern, aber dennoch das Herz sie geben kann, und übrigens ist er angenehm, geistreich, sehr gelehrt, kurz ihm fehlt nichts, sondern er hat nur etwas zu viel, nämlich zu viel Manuskripte und Inkunabeln, und zuviel Lust, sie vorzulesen; gegen uns, die Mutter und mich, ist er die Aufmerksamkeit selbst ... Ich wollte, Sie wären bei uns, Schlüter, das ist mein Morgen- und Abendseufzer. Daß Sie mir fehlen würden und zwar sehr, wußte ich voraus, aber ich rechnete doch auf irgend ein Wesen, dessen Beschäftigungen, Ansichten und Geschmack dem meinigen einigermaßen entsprächen; aber außer den Thurns Damen betritt kein Frauenzimmer dies Haus, nur Männer von einem Schlage, Altertümler, die in meines Schwagers muffigen Manuskripten wühlen möchten, sehr gelehrte, sehr geachtete, ja sehr berühmte Leute in ihrem Fach; aber, aber langweilig wie der bittere Tod, schimmlig, rostig, prosaisch wie eine Pferde-Bürste; verhärtete Verächter aller neueren Kunst und Litteratur. Mir ist zuweilen, als wandele ich zwischen trocknen Bohnenhülsen, und höre nichts als das dürre Rappeln und Knistern um mich her, und solche Patrone können nicht enden; vier Stunden muß man mit ihnen zu Tisch sitzen, und unaufhörlich wird das leere Stroh gedroschen. Nein, Schlüter, ich bin gewiß nicht unbillig und verachte keine Wissenschaft,

weil sie mir fremd ist, aber dieses Feld ist zu beschränkt und abgegrast, das Distelfressen kann nicht ausbleiben. Was zum Henker ist daran gelegen, ob vor dreihundert Jahren der unbedeutende Prior eines Klosters, was nie in der Geschichte vorkommt, Ottwin oder Godwin geheißen, und doch sehe ich, daß dergleichen Dinge viel graue Haare und bittere Herzen machen." Einen Tag später fügt sie bei: „Hören Sie, bestes Herz, ich habe gestern recht ungeduldig und ungezogen geschrieben über brave, kenntnisreiche Leute, deren Beschäftigungen nie schädlich und gewiß oft nützlich sind. Wie manche gerechten Ansprüche mögen dadurch ins Helle gestellt, wie manche Ungerechtigkeiten entkräftet worden sein; wer sich scheut, die Spreu zu durchsuchen, der wird das darin verschüttete Korn nicht finden. Mein Münzensammeln ist für andere ebenso langweilig und kann nie nützlich für die Gegenwart eingreifen. NB. Ich kann nicht verschweigen, daß mein Schwager mir heute sehr schöne Silbermünzen geschenkt hat, eine herrliche, große, vollkommen erhaltene griechische von Macedonien und zehn römische Konsularmünzen. Überhaupt haben meine Sammlungen hier manchen schönen Zuwachs erhalten, Münzen, Mineralien, Versteinerungen, einen großen Beutel mit vierhundert römischen Kupfermünzen habe ich selber gekauft u. s. w." [1]

Trotz aller Freuden des Eppishauser Aufenthaltes zog das Herz die Dichterin mit einer wirklich tiefen Innigkeit zu dem fernen blinden Freunde.

„Heute (19. Nov.) ist mein Namenstag, Sie denken wohl nicht daran oder vielmehr wissen es nicht, weil man mich Annette nennt, mein eigentlicher Name ist aber Elisabeth (Anna Elisabeth) und aus dem Anna hat man Annette gemacht. Ich wollte, Sie wüßten dieses heute, gewiß würden Sie für mich beten. Gedenken Sie wohl der Vereinbarung, die wir getroffen für die letzte Abendstunde [im Gebet aneinander zu denken]? Ich habe es nicht vergessen, wo können sich Freunde

[1] Schlüter, Briefe 71 ff.

auch besser begrüßen, als vor Gott, es liegt eine große Freude darin."[1]

„Lieber, teuerster Freund, ich fürchte, Sie denken wenig an mich, weil Sie noch immer keinen Brief von mir haben; es wäre aber schlecht von Ihnen, da ich Ihrer so oft und so herzlich gedenke. Sprechen Sie doch zuweilen von mir mit der lieben Mutter und meinem Thereschen; ich fürchte immer, ich komme während meiner Abwesenheit auf den Umschlag zu stehen. — Der Menschenschlag gefällt mir hier im ganzen gar nicht; indessen gestehe ich, kein freies Urteil zu haben, denn mich verlangt nach Haus. Ein liebes, befreundetes Menschenantlitz ist doch werter, als tausend Gebirge, und wäre aller Schnee drauf Silberstaub und jede Eisscholle ein centnerschwerer Krystall. Ich werde nicht ärgerlich sein, die braunen münsterschen Heiden wiederzusehen, und noch weniger die gute Stadt Münster und noch weniger den Schlüter!"[2]

Endlich schließt der am 22. Oktober begonnene Tagebuch-Brief am 19. November mit tausend und zweitausend Grüßen an das „Schlütervolk" samt der Bitte und Frage: „Laßt mich allesamt euer Gemüt für mich gestimmt so wiederfinden, wie ich es verlassen habe. Nicht wahr, wir kennen uns viel zu gut, als daß Entfernung schaden könnte, nicht wahr, Schlüter? Ihre Annette Droste-Hülshoff."[3]

Dieser erste Brief aus der Schweiz erregte natürlich der Freunde Enthusiasmus, wie er seitdem immer als Muster eines stimmungsvollen Landschafts- und Charakterbildes und als eine wahre Perle Drosteschen Humors gegolten hat. Schlüter erhebt sich sogar für seine Antwort (Sonntag vor Fastnacht 1836) zu einem Eingangssonnett:

„Ist öd die Welt und bin ich selbst so ledern,
Denk' ich, bei ihr doch würd' ich besser taugen.
Denn rückwärts an den schönsten Blüten saugen
Muß ich, statt vorwärts hinzufliehn auf Rädern.

[1] Schlüter, Briefe 70. [2] Ebd. 63. [3] Ebd. 71.

Wo unter Berges-Tannen hoch wie Cedern
Sie wandelt, könnt' auch sie vielleicht mich brauchen.
Gedanken nur hab' ich statt Linceus' Augen,
Und statt der Taubenflügel Rabenfedern.

Doch soll nun gleich auf solchen Flugmaschinen
Gedanke, Herz und Sinn hinübereilen,
Ein Ständchen bei der Freundin zu verweilen.

Sie sieht mich an, glaub' ich, mit holden Mienen,
Und zürnt, was ich auch schreib', nicht meinen Zeilen —
Doch wohl, daß ich nicht längst vor ihr erschienen."

Und nun beschreibt der Freund, wie er beim Anblick des dicken Briefes zuerst geglaubt habe, derselbe komme von dem „lieben alten Professor Molitor", aber in dem Schreiben steckten ganz andere Dinge. „Die Zuschrift eines weisen Zöglings altrabbinischer Philosophie ins Christentum verklärt ꝛc. und durch neutestamentliche Ideen vollendet und gekrönt, erregt wohl schwerlich solche heitre Ahnungen. Nein, so fein und so reichlich kann Molitor nicht geschrieben haben, und diese freundliche Weise mich anzureden schon gleich in den ersten Zeilen ist nicht ihm eigen, obwohl er mir gut ist; solch ein Ton und Wehen kommt nicht aus den Regionen der Kabbala und der tiefen, schwierigen Forschung her, sondern aus ganz anderen Bergregionen. Das ist das Fräulein und niemand anders! Zwei Stunden später sehen Sie auf schnee- und eisbedecktem Steinweg zwei Leute lesend auf- und niederschreiten, in Mäntel gehüllt, weil es friert, und von St. Mauritzkirche bis zu Herrn Meierhans Kaplanei und den Pfeilern, hinter denen Mauritz-Heide sich aufthut; der eine heißt Junkmann, der andere Schlüter, nämlich der Privatdocent oder Professor im Werden, daher auch zuweilen von Ihnen ehrenvoll in diminutivo schon Professor genannt. Unersättlich, fast ohne Unterbrechung wird der liebliche Trank eingeschlürft, von einem mit den Augen, von dem andern mit den Ohren; schon schlägt's ein Viertel nach eins, und die vierte Seite des Briefes wird auf dem Heimwege über Steinweg und Promenade gehend und das Ende stehend am Hörsterthor gelesen, und alles ist wie ein Augenblick. Der leuchtende Zauber-

auch besser begrüßen, als vor Gott, es liegt eine große Freude darin."[1]

„Lieber, teuerster Freund, ich fürchte, Sie denken wenig an mich, weil Sie noch immer keinen Brief von mir haben; es wäre aber schlecht von Ihnen, da ich Ihrer so oft und so herzlich gedenke. Sprechen Sie doch zuweilen von mir mit der lieben Mutter und meinem Thereschen; ich fürchte immer, ich komme während meiner Abwesenheit auf den Umschlag zu stehen. — Der Menschenschlag gefällt mir hier im ganzen gar nicht; indessen gestehe ich, kein freies Urteil zu haben, denn mich verlangt nach Haus. Ein liebes, befreundetes Menschenantlitz ist doch werter, als tausend Gebirge, und wäre aller Schnee drauf Silberstaub und jede Eisscholle ein centnerschwerer Krystall. Ich werde nicht ärgerlich sein, die braunen münsterschen Heiden wiederzusehen, und noch weniger die gute Stadt Münster und noch weniger den Schlüter!"[2]

Endlich schließt der am 22. Oktober begonnene Tagebuch-Brief am 19. November mit tausend und zweitausend Grüßen an das „Schlütervolk" samt der Bitte und Frage: „Laßt mich allesamt euer Gemüt für mich gestimmt so wiederfinden, wie ich es verlassen habe. Nicht wahr, wir kennen uns viel zu gut, als daß Entfernung schaden könnte, nicht wahr, Schlüter? Ihre Annette Droste-Hülshoff."[3]

Dieser erste Brief aus der Schweiz erregte natürlich der Freunde Enthusiasmus, wie er seitdem immer als Muster eines stimmungsvollen Landschafts- und Charakterbildes und als eine wahre Perle Drosteschen Humors gegolten hat. Schlüter erhebt sich sogar für seine Antwort (Sonntag vor Fastnacht 1836) zu einem Eingangssonnett:

„Ist öd die Welt und bin ich selbst so ledern,
Denk' ich, bei ihr doch würd' ich besser taugen.
Denn rückwärts an den schönsten Blüten saugen
Muß ich, statt vorwärts hinzufliehn auf Rädern.

---

[1] Schlüter, Briefe 70. [2] Ebd. 63. [3] Ebd. 71.

Wo unter Berges-Tannen hoch wie Cedern
Sie wandelt, könnt' auch sie vielleicht mich brauchen.
Gedanken nur hab' ich statt Linceus' Augen,
Und statt der Taubenflügel Rabenfedern.

Doch soll nun gleich auf solchen Flugmaschinen
Gedanke, Herz und Sinn hinübereilen,
Ein Ständchen bei der Freundin zu verweilen.

Sie sieht mich an, glaub' ich, mit holden Mienen,
Und zürnt, was ich auch schreib', nicht meinen Zeilen —
Doch wohl, daß ich nicht längst vor ihr erschienen."

Und nun beschreibt der Freund, wie er beim Anblick des dicken Briefes zuerst geglaubt habe, derselbe komme von dem „lieben alten Professor Molitor", aber in dem Schreiben steckten ganz andere Dinge. „Die Zuschrift eines weisen Zöglings altrabbinischer Philosophie ins Christentum verklärt ꝛc. und durch neutestamentliche Ideen vollendet und gekrönt, erregt wohl schwerlich solche heitre Ahnungen. Nein, so fein und so reichlich kann Molitor nicht geschrieben haben, und diese freundliche Weise mich anzureden schon gleich in den ersten Zeilen ist nicht ihm eigen, obwohl er mir gut ist; solch ein Ton und Wehen kommt nicht aus den Regionen der Kabbala und der tiefen, schwierigen Forschung her, sondern aus ganz anderen Bergregionen. Das ist das Fräulein und niemand anders! Zwei Stunden später sehen Sie auf schnee- und eisbedecktem Steinweg zwei Leute lesend auf- und niederschreiten, in Mäntel gehüllt, weil es friert, und von St. Mauritzkirche bis zu Herrn Meierhans Kaplanei und den Pfeilern, hinter denen Mauritz-Heide sich aufthut; der eine heißt Junkmann, der andere Schlüter, nämlich der Privatdocent oder Professor im Werden, daher auch zuweilen von Ihnen ehrenvoll in diminutivo schon Professor genannt. Unersättlich, fast ohne Unterbrechung wird der liebliche Trank eingeschlürft, von einem mit den Augen, von dem andern mit den Ohren; schon schlägt's ein Viertel nach eins, und die vierte Seite des Briefes wird auf dem Heimwege über Steinweg und Promenade gehend und das Ende stehend am Hörsterthor gelesen, und alles ist wie ein Augenblick. Der leuchtende Zauber-

spiegel hat uns die Schreiberin wie vor Augen gerückt und wie mitten unter uns versetzt, und in ihrem Hintergrunde erscheint die Stadt Gottes der Alpenwelt, die herrliche, unendliche Schweiz, die sie als Dichterin in ihrer Camera obscura auffaßt und mit brennenden Farben in unsere Seele hereinbrennen läßt. Sie ist der Knabe auf dem Wartturm in der Jungfrau von Orleans, wir die Königin Isabella, die mit klopfendem Herzen den Bericht über Gang und Wendung der Schlacht von der Höhe vernimmt:

> Dort zerteilt sie Haufen
> Und stürzt sich mitten in die dichten Scharen,
> Lord Fastolf leistet männlich Widerstand rc.

„Die Klause mit der weiten, herrlichen Aussicht und der sinnenden, einsamen Siedlerin, welche hinausschaut, dann in sich zurückkehrt zum Denken, Angedenken und zur Andacht, — Lawinen sturmeilender Winterwolken, welche im Vorübereilen Gebirge unter ihren Mantel nehmen und sie vom Scheitel bis zum Fuß weiß beschneit zurücklassen, ein Alpenglühen, das man selbst mit heiligem Schauer verstummend mit anzusehen und zu erleben glaubt, dann das Leben auf und in den Burgen, das artige Ereignis mit den beiden Porträts, die geschichtlich bedeutenden Altertümer des Besitzers und die Vergangenheit wie mit der Gegenwart verrinnend und wunderlich herübergezaubert, dazu der Gegensatz des politischen Wirrwarrs in den Städten und Thälern rc., was wirkte das alles im Labyrinthe der Brust! Ach, liebes Fräulein, das Gefühl der engen Zeit- und Raumesschranken, den tiefen, schweren Seufzer eines Gefangenen, der nach Erlösung und Entfesselung schmachtet und dahin sich sehnt, wo das wahre Hier und Jetzt und die Gegenwart Ewigkeit ist, deren Erscheinung und Empfindung die ‚Liebe' heißt. Auch muß ich bekennen, daß ich aus allen Ihren Herrlichkeiten und bunter Wirtschaft, wie mein Goldfink den Hanf aus dem Rübsamen, mir schon während des ersten Lesens Ihres lieben Briefes die freundlichen Namen heraussuchte, womit Sie mich anreden, und den leisen Anklang und die Regung dessen in Ihrer Seele hervorhob, was nicht vergeht und stets sich gleich ist . . .

„Wie gern hätte ich dort (auf der Bergklause) einmal ein Stündchen mit Ihnen gelebt, um über das Beste und Höchste mit Ihnen mich zu besprechen und Sie darüber zu vernehmen, allenfalls auch um stumm neben Ihnen zu sitzen und in stiller Stunde Ihnen herzlich und aufrichtig die Hand eines Freundes zu reichen und die Ihrige in derselben zu halten. Es giebt wenige, welche so schnell und so leicht alles und ganz verstehen und fassen, was durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht, was ein Weiser oder ein Narr denken und ersinnen mag, wiefern in beider Gedanken und Einfällen nur menschliches sich spiegelt, wie Sie diese Gabe besitzen. Diese Eigenschaft aber würde mich nicht reizen ohne die Güte und Aufrichtigkeit Ihres Herzens, welche unwillkürlich freundlich einladet, sich gleichfalls zu eröffnen und rückhaltlos mitzuteilen. Darum ist mein innigster Wunsch und höchstes Verlangen, ob es nicht möglich wäre, diesem Herzen denjenigen inneren, volleren und ganzen Frieden, die höhere Hoffnung und heilige Zuversicht zu verschaffen, die ja allein beseligen und deren es mehr denn irgend einer froh zu werden mir wert scheint. Dankbarkeit und aufrichtige Zuneigung werden mir eingeben, Ihnen das mündlich zu sagen, was hier auszuführen unmöglich ist, und was Sie ohnehin längst wissen und verstehen. Ich kann Ihnen über Länder, Flüsse, Berge, Thäler nur zurufen: ‚Wagen Sie es ganz froh und glücklich zu sein, nicht halb und nur in der Fläche, sondern ganz, tief und für immer!'

„Neujahr zwischen 12 und 1 tranken wir [Junkmann und Schlüter] gemeinsam aus einem krystallenen Glase Ihr Wohlsein: ‚Es lebe die Dichterin!' Wir sprechen oft von Ihnen, wir loben Sie sehr, nebenher aber werden Sie analysiert, anatomisiert und entziffert, als wären Sie ein Rechenexempel, ein Rätsel, ein metaphysisches oder psychologisches Problem; Angst und Grauen würde Sie überfallen; doch nein, Sie würden sich tapfer wehren."

Seit jenem ersten langen Briefe schrieb Annette den Freunden von der Schweiz aus nicht mehr. Und doch sollte sich trotz ihres

so rasch eingetretenen Heimwehs der Aufenthalt in Eppishausen noch von Monat zu Monat, „bis übers Jahr" ausdehnen.

Wie trübselig ihr der Winter verging, schildert sie in einem Brief an den Onkel Karl von Haxthausen [Aug. 1836]: „Es ist nun schon über ein Jahr, daß wir von Haus sind! — Wir haben viel ausgestanden in diesem Jahr! obgleich niemand schuld daran ist; denn Laßberg und Jenny haben zu unserer Erheiterung gethan, was sie konnten, und unter anderen Umständen würden wir uns vielleicht hier sehr wohl befunden haben. Aber vorerst hast du keinen Begriff von der Öde eines hiesigen Winters, wenigstens wie wir ihn erlebt haben. Fast sechs Monate lag Schnee — schon im Oktober lag er einigemale so tief, daß man nicht wußte, wie man die Weinlese bewerkstelligen sollte; von der Mitte November an blieb er liegen, ohne einen Tag Tauwetter bis hoch im März, und noch fast durch den ganzen April war es den einen Tag grün und den anderen weiß. Das Schlimmste war ein Nebel, aus dem man Brei hätte kochen können, der gar nicht fort ging, und ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich das unmittelbar vor uns liegende Dorf mehrere Monate lang nur gehört, aber nicht gesehen habe; den ganzen Tag klingelten Schlitten und bellten Hunde, die nebenher liefen, und Mama sagte ein ums andere Mal: ‚Lappland!' Auch unser gutes, flackerndes Feuer in Kaminen und Öfen vermißten wir sehr, denn die Kachelöfen haben doch etwas sehr Ödes, wenigstens in einem so großen Hause, was von so wenigen Leuten bewohnt wird, wo abends alles mäuschenstill sitzt und liest oder seinen trübseligen Gedanken nachhängt. Denn du mußt wissen, lieber Onkel, daß das Befinden unserer Jenny den ganzen Winter sehr bedenklich war; Mama sowohl als ich haben heimlich das Schlimmste befürchtet, und wir durften es uns doch nicht merken lassen. So saß denn jeder, über seine Gedanken zu brüten; nein, es war eine erbärmliche Zeit."[1]

[1] Mitgeteilt von H. Häffer in „Deutsche Rundschau" 1898. Febr. 182.

Da trat am 5. März 1836 ein fröhliches Ereignis ein; die Gattin schenkte dem Hausherrn ein Zwillingspaar, das in der hl. Taufe die Namen Hildegund und Hildegard erhielt. Die Kunde von der Ankunft dieser Kinder erregte bei den Freunden in der Schweiz und in Schwaben rechte Freude, und „das erste Geschenk, welches die Kleinen in ihrem Leben erhielten", kam schon einige Tage nach der Geburt an; es war das: „Buch der schönsten Geschichten und Sagen" von Gustav Schwab mit folgender reizenden Widmung:

„Hildegund und Hildegard,"
Märchentitel? o mit nichten!
Lauter wirkliche Geschichten!
Wahre holde Gegenwart!

Hildegard und Hildegund!
Laßt euch denn dies Buch bescheren,
Voll von alten, schönen Mären;
Aber haltet reinen Mund!

Wissen darf's der Vater nicht,
Daß durch sein Gebiet, das reiche,
Hier ein Unberufner streiche;
Halten würd' er streng Gericht.

Nur die milde Mutter darf
Mit euch in dies Büchlein schauen
Und euch einst den Kern vertrauen;
Denn sie richtet nicht zu scharf.

Darum pack' ich's mutig ein.
Hildegard und holde Gundel!
Euer rosinfarbnes Mundel
Wird wohl noch verschwiegen sein".

G. Schwab.

Der Vater war überselig. Nach einigen Tagen scherzte er: „Im Wiegen, der edeln Kunst, habe ich schon solche Progressen gemacht, daß ich schon allen Kabinetten und Ministern Unterricht geben könnte, wie sie das Gleichgewicht von Europa aufrecht erhalten sollen und können; denn, was ist die Kunst dieser Herren anders, als ein ewiges Wiegen? Manchmal schaukeln

so rasch eingetretenen Heimwehs der Aufenthalt in Eppishausen noch von Monat zu Monat, „bis übers Jahr" ausdehnen.

Wie trübselig ihr der Winter verging, schildert sie in einem Brief an den Onkel Karl von Haxthausen [Aug. 1836]: „Es ist nun schon über ein Jahr, daß wir von Haus sind! — Wir haben viel ausgestanden in diesem Jahr! obgleich niemand schuld daran ist; denn Laßberg und Jenny haben zu unserer Erheiterung gethan, was sie konnten, und unter anderen Umständen würden wir uns vielleicht hier sehr wohl befunden haben. Aber vorerst hast du keinen Begriff von der Öde eines hiesigen Winters, wenigstens wie wir ihn erlebt haben. Fast sechs Monate lag Schnee — schon im Oktober lag er einigemale so tief, daß man nicht wußte, wie man die Weinlese bewerkstelligen sollte; von der Mitte November an blieb er liegen, ohne einen Tag Tauwetter bis hoch im März, und noch fast durch den ganzen April war es den einen Tag grün und den anderen weiß. Das Schlimmste war ein Nebel, aus dem man Brei hätte kochen können, der gar nicht fort ging, und ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich das unmittelbar vor uns liegende Dorf mehrere Monate lang nur gehört, aber nicht gesehen habe; den ganzen Tag klingelten Schlitten und bellten Hunde, die nebenher liefen, und Mama sagte ein ums andere Mal: ‚Lappland!' Auch unser gutes, flackerndes Feuer in Kaminen und Öfen vermißten wir sehr, denn die Kachelöfen haben doch etwas sehr Ödes, wenigstens in einem so großen Hause, was von so wenigen Leuten bewohnt wird, wo abends alles mäuschenstill sitzt und liest oder seinen trübseligen Gedanken nachhängt. Denn du mußt wissen, lieber Onkel, daß das Befinden unserer Jenny den ganzen Winter sehr bedenklich war; Mama sowohl als ich haben heimlich das Schlimmste befürchtet, und wir durften es uns doch nicht merken lassen. So saß denn jeder, über seine Gedanken zu brüten; nein, es war eine erbärmliche Zeit."[1]

[1] Mitgeteilt von H. Häffer in „Deutsche Rundschau" 1898. Febr. 182.

Da trat am 5. März 1836 ein fröhliches Ereignis ein; die Gattin schenkte dem Hausherrn ein Zwillingspaar, das in der hl. Taufe die Namen Hildegund und Hildegard erhielt. Die Kunde von der Ankunft dieser Kinder erregte bei den Freunden in der Schweiz und in Schwaben rechte Freude, und „das erste Geschenk, welches die Kleinen in ihrem Leben erhielten", kam schon einige Tage nach der Geburt an; es war das: „Buch der schönsten Geschichten und Sagen" von Gustav Schwab mit folgender reizenden Widmung:

„Hildegund und Hildegard,"
Märchentitel? o mit nichten!
Lauter wirkliche Geschichten!
Wahre holde Gegenwart!

Hildegard und Hildegund!
Laßt euch denn dies Buch bescheren,
Voll von alten, schönen Mären;
Aber haltet reinen Mund!

Wissen darf's der Vater nicht,
Daß durch sein Gebiet, das reiche,
Hier ein Unberufner streiche;
Halten würd' er streng Gericht.

Nur die milde Mutter darf
Mit euch in dies Büchlein schauen
Und euch einst den Kern vertrauen;
Denn sie richtet nicht zu scharf.

Darum pack' ich's mutig ein.
Hildegard und holde Gundel!
Euer rosinfarbnes Mundel
Wird wohl noch verschwiegen sein".

G. Schwab.

Der Vater war überselig. Nach einigen Tagen scherzte er: „Im Wiegen, der edeln Kunst, habe ich schon solche Progressen gemacht, daß ich schon allen Kabinetten und Ministern Unterricht geben könnte, wie sie das Gleichgewicht von Europa aufrecht erhalten sollen und können; denn, was ist die Kunst dieser Herren anders, als ein ewiges Wiegen? Manchmal schaukeln

sie uns freilich etwas unsanft, aber das kommt einzig daher, daß sie sich aufs rechte Wiegen nicht gut genug verstehen."

Doch „gab es zuerst viel Last und Plage mit Jenny und den zwei Ankömmlingen, und gerade als die arme Jenny den allerersten Ausflug wagen wollte, betraf uns das Unglück mit dem Umwerfen.[1] — Ich habe dasmal zwar auch viel abgekriegt und spüre die Folgen zuweilen noch, aber es kommt mir doch wie nichts vor, wenn ich den armen Laßberg so an seinen Krücken herumschleichen sehe und täglich mehr die Hoffnung verliere, daß er sie je wird ganz fortlegen können . . . Dabei ist das eine der Kinder (Hildegund) so schwächlich, daß es uns in fortwährender Unruhe erhält, und die zwei einzigen Familien, mit denen wir näheren Umgang haben, sind seit einem halben Jahre voll Trübsal und Elend und kommen hierher, um sich von uns aufheitern zu lassen. Thurns haben den Vater verloren, Strengs zuerst die Mutter und vor vierzehn Tagen den Bruder, zwei von den Töchtern sind deshalb jetzt wieder hier, seit zwölf Tagen krank und sehr betrübt. — Derselbe Wagen hat sie geholt, der Emilie Thurn fortbrachte, die auch den ganzen Tag weinte. Das sind denn so die Unterbrechungen unserer Einsamkeit; aber was ist zu machen? Es ist alles unmittelbar vom Himmel geschicktes Unglück, und Eppishausen an und für sich bleibt, im Sommer wenigstens, ein höchst reizender Aufenthalt."[2]

Unter solchen Umständen war für die Großmutter und Tante vorderhand an eine Abreise nicht zu denken, und Annette begann sich in ihrem Studierzimmer ernstlich an die Arbeit zu machen und die Herausgabe ihrer Gedichte vorzubereiten.

Trotz der trüben Vorahnungen und der „langen Klagereden der Schriftsteller längs dem Rhein" hatte sich nämlich für sie schon während der ersten Monate ihres Aufenthaltes in Eppishausen ein Verleger gefunden. „Was sein soll, schickt sich

[1] Bei einem gemeinsamen Ausflug stürzte der Wagen und Laßberg verstauchte sich den Fuß.

[2] Deutsche Rundschau. A. a. O. 182.

wohl" — hatte sie schon im November dem Freunde geschrieben — „ich habe einen Verleger, und zwar einen bedeutenden, und ganz ohne eigenes Zuthun, nicht eben um meiner Vortrefflichkeit willen, aber es hat sich so gemacht, daß mir die Sache aus freien Stücken ist angeboten worden, aus persönlichem Wohlwollen, um mir die Freude zu machen, auch wohl aus Neugier, um zu erfahren, wie das Publikum die Verse aufnimmt. Ich soll die Bedingungen selbst machen, sie werden aber nur in einigen Freiexemplaren bestehen. Die Zeit der Herausgabe hängt von meiner eigenen Betriebsamkeit ab; sobald ich eine Abschrift nach meinem Wunsche besorgt habe, wird der Verleger nicht säumen. Freilich habe ich bereits vier Monate verstreichen lassen, ohne Hand anzulegen, aber jetzt soll es das erste sein, woran ich gehe, vielleicht morgen schon. Zur Ostermesse ist's wohl zu spät; aber ich denke zu Michaelis (1836); man wünscht auch einige kleinere Gedichte, die zuerst das Buch einleiten und nachher die beiden größeren Stücke trennen sollen; ich finde das wohl passend, habe aber kaum zwei oder drei, die ich dazu wählen möchte; so muß ich mich wirklich entschließen, den guten Pegasus zu satteln in diesem schlechten, unpoetischen Wetter, wo alles voll Schnee liegt, und selbst mein lieber Rebenhügel nichts darbietet, als zahllose dürre Stöcke und ein weites, wolligtes Nebelmeer, was trotz den Herrlichkeiten, die es in sich schließt, doch keine bessere Physiognomie hat, als unser Heiderauch." [1]

Mit dem Verleger verhielt es sich so. Die Eppishauser Freunde wollten anfänglich die beiden größeren Gedichte stückweise in eine Zeitschrift einrücken, was Annetten selbstverständlich gar nicht besonders zusagte. Da langte aus Bonn die Nachricht an, daß sich der Kölner Buchhändler Dumont-Schauberg mit Freuden zum Verlag der Gedichte erboten habe. Die Frage war nun, was eigentlich in das Bändchen aufgenommen werden sollte. Außer dem Fragmente der „Bertha" und dem einstweilen zurückgestellten „Walther" waren geschrieben und als druckfähig

---

[1] Schlüter, Briefe 67.

sie uns freilich etwas unsanft, aber das kommt einzig daher, daß sie sich aufs rechte Wiegen nicht gut genug verstehen."

Doch „gab es zuerst viel Last und Plage mit Jenny und den zwei Ankömmlingen, und gerade als die arme Jenny den allerersten Ausflug wagen wollte, betraf uns das Unglück mit dem Umwerfen.[1] — Ich habe dasmal zwar auch viel abgekriegt und spüre die Folgen zuweilen noch, aber es kommt mir doch wie nichts vor, wenn ich den armen Laßberg so an seinen Krücken herumschleichen sehe und täglich mehr die Hoffnung verliere, daß er sie je wird ganz fortlegen können . . . Dabei ist das eine der Kinder (Hildegund) so schwächlich, daß es uns in fortwährender Unruhe erhält, und die zwei einzigen Familien, mit denen wir näheren Umgang haben, sind seit einem halben Jahre voll Trübsal und Elend und kommen hierher, um sich von uns aufheitern zu lassen. Thurns haben den Vater verloren, Strengs zuerst die Mutter und vor vierzehn Tagen den Bruder, zwei von den Töchtern sind deshalb jetzt wieder hier, seit zwölf Tagen krank und sehr betrübt. — Derselbe Wagen hat sie geholt, der Emilie Thurn fortbrachte, die auch den ganzen Tag weinte. Das sind denn so die Unterbrechungen unserer Einsamkeit; aber was ist zu machen? Es ist alles unmittelbar vom Himmel geschicktes Unglück, und Eppishausen an und für sich bleibt, im Sommer wenigstens, ein höchst reizender Aufenthalt."[2]

Unter solchen Umständen war für die Großmutter und Tante vorderhand an eine Abreise nicht zu denken, und Annette begann sich in ihrem Studierzimmer ernstlich an die Arbeit zu machen und die Herausgabe ihrer Gedichte vorzubereiten.

Trotz der trüben Vorahnungen und der „langen Klagereden der Schriftsteller längs dem Rhein" hatte sich nämlich für sie schon während der ersten Monate ihres Aufenthaltes in Eppishausen ein Verleger gefunden. „Was sein soll, schickt sich

[1] Bei einem gemeinsamen Ausflug stürzte der Wagen und Laßberg verstauchte sich den Fuß.

[2] Deutsche Rundschau. A. a. O. 182.

wohl" — hatte sie schon im November dem Freunde geschrieben — „ich habe einen Verleger, und zwar einen bedeutenden, und ganz ohne eigenes Zuthun, nicht eben um meiner Vortrefflichkeit willen, aber es hat sich so gemacht, daß mir die Sache aus freien Stücken ist angeboten worden, aus persönlichem Wohlwollen, um mir die Freude zu machen, auch wohl aus Neugier, um zu erfahren, wie das Publikum die Verse aufnimmt. Ich soll die Bedingungen selbst machen, sie werden aber nur in einigen Freiexemplaren bestehen. Die Zeit der Herausgabe hängt von meiner eigenen Betriebsamkeit ab; sobald ich eine Abschrift nach meinem Wunsche besorgt habe, wird der Verleger nicht säumen. Freilich habe ich bereits vier Monate verstreichen lassen, ohne Hand anzulegen, aber jetzt soll es das erste sein, woran ich gehe, vielleicht morgen schon. Zur Ostermesse ist's wohl zu spät; aber ich denke zu Michaelis (1836); man wünscht auch einige kleinere Gedichte, die zuerst das Buch einleiten und nachher die beiden größeren Stücke trennen sollen; ich finde das wohl passend, habe aber kaum zwei oder drei, die ich dazu wählen möchte; so muß ich mich wirklich entschließen, den guten Pegasus zu satteln in diesem schlechten, unpoetischen Wetter, wo alles voll Schnee liegt, und selbst mein lieber Rebenhügel nichts darbietet, als zahllose dürre Stöcke und ein weites, wolligtes Nebelmeer, was trotz den Herrlichkeiten, die es in sich schließt, doch keine bessere Physiognomie hat, als unser Heiderauch." [1]

Mit dem Verleger verhielt es sich so. Die Eppishauser Freunde wollten anfänglich die beiden größeren Gedichte stückweise in eine Zeitschrift einrücken, was Annetten selbstverständlich gar nicht besonders zusagte. Da langte aus Bonn die Nachricht an, daß sich der Kölner Buchhändler Dumont-Schauberg mit Freuden zum Verlag der Gedichte erboten habe. Die Frage war nun, was eigentlich in das Bändchen aufgenommen werden sollte. Außer dem Fragmente der „Bertha" und dem einstweilen zurückgestellten „Walther" waren geschrieben und als druckfähig

[1] Schlüter, Briefe 67.

erachtet worden die beiden größeren Erzählungen „das Hospiz auf dem St. Bernhard“ und „des Arztes Vermächtnis“.

An kleineren Gedichten lagen vor die Lieder der ersten Hälfte des „Geistlichen Jahres“, die aber vorderhand für eine Veröffentlichung gar nicht in Betracht kamen. Sodann: zwei Balladen, „der Graf von Thal“ und „Venuswagen“; ebenfalls zwei Totenklagen: „Katharina Schücking“ und „Clemens von Droste“. Ferner waren geschrieben: „Nach dem Angelus Silesius“ und der „Brief aus der Heimat“, vielleicht auch „Meine Toten“ und „Abschied von der Jugend“. Außer diesen freilich besaß Annette noch alle jene Stücke, welche in den Gesammelten Werken, Band IV, als „Jugendgedichte“ zusammengestellt sind, an die sie aber, etwa mit Ausnahme der „Engel“, nicht ernstlich für den Druck gedacht zu haben scheint, „weil deren einzelne Schönheiten zu vieles Krasse oder Schwache nicht aufwiegen konnten“. Wahrscheinlich verstand sie unter den „zwei oder drei kleineren, die sie wählen möchte“, die beiden Balladen und ein oder anderes geistliches Lied.

Indes ging sie frisch an die Arbeit, Neues zu schaffen, und den „neuanzuwerbenden Hofstaat der beiden größeren Gedichte“ zu vervollständigen. So entstand „die rechte Stunde,“ so die „Säntis- und Weiherlieder“, „Schloß Berg“ und vor allem „des Pfarrers Woche“.

Sie hatte bei der Abreise von Münster dem Freunde das Versprechen gegeben, „für ihn aufzuheben, was sie schreiben würde“. Bis zum 9. Nov. 1835 „war es noch nicht viel, aber doch etwas, und es brachte ihr viel Genuß, für den Freund zu arbeiten“.[1] Später kommt sie noch einmal auf diese Arbeiten zurück: „Was ich auch sonst [außer dem Brief] für Sie niederschreibe, so weiß ich doch, Sie bekommen es erst späterhin; vielleicht ists aber auch gut so und giebt mir mehr Lust zu diesen andern Schreibereien, die doch auch zunächst für Sie bestimmt sind, manches ganz und gar und allein für Sie.“[2]

[1] Schlüter, Briefe 63. [2] Ebd. 70.

So mag uns vieles und zwar psychologisch und biographisch Wichtiges verloren sein, da der Freund diese Mitteilungen wohl zerstört hat, nur die litterarische Ausbeute jenes Jahres ist uns in den wenigen, aber zum Teil meisterhaften Gedichten aufbewahrt worden.

Daß Annette „ihrem Säntis" ein Lied weihen, die herrlichen Weiher mit dem „Überfluß weißer Wasserrosen" dichterisch fassen würde, war selbstredend; zu dem Gedicht über „Schloß Berg" — das doch im Grunde ebenfalls nur „ihren lieben Alpen und ihren Tiroler Gebirgen" galt, mußte sie indes auf das nachdrücklichste gemahnt und getrieben werden, wie sie das selbst in humoristischer Weise dem Freunde schildert. „Ich hätte," schreibt sie, „den Freunden [auf Schloß Berg] auch gern etwas zuliebe gethan; da gab mir denn Emma unter den Fuß, den Papa werde nichts mehr freuen, als ein Gedicht auf sein liebes Schloß Berg. O weh! das war eine harte Nuß. Was ich soll, das mag ich nie — (wieder eine schlimme Eigenschaft, die Ihnen noch unbekannt war); indessen ich machte gute Miene zum bösen Spiel; aber nun wurde mir des Schema vorgelegt. Kennen Sie das Lied: ‚Mein Herr Maler, will er wohl mich abkonterfeien?' — Doch falls Sie es nicht kennen, hören Sie, was man einem Menschen zumuten kann. Zwölf Kantone sollte ich namentlich anführen, ebenso viele Hauptgebirge, ungefähr doppelt so viele Hauptorte, die Namen von vier Königreichen, von verschiedenen Gewässern und die Zahl aller übrigen Orte, welche die Aussicht darbietet. Dem guten, alten Herrn war es seit Jahren ein schwerer Ärger, so manches Gedicht zu lesen auf die schönen Punkte der Umgegend, und niemals eins auf sein liebes Berg; nun aber mal die Reihe an ihn kam, wollte er den Leuten auch nichts schenken; kein drei Ellen breites Flüßchen, kein Dörfchen von sechs Häusern. Ich aber sagte mit Wilhelm Tell, ‚fordere, was menschlich ist', und machte ihm begreiflich, daß Zahlen sich weit besser in einer Rechnung ausnehmen, als in einem Gedicht; er begriff's nur halb, gab nur wenig nach — und ich hatte gelobt, das Machwerk dem

„St. Bernhard und Hospes Cerebrinus beidrucken zu lassen, folglich war es nicht ohne Einfluß für mein erstes Auftreten, — eine üble Klemme. — Das Hinscheiden meines lieben, frommen, prosaischen Wirts war mir doch lieber als mein poetischer Ruf, indessen ganz einerlei war es mir auch um diesen nicht, und sehen Sie, so lächerlich es Ihnen scheinen mag, dies hat eine große Lücke in diesen Brief veranlaßt: jeden Morgen überfiel mich das Bewußtsein meiner schwierigen und unerfüllten Verbindlichkeit: ich konnte eben an nichts anderes denken, war zu keinem vernünftigen Dinge aufgelegt. Kurz, ich that wohl, mir diesen Stein um jeden Preis zuerst abzuwälzen. Viktoria! es ist geschehen, und was das beste ist, Prosa und Poesie haben noch einen ziemlich guten Accord miteinander getroffen: wenn der Graf Theodor ein Auge zudrückt, und das Publikum auch eins, so wird es schon gehen.“ [1]

Die Perle jener Eppishauser Dichtungen wird freilich immer der Cyklus „Des Pfarrers Woche“ bleiben.

Endlich gegen Mai 1836 war die neue Abschrift der größeren sowie eine für hinreichend gehaltene Sammlung von kleineren Gedichten vollendet und alles ging wieder nach Bonn, aber diesmal nicht an die Freundin, sondern an den langjährigen Hausfreund des Professor Clemens Drosteschen Hauses, Professor Braun. Wahrscheinlich war auch durch seine Vermittelung der Kölner Verleger gewonnen worden, und wollte ihn Annette darum auch als einen alten Bekannten mit der Ausgabe betrauen.

Professor Braun wartete ziemlich lange mit der Antwort und schrieb endlich im Juli: „Ich hoffe, meine verehrteste gnädige Fräulein, einige Nachsicht wegen meines Stillschweigens

[1] Schlüter, Briefe 61 f. Als Annette ihr Gedicht über Schloß Berg dichtete und des Besitzers so heiter gedachte, ahnte sie unmöglich, daß dieser „liebe fromme prosaische Wirt“ so bald in eine bessere Heimat gehen werde. Er starb unerwartet in den ersten Tagen des April 1836 an einem Schlagfluß, und Schloß Berg war in Gefahr, von dem Exkönig von Westfalen gekauft zu werden.

und einige Teilnahme bei Ihnen zu finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich seit Ostern fortwährend unwohl gewesen und jetzt noch keiner guten Gesundheit mich zu erfreuen habe. Ich bin dieser Teilnahme von Ihrer Seite gewiß, wenn ich Ihnen sage, daß wir wegen unserer Lehre vom Papste verdammt worden und der Papst Hermes nicht anders als einen äußerst verruchten Menschen bis zu jener Verdammung gekannt hat. Das Unangenehme, die Menge von Verdrießlichkeiten, die für uns alle aus diesem beklagenswerten Ereignisse hervorgehen, darf ich Ihnen nicht schildern wollen; Sie kennen die Art unserer Feinde.

„Ich will lieber auf den freundlicheren Gedanken zurückkommen, auf Ihre Gedichte. Sie waren offenbar im Irrtum, wenn Sie glaubten, ich würde dadurch, daß Sie mir dieselben zusandten, in Verlegenheit kommen. Dieser Irrtum geht nun auch daraus hinlänglich hervor, daß dem Drucke von seiten des Verlages nichts mehr im Wege steht. Dadurch aber, daß Sie mir die Bekanntmachung anvertraut haben, ist mir die Pflicht geworden, diese Gedichte in einer Hinsicht als die meinigen zu betrachten und daher strenge in der Beurteilung zu sein. Daß mir die Gedichte im ganzen gefallen, dies sage ich nicht als gewöhnliches Kompliment; ich würde auch das Gegenteil sagen, wenn ich davon überzeugt wäre. Zwei von den kleinen aber, damit kann ich mich nicht aussöhnen, und in den übrigen giebt es einzelne Gedanken und Ausdrücke, die nach meiner Überzeugung nicht an der Stelle sind. Eine einzige solche Unebenheit kann den Total-Eindruck stören und einem bösen Kritiker leichtes Spiel geben. Es ist natürlich, daß ich, wie gesagt, in dieser Beziehung die Sache wie meine eigene betrachten muß, und so dürfen Sie das nicht im mindesten als Tadel ansehen. Ich habe nun vorgehabt, über alles dieses zu schreiben, allein Sie sehen ein, wie schwer es ist, sich brieflich über solche Dinge zu verständigen, und so wäre es mir denn auch in dieser Beziehung sehr erfreulich, zu erfahren, daß Sie auf Ihrer Rückreise einige Tage bei uns verweilen würden. Mündlich läßt sich in einigen Minuten in dieser Beziehung mehr ausrichten, als durch ich

weiß nicht wie viel Bogen. Daß ich aber nicht wagen darf, ohne Ihre Zustimmung ein Wort, einen Gedanken zu ändern, das ist ebenso natürlich. Druck und Papier, überhaupt die ganze Ausstattung wird zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen und der Sache selbst vollkommen würdig sein. Ich hoffe, daß die Schweiz und der Frühling Ihnen neue Dichterblumen gebracht hat: es würde mir insbesondere angenehm sein, wenn wir die Zahl der kleineren Gedichte noch um einige vermehren könnten, um so die einzelnen Abteilungen gefüllter zu sehen. In der Hoffnung, Sie, verehrteste Fräulein, bald hier zu sehen u. s. w."[1]

Der Sommer brachte der fleißigen Dichterin einige angenehme Abwechselungen, besonders eine vierzehntägige Reise in die Appenzeller Alpen, „wo wir (Annette und die Mutter) fleißig Milch getrunken, Alpenrosen gepflückt und mitten im August an Schneefeldern gestanden haben. Das Merkwürdigste aber ist, daß wir binnen vier Tagen drei verschiedene Kutscher gehabt haben, wovon uns der erste umwarf, der zweite ein noch ungebrauchtes, und der dritte ein kollriges Pferd vorspannte, so daß wir dreimal in die größte Lebensgefahr geraten sind."[2]

Endlich waren Jenny und die Kinder so wohl, daß die Rüschhäuserinnen an die Rückkehr nach Westfalen denken konnten.

In Bonn wurde natürlich Halt gemacht und Annette mußte dort sogar wegen eingetretenen Unwohlseins vom Oktober bis

[1] Brief des Professors Braun d. d. Bonn, 5. Juli 36, adressiert nach „Eppinghausen". Die Art und Weise, wie der hermesianische Professor der Dichterin die Verurteilung des falschen Systems mitteilt, beweist durchaus noch nicht, daß Annette eine Verbündete war. Solange die Frage ihr nur eine wissenschaftliche Disputation schien, mochte sie ja vielleicht einigemale „die Art der Feinde" beklagt haben; daß sie sich aber auch damals schon um die Frage selbst nicht bekümmerte, geht aus ihren eigenen Worten (vgl. oben S. 176) hervor, und vollends steht durch das Zeugnis von Ohrenzeugen fest, daß sie nach der römischen Entscheidung durchaus nicht mehr von der Angelegenheit als einer diskutabeln reden hören wollte. „Rom hat gesprochen," sagte sie, „ich weiß nicht, wie man da noch fragen kann." Vgl. I. 2. S. 13.

[2] Deutsche Rundschau a. a. O.

in die ersten Tage 1837 verweilen, während ihre Mutter die Reise nach Hülshoff allein fortsetzte. Die Angelegenheit wegen der Herausgabe der Gedichte zerschlug sich indes — weil „Dumont-Schauberg, der das Büchlein bereits übernommen hatte, mit dem Professor Braun in einen schweren Streit geriet".[1]

„Mein St. Bernhard," schreibt Annette dem Schwager (18. März 1837), „hat seltsame Schicksale. Sie wissen, daß ich von Eppishausen aus den Kölner Verleger gebeten hatte, mit der Herausgabe zu zögern, bis ich nach Bonn komme, weil ich noch einiges verändern wolle. In Bonn angekommen, finde ich denjenigen Professor [Braun], der sich mit der Besorgung der Sache beladen hatte, gänzlich zerfallen mit dem Verleger [Dumont], der bis dahin auch der seinige gewesen war. Die guten Leute schrieben sich die furchtbarsten Injurien und werden wohl kaum auf dem Wege der Güte vorher auseinander zu bringen sein. Ich sah das eine Weile an, dann fing es doch an, mir höchst fatal zu werden, daß zwei Menschen, die einander nicht nennen hören konnten, ohne so rot zu werden wie ein paar Welsche, meinetwegen noch sollten, und vielleicht längere Zeit hindurch, miteinander verkehren müssen. Ich sagte das dem Professor; er wollte das leichthin nehmen, seiner Verbindlichkeit durchaus nicht entlassen sein, sagte, der Verleger habe noch neulich geäußert, daß er die baldige Zurückgabe des Manuskripts und die Bestimmung der Bedingungen wünschte. Da ich aber gar nicht zweifeln kann, daß beide Herren nur aus Point d'honneur so reden, und bei dem geringen Vorteil, den, im Falle der besten Aufnahme, ein so kleines Unternehmen bringen kann, der Verleger, der ein sehr reicher Mann ist, sich unter diesen Umständen unmöglich noch gern mit der Sache befassen kann, so habe ich mein Manuskript binnen behalten und bin damit abgereist. Der gute Professor, dem dies leid war, hat nun zwar demselben bereits einen Steckbrief nachgeschickt und vorgeschlagen, ich möge es, wenn nicht dem früheren, dann seinem jetzigen Verleger

[1] Schlüter, Briefe 94.

weiß nicht wie viele Briefe. Daß ich aber nicht wagen darf, ohne Ihre Zustimmung ein Wort, einen Gedanken zu ändern, das ist ebenso natürlich. Druck und Papier, überhaupt die ganze Ausstattung, wird zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen und der Sache selbst vollkommen würdig sein. Ich hoffe, daß die Schweiz und der Frühling Ihnen neue Dichterblumen gebracht hat; es würde mir insbesondere angemessen sein, wenn wir die Zahl der kleineren Gedichte noch um einige vermehren könnten, um so die einzelnen Abteilungen gefüllter zu sehen. In der Hoffnung, Sie, verehrteste Fräulein, bald hier zu sehen u. s. w."[1]

Der Sommer brachte der fleißigen Dichterin einige angenehme Abwechselungen, besonders eine vierzehntägige Reise in die Appenzeller Alpen, „wo wir (Annette und die Mutter) fleißig Milch getrunken, Alpenrosen gepflückt und mitten im August an Schneefeldern gestanden haben. Das Merkwürdigste aber ist, daß wir binnen vier Tagen drei verschiedene Kutscher gehabt haben, wovon uns der erste umwarf, der zweite ein noch ungebrauchtes, und der dritte ein kollriges Pferd vorspannte, so daß wir dreimal in die größte Lebensgefahr geraten sind."[2]

Endlich waren Jenny und die Kinder so wohl, daß die Rüschhäuserinnen an die Rückkehr nach Westfalen denken konnten.

In Bonn wurde natürlich Halt gemacht und Annette mußte dort sogar wegen eingetretenen Unwohlseins vom Oktober bis

[1] Brief des Professors Braun d. d. Bonn, 5. Juli 36, adressiert nach „Eppinghausen". Die Art und Weise, wie der hermesianische Professor der Dichterin die Verurteilung des falschen Systems mitteilt, beweist durchaus noch nicht, daß Annette eine Verbündete war. Solange die Frage ihr nur eine wissenschaftliche Disputation schien, mochte sie ja vielleicht einigemale „die Art der Feinde" beklagt haben; daß sie sich aber auch damals schon um die Frage selbst nicht bekümmerte, geht aus ihren eigenen Worten (vgl. oben S. 176) hervor, und vollends steht durch das Zeugnis von Ohrenzeugen fest, daß sie nach der römischen Entscheidung durchaus nicht mehr von der Angelegenheit als einer diskutabeln reden hören wollte. „Rom hat gesprochen," sagte sie, „ich weiß nicht, wie man da noch fragen kann." Vgl. I. 2. S. 13.

[2] Deutsche Rundschau a. a. O.

in die ersten Tage 1837 verweilen, während ihre Mutter die Reise nach Hülshoff allein fortsetzte. Die Angelegenheit wegen der Herausgabe der Gedichte zerschlug sich indes — weil „Dumont-Schauberg, der das Büchlein bereits übernommen hatte, mit dem Professor Braun in einen schweren Streit geriet".[1]

„Mein St. Bernhard," schreibt Annette dem Schwager (18. März 1837), „hat seltsame Schicksale. Sie wissen, daß ich von Eppishausen aus den Kölner Verleger gebeten hatte, mit der Herausgabe zu zögern, bis ich nach Bonn komme, weil ich noch einiges verändern wolle. In Bonn angekommen, finde ich denjenigen Professor [Braun], der sich mit der Besorgung der Sache beladen hatte, gänzlich zerfallen mit dem Verleger [Dumont], der bis dahin auch der seinige gewesen war. Die guten Leute schrieben sich die furchtbarsten Injurien und werden wohl kaum auf dem Wege der Güte vorher auseinander zu bringen sein. Ich sah das eine Weile an, dann fing es doch an, mir höchst fatal zu werden, daß zwei Menschen, die einander nicht nennen hören konnten, ohne so rot zu werden wie ein paar Welsche, meinetwegen noch sollten, und vielleicht längere Zeit hindurch, miteinander verkehren müssen. Ich sagte das dem Professor; er wollte das leichthin nehmen, seiner Verbindlichkeit durchaus nicht entlassen sein, sagte, der Verleger habe noch neulich geäußert, daß er die baldige Zurückgabe des Manuskripts und die Bestimmung der Bedingungen wünschte. Da ich aber gar nicht zweifeln kann, daß beide Herren nur aus Point d'honneur so reden, und bei dem geringen Vorteil, den, im Falle der besten Aufnahme, ein so kleines Unternehmen bringen kann, der Verleger, der ein sehr reicher Mann ist, sich unter diesen Umständen unmöglich noch gern mit der Sache befassen kann, so habe ich mein Manuskript binnen behalten und bin damit abgereist. Der gute Professor, dem dies leid war, hat nun zwar demselben bereits einen Steckbrief nachgeschickt und vorgeschlagen, ich möge es, wenn nicht dem früheren, dann seinem jetzigen Verleger

[1] Schlüter, Briefe 94.

[Marcus] geben, der ebenfalls ein großes Geschäft mache und ein sehr reeller Mann sei; da ich aber bis jetzt krank war und auch die Reise [nach Bökendorf am 2. April] vor mir habe, habe ich hierauf noch nicht geantwortet. Ich möchte wirklich auch noch manches daran verändern. . . ."[1]

Es war eine traurige Heimfahrt von Bonn nach Rüschhaus, die Annette selbst uns in humoristischer Weise in dem angeführten Brief an ihren Schwager beschreibt: „In Bonn ging es mir sehr gut, die Luft bekam mir wohl, wie jede scharfe Luft, meine Cousine war voll Güte gegen mich, ich fand meine alten Freunde alle wieder und in erfreulichen Verhältnissen — was will man mehr! Abgerechnet einiges Heimweh nach den Alpenpflanzen, namentlich dem kleinen doppelten fl[os]. ros. et cyan. bicolor in Eppishausen,[2] und andererseits nach dem guten Rüschhaus, resp. Hülshoff, was ich nun seit anderthalb Jahren nicht gesehen, blieb mir nichts zu wünschen übrig. Sobald ich aber Bonn im Rücken hatte, fing es an, mir schlecht zu gehen. Ich kam mit allen Vorboten der Grippe in Köln an, wäre natürlich um vieles gern baldmöglichst zu Hause gewesen und mußte nun, meiner Gesellschaft halber und weil das Dampfboot nicht früher ging, drei Tage in Köln liegen — ich kann sagen liegen, denn jeden Augenblick, den ich stehlen konnte, huschte ich ins Bett. Am Tage quälte mich Kopfweh, nachts Zahnweh, dabei wohnte ich bei fremden Leuten, wo die Bedienung knapp war, und pour comble de malheur mußte ich allerlei Lustbarkeiten mitmachen, damit keines der Familienmitglieder meinetwegen zu Hause bleiben sollte. Ach! Es war eine müh- und trübselige Fastnacht! Endlich kam der glückselige Mittwoch! Ich ging aufs Dampfboot und sehnte mich herzlich nach Wesel, wo ich einige Stunden ruhen wollte. Gott bewahre! Eine ganze Reihe ehrenfester Bürger stand am Rheinufer aufgepflanzt. Ich hatte kein Arges daraus — aber o weh! Es waren die

[1] Vgl. Deutsche Rundschau 1898. S. 186.

[2] Laßbergs Zwillingstöchterchen, im Scherze wohl Rötelchen und Blauchen genannt.

Verwandten meines sehr lieben Freundes, des Professors Achterfeldt aus Bonn, denen er meine Ankunft vorläufig gemeldet. Nun wollten mir die braven Leute ihrem Bruder zuliebe eine Ehre anthun, und ich, mit meinem Kopfweh, daß mir die Augen verschwollen waren, und matt zum Umfallen, mußte nun mehrere Stunden die Liebenswürdige machen und an einem endlosen Diner hineinessen, was der Magen vermochte, um meine Wirte nicht zu kränken. Endlich ging's weiter. Zu Scherenbeck kam ich wirklich ins Bette, was aber auf einem ungeheizten und gewiß lange nicht bewohnten Zimmer stand, denn als ich warme Krüge hineinlegen ließ, drang die Feuchtigkeit so aus dem Bette hervor, daß man sich ebenso gesund ins tauige Gras legen könnte. Ich hatte die Nacht über Zahnweh zum Verrücktwerden, juckelte am andern Morgen trübselig fort, kam zu Mittag ins unrechte Wirtshaus, wo Haare in der Suppe schwammen und breite schwarze Daumen auf der Butter standen. — Als ich spät durch Münster fuhr, war es dunkel, kalt; der Kutscher machte mich aufmerksam auf fünf offene Gräber, an denen wir vorüberfuhren, und erzählte schreckliche Grippen-Anekdoten, wie die Leute oft binnen zwölf Stunden tot seien ꝛc. Endlich sah ich das Licht aus Mamas gutem, warmem Stübchen über der Küche hervorschimmern, aber niemand war an der Thür; ich mußte mich selbst ins Haus hineintappen. Endlich kam ein Bauernmädchen aus der Gegend von Hülshoff, Therese Hölscher, zum Vorschein; sie war am Morgen herübergekommen, weil das ganze Haus an der Grippe niederlag. Die arme Mama hatte sich mit Gewalt aufrecht erhalten wollen, um mich zu empfangen, aber es nicht aushalten können; jetzt lag sie so erbärmlich, daß sie keine Notiz von meiner Ankunft nahm. Keinen Menschen bekam ich sonst zu sehen; jeder lag in seinem Nest und ächzte; statt also selber ein anständiges Krankenlager zu halten, durfte ich mir nun gar nichts merken lassen. . . ."[1]

[1] Ebd. 184.

[Marcus] geben, der ebenfalls ein großes Geschäft mache und ein sehr reeller Mann sei; da ich aber bis jetzt krank war und auch die Reise [nach Bökendorf am 2. April] vor mir habe, habe ich hierauf noch nicht geantwortet. Ich möchte wirklich auch noch manches daran verändern. . . ."[1]

Es war eine traurige Heimfahrt von Bonn nach Rüschhaus, die Annette selbst uns in humoristischer Weise in dem angeführten Brief an ihren Schwager beschreibt: „In Bonn ging es mir sehr gut, die Luft bekam mir wohl, wie jede scharfe Luft, meine Cousine war voll Güte gegen mich, ich fand meine alten Freunde alle wieder und in erfreulichen Verhältnissen — was will man mehr! Abgerechnet einiges Heimweh nach den Alpenpflanzen, namentlich dem kleinen doppelten fl[os]. ros. et cyan. bicolor in Eppishausen,[2] und andererseits nach dem guten Rüschhaus, resp. Hülshoff, was ich nun seit anderthalb Jahren nicht gesehen, blieb mir nichts zu wünschen übrig. Sobald ich aber Bonn im Rücken hatte, fing es an, mir schlecht zu gehen. Ich kam mit allen Vorboten der Grippe in Köln an, wäre natürlich um vieles gern baldmöglichst zu Hause gewesen und mußte nun, meiner Gesellschaft halber und weil das Dampfboot nicht früher ging, drei Tage in Köln liegen — ich kann sagen liegen, denn jeden Augenblick, den ich stehlen konnte, huschte ich ins Bett. Am Tage quälte mich Kopfweh, nachts Zahnweh, dabei wohnte ich bei fremden Leuten, wo die Bedienung knapp war, und pour comble de malheur mußte ich allerlei Lustbarkeiten mitmachen, damit keines der Familienmitglieder meinetwegen zu Hause bleiben sollte. Ach! Es war eine müh- und trübselige Fastnacht! Endlich kam der glückselige Mittwoch! Ich ging aufs Dampfboot und sehnte mich herzlich nach Wesel, wo ich einige Stunden ruhen wollte. Gott bewahre! Eine ganze Reihe ehrenfester Bürger stand am Rheinufer aufgepflanzt. Ich hatte kein Arges daraus — aber o weh! Es waren die

[1] Vgl. Deutsche Rundschau 1898. S. 185.

[2] Laßbergs Zwillingstöchterchen, im Scherze wohl Rötelchen und Blauchen genannt.

Verwandten meines sehr lieben Freundes, des Professors Achterfeldt aus Bonn, denen er meine Ankunft vorläufig gemeldet. Nun wollten mir die braven Leute ihrem Bruder zuliebe eine Ehre anthun, und ich, mit meinem Kopfweh, daß mir die Augen verschwollen waren, und matt zum Umfallen, mußte nun mehrere Stunden die Liebenswürdige machen und an einem endlosen Diner hineinessen, was der Magen vermochte, um meine Wirte nicht zu kränken. Endlich ging's weiter. Zu Scherenbeck kam ich wirklich ins Bette, was aber auf einem ungeheizten und gewiß lange nicht bewohnten Zimmer stand, denn als ich warme Krüge hineinlegen ließ, drang die Feuchtigkeit so aus dem Bette hervor, daß man sich ebenso gesund ins tauige Gras legen könnte. Ich hatte die Nacht über Zahnweh zum Verrücktwerden, juckelte am andern Morgen trübselig fort, kam zu Mittag ins unrechte Wirtshaus, wo Haare in der Suppe schwammen und breite schwarze Daumen auf der Butter standen. — Als ich spät durch Münster fuhr, war es dunkel, kalt; der Kutscher machte mich aufmerksam auf fünf offene Gräber, an denen wir vorüberfuhren, und erzählte schreckliche Grippen-Anekdoten, wie die Leute oft binnen zwölf Stunden tot seien ꝛc. Endlich sah ich das Licht aus Mamas gutem, warmem Stübchen über der Küche hervorschimmern, aber niemand war an der Thür; ich mußte mich selbst ins Haus hineintappen. Endlich kam ein Bauernmädchen aus der Gegend von Hülshoff, Therese Hölscher, zum Vorschein; sie war am Morgen herübergekommen, weil das ganze Haus an der Grippe niederlag. Die arme Mama hatte sich mit Gewalt aufrecht erhalten wollen, um mich zu empfangen, aber es nicht aushalten können; jetzt lag sie so erbärmlich, daß sie keine Notiz von meiner Ankunft nahm. Keinen Menschen bekam ich sonst zu sehen; jeder lag in seinem Nest und ächzte; statt also selber ein anständiges Krankenlager zu halten, durfte ich mir nun gar nichts merken lassen. . . ."[1]

[1] Ebd. 184.

[Marcus] geben, der ebenfalls ein großes Geschäft mache und ein sehr reeller Mann sei; da ich aber bis jetzt krank war und auch die Reise [nach Bökendorf am 2. April] vor mir habe, habe ich hierauf noch nicht geantwortet. Ich möchte wirklich auch noch manches daran verändern. . . ."[1]

Es war eine traurige Heimfahrt von Bonn nach Rüschhaus, die Annette selbst uns in humoristischer Weise in dem angeführten Brief an ihren Schwager beschreibt: „In Bonn ging es mir sehr gut, die Luft bekam mir wohl, wie jede scharfe Luft, meine Cousine war voll Güte gegen mich, ich fand meine alten Freunde alle wieder und in erfreulichen Verhältnissen — was will man mehr! Abgerechnet einiges Heimweh nach den Alpenpflanzen, namentlich dem kleinen doppelten fl[os]. ros. et cyan. bicolor in Eppishausen,[2] und andererseits nach dem guten Rüschhaus, resp. Hülshoff, was ich nun seit anderthalb Jahren nicht gesehen, blieb mir nichts zu wünschen übrig. Sobald ich aber Bonn im Rücken hatte, fing es an, mir schlecht zu gehen. Ich kam mit allen Vorboten der Grippe in Köln an, wäre natürlich um vieles gern baldmöglichst zu Hause gewesen und mußte nun, meiner Gesellschaft halber und weil das Dampfboot nicht früher ging, drei Tage in Köln liegen — ich kann sagen liegen, denn jeden Augenblick, den ich stehlen konnte, huschte ich ins Bett. Am Tage quälte mich Kopfweh, nachts Zahnweh, dabei wohnte ich bei fremden Leuten, wo die Bedienung knapp war, und pour comble de malheur mußte ich allerlei Lustbarkeiten mitmachen, damit keines der Familienmitglieder meinetwegen zu Hause bleiben sollte. Ach! Es war eine müh- und trübselige Fastnacht! Endlich kam der glückselige Mittwoch! Ich ging aufs Dampfboot und sehnte mich herzlich nach Wesel, wo ich einige Stunden ruhen wollte. Gott bewahre! Eine ganze Reihe ehrenfester Bürger stand am Rheinufer aufgepflanzt. Ich hatte kein Arges daraus — aber o weh! Es waren die

[1] Vgl. Deutsche Rundschau 1898. S. 185.

[2] Laßbergs Zwillingstöchterchen, im Scherze wohl Rötelchen und Blauchen genannt.

Verwandten meines sehr lieben Freundes, des Professors Achterfeldt aus Bonn, denen er meine Ankunft vorläufig gemeldet. Nun wollten mir die braven Leute ihrem Bruder zuliebe eine Ehre anthun, und ich, mit meinem Kopfweh, daß mir die Augen verschwollen waren, und matt zum Umfallen, mußte nun mehrere Stunden die Liebenswürdige machen und an einem endlosen Diner hineinessen, was der Magen vermochte, um meine Wirte nicht zu kränken. Endlich ging's weiter. Zu Scherenbeck kam ich wirklich ins Bette, was aber auf einem ungeheizten und gewiß lange nicht bewohnten Zimmer stand, denn als ich warme Krüge hineinlegen ließ, drang die Feuchtigkeit so aus dem Bette hervor, daß man sich ebenso gesund ins tauige Gras legen könnte. Ich hatte die Nacht über Zahnweh zum Verrücktwerden, juckelte am andern Morgen trübselig fort, kam zu Mittag ins unrechte Wirtshaus, wo Haare in der Suppe schwammen und breite schwarze Daumen auf der Butter standen. — Als ich spät durch Münster fuhr, war es dunkel, kalt; der Kutscher machte mich aufmerksam auf fünf offene Gräber, an denen wir vorüberfuhren, und erzählte schreckliche Grippen-Anekdoten, wie die Leute oft binnen zwölf Stunden tot seien 2c. Endlich sah ich das Licht aus Mamas gutem, warmem Stübchen über der Küche hervorschimmern, aber niemand war an der Thür; ich mußte mich selbst ins Haus hineintappen. Endlich kam ein Bauernmädchen aus der Gegend von Hülshoff, Therese Hölscher, zum Vorschein; sie war am Morgen herübergekommen, weil das ganze Haus an der Grippe niederlag. Die arme Mama hatte sich mit Gewalt aufrecht erhalten wollen, um mich zu empfangen, aber es nicht aushalten können; jetzt lag sie so erbärmlich, daß sie keine Notiz von meiner Ankunft nahm. Keinen Menschen bekam ich sonst zu sehen; jeder lag in seinem Nest und ächzte; statt also selber ein anständiges Krankenlager zu halten, durfte ich mir nun gar nichts merken lassen. . . ."[1]

[1] Ebd. 184.

XIII. „Wir werden gedruckt!"

(1837—1838.)

In Schlüters Tagebuch heißt es: „Anfang 1837. Frl. von Böselager kündet uns die Rückkehr von Nette Droste an; sie ist krank bei ihrer kranken Mutter auf Rüschhaus."

Da der Freund selbst nicht hinaus konnte, sandte er bald einen gemeinsamen Bekannten um Nachrichten. Es war dies der um zehn Jahre jüngere Freund und spätere Schwager Schlüters, Wilhelm Junkmann, welcher damals am Gymnasium zu Münster seine Probezeit bestand und eben (1836) mit einer Sammlung „Elegische Gedichte" an die Öffentlichkeit getreten war. Annette hatte den jungen Mann schon mehrere Jahre vorher bei Schlüter kennen gelernt und nahm herzlichen Anteil an seinem Geschick.

Schon 1834 hatte sie Schlüter aufgetragen: „Wenn Sie Junkmann schreiben, grüßen Sie ihn herzlich von mir, ich denke oft an ihn und bin sehr begierig, welchen Weg sein schönes Talent ferner nehmen wird."[1] Damals studierte Junkmann in Berlin und geriet kurze Zeit darauf in den Demagogenprozeß, infolgedessen er vom April bis August 1835 die Hausvogtei bewohnte. In diesem Jahre übersetzte Annette auch zwei plattdeutsche Gedichte Junkmanns ins Hochdeutsche, da Schlüter den Inhalt derselben nicht ganz herausgebracht hatte. „Dieses ist auch schwierig genug," meint sie, „wegen der häufigen Mittellaute, die Junkmann durch gehäufte Vokale zu geben sucht, mich dünkt nicht glücklich, wenngleich nicht unrichtig; die Idee,

[1] Schlüter, Briefe 21.

soviel Buchstaben aufeinander zu packen, bis alle die Anklänge da sind, die der Mittellaut enthält, gefällt mir nicht; der beste Münsterländer errät das Wort kaum, und einem Fremden, selbst einem Kenner des alten Niederdeutschen, ist's reines Chinesisch. Würden Sie z. B. verstehen, was jäöwer und weäörn heißt? es heißt über und wären. Freilich wüßte ich es auch mit unserem Alphabet, wie wir die Buchstaben betonen, so wenig zu schreiben als das Englische und Französische; drum müßte es auch wie diese Sprachen seine eigenen Regeln haben; was würde das geben, wenn wir das englische W nach deutscher Sprechweise schreiben sollten! Ich habe indessen beide Gedichte ganz herausgebracht, sie sind hübsch, besonders das letztere, obgleich das erste einen schönen Stoff hat, aber einen allzu verbrauchten; mich dünkt, ich habe wohl 50 derartige Gedichte gelesen, die gewöhnlich endigen ‚das Kindlein oder das Mägdlein, das lag tot'; dennoch ist's, was das ganze Bild anbelangt, eins der besten der Art. Im zweiten erkenne ich Junkmann an dem, was seinen Gedichten Wert giebt, seiner reichen und milden Phantasie, seinen naiven Bildern, seiner Empfänglichkeit für Naturschönheit und einem Hauch nachdenklicher Schwermut, der sich höchst reizend über das Ganze legt. Seine bekannte schwache Seite, die Bilder und Farben nebeneinander zu schichten, statt sie gleichsam wie von selbst sich auseinander entwickeln zu lassen, wird auch hier einmal sichtbar, doch vielleicht niemand merklich als uns, die wir es an ihm kennen . . . Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß Junkmann die Lieder in hochdeutscher Sprache geschrieben und ihnen erst nachher die plattdeutschen Daumenschrauben angelegt hat. Mich soll wundern, was Sie sagen werden; das beigelegte Blatt soll keine Restitutio in integrum sein, sondern eine trockene Verfolgung des Originals, Wort für Wort, um bei jeder unverständlichen Stelle grade am selben Fleck das entsprechende Wort finden zu können. Ihnen wird übrigens häufig von selbst einfallen zu ergänzen, was früherhin gewiß da war und Ihnen so nahe zur Hand liegt."

Im selben Jahre vertraute ihr Junkmann auch das Manuskript des Cyklus ‚Bernardo' an. Annette las es auf der Reise nach Eppishausen in Heeßen während einer Nacht, in welcher sie ob großer Aufregung nicht schlafen konnte. Sie mußte „nun doppelt dafür danken, jemehr ihr die tiefgütige Absicht einleuchtete", mit der die Dichtung „für sie bestimmt wurde". Gern hätte sie eine Abschrift derselben auf ihre Schweizerreise mitgenommen, nur fürchtete sie, dieselbe möge in unrechte Hände kommen oder in der Welt herumfahren. Sie hielt die Dichtung für bedeutend wertvoller als die bereits gedruckten, und es dünkte sie, „es muß an ein eisernes Herz gehen, d. h. so in den vier Wänden gelesen, denn öffentlich darf ein guter Aristokrat sich nicht dazu bekennen". Man kann diese Staatsgefährlichkeit des „Bernardo" heute nur mehr schwer begreifen, ja etwas Demokratisches ans der ziemlich dunklen Einkleidung überhaupt nur mit Mühe herausdeuten. Als Annette die Handschrift von Heeßen an Schlüter zurücksandte, bat sie diesen, „Junkmann so freundlich als je von ihr zu grüßen und ihm zu sagen, daß sie ihn der Verabredung gemäß am nächsten Dienstage nach ihrer Zurückkunft in Rüschhaus erwarte, d. h. wenn sie dann noch lebe".

Auf diesen Dienstag mußte der junge Freund bekanntlich lange warten, aber er kam doch. Und so ging Junkmann denn im Januar 1837 ein erstes Mal allein nach Rüschhaus und kam reich mit deutschen und römischen Altertümern beschenkt zurück. Im Februar „kam Fräulein Droste auf 14 Tage nach Münster; ‚des Pfarrers sieben Wochentage', ‚Säntis' und ‚Weiher-Lieder' [wurden vorgelesen]. Kleine Differenzen. Luischen von Hamm; ernsthafte Gespräche; Frl. von Droste sitzt in der Mitte und diktiert."[1]

Anfangs März dagegen besuchte der blinde Freund mit seiner Mutter und Schwester für einen Nachmittag Annette, die an Gesichtsschmerzen litt, in Rüschhaus.[2]

[1] Schlüters Tagebuch. [2] Ebd.

Am „zweiten Frühlingstag 1837 entließ er dann wieder zwei Vögel aus dem Winter in den Frühling, d. h. in [Annettens] angenehme Umgebung hinüber, ohne die schöne Dreizahl vollmachen zu können“. „Es hat mir viele Mühe gekostet, Junkmann zu bewegen, unseren jungen Freund Felix v. Böselager zu begleiten; er fürchte, er komme zu schnell wieder, er geniere, mache Last u. s. w. Das alles habe ich ihm mit unsäglichen Wiederholungen und Beteuerungen ausgeredet, zum Teil aus Eigennutz, denn ich wünschte selbst von Ihnen etwas Ausführlicheres zu hören. Ich bitte darum auch, Junkmann diesmal keine Münzen und Steine zu zeigen. Da er sich scheut, nachträglich Ihnen seine Gedichte zu schenken, so nehmen Sie das mir von ihm geschenkte Exemplar als Zeichen seiner Gunst und unbegrenzten Hochachtung und Zuneigung, das ich unmittelbar und rein wie einen elektrischen Funken auf Sie, liebe Marianne Antoinette von Droste zu Hülshoff, insgemein genannt Fräulein Nette, überspringen lasse, ein Andenken an zwei Freunde zugleich . . . Besprechen Sie mit Junkmann alles reiflich und sagen Sie ihm, ob wir vor Ihrer Abreise [nach Bökendorf] Sie noch sehen werden. Denken Sie an mich nicht zu wenig, so wie ich an Sie nicht zu viel, und seien Sie vergnügt und Gottes stiller Friede in Ihrem Herzen . . . Ihr aufrichtiger inkrustierter Freund.“

Annette bedauert in ihrer Antwort, daß die jungen Männer etwas spät gekommen, da die Tage noch nicht so lang seien, daß man sie freiwillig kürzen dürfe. Mit besonderer Freude meldet sie an Schlüter, daß auch ihre Mutter Freude an dem Besuch gehabt habe. Dieselbe „hat Junkmann so sehr gerne, wie ich dieses nach zweimaligem Zusammensein jetzt zum erstenmal vielleicht an ihr sehe. Sie denken wohl, wie mich das freuet! Ihr Interesse für ihn ist groß und wird dauernd sein, wie ihr fester Charakter das mit sich bringt. Sie wünscht, daß er uns in Bökendorf besuchen und dort die Bekanntschaft ihres jüngsten Bruders August machen soll, der zugleich mit uns dort sein wird; es ist derselbe, der sein eigentliches Lager in Berlin

Im selben Jahre vertraute ihr Junkmann auch das Manuskript des Cyklus ‚Bernardo' an. Annette las es auf der Reise nach Eppishausen in Heeßen während einer Nacht, in welcher sie ob großer Aufregung nicht schlafen konnte. Sie mußte „nun doppelt dafür danken, jemehr ihr die tiefgütige Absicht einleuchtete", mit der die Dichtung „für sie bestimmt wurde". Gern hätte sie eine Abschrift derselben auf ihre Schweizerreise mitgenommen, nur fürchtete sie, dieselbe möge in unrechte Hände kommen oder in der Welt herumfahren. Sie hielt die Dichtung für bedeutend wertvoller als die bereits gedruckten, und es dünkte sie, „es muß an ein eisernes Herz gehen, d. h. so in den vier Wänden gelesen, denn öffentlich darf ein guter Aristokrat sich nicht dazu bekennen". Man kann diese Staatsgefährlichkeit des „Bernardo" heute nur mehr schwer begreifen, ja etwas Demokratisches aus der ziemlich dunklen Einkleidung überhaupt nur mit Mühe herausdeuten. Als Annette die Handschrift von Heeßen an Schlüter zurücksandte, bat sie diesen, „Junkmann so freundlich als je von ihr zu grüßen und ihm zu sagen, daß sie ihn der Verabredung gemäß am nächsten Dienstage nach ihrer Zurückkunft in Rüschhaus erwarte, d. h. wenn sie dann noch lebe".

Auf diesen Dienstag mußte der junge Freund bekanntlich lange warten, aber er kam doch. Und so ging Junkmann denn im Januar 1837 ein erstes Mal allein nach Rüschhaus und kam reich mit deutschen und römischen Altertümern beschenkt zurück. Im Februar „kam Fräulein Droste auf 14 Tage nach Münster; ‚des Pfarrers sieben Wochentage', ‚Säntis' und ‚Weiher-Lieder' [wurden vorgelesen]. Kleine Differenzen. Luischen von Hamm; ernsthafte Gespräche; Frl. von Droste sitzt in der Mitte und diktiert." [1]

Anfangs März dagegen besuchte der blinde Freund mit seiner Mutter und Schwester für einen Nachmittag Annette, die an Gesichtsschmerzen litt, in Rüschhaus. [2]

[1] Schlüters Tagebuch. [2] Ebd.

Am „zweiten Frühlingstag 1837 entließ er dann wieder zwei Vögel aus dem Winter in den Frühling, d. h. in [Annettens] angenehme Umgebung hinüber, ohne die schöne Dreizahl vollmachen zu können". „Es hat mir viele Mühe gekostet, Junkmann zu bewegen, unseren jungen Freund Felix v. Böselager zu begleiten; er fürchte, er komme zu schnell wieder, er geniere, mache Last u. s. w. Das alles habe ich ihm mit unsäglichen Wiederholungen und Beteuerungen ausgeredet, zum Teil aus Eigennutz, denn ich wünschte selbst von Ihnen etwas Ausführlicheres zu hören. Ich bitte darum auch, Junkmann diesmal keine Münzen und Steine zu zeigen. Da er sich scheut, nachträglich Ihnen seine Gedichte zu schenken, so nehmen Sie das mir von ihm geschenkte Exemplar als Zeichen seiner Gunst und unbegrenzten Hochachtung und Zuneigung, das ich unmittelbar und rein wie einen elektrischen Funken auf Sie, liebe Marianne Antoinette von Droste zu Hülshoff, insgemein genannt Fräulein Nette, überspringen lasse, ein Andenken an zwei Freunde zugleich . . . Besprechen Sie mit Junkmann alles reiflich und sagen Sie ihm, ob wir vor Ihrer Abreise [nach Bökendorf] Sie noch sehen werden. Denken Sie an mich nicht zu wenig, so wie ich an Sie nicht zu viel, und seien Sie vergnügt und Gottes stiller Friede in Ihrem Herzen . . . Ihr aufrichtiger inkrustierter Freund."

Annette bedauert in ihrer Antwort, daß die jungen Männer etwas spät gekommen, da die Tage noch nicht so lang seien, daß man sie freiwillig kürzen dürfe. Mit besonderer Freude meldet sie an Schlüter, daß auch ihre Mutter Freude an dem Besuch gehabt habe. Dieselbe „hat Junkmann so sehr gerne, wie ich dieses nach zweimaligem Zusammensein jetzt zum erstenmal vielleicht an ihr sehe. Sie denken wohl, wie mich das freuet! Ihr Interesse für ihn ist groß und wird dauernd sein, wie ihr fester Charakter das mit sich bringt. Sie wünscht, daß er uns in Bökendorf besuchen und dort die Bekanntschaft ihres jüngsten Bruders August machen soll, der zugleich mit uns dort sein wird; es ist derselbe, der sein eigentliches Lager in Berlin

Im selben Jahre vertraute ihr Junkmann auch das Manuskript des Cyklus ‚Bernardo‘ an. Annette las es auf der Reise nach Eppishausen in Heeßen während einer Nacht, in welcher sie ob großer Aufregung nicht schlafen konnte. Sie mußte „nun doppelt dafür danken, jemehr ihr die tiefgütige Absicht einleuchtete“, mit der die Dichtung „für sie bestimmt wurde“. Gern hätte sie eine Abschrift derselben auf ihre Schweizerreise mitgenommen, nur fürchtete sie, dieselbe möge in unrechte Hände kommen oder in der Welt herumfahren. Sie hielt die Dichtung für bedeutend wertvoller als die bereits gedruckten, und es dünkte sie, „es muß an ein eisernes Herz gehen, d. h. so in den vier Wänden gelesen, denn öffentlich darf ein guter Aristokrat sich nicht dazu bekennen“. Man kann diese Staatsgefährlichkeit des „Bernardo“ heute nur mehr schwer begreifen, ja etwas Demokratisches aus der ziemlich dunklen Einkleidung überhaupt nur mit Mühe herausdeuten. Als Annette die Handschrift von Heeßen an Schlüter zurücksandte, bat sie diesen, „Junkmann so freundlich als je von ihr zu grüßen und ihm zu sagen, daß sie ihn der Verabredung gemäß am nächsten Dienstage nach ihrer Zurückkunft in Rüschhaus erwarte, d. h. wenn sie dann noch lebe“.

Auf diesen Dienstag mußte der junge Freund bekanntlich lange warten, aber er kam doch. Und so ging Junkmann denn im Januar 1837 ein erstes Mal allein nach Rüschhaus und kam reich mit deutschen und römischen Altertümern beschenkt zurück. Im Februar „kam Fräulein Droste auf 14 Tage nach Münster; ‚des Pfarrers sieben Wochentage‘, ‚Säntis‘ und ‚Weiher-Lieder‘ [wurden vorgelesen]. Kleine Differenzen. Luischen von Hamm; ernsthafte Gespräche; Frl. von Droste sitzt in der Mitte und diktiert.“ [1]

Anfangs März dagegen besuchte der blinde Freund mit seiner Mutter und Schwester für einen Nachmittag Annette, die an Gesichtsschmerzen litt, in Rüschhaus. [2]

---

[1] Schlüters Tagebuch. [2] Ebd.

Am „zweiten Frühlingstag 1837 entließ er dann wieder zwei Vögel aus dem Winter in den Frühling, d. h. in [Annettens] angenehme Umgebung hinüber, ohne die schöne Dreizahl vollmachen zu können". „Es hat mir viele Mühe gekostet, Junkmann zu bewegen, unseren jungen Freund Felix v. Böselager zu begleiten; er fürchte, er komme zu schnell wieder, er geniere, mache Last u. s. w. Das alles habe ich ihm mit unsäglichen Wiederholungen und Beteuerungen ausgeredet, zum Teil aus Eigennutz, denn ich wünschte selbst von Ihnen etwas Ausführlicheres zu hören. Ich bitte darum auch, Junkmann diesmal keine Münzen und Steine zu zeigen. Da er sich scheut, nachträglich Ihnen seine Gedichte zu schenken, so nehmen Sie das mir von ihm geschenkte Exemplar als Zeichen seiner Gunst und unbegrenzten Hochachtung und Zuneigung, das ich unmittelbar und rein wie einen elektrischen Funken auf Sie, liebe Marianne Antoinette von Droste zu Hülshoff, insgemein genannt Fräulein Nette, überspringen lasse, ein Andenken an zwei Freunde zugleich . . . Besprechen Sie mit Junkmann alles reiflich und sagen Sie ihm, ob wir vor Ihrer Abreise [nach Bökendorf] Sie noch sehen werden. Denken Sie an mich nicht zu wenig, so wie ich an Sie nicht zu viel, und seien Sie vergnügt und Gottes stiller Friede in Ihrem Herzen . . . Ihr aufrichtiger inkrustierter Freund."

Annette bedauert in ihrer Antwort, daß die jungen Männer etwas spät gekommen, da die Tage noch nicht so lang seien, daß man sie freiwillig kürzen dürfe. Mit besonderer Freude meldet sie an Schlüter, daß auch ihre Mutter Freude an dem Besuch gehabt habe. Dieselbe „hat Junkmann so sehr gerne, wie ich dieses nach zweimaligem Zusammensein jetzt zum erstenmal vielleicht an ihr sehe. Sie denken wohl, wie mich das freuet! Ihr Interesse für ihn ist groß und wird dauernd sein, wie ihr fester Charakter das mit sich bringt. Sie wünscht, daß er uns in Bökendorf besuchen und dort die Bekanntschaft ihres jüngsten Bruders August machen soll, der zugleich mit uns dort sein wird; es ist derselbe, der sein eigentliches Lager in Berlin

aufgeschlagen hat. Dies könnte vielleicht sehr gut sein, aber nur vielleicht. Wie sehr die politische Richtung meines Onkels von der unseres teuren Freundes abweicht, wird Ihnen Ihr Herr Vater am besten sagen können. Ich glaube wohl, daß August Junkmann nützlich sein könnte, aber er ist ein kalter und kühner Parteimann, jedoch sehr geistreich, und das ist seine Ferse des Achilles; von dieser Seite muß sich das Interesse einschleichen, sonst ist er ziemlich gepanzert. Ich wollte Ihnen bloß die Kehrseite der Medaille zeigen, weiter nichts, damit will ich jedoch nicht abraten, vielmehr wird dieses Zusammentreffen nicht ohne Nutzen sein, wenn politische Gespräche können vermieden werden."[1]

Es war indes nicht immer ganz leicht, mit Junkmann denselben unbefangen heiteren Ton zu wahren wie mit Schlüter. Junkmann war eine äußerst edele, aber zartbesaitete, hingebende und reizbare, sanfte und schroffe, kurz, temperamentvoll nervöse, durch mancherlei Mißgeschick frühzeitig geprüfte Natur, die sich eben noch nicht ganz von den Berliner Ereignissen erholt hatte und deshalb bisweilen zu krankhaftem Kleinmut und Anwandlungen von Traurigkeit und Selbstquälerei geneigt war, in denen er dann auch seine besten Freunde mit Argwohn und Anklagen nicht verschonte. Es ist wohl eines der schönsten Zeugnisse für Annettens Charakter, daß Junkmann in seinen trüben Stimmungen sich vertrauensvoll an sie wendete ohne fürchten zu müssen, von ihr mißverstanden zu werden. Annette aber rechtfertigte dieses Vertrauen durchaus, nicht bloß durch volle, ungeheuchelte Teilnahme an den Schicksalen des Freundes, sondern auch durch die Freimütigkeit, mit der sie ihm seine krankhafte Art vorhielt. So schreibt sie ihm einmal: „Ihren Brief, lieber Junkmann, habe ich erhalten, und beantworte ihn auch, wie Sie sehen, obgleich Sie es kaum zu wünschen scheinen; doch das irrt mich nicht, da ich Ihre schroffe Weise kenne und wohl weiß, daß Sie es deshalb nicht minder gut mit Ihren Freunden meinen. Wollte Gott, ich könnte Ihnen nur auch dieses Gefühl

[1] Schlüter, Briefe 47.

von Billigkeit gegen jene einflößen, die uns beiden so wert sind. Ihr Brief hat mich traurig gemacht und mir wieder deutlich gezeigt, wie wenig jede gewonnene Überzeugung hilft, wenn die nötige Ruhe und gute Stimmung fehlt, sie festzuhalten und ihrer froh zu werden. Was diese gegenwärtige Gärung hervorgebracht hat, kann ich zwar leider nicht wissen, habe aber die moralische Gewißheit, daß teils Mißverstehen, und teils Zufälligkeiten ohne Arg wieder wie immer die Hauptrolle dabei spielen; umsomehr wünschte ich gegenwärtig zu sein, wo ich dann durch Hören von beiden Seiten ganz gewiß sogleich in den Stand gesetzt sein würde, allen Ihren düstern Gedanken ein Ende zu machen. Daß ich nun so entfernt sein muß, ist allerdings schlimm; denn niemand besitzt so sehr die Gabe als Sie, an seinen eignen Verhältnissen das Gute zu übersehen und das Schwierige zu einer imaginären Größe zu steigern. Jetzt kann ich weiter nichts sagen als: Versuchen Sie es einmal, alles als wohlgemeint und unverdächtig anzunehmen, was Sie jetzt feststehend aus dem Gesichtspunkt der Verdächtigkeit ansehen; versuchen Sie es aus eigener Kraft, nur eine Stunde lang, und Sie werden mit Verwunderung fühlen, um wie vieles leichter und natürlicher es Ihnen von der Hand geht, als Ihre bisherige Richtung, jenes unglückliche Grübeln und Klauben am Bestgemeinten, dem Sie sich ergeben haben. Muß ich nicht sogar fürchten, diesen meinen Brief mißverstanden zu sehen? und doch meine ich, Junkmann, meine Freundschaft für Sie müßte über allen Zweifel hinaus sein . . . Ich darf es Ihnen nicht erst sagen, daß Sie mir überall fehlen werden. Mein Umgang ist zu beschränkt, als daß nicht ein Freund wie Sie sehr hart vermißt werden müßte, auch meine Mutter war Ihnen vom Anfange her überaus gewogen."[1]

Ein anderes Mal zeigte sie dem Freunde, wie man am schnellsten und einfachsten jeder Spannung ein Ende macht: „. . . . Sie setzten eine ungewöhnliche Stimmung oder vielmehr Verstimmung bei mir voraus, lieber Freund. Ich schäme mich

---

[1] Schlüter, Briefe 140 f.

der geringen Macht über mich selbst, allerdings war ich nicht verstimmt, aber sehr betrübt, sehr gedrückt, als Schlüters hier waren. Ich glaube, Sie haben nicht wohlgethan, mich gänzlich von einer Nachfrage bei der Rätin abzuhalten, ich habe die Frau ja selbst zu lieb, um nicht jede mögliche Schonung und Freundlichkeit hineinzulegen, aber so, — es ist mir unmöglich, Contenance zu halten, ich sollte mich über den Besuch freuen und that es auch wohl gewissermaßen, aber dennoch war mir das Weinen immerfort am nächsten. Ich that mein Bestes, mich darüber wegzusetzen, erzählte von Malchen Hassenpflug. sang Lieder, die ich von ihr gelernt, eins wollte so wenig gehen als das andre; zudem gefielen die Lieder nicht; Schlüters blieben kalt und ich somit ihrer Beobachtung ausgesetzt; obgleich ich nun selbst gefürchtet, in der Verstellung doch allzuwenig geleistet zu haben, so meinte ich doch, mein Übelbefinden könne und müßte für vieles einstehen, ich sehe, daß ich mich geirrt; indes aber schadet's nicht, — ich glaube immer, Offenheit ist das Beste, fast immer, ich kann es ja gar nicht übel nehmen, daß die Rätin mich etwas schweigsamer wünscht; dieses mir selbst wohl bekannte endlose Umherfahren meiner Phantasie; — habe ich es einmal von ihr selbst gehört, daß ich denken kann, sie sei offen gegen mich, dann bin ich ganz zufrieden und will all meine Besuche und Unterhaltungen gern einrichten, wie es am besten ist." [1]

Auch gegen die formellen Schwächen der Junkmannschen Poesie war die Dichterin bei aller Achtung vor derselben nicht blind. „Junkmann hat mich einmal in Rüschhaus besucht, er ist niedergeschlagen, das thut mir weh, und mag nicht arbeiten,

[1] Schlüter, Briefe 93 f. Hier traf wirklich zu, was Annette in dem anderen Briefe dem Freunde sagte: Die Hälfte war Mißverständnis, das andere Zufall und Einbildung. Professor Schlüter war von den Liedern sehr eingenommen worden, und was die Mutter über Annettens Lebhaftigkeit geäußert, war mehr eine augenblicklich ungeduldige Bemerkung als ein überlegter und ernstlich die Stimmung beeinflussender Wunsch oder Tadel. (Schriftl. Mitteilung Prof. Schlüters.)

wenigstens nichts Poetisches, das ist mir leid; denn sein Talent ist sehr groß, wenngleich nicht vielseitig, aber in seiner Art vielleicht unübertroffen, und eben jetzt fing er an, dem Rhythmus sein gehöriges Recht angedeihen zu lassen, so daß ich meine, er werde am Ende einen europäischen Ruf erlangen, obgleich nicht durch das, was er bis jetzt geschrieben.“

Den im münsterschen Freundeskreis oft recht falsch beurteilten Charakter Junkmanns schildert Annette wohl am richtigsten und schönsten in ihrem Gedicht, wenn sie sagt:

„Er selbst ein wunderlich Gedicht,
Begriffen schwer, doch leicht gefühlet — —
Ich seh' ihn, wie, die Stirn gestützt,
Er leise lächelt in Gedanken;
Wo weilen sie? — wo blühen itzt
Und treiben diese zarten Ranken?“[1]

Die Gesichtsschmerzen der Dichterin hielten bis in die Karwoche an, so daß sie für die hl. Zeit nicht einmal ihre Mutter nach Münster begleiten konnte. „Zwar hätte ich wohl dorthin fahren, mich hübsch still zu Hause halten und nur den kurzen Weg zu Ihnen [Schlüter] des Tages ein- oder zweimal unternehmen können, aber es schien mir doch gar zu schmählich, in der Karwoche in Münster sein und keinen Fuß in die Kirche setzen! — Jetzt sitze ich hier allein, denke, daß Gott mich überall hört, und werde übermorgen nach Hülshoff ziehen, weil dort an den beiden Ostertagen Messe im Hause ist; sind die Wege fahrbar, so fahre ich, sonst muß ich gehen und, denken Sie, das macht mir wenig! Bewegung in freier Luft thut mir kein großes Leid, aber die kalte Kellerluft der Kirchen ist etwas Entsetzliches für Gesichtsschmerzen; sie legt sich an wie Glatteis, von Minute zu Minute stärker, bis man wieder genug hat für einige Wochen.“[2]

Nach Ostern reiste Annette mit der Mutter nach Bökendorf. Trotzdem die Abwesenheit bloß einige Wochen dauern sollte,

[1] III. 148.
[2] Schlüter, Briefe 73.

nahm sie doch feierlich Abschied von den Freunden in Münster. „Ich muß Ihnen Lebewohl sagen, teurer Schlüter! Ach, ich hatte so ein schönes Veilchen für Sie, was ich habe immer draußen fortblühen lassen, um es im rechten Augenblicke brechen zu können, und das ist mir nun in den letzten kalten Nächten erfroren; ich habe es heute gepflückt und in ein Glas Wasser in eine kalte Stube gestellt, daß es nach und nach auftauen soll, aber mich dünkt, es schrumpft von Stunde zu Stunde mehr zusammen, und von Duft zeigt sich auch nur eine schwache Spur; und ich fürchte, morgen, wenn dieser Brief fortgeht, ist es durchaus nicht mehr präsentabel, dazu braucht es nicht viel schlechter zu werden, als es bereits ist ... Ihr müßt alle an mich denken, so wie ich an euch alle vielmals denken werde. Vier Wochen ist keine so gar lange Zeit, aber die Gedanken können derweil doch manches liebe Mal den Weg machen. Adieu, ihr Lieben allesamt; adieu, mein sehr lieber, teurer Freund, Gott gebe Ihnen gesunde und heitere Stunden ... und nun vergessen Sie mich nicht, sonst sage ich mit Hans Sachsen: ‚Das ist die allergrößte Sünd', die auch der Papst nicht vergeben künnt‘ ... Ich kann Ihnen sagen, daß mir das Herz recht wehe thut darum, [daß sie durch Münster fahren mußte, ohne beim Freunde anzuhalten]. Ich habe mich überhaupt bei meinem letzten Aufenthalt in Münster [Februar] gar sehr verwöhnt, mir in allem nachgegeben, statt nach so langem Urlaub [der Reise in die Schweiz], wie ein ordnungsliebender Soldat, mich bei den passenden Behörden überall zu melden; wo habe ich meine Zeit verbracht? Sie können in den Stunden zwischen 11 und 1 wohl zuweilen meiner gedenken. Das ist nun nichts zu viel verlangt (ich meine eigentlich an mich denken).“ (S. 78 ff.)

Am Osterdienstag also wurde gepackt und abgefahren ins Paderbornsche. Annette verblieb daselbst bis etwa Mitte Juli, wo sie und zwar ohne die Mutter, welche noch andere Besuche machte, in die Einsamkeit von Rüschhaus zurückkehrte. Sie dichtete jetzt endlich für die Frau Rat Schlüter das lang versprochene, aber dafür auch außerordentlich gelungene: „Morgen-

gebet einer christlichen Mutter", das man für eins der besten geistlichen Gedichte der Droste halten darf. Beim Übersenden desselben schreibt sie scherzend: „Mit bloßem Versprechen kommt man nicht durch die Welt. Es ist eigentlich mehr wie unrecht, es ist schändlich, daß ihr wortbrüchigen Menschen mich so in meiner Einsamkeit verrosten laßt, — ich sage dieses nicht zum Schimpfe der Einsamkeit, die mir übrigens sehr wohl thut, sondern zu eurem Schimpfe. Kommen Sie bald, liebes Mütterchen, ich bitte herzlich und dringend darum, und mein Thereschen muß auch kommen, Sie alle beide mit meinem lieben Freunde, der auch schweigt wie ein Pythagoreer, doch das bin ich an ihm gewohnt; wer einen Brief haben will, muß jedenfalls erst selber schreiben und darf dann noch wenigstens drei bis vier Wochen bis zur Antwort rechnen. Ich wollte, er ließ' seine übrigen guten Eigenschaften in Zukunft nicht mehr so sehr durch diese e i n e schlimme verdunkeln, wenigstens nicht in Beziehung zu e i n e r. Und, lieb Mütterchen, wenn es sein kann, kommen Sie doch morgens früh, meine Wirtschaft ist zwar höchst einfach eingerichtet, aber genügsame Leute, wie Sie, darf ich doch wohl unternehmen zu bewirten. Hören Sie! Kommen Sie ja! und lassen Sie mich auch einmal (und zwar bald, nicht nach vier Wochen) ein paar freundliche Zeilen von Ihrer Hand sehen, da ich jetzt, wie Sie bemerken werden, meine beste Feder und beste Handschrift an Sie gewendet habe. Jetzt Gottbefohlen." (S. 86 f.)

Gegen solche Einladung galt kein Widerstehen. Am 22. Juli begaben sich also „Katharina und Thereschen mit Stoffer gegen 3³/₄ Uhr nach Rüschhaus, Fräulein Nettchen zu besuchen".[1] Es war dies nicht der einzige Ausflug in diesem Sommer. Der Vater verzeichnet noch einen Besuch des Professors mit Thereschen für den 24. August. Der Sohn selbst berichtet von einem solchen im Oktober: „Nachmittags mit Mutter Frl. Nettchen besucht. Sie kam uns bis vor den Pannenkotten entgegen, ohne Hut,

---

[1] Tagebuch des Geheimrats Schlüter.

nahm sie doch feierlich Abschied von den Freunden in Münster. „Ich muß Ihnen Lebewohl sagen, teurer Schlüter! Ach, ich hatte so ein schönes Veilchen für Sie, was ich habe immer draußen fortblühen lassen, um es im rechten Augenblicke brechen zu können, und das ist mir nun in den letzten kalten Nächten erfroren; ich habe es heute gepflückt und in ein Glas Wasser in eine kalte Stube gestellt, daß es nach und nach auftauen soll, aber mich dünkt, es schrumpft von Stunde zu Stunde mehr zusammen, und von Duft zeigt sich auch nur eine schwache Spur; und ich fürchte, morgen, wenn dieser Brief fortgeht, ist es durchaus nicht mehr präsentabel, dazu braucht es nicht viel schlechter zu werden, als es bereits ist ... Ihr müßt alle an mich denken, so wie ich an euch alle vielmals denken werde. Vier Wochen ist keine so gar lange Zeit, aber die Gedanken können derweil doch manches liebe Mal den Weg machen. Adieu, ihr Lieben allesamt; adieu, mein sehr lieber, teurer Freund, Gott gebe Ihnen gesunde und heitere Stunden ... und nun vergessen Sie mich nicht, sonst sage ich mit Hans Sachsen: ‚Das ist die allergrößte Sünd', die auch der Papst nicht vergeben künnt' ... Ich kann Ihnen sagen, daß mir das Herz recht wehe thut darum, [daß sie durch Münster fahren mußte, ohne beim Freunde anzuhalten]. Ich habe mich überhaupt bei meinem letzten Aufenthalt in Münster [Februar] gar sehr verwöhnt, mir in allem nachgegeben, statt nach so langem Urlaub [der Reise in die Schweiz], wie ein ordnungsliebender Soldat, mich bei den passenden Behörden überall zu melden; wo habe ich meine Zeit verbracht? Sie können in den Stunden zwischen 11 und 1 wohl zuweilen meiner gedenken. Das ist nun nichts zu viel verlangt (ich meine eigentlich an mich denken)." (S. 78 ff.)

Am Osterdienstag also wurde gepackt und abgefahren ins Paderbornsche. Annette verblieb daselbst bis etwa Mitte Juli, wo sie und zwar ohne die Mutter, welche noch andere Besuche machte, in die Einsamkeit von Rüschhaus zurückkehrte. Sie dichtete jetzt endlich für die Frau Rat Schlüter das lang versprochene, aber dafür auch außerordentlich gelungene: „Morgen-

gebet einer christlichen Mutter“, das man für eins der besten geistlichen Gedichte der Droste halten darf. Beim Übersenden desselben schreibt sie scherzend: „Mit bloßem Versprechen kommt man nicht durch die Welt. Es ist eigentlich mehr wie unrecht, es ist schändlich, daß ihr wortbrüchigen Menschen mich so in meiner Einsamkeit verrosten laßt, — ich sage dieses nicht zum Schimpfe der Einsamkeit, die mir übrigens sehr wohl thut, sondern zu eurem Schimpfe. Kommen Sie bald, liebes Mütterchen, ich bitte herzlich und dringend darum, und mein Thereschen muß auch kommen, Sie alle beide mit meinem lieben Freunde, der auch schweigt wie ein Pythagoreer, doch das bin ich an ihm gewohnt; wer einen Brief haben will, muß jedenfalls erst selber schreiben und darf dann noch wenigstens drei bis vier Wochen bis zur Antwort rechnen. Ich wollte, er ließ' seine übrigen guten Eigenschaften in Zukunft nicht mehr so sehr durch diese e i n e schlimme verdunkeln, wenigstens nicht in Beziehung zu e i n e r. Und, lieb Mütterchen, wenn es sein kann, kommen Sie doch morgens früh, meine Wirtschaft ist zwar höchst einfach eingerichtet, aber genügsame Leute, wie Sie, darf ich doch wohl unternehmen zu bewirten. Hören Sie! Kommen Sie ja! und lassen Sie mich auch einmal (und zwar bald, nicht nach vier Wochen) ein paar freundliche Zeilen von Ihrer Hand sehen, da ich jetzt, wie Sie bemerken werden, meine beste Feder und beste Handschrift an Sie gewendet habe. Jetzt Gottbefohlen.“ (S. 86 f.)

Gegen solche Einladung galt kein Widerstehen. Am 22. Juli begaben sich also „Katharina und Thereschen mit Stoffer gegen $3^{3}/_{4}$ Uhr nach Rüschhaus, Fräulein Nettchen zu besuchen“.[1] Es war dies nicht der einzige Ausflug in diesem Sommer. Der Vater verzeichnet noch einen Besuch des Professors mit Thereschen für den 24. August. Der Sohn selbst berichtet von einem solchen im Oktober: „Nachmittags mit Mutter Frl. Nettchen besucht. Sie kam uns bis vor den Pannenkotten entgegen, ohne Hut,

---

[1] Tagebuch des Geheimrats Schlüter.

ohne Tuch; wir tranken Kaffee auf ihrem dämmernden Zimmer und Museum. Amalie Hassenpflug, ein Blick in ihre edle Seele zum Dichten, etwas von Goethescher Anlage, stolz, sittlich; wie es scheint, nicht glücklich. Kühle beim Heimgang in der Dunkelheit. Frl. Droste will die nächste Woche herüber kommen."

Wirklich finden wir „Ende Oktober" verzeichnet: „Aus dem Dom kommend begegnet uns Frl. Droste. Haschez las mir bei von der Forst aus Lenau vor, während Junkmann nach Rüschhaus ging, des Fräuleins berühmtes fuchsiges Buch zu holen. (Beschreibung des Hauses. Des Fräuleins Tauschhandel in alten Münzen mit N. und ihr Abschied. Vorlesung des St. Bernhard vom Frl.; wir waren etwas müde und stumpf.)" Im Tagebuch des Vaters heißt es: „20. Oktober. Nettchen Hülshoff blieb bis 9½."

Annette war trotz ihrer Reisen und Schmerzen während dieses Sommers nicht ganz unthätig gewesen. Die Herausgabe ihrer Gedichte beschäftigte sie sehr rege. Nachdem sie nun einmal von ihrer Mutter und Familie die schwer erkämpfte Einwilligung zum Druck erlangt hatte, verlor sie auch dann, als sich der Plan mit Herrn Dumont zerschlagen hatte, keineswegs den Mut oder die Lust. Nur suchte sie immer noch einen Drucker außerhalb Münsters. So schreibt sie am Gründonnerstag 1838 nach Junkmanns Besuch: „Wegen meines St. Bernhard wird Junkmann mit Ihnen geredet haben, ich wünsche noch immer, das Gedicht anderswo herauszugeben, denn ich möchte, daß sein Renommee, gut oder schlimm, bereits gemacht wäre, ehe es in den Kreis meiner Bekannten käme, da ich nicht darauf rechne, daß es hier sehr gefallen wird; für auswärts mache ich mir bessere Erwartungen und möchte meiner lieben Mutter, die im Grunde jedes öffentliche Auftreten scheut wie den Tod und nur zu empfindlich ist für die Stimme des Publikums, gern zuerst die möglichst angenehmen Eindrücke gönnen; dann schmerzen nachher einzelne Stimmen weniger; für mich selbst wäre es mir schon gleich, womit ich es zuerst aufnehmen müßte. Wegen der geistlichen Lieder kann ich Ihnen durchaus

noch keinen Bescheid geben, da meine Mutter, die sie seit Jahren nicht in Händen und fast vergessen hat, darüber bestimmen muß." Ob „des Pfarrers Woche" mit aufgenommen werden soll, überläßt sie dem Freunde, die Säntis- und Weiherlieder dagegen „müssen nicht einzeln gedruckt werden, denn sie gehören zu denen, die einen Ruhepunkt zwischen dem ‚Barry' und des ‚Arztes Vermächtnis' bilden sollen ... Was ich zuweilen für Sie, mein teurer Freund, geschrieben, ist zu unvollständig und einzeln stehend, als daß ich es Ihnen in dieser Gestalt vorführen möchte. Lassen Sie mir Zeit, etwas daraus zu machen, was sich darf sehen lassen."[1]

Dann aber kam der Besuch in Bökendorf dazwischen und wollten auch die bösen Gesichtsschmerzen nicht weichen, so daß Annette am 4. Aug. 1837 an Junkmann melden muß: „Lediglich um meinen guten Willen leuchten zu lassen, schreibe ich Ihnen heute, lieber Herr Junkmann; denn dieser ist eben auch alles, was ich bis jetzt aufzuweisen habe, — mit anderen und klaren Worten: ich habe weder den St. Bernhard noch des Arztes Vermächtnis angerührt, seit Sie zuletzt hier waren; aber wahrlich! der Wille war golden und nur das Fleisch sehr schwach. Doch fast haben mich die Gesichtsschmerzen nicht verlassen, bis vor einigen Tagen, und solange die anhielten, war durchaus an keine Art von Beschäftigung zu denken. Sie glauben das nicht, würden aber bald anderen Sinnes werden, wenn Sie nur einen Tag das Leiden am Halse hätten, — das Lesen eines Briefes, einer Adresse sogar ist zuweilen im stande, es zu vermehren oder von neuem herbeizuführen. Nun, davon bin ich endlich frei, und hoffentlich auf längere Zeit, da es infolge einer ordentlichen Kur aufgehört hat. Jetzt reiset aber meine Mutter in etwa acht Tagen ab, und, wie es gewöhnlich geht, wir haben es uns so lange mit Aufschieben bequem gemacht, daß uns nun die Arbeiten über den Kopf gewachsen sind; alle Hände werden

[1] Schlüter, Briefe 75.

jetzt in Requisition gesetzt, kurz, in den nächsten acht Tagen werden und dürfen keine anderen Gedanken durch meinen Kopf gehen als Nadel, Zwirn, Bügeleisen, Bindfaden und andere dergleichen mehr nützliche als poetische Dinge. Sobald ich aber allein bin, habe ich den festen Vorsatz, jene beiden endlos gezupften und geplagten Gedichte endlich einmal zur Ruhe zu bringen, — hätten sie Gefühl, mich dünkt, sie müßten ganz simpel geworden sein von all dem Korrigieren, ich glaube, mitunter ist's auch so! Diese letzte Revue soll die strengste, aber sie soll auch die letzte sein; alles soll wieder vorgenommen werden, die ältesten und verworfensten Lesarten, und dann will ich mich abwenden und sehen nicht zurück, damit ich nicht auf meiner poetischen Bahn, wie Lots Weib, zur Salzsäule versteinert, ewig auf demselben Flecke stehen bleibe, allen korrigierenden Seelen zum warnenden Beispiel . . . Ich werde nach meiner Mutter Abreise noch wohl eine Weile hier bleiben, wenigstens bis ich den St. Bernhard und des Arztes Vermächtnis in Ordnung gebracht, aber wo soll ich sie herausgeben? Darüber bin ich in Zweifel und Verlegenheit obendrein; ich meine immer, die in Münster herauskommenden Sachen hätten ein kurzes und obskures Leben zu erwarten, da der hiesige Buchhandel sich doch meistens auf den Kleinhandel für die Stadt und Provinz beschränkt; nennen Sie mir ein einziges Werk, was sich einer erwünschten Ausbreitung zu erfreuen gehabt hätte.“

Annette war dann einstweilen während der Sommer- und Herbstmonate fleißig an die „letzte Korrektur und Durchsicht“ der beiden erzählenden Gedichte gegangen. Daneben aber dachte sie auch an eine Vermehrung des poetischen Vorrats und zwar an ein drittes größeres Gedicht. In einem Brief an Junkmann hatte sie unter den angefangenen, im Pult schlummernden Fragmenten neben den „Wiedertäufern“ auch „das vielbesprochene Gedicht ‚Christian von Braunschweig‘“ angeführt, „was freilich fast allein in ihrem Kopfe existierte“. Einige Zeit scheint sie nun zwischen diesen beiden Stoffen aus der westfälischen Geschichte geschwankt zu haben, bis sie schließlich „die Wiedertäufer“

endgültig verwarf.[1] Ein Ausflug, den sie auf das Gut Egelborg bei Legden zum Freiherrn von Oer machte, scheint ihr dann das Fragment ihres „Christian“ wieder ins Gedächtnis gerufen und sie zu dessen Fortführung ermuntert zu haben. Von Egelborg aus machte sie mehrere Ausflüge in die Umgegend und zwar nach allen Richtungen, um das alte Schlachtfeld, Ahaus u. s. w. zu besichtigen und sich für das Gedicht die nötige Ortskenntnis anzueignen.[2] Nach Rüschhaus zurückgekehrt, gab sie sich dann entschieden an die Ausarbeitung des schon entworfenen ersten Gesanges. Für die Allerheiligenfeiertage fuhr sie nach Hülshoff. Dort war sie gerade im besten Zug am „Christian“ zu dichten, als der folgende Brief des Freundes eintraf, der in Versen, die eine ganz besonders freudige Eile verraten, das Ergebnis geschäftlicher Verhandlungen erzählte:

„3. Nov. 1837. Morgens 6 Uhr.

Auf, mein Geist, dich geschärzt, durch Nebel des Morgens zum Neuthor
Längs des Friedhofs Pappeln, im Sturm vorüber der Schenke
Von der Forsts, weidenumrauscht, die prangt mit erneutem Schilde!
Weiter mit Eile des Lichts den Pannenkotten vorüber
Samt dem Gärtchen, dem Parke, dann links seitabwärts gebogen,
Dort such hinter den Eichen in Rüschhaus' dämmernder Zelle
Auf mir die Freundin, wo früh schon wach bei flackerndem Lämpchen
Unter Korallen, Krystallen und Muscheln, Papieren und Münzen,
Neben dem Flügel gebückt, sie sitzt beim Christian von Braunschweig
Oder dem Bernhard, zu dichten an dem, und an diesem zu bessern.
Schnell wie ein Morgenwehn, ein Tönen oder ein Lichtstrahl

[1] Die Gründe dafür giebt sie selbst an: „Die Katastrophe ist zu gräßlich, auch zu gemein, und die sonst sehr verschiedenen und interessanten Charaktere der Hauptpersonen verschwimmen zu sehr in der allgemeinen Raserei. Einer spricht und handelt wie der andere, es läßt sich nichts Individuelles mehr erkennen. Ein etwas früherer Zeitpunkt bietet allerdings höchst günstige Momente dar, z. B. das Schicksal des Johannes von Wieck, aber sie eignen sich für keine katholische Feder. Doch möchte ich noch den Kerssenbrock lesen, der, wenn auch nicht der glaubwürdigste, doch gewiß der umständlichste und lokalste Berichterstatter ist, wenn ich auch nichts herausdrechseln könnte, als einen Opernstoff; denn es dauert mich die Musik, die ich bereits dazu komponiert habe. Wenn aber der Kerssenbrock mir auch keinen Trost bietet, so mögen jene Lieder, Märsche u. s. w. auch vor die Hunde gehen, wie so manches, was ich geschrieben.“ Schlüter, Briefe 208.

[2] Mitteilung des Freiherrn von Oer an den Grafen von Asseburg.

Nah ihr umschwebend das Haupt, tief dringend ein in die Seele,
Drin du zu herrschen dich rühmst als unumschränkter Gebieter,
Ihr zu künden die Mär in stürmisch beflügelten Worten.
‚Auf, o Nettchen, und schreib und tunk in die Tinte die Feder,
Wohlgeschnitten und fein, und eilend gefertigt die Abschrift,
Denn wir werden gedruckt, der Tag der Vollendung, er nahet!
Merke, also geschah's: als gestern abend wir saßen,
Meine Weisheit, zugleich Herrn Hüffers verständige Jugend,
Bei dem Skotus, und eben der zögernde Bogen vollendet
Und gereinigt erschien vom typographischen Untier,
Siehe, da schwieg und schweigend erhob sich vom Stuhl unmutig,
Eine Hand auf der Brust, mit der andern schlagend die Stirn sich,
Vorgebückt, und begann Herrn Hüffers sinnende Stärke:
„Weh, wo weilet anjetzt das Fräulein, ist es entschwunden
Oder weilet es annoch bei uns mit dem fuchsigen Buche
Und dem schönen Gedicht, das jüngst mir die Seele gefangen? —
Denn ich sprach und beriet mit meinem vorsichtigen Vater,
Und er billigte laut mein übergroßes Verlangen,
Unsere Presse zu sehen beglänzt vom herrlichen Strahle
Goldener Lettern, aus unvergleichlicher Feder des Fräuleins.
Weh ich zaudernder Thor! warum die Gelegenheit ließ ich
Und das Gedicht und das Fräulein, um lieber gen Hiltrup zu ziehen,
Schaudernd im Sturm und triefend von Regengüssen, den Jagdfreund
Dort zu treffen beim Grunzen der Säu' und Geschnatter der Gänse,
Statt zu lauschen entzückt dem dritten Gesange des Bernhard,
Derer, die fern nun ist, des muß ich mich zürnend verklagen."
Auf, o Nettchen, und schreib und tunk in die Tinte die Feder,
Wohlgeschnitten, und schnell anjetzo gefertigt die Abschrift.
Dann mitfühlend ergriff ich die Hand und ermutigend sprach ich
Worte des Trosts in die Seele von Hüffers bescheidener Jugend.
‚Mut, o Freund, fürwahr noch ist nicht alles verloren,
Ist es euch ernst, so schreibt und auch ich selber will schreiben,
Ob wir das Herz vielleicht des gestrengen Fräuleins bewegen.
Denn wohl hat sie ein Herz und nicht von Kiesel und Eisen.'
Auf, o Nettchen, und schreib und tunk in die Tinte die Feder
Wohlgeschnitten und fein, und eilend gefertigt die Abschrift;
Denn urplötzlich erglänzt ein Strahl der Hoffnung im Herzen
Des bekümmerten Jünglings, wie wenn nach regnender Graunacht,
Wo der Orkan die Wälder durchfegt und Äste und Zweige
Rings am Boden zerstreut, nun triumphierend die Sonne
Warm und lachend sich hebt in Morgenschöne erstrahlend;
Und er erwidert' und sprach, sanft drückend die Rechte des Freundes:
„Also gescheh' es sofort, sehr liegt mir die Sache am Herzen."
Auf, o Nettchen, und schreib und tunk in die Tinte die Feder,

Wohlgeschnitten und fein, und eilend gefertigt die Abschrift!
Kennt' ich schmeichelnde Red' und tausend verlockende Namen,
Wohl ein Perlengeschmeid' schnell legt' ich ums Haupt dir aus allem,
Und ein klingendes Schellchen dir hing ich an jegliches Zöpfchen,
Und drei Blümchen aus ihnen voll süßen, bethörenden Duftes
Schmückten dir jegliches Ohr, wie junge ostindische Mädchen,
Also reizend geschmückt am Fest der Brahminen einhergehn,
Deinem Herzen alsbald das freudige Ja zu entringen.
Auf, o Nettchen, und schreib und tunk in die Tinte die Feder,
Wohlgeschnitten, und schnell anjetzo gefertigt die Abschrift!
Stell den Strauß der Blumen ins Wasser, sonst welkt er vor Abend;
Braten Kastanien zu lang, so werden sie alle zu Kohlen;
Wie kann Neues gedeihn, wo nicht ablöst sich das Alte?
Leserlich schreib, nicht schön, nur daß es lese der Setzer;
Bessre nicht ferner umsonst, im ganzen laß es beim alten.
Mir vertraue das Werk und dem sehr einsichtigen Junkmann,
Und gar bald wird sich nach Wunsch und Gefallen dir zeigen,
Daß du selber erstaunst, wie schön du gereimt und gedichtet.
O, Erfinden ist schön, Ausführung schöner, am schönsten
Ist Vollenden dennoch; fürwahr, Vollenden ist göttlich;
Eine Last ja beschweret das Herz, was halb nur vollendet.
Auf, o Nettchen, und schreib und tunk in die Tinte die Feder,
Wohlgeschnitten und fein, und schnell gefertigt die Abschrift!
Jahre entfliehen und wir mit ihnen, dem Pfeil in der Luft gleich
Und dem Fluge des Vogels, verschwindet spurlos das Leben
In der irdischen Zeit; kurz währet die silberne Furche
Riesiger Masten im Meer, gar schnell ist der Name vergessen,
Auch des Edelsten selbst. Zieh denn im brechlichen Fahrzeug
Steuernd zum Porte auch du die eilend versprühende Furche
Fröhlichen Muts und erfreue manch Herz mit deinem Gesange.
Denn wie des Hifthorns fernes Getön im Ohre des Wandrers
[Wenn er im Mittag ruht im Farrenkraute der Heide]
Also dringet der Ton der wahren Begeistrung, vom Himmel
In die Herzen der Dichter gesandt, zu den Herzen der Hörer
[Sehnsucht weckend und süßes Gedenken unsterblicher Liebe].
Denn dem Dichter, ihm ward ein Funke der schaffenden Weisheit,
Ihm erschließend im Quell die ewige Fülle des Lebens
Und ihm zeigend die Tiefe des Werkes im heiligen Spiegel,
Daß er schöpfet und schafft und bildet und freut sich der Schöpfung,
[Preisend selig die Macht, die ewig schaffende, welche
Segnend erhält und liebend vollendet, was sie geschaffen].
Und so preisen sie auch, die immer den Dichter vernehmen,
Wenn er freudig verströmet, was froh er geschöpft und gebildet
Lange mit Arbeit und Müh', und wert ist selbst er des Kranzes."

Da diese Zeilen nach Rüschhaus gerichtet waren, Annette aber sich schon seit Ende Oktober in Hülshoff befand, so erhielt sie dieselben erst gut vierzehn Tage später, als sie eben den ersten Gesang des „Christian“ glücklich vollendet hatte. Sie beantwortet dieselben am 18. November immer noch von Hülshoff aus, in Knittelversen:

„Euren Brief, werter Freund und geehrter Patron!
Erhielt ich nicht etwa am vierten schon,
Vielmehr in Rüschhaus er ruhig lag
Und that sich dort an einen faulen Tag,
Da schon seit einer Woche und mehr,
Die Residenz entbehrt ihre Königin schwer;
So kam er erst gestern abend mir nah.
O was für schöne Hexameter las ich da!
Meint ihr nun, ich soll den Pegasus besteigen
Und mich als ferme Reiterin zeigen?
Der galoppiert den ganzen Tag,
Drum euch für jetzt ein Karrengaul genügen mag.
Was ihr schreibt von ‚Feder tunken ein‘,
Würde zum Ohr hinaus gefahren sein,
Trät' nicht grad eine günstige Pause ein,
Da ich geschrieben am ‚Braunschweig‘ so lang,
Daß gestern beendet der erste Gesang. —
So schicke ich denn heute ohne Trug,
Daß man mir sende ‚das fuchsige Buch‘,
Und beginne morgen sogleich das Gedicht:
Doch den dritten Gesang, den schreib' ich nicht.[1]
Habe ich einmal den Alten erschlagen,
So will ich meiner Sünden Last auch tragen,
Bin auch bei weitem nicht heilig genug,
Tote wieder zum Leben zu wecken,
Die Feder mögt ihr an den Hut euch stecken.
Was ihr schreibt von Herrn Hüffer, dem guten Mann,
Der verspricht Dinge und läßt sie dann;
Keinen Brief hab' ich von ihm gesehen,
Er muß noch in seinem Kopfe stehen.

---

[1] d. h. den verbessere, schreibe ich nicht mit ab. Es scheint also, daß die in Eppishausen angefertigte und an Professor Braun geschickte zweite Abschrift den ersten ursprünglichen, nicht verbesserten Text der zwei größeren Gedichte enthielt.

Bringt ihm übrigens meinen freundlichen Gruß,
Das ist ein Mann, der jedem gefallen muß.
Mit meinem Christian geht es so, so,
Und kroch mir heut' ins Ohr ein derber Floh.
Was ich täglich schrieb, des war ich froh,
Und schien mir einzeln ein jedes gut,
Nun ich's übersehʼ, sinkt mir der Mut,
Zu klingelnd ist es, zu reichlich weit,
Und dann vor allen Dingen zu breit.
Fürwahr! die Schere soll noch hinein,
Und eine Heckenscher' muß es sein!
Auf dem Pegasus meint' ich mich stolz gesessen —
Und sollt' es am End' eine Schindmähre wesen? —
Hart wär' das Ding, noch sag ich's nicht,
Werd' bringen die Sache vor Gericht,
Wenn nächstens Münster die Ehre soll haben,
An meiner Gegenwart sich zu laben. . . .
Nun werter Freund! sag' ich euch Ade.
Ihr wißt, zum Briefschreiben bin ich etwas zäh.
Grüßt mein Thereschen, die Mutter obenan,
Und Junkmann, meinen getreuen Kumpan,
Dessen Talent soll auch nicht fressen der Rost.
Mit eiliger Feder

Annette von Drost."[1]

Das „Gericht" scheint vor verstärktem kritischen Areopag in den ersten Tagen des Dezember stattgefunden zu haben. In den Tagebüchern des Geheimrats Schlüter heißt es:

„5. Dezember. 8³/₄ zu Hause, wo ich drei Dichter traf: Nettchen von Hülshoff, Luise von Bornstedt und Junkmann; erstere las den zweiten Gesang ihres St. Bernhard vor, welches uns sehr interessierte.

„6. Dezember. 7 Uhr kamen Nettchen von H., Frl. von Bornstedt, Junkmann und Kaspar Honthums; erstere las den 3. Gesang ihres St. Bernhard vor. 9¹/₂ zu Hause, ich traf noch die Gesellschaft, sie ging erst um 11¹/₄.

„7. Dezember. 8³/₄ zu Hause, wo ich noch Nettchen von Hülshoff traf, die den 1. Gesang eines Gedichtes über den tollen Herzog von Braunschweig vorlas.

---

[1] Schlüter, Briefe 95 f.

Da diese Zeilen nach Rüschhaus gerichtet waren, Annette aber sich schon seit Ende Oktober in Hülshoff befand, so erhielt sie dieselben erst gut vierzehn Tage später, als sie eben den ersten Gesang des „Christian" glücklich vollendet hatte. Sie beantwortet dieselben am 18. November immer noch von Hülshoff aus, in Knittelversen:

„Euren Brief, werter Freund und geehrter Patron!
Erhielt ich nicht etwa am vierten schon,
Vielmehr in Rüschhaus er ruhig lag
Und that sich dort an einen faulen Tag,
Da schon seit einer Woche und mehr,
Die Residenz entbehrt ihre Königin schwer;
So kam er erst gestern abend mir nah.
O was für schöne Hexameter las ich da!
Meint ihr nun, ich soll den Pegasus besteigen
Und mich als ferme Reiterin zeigen?
Der galoppiert den ganzen Tag,
Drum euch für jetzt ein Karrengaul genügen mag.
Was ihr schreibt von ‚Feder tunken ein',
Würde zum Ohr hinaus gefahren sein,
Trät' nicht grad eine günstige Pause ein,
Da ich geschrieben am ‚Braunschweig' so lang,
Daß gestern beendet der erste Gesang. —
So schicke ich denn heute ohne Trug,
Daß man mir sende ‚das fuchsige Buch',
Und beginne morgen sogleich das Gedicht:
Doch den dritten Gesang, den schreib' ich nicht.[1]
Habe ich einmal den Alten erschlagen,
So will ich meiner Sünden Last auch tragen,
Bin auch bei weitem nicht heilig genug,
Tote wieder zum Leben zu wecken,
Die Feder mögt ihr an den Hut euch stecken.
Was ihr schreibt von Herrn Hüffer, dem guten Mann,
Der verspricht Dinge und läßt sie dann;
Keinen Brief hab' ich von ihm gesehen,
Er muß noch in seinem Kopfe stehen.

---

[1] d. h. den verbessere, schreibe ich nicht mit ab. Es scheint also, daß die in Eppishausen angefertigte und an Professor Braun geschickte zweite Abschrift den ersten ursprünglichen, nicht verbesserten Text der zwei größeren Gedichte enthielt.

Bringt ihm übrigens meinen freundlichen Gruß,
Das ist ein Mann, der jedem gefallen muß.
Mit meinem Christian geht es so, so,
Und kroch mir heut' ins Ohr ein derber Floh.
Was ich täglich schrieb, des war ich froh,
Und schien mir einzeln ein jedes gut,
Nun ich's überseh', sinkt mir der Mut,
Zu klingelnd ist es, zu reichlich weit,
Und dann vor allen Dingen zu breit.
Fürwahr! die Schere soll noch hinein,
Und eine Heckenscher' muß es sein!
Auf dem Pegasus meint' ich mich stolz gesessen —
Und sollt' es am End' eine Schindmähre wesen? —
Hart wär' das Ding, noch sag ich's nicht,
Werd' bringen die Sache vor Gericht,
Wenn nächstens Münster die Ehre soll haben,
An meiner Gegenwart sich zu laben. . . .
Nun werter Freund! sag' ich euch Ade.
Ihr wißt, zum Briefschreiben bin ich etwas zäh.
Grüßt mein Thereschen, die Mutter obenan,
Und Junkmann, meinen getreuen Kumpan,
Dessen Talent soll auch nicht fressen der Rost.
Mit eiliger Feder

Annette von Drost."[1]

Das „Gericht" scheint vor verstärktem kritischen Areopag in den ersten Tagen des Dezember stattgefunden zu haben. In den Tagebüchern des Geheimrats Schlüter heißt es:

„5. Dezember. 8¾ zu Hause, wo ich drei Dichter traf: Nettchen von Hülshoff, Luise von Bornstedt und Junkmann; erstere las den zweiten Gesang ihres St. Bernhard vor, welches uns sehr interessierte.

„6. Dezember. 7 Uhr kamen Nettchen von H., Frl. von Bornstedt, Junkmann und Kaspar Honthums; erstere las den 3. Gesang ihres St. Bernhard vor. 9½ zu Hause, ich traf noch die Gesellschaft, sie ging erst um 11¼.

„7. Dezember. 8¾ zu Hause, wo ich noch Nettchen von Hülshoff traf, die den 1. Gesang eines Gedichtes über den tollen Herzog von Braunschweig vorlas.

[1] Schlüter, Briefe 95 f.

8. Dezember. $7^1/_4$ kam Nettchen von Hülshoff, sie erzählte sehr interessant von der Herzogin von Looz und Miß Harvey, deren Gesellschafterin. Um $10^1/_4$ brachte ich sie zu Hause.

„9. Dezember. $9^1/_2$ brachte ich Frl. v. Hülshoff zu Hause.

„10. Dezember. Nettchen v. Hülshoff um 9 Uhr noch da, sie ging $9^1/_2$ Uhr.

„13. Dez. 10 Uhr brachte ich und Thereschen die Frl. von Hülshoff zu Hause.“

Nach diesen feierlichen Sitzungen schien sich alles auf das beste anzulassen, daß endlich mit dem Druck „der armen lang gezupften Wesen“, d. h. der beiden längst fertigen größeren Erzählungen, des seiner Vollendung entgegengehenden „Christian“ und ihres ausgewählten „Hofstaates“ kleinerer Gedichte begonnen werden konnte, als neue Verwicklungen sich einstellten.

Annette hatte Adele Schopenhauer ihren neuen Plan wegen der Herausgabe in Münster mitgeteilt. Darauf antwortete ihr diese ganz abratend und schlug ihr einen Jenaer Verleger vor: „Lassen Sie Ihr Buch abschreiben und senden Sie mir das Manuskript und Ihren Pseudonymen, so will ich's mit O. L. Wolffs Hilfe bei einem ordentlichen, bedeutenden Buchhändler anbringen, es ist unter uns alles bereits abgemacht und besprochen. Honorar bekommt jetzt kein Gedichtschreiber, es ist fast unmöglich; nehmen Sie 25 Freiexemplare und damit gut. Eine zweite Auflage wird Ihnen, täuschen Sie sich nicht, ebenfalls nicht bezahlt bei diesen Gedichten; sind sie bekannt, ist's zwar etwas anderes, doch gehen lyrische Sachen gar zu schlecht und niemand kauft. Sie haben unrecht, die Sachen in Münster erscheinen zu lassen. Was von geringen Buchhandlungen dem großen Buchhändler geschickt wird, wird selten beachtet; er hat kein merkantilisches Interesse, dem geringen Verleger durch Verkauf seines Buches zu nützen, das Obskure der Handlung fällt hemmend auf Ihr Werk. Als ich in Bonn lebte, konnte ich nichts thun; hier kann ich. Also, Nette, keine Umstände, ich stehe zu Dienst, aber abgeschrieben muß das Werk sein.“[1]

[1] Schlüter, Briefe 100.

Nun begann für die Dichterin wieder die Unruhe und Verlegenheit. Sie suchte sich herauszureißen, indem sie die ganze Angelegenheit dem Freund in Münster zur Entscheidung anheimgab.

Darum schreibt sie am Neujahrstag 1838: „Nur in Eile einige Zeilen, bester Freund, ich schicke Ihnen ein Stück Briefes, den ich von der Schopenhauer erhalten, mit der Bitte, mir doch sogleich Ihre Ansicht darüber zukommen zu lassen; ich meinerseits glaube weder von Herrn Hüffer loskommen zu können und noch weniger, daß er für sein höfliches und freiwilliges Anerbieten eine solche Hintansetzung verdient; doch überlasse ich alles Ihrem besseren Urteil. Hüten Sie sich aber, Sie arglosester und somit unvorsichtigster aller Menschen, diese Zeilen Herrn Hüffer etwa mitzuteilen, die Ausdrücke: obskure und geringe Buchhandlung würden ihm schwerlich gefallen, zudem braucht er, falls Sie der Meinung sind, ihm das Manuskript zu lassen, gar nicht zu wissen, daß ich einen Augenblick darüber schwankend sein konnte; so etwas läßt immer einen kleinen Stachel zurück. Die Gründe der Schopenhauer sind allerdings triftig genug und bestätigen meine frühere Ansicht, aber der Jenenser kann und wird ja wohl etwas Späteres übernehmen, wodurch das Versäumte nachgeholt werden kann; doch wie gesagt, Sie sollen entscheiden, obgleich ich glaube, es ist zu spät, antworten Sie doch, bitte, gleich."

Am 2. Jan. 1838 giebt darauf der Freund folgende Entscheidung: „Auf Ihre lieben Zeilen, die ich heute morgen erhielt, erwidere ich in Eile. Da das Anerbieten Ihrer Freundin allerdings etwas für sich zu haben scheint, namentlich Ihren Wunsch, davon Gebrauch zu machen, den ich in Ihrem Briefchen durchgelesen zu haben glaube, da Sie ferner, wie ich meine, einen leisen Zweifel hegen, ob Herr Hüffer wirklich den Abdruck gern und mit Dank übernommen habe, übrigens aber bei uns die Sache ihrem Beginne so nah und ihre Durchführung so sicher ist, und auch Ihre Bemerkungen gegen eine Veränderung des Plans mir richtig scheinen, so sehe ich keinen besseren Rat,

8. Dezember. 7¼ kam Nettchen von Hülshoff, sie erzählte sehr interessant von der Herzogin von Looz und Miß Harvey, deren Gesellschafterin. Um 10¼ brachte ich sie zu Hause.

„9. Dezember. 9½ brachte ich Frl. v. Hülshoff zu Hause.

„10. Dezember. Nettchen v. Hülshoff um 9 Uhr noch da, sie ging 9½ Uhr.

„13. Dez. 10 Uhr brachte ich und Thereschen die Frl. von Hülshoff zu Hause.“

Nach diesen feierlichen Sitzungen schien sich alles auf das beste anzulassen, daß endlich mit dem Druck „der armen lang gezupften Wesen“, d. h. der beiden längst fertigen größeren Erzählungen, des seiner Vollendung entgegengehenden „Christian“ und ihres ausgewählten „Hofstaates“ kleinerer Gedichte begonnen werden konnte, als neue Verwicklungen sich einstellten.

Annette hatte Adele Schopenhauer ihren neuen Plan wegen der Herausgabe in Münster mitgeteilt. Darauf antwortete ihr diese ganz abratend und schlug ihr einen Jenaer Verleger vor: „Lassen Sie Ihr Buch abschreiben und senden Sie mir das Manuskript und Ihren Pseudonymen, so will ich's mit O. L. Wolffs Hilfe bei einem ordentlichen, bedeutenden Buchhändler anbringen, es ist unter uns alles bereits abgemacht und besprochen. Honorar bekommt jetzt kein Gedichtschreiber, es ist fast unmöglich; nehmen Sie 25 Freiexemplare und damit gut. Eine zweite Auflage wird Ihnen, täuschen Sie sich nicht, ebenfalls nicht bezahlt bei diesen Gedichten; sind sie bekannt, ist's zwar etwas anderes, doch gehen lyrische Sachen gar zu schlecht und niemand kauft. Sie haben unrecht, die Sachen in Münster erscheinen zu lassen. Was von geringen Buchhandlungen dem großen Buchhändler geschickt wird, wird selten beachtet; er hat kein merkantilisches Interesse, dem geringen Verleger durch Verkauf seines Buches zu nützen, das Obskure der Handlung fällt hemmend auf Ihr Werk. Als ich in Bonn lebte, konnte ich nichts thun; hier kann ich. Also, Nette, keine Umstände, ich stehe zu Dienst, aber abgeschrieben muß das Werk sein.“[1]

[1] Schlüter, Briefe 100.

Nun begann für die Dichterin wieder die Unruhe und Verlegenheit. Sie suchte sich herauszureißen, indem sie die ganze Angelegenheit dem Freund in Münster zur Entscheidung anheimgab.

Darum schreibt sie am Neujahrstag 1838: „Nur in Eile einige Zeilen, bester Freund, ich schicke Ihnen ein Stück Briefes, den ich von der Schopenhauer erhalten, mit der Bitte, mir doch sogleich Ihre Ansicht darüber zukommen zu lassen; ich meinerseits glaube weder von Herrn Hüffer loskommen zu können und noch weniger, daß er für sein höfliches und freiwilliges Anerbieten eine solche Hintansetzung verdient; doch überlasse ich alles Ihrem besseren Urteil. Hüten Sie sich aber, Sie arglosester und somit unvorsichtigster aller Menschen, diese Zeilen Herrn Hüffer etwa mitzuteilen, die Ausdrücke: obskure und geringe Buchhandlung würden ihm schwerlich gefallen, zudem braucht er, falls Sie der Meinung sind, ihm das Manuskript zu lassen, gar nicht zu wissen, daß ich einen Augenblick darüber schwankend sein konnte; so etwas läßt immer einen kleinen Stachel zurück. Die Gründe der Schopenhauer sind allerdings triftig genug und bestätigen meine frühere Ansicht, aber der Jenenser kann und wird ja wohl etwas Späteres übernehmen, wodurch das Versäumte nachgeholt werden kann; doch wie gesagt, Sie sollen entscheiden, obgleich ich glaube, es ist zu spät, antworten Sie doch, bitte, gleich."

Am 2. Jan. 1838 giebt darauf der Freund folgende Entscheidung: „Auf Ihre lieben Zeilen, die ich heute morgen erhielt, erwidere ich in Eile. Da das Anerbieten Ihrer Freundin allerdings etwas für sich zu haben scheint, namentlich Ihren Wunsch, davon Gebrauch zu machen, den ich in Ihrem Briefchen durchgelesen zu haben glaube, da Sie ferner, wie ich meine, einen leisen Zweifel hegen, ob Herr Hüffer wirklich den Abdruck gern und mit Dank übernommen habe, übrigens aber bei uns die Sache ihrem Beginne so nah und ihre Durchführung so sicher ist, und auch Ihre Bemerkungen gegen eine Veränderung des Plans mir richtig scheinen, so sehe ich keinen besseren Rat,

als bei diesem großen Gleichgewicht des Für und Wider Herrn Hüffer zu fragen, ob er von seiner übernommenen Verpflichtung und seinem mündlich erworbenen Recht gern scheidet oder nicht. Es versteht sich, daß ich ihm sage: Die Schopenhauer, welche schon früher versprochen, sich in Jena nach einem Verleger umzusehen, habe jetzt nach ihrer Ankunft daselbst einen gefunden, wie sie ihn wünscht; sie habe Ihnen dieses mitgeteilt, Sie dagegen mir bei dem Bericht hiervon den leisen Zweifel geäußert, ob er (Herr Hüffer) die Sache auch wohl gern übernommen; so muß es sich zeigen, und der Himmel wirft gleichsam selbst die Würfel, wenn er entscheidet, daß die Sache noch einmal ins weitere geschoben wird. So glaube ich, Ihrem Sinne und Wunsch am besten zu entsprechen.“

In dem Schreiben vom 1. Jan. hatte Annette auch wegen des „lustig vorangehenden Braunschweigers“ Bedenken geäußert. Einmal fürchtete sie, die gedruckten Quellen über die Schlacht im Lohner Bruch möchten ihre Dichtung in einzelnen Punkten Lügen strafen, dann aber, was „weit schlimmer“ war, meinte ihr Bruder, „die Zeitumstände erlaubten nicht, grade jetzt mit einem Gedicht aufzutreten, das die Religionsspaltungen zum Gegenstand habe und so offenbar eine katholische Hand verrate; es sehe aus wie eine absichtliche Aufregung der Gemüter, werde auch vielleicht hier und dort diesen Eindruck machen und könne sowohl für die Dichterin als Herrn Hüffer von unangenehmen Folgen sein, selbst wenn die Censur es jetzt passieren lasse, da die Sachen leider so ständen, daß der folgende Augenblick immer schlimmer zu werden drohe als der gegenwärtige; was sagen Sie dazu? Ohne den ‚Braunschweig‘ gäbe es wohl auch ein leidliches Bändchen. Der zweite Gesang wird übrigens, meine ich, auch schon gut, obgleich vielleicht weniger nach Ihrem Geschmack, da das darin vorherrschende Kriegs- und Lager-Leben nicht so viele Naturschilderungen zuläßt; es ist ohngefähr das Verhältnis wie zwischen den beiden Gesängen des ‚St. Bernhard‘, nur daß dort die Naturscenen überhaupt mehr vorherrschen.“

Auf diese Schwierigkeiten antwortet Schlüter:

„Die älteren Werke, von denen Sie Kunde erhalten und die eine genauere Beschreibung der Schlacht, worin Christian erlag, enthalten sollen, dürfen Sie nicht irre machen, wer kennt sie, wer hat sie gelesen? Erwägen Sie, wie es Schiller mit Wallenstein, Maria Stuart 2c. gemacht in welthistorischen Ereignissen und mit Personen, welche auf der Bühne der Geschichte die ersten Rollen spielten. Sie werden, auch ohne ihn als Muster gelten zu lassen, gewiß minder ängstlich sein. Meiner Meinung nach können Sie jener Werke entbehren. Das andere Bedenken, ausgehend von der Ängstlichkeit Ihres lieben Bruders, scheint mir ebenfalls nicht hinlänglich begründet. Wenn Sie sehen, welcherlei Werke der Poesie z. B. ein Savonarola von Lenau, Mirabeau von Laube 2c. unsere Censur passieren, ja unter ihren Augen gedruckt werden, ich glaube, Ihre Befürchtung wird verschwinden. Ich glaube für Sie zu fühlen, wie für mich; allein wenn man gleich eine katholische Hand in der Feder dieses Gedichtes erkennen wird, eine Kontroverse-Predigerin oder Revolutionärin 2c. wird man darin schwerlich herauswittern, weil sie nicht dahinter steckt; so etwas läge einem Gedichte, das bestimmte Farbe und Ton hat, doch wohl zu fern; so überfeiner Witz und Vermutungsgabe oder vielmehr Argwohn ist doch gottlob noch nicht an der Tagesordnung. Hierüber können wir gewiß ohne Sorge sein. Mein Vater ist hierin durchaus meiner Meinung. Wollen Sie aber Ihres Bruders wegen den ‚Christian' weglassen, was mir überaus leid sein würde, so wäre der Entschluß bald zu fassen; die ohnehin schöne Sammlung würde dann vielleicht von den geistlichen Gedichten noch einige mehr aufnehmen dürfen . . . Ich höre bei der Gelegenheit [eines geplanten Besuches in Rüschhaus] mit entzücktem Staunen den 2. Gesang des ‚Christian' und freue mich währenddes noch mehr über die Nähe der Vorleserin als über ihren Helden. Nun gute Nacht, mein Fräulein, morgen früh füge ich kurz hinzu, wie die Sache mit H. Hüffer abgelaufen. Ich denke, es bleibt beim alten und ist auch so am besten."

als bei diesem großen Gleichgewicht des Für und Wider Herrn Hüffer zu fragen, ob er von seiner übernommenen Verpflichtung und seinem mündlich erworbenen Recht gern scheidet oder nicht. Es versteht sich, daß ich ihm sage: Die Schopenhauer, welche schon früher versprochen, sich in Jena nach einem Verleger umzusehen, habe jetzt nach ihrer Ankunft daselbst einen gefunden, wie sie ihn wünscht; sie habe Ihnen dieses mitgeteilt, Sie dagegen mir bei dem Bericht hiervon den leisen Zweifel geäußert, ob er (Herr Hüffer) die Sache auch wohl gern übernommen; so muß es sich zeigen, und der Himmel wirft gleichsam selbst die Würfel, wenn er entscheidet, daß die Sache noch einmal ins weitere geschoben wird. So glaube ich, Ihrem Sinne und Wunsch am besten zu entsprechen.“

In dem Schreiben vom 1. Jan. hatte Annette auch wegen des „lustig vorangehenden Braunschweigers“ Bedenken geäußert. Einmal fürchtete sie, die gedruckten Quellen über die Schlacht im Lohner Bruch möchten ihre Dichtung in einzelnen Punkten Lügen strafen, dann aber, was „weit schlimmer“ war, meinte ihr Bruder, „die Zeitumstände erlaubten nicht, grade jetzt mit einem Gedicht aufzutreten, das die Religionsspaltungen zum Gegenstand habe und so offenbar eine katholische Hand verrate; es sehe aus wie eine absichtliche Aufregung der Gemüter, werde auch vielleicht hier und dort diesen Eindruck machen und könne sowohl für die Dichterin als Herrn Hüffer von unangenehmen Folgen sein, selbst wenn die Censur es jetzt passieren lasse, da die Sachen leider so ständen, daß der folgende Augenblick immer schlimmer zu werden drohe als der gegenwärtige; was sagen Sie dazu? Ohne den ‚Braunschweig‘ gäbe es wohl auch ein leidliches Bändchen. Der zweite Gesang wird übrigens, meine ich, auch schon gut, obgleich vielleicht weniger nach Ihrem Geschmack, da das darin vorherrschende Kriegs- und Lager-Leben nicht so viele Naturschilderungen zuläßt; es ist ohngefähr das Verhältnis wie zwischen den beiden Gesängen des ‚St. Bernhard‘, nur daß dort die Naturscenen überhaupt mehr vorherrschen.“

Auf diese Schwierigkeiten antwortet Schlüter:

„Die älteren Werke, von denen Sie Kunde erhalten und die eine genauere Beschreibung der Schlacht, worin Christian erlag, enthalten sollen, dürfen Sie nicht irre machen, wer kennt sie, wer hat sie gelesen? Erwägen Sie, wie es Schiller mit Wallenstein, Maria Stuart ꝛc. gemacht in welthistorischen Ereignissen und mit Personen, welche auf der Bühne der Geschichte die ersten Rollen spielten. Sie werden, auch ohne ihn als Muster gelten zu lassen, gewiß minder ängstlich sein. Meiner Meinung nach können Sie jener Werke entbehren. Das andere Bedenken, ausgehend von der Ängstlichkeit Ihres lieben Bruders, scheint mir ebenfalls nicht hinlänglich begründet. Wenn Sie sehen, welcherlei Werke der Poesie z. B. ein Savonarola von Lenau, Mirabeau von Laube ꝛc. unsere Censur passieren, ja unter ihren Augen gedruckt werden, ich glaube, Ihre Befürchtung wird verschwinden. Ich glaube für Sie zu fühlen, wie für mich; allein wenn man gleich eine katholische Hand in der Feder dieses Gedichtes erkennen wird, eine Kontroverse-Predigerin oder Revolutionärin ꝛc. wird man darin schwerlich herauswittern, weil sie nicht dahinter steckt; so etwas läge einem Gedichte, das bestimmte Farbe und Ton hat, doch wohl zu fern; so überfeiner Witz und Vermutungsgabe oder vielmehr Argwohn ist doch gottlob noch nicht an der Tagesordnung. Hierüber können wir gewiß ohne Sorge sein. Mein Vater ist hierin durchaus meiner Meinung. Wollen Sie aber Ihres Bruders wegen den ‚Christian' weglassen, was mir überaus leid sein würde, so wäre der Entschluß bald zu fassen; die ohnehin schöne Sammlung würde dann vielleicht von den geistlichen Gedichten noch einige mehr aufnehmen dürfen . . . Ich höre bei der Gelegenheit [eines geplanten Besuches in Rüschhaus] mit entzücktem Staunen den 2. Gesang des ‚Christian' und freue mich währenddes noch mehr über die Nähe der Vorleserin als über ihren Helden. Nun gute Nacht, mein Fräulein, morgen früh füge ich kurz hinzu, wie die Sache mit H. Hüffer abgelaufen. Ich denke, es bleibt beim alten und ist auch so am besten."

Am „Mittwochmorgen“ fährt der Freund dann also fort: „Herr Hüffer wünscht vor wie nach den Verlag Ihrer Gedichte, wofern nicht überwiegende Gründe Ihrerseits Sie bestimmen, ihm selben wieder zu nehmen; sein Vater habe ihm durchaus freie Hand gelassen. So bleibt denn wohl alles beim alten. Seien Sie fleißig!“

Und Annette war fleißig. Sie studierte, excerpierte, entwarf und führte aus, und am 6. Februar kann sie der Tante Sophie melden: „Ich . . . habe ein größeres Gedicht geschrieben, etwas komponiert und ein Paar Strümpfe gestrickt. Das Gedicht heißt ‚Die Schlacht im Loener Bruch‘, es kommt aber nicht viel Schlachterei darin vor, sondern das Ganze ist mehr ein vaterländisches Stück.“

Damit war die Angelegenheit so weit gediehen, daß die höchste und letzte Entscheidung der Mutter angerufen werden konnte. So schreibt Annette denn unter dem 16. Februar 1838 nach der Schweiz:

„Ich habe jetzt ein neues Gedicht geschrieben, von der Größe wie das Hospiz auf dem St. Bernhard, es heißt ‚die Schlacht im Loener Bruch‘ und besingt die Schlacht bei Stadtlohn, wo Christian von Braunschweig die Jacke vollkriegt. Man findet es besser als alle meine übrigen Schreibereien, und ich habe einen sehr artigen Brief von Hüffer bekommen, der um den Verlag bittet, ich habe ihm denselben auch zugesagt, falls ich es herausgebe. Ich schrieb dies an Adele Schopenhauer und bekam gleich die Antwort, ich möge das ja nicht thun und keinen obskuren Verleger nehmen, das falle auf das ganze Werk zurück; sie habe einen Verleger für mich in Jena, es war aber zu spät. Wenn es herauskommt, muß es bei Hüffer sein, und ich habe noch einen Grund dafür; es wäre mir nämlich unerträglich, wenn ein Buchhändler hinterher sagte, er hätte dadurch Schaden an meinen Sachen gehabt und es doch nur aus Gefälligkeit für mich übernommen, und das hätte leicht bei Dumont in Köln und auch bei dem Jenenser sein können, da sie ja nie eine Zeile von mir gesehn hatten und gewiß nur Braun und

Adelen zu Gefallen es übernehmen wollten. Hüffer aber hatte es vorher gelesen und dann ganz von selbst den Antrag gemacht, und so kann er mir nichts vorwerfen, wie es auch ausfällt. Bitte, liebe Mama, antworte mir doch gleich, ob du nichts gegen die Herausgabe hast, denn Hüffer hätte es gern gleich zur Ostermesse . . . Sag Laßberg aber bitte nichts davon, das würde ihm ganz verrückt vorkommen. Ich habe auch viele alte Tröster nachgeschlagen und mir überall Rats erholen müssen, um damit fertig zu werden. Ich will nur eine ganz kleine Auflage von 500 Exemplaren gestatten, aber dann auch für die erste Auflage kein Honorar nehmen; erlebt es keine zweite, so hat Hüffer auch keinen Profit, erlebt es eine zweite, so weiß ich, was ich bis dahin fordern kann. Zu Freiexemplaren habe ich auch keine rechte Lust, es ist mir immer so lächerlich gewesen, wenn ein Schriftsteller sein eigenes Werk verschenkt. Die Leute müssen freundlich thun und das Ding herausstreichen, das verbittert ihnen das ganze Geschenk. Und dann sind so viele, die gar keinen Sinn für dergleichen haben oder Gefallen daran, z. B. N. N., der sich dann hinsetzen würde und mir ellenlange Briefe schreiben, um mir auseinanderzusetzen, wie grundlos schlecht dies alles wäre. L. würde es auch nicht gefallen und mich verlegen machen wegen der Antwort, und beide könnte ich doch nicht übergehen, kurz, Freiexemplare wären für mich eine wahre Last, bei jedem müßte ich einen Brief schreiben, ich kann nicht ohne Schaudern daran denken! Nein, ich mag keine! — Bitte, antworte mir doch gleich, ob du etwas gegen die Herausgabe hast, denn bis Ostern ist kaum noch Zeit, einen Vers zu drucken, und ich bringe den Verlegern einen großen Schaden, wenn sie es nicht auf die Leipziger Messe liefern können, und einen fremden Namen möchte ich nicht annehmen, entweder ganz ohne Namen, oder mit den Anfangsbuchstaben A. v. D."

Die bejahende Antwort der Mutter beseitigte endlich die letzte Schwierigkeit. „Mitte März [?] hatte Frl. v. D. ihren Christian fertig. Sie kam auf einen halben Tag und las

Am „Mittwochmorgen“ fährt der Freund dann also fort:

„Herr Hüffer wünscht vor wie nach den Verlag Ihrer Gedichte, wofern nicht überwiegende Gründe Ihrerseits Sie bestimmen, ihm selben wieder zu nehmen; sein Vater habe ihm durchaus freie Hand gelassen. So bleibt denn wohl alles beim alten. Seien Sie fleißig!“

Und Annette war fleißig. Sie studierte, excerpierte, entwarf und führte aus, und am 6. Februar kann sie der Tante Sophie melden: „Ich ... habe ein größeres Gedicht geschrieben, etwas komponiert und ein Paar Strümpfe gestrickt. Das Gedicht heißt ‚Die Schlacht im Loener Bruch‘, es kommt aber nicht viel Schlachterei darin vor, sondern das Ganze ist mehr ein vaterländisches Stück.“

Damit war die Angelegenheit so weit gediehen, daß die höchste und letzte Entscheidung der Mutter angerufen werden konnte. So schreibt Annette denn unter dem 16. Februar 1838 nach der Schweiz:

„Ich habe jetzt ein neues Gedicht geschrieben, von der Größe wie das Hospiz auf dem St. Bernhard, es heißt ‚die Schlacht im Loener Bruch‘ und besingt die Schlacht bei Stadtlohn, wo Christian von Braunschweig die Jacke vollkriegt. Man findet es besser als alle meine übrigen Schreibereien, und ich habe einen sehr artigen Brief von Hüffer bekommen, der um den Verlag bittet, ich habe ihm denselben auch zugesagt, falls ich es herausgebe. Ich schrieb dies an Adele Schopenhauer und bekam gleich die Antwort, ich möge das ja nicht thun und keinen obskuren Verleger nehmen, das falle auf das ganze Werk zurück; sie habe einen Verleger für mich in Jena, es war aber zu spät. Wenn es herauskommt, muß es bei Hüffer sein, und ich habe noch einen Grund dafür; es wäre mir nämlich unerträglich, wenn ein Buchhändler hinterher sagte, er hätte dadurch Schaden an meinen Sachen gehabt und es doch nur aus Gefälligkeit für mich übernommen, und das hätte leicht bei Dumont in Köln und auch bei dem Jenenser sein können, da sie ja nie eine Zeile von mir gesehn hatten und gewiß nur Braun und

Adelen zu Gefallen es übernehmen wollten. Hüffer aber hatte es vorher gelesen und dann ganz von selbst den Antrag gemacht, und so kann er mir nichts vorwerfen, wie es auch ausfällt. Bitte, liebe Mama, antworte mir doch gleich, ob du nichts gegen die Herausgabe hast, denn Hüffer hätte es gern gleich zur Ostermesse . . . Sag Laßberg aber bitte nichts davon, das würde ihm ganz verrückt vorkommen. Ich habe auch viele alte Tröster nachgeschlagen und mir überall Rats erholen müssen, um damit fertig zu werden. Ich will nur eine ganz kleine Auflage von 500 Exemplaren gestatten, aber dann auch für die erste Auflage kein Honorar nehmen; erlebt es keine zweite, so hat Hüffer auch keinen Profit, erlebt es eine zweite, so weiß ich, was ich bis dahin fordern kann. Zu Freiexemplaren habe ich auch keine rechte Lust, es ist mir immer so lächerlich gewesen, wenn ein Schriftsteller sein eigenes Werk verschenkt. Die Leute müssen freundlich thun und das Ding herausstreichen, das verbittert ihnen das ganze Geschenk. Und dann sind so viele, die gar keinen Sinn für dergleichen haben oder Gefallen daran, z. B. N. N., der sich dann hinsetzen würde und mir ellenlange Briefe schreiben, um mir auseinanderzusetzen, wie grundlos schlecht dies alles wäre. L. würde es auch nicht gefallen und mich verlegen machen wegen der Antwort, und beide könnte ich doch nicht übergehen, kurz, Freiexemplare wären für mich eine wahre Last, bei jedem müßte ich einen Brief schreiben, ich kann nicht ohne Schaudern daran denken! Nein, ich mag keine! — Bitte, antworte mir doch gleich, ob du etwas gegen die Herausgabe hast, denn bis Ostern ist kaum noch Zeit, einen Vers zu drucken, und ich bringe den Verlegern einen großen Schaden, wenn sie es nicht auf die Leipziger Messe liefern können, und einen fremden Namen möchte ich nicht annehmen, entweder ganz ohne Namen, oder mit den Anfangsbuchstaben A. v. D."

Die bejahende Antwort der Mutter beseitigte endlich die letzte Schwierigkeit. „Mitte März [?] hatte Frl. v. D. ihren Christian fertig. Sie kam auf einen halben Tag und las

uns und Hüffer den 2. Gesang vor. Die Folge der Gedichte wurde besprochen. Hüffer läßt für den Druck derselben neue Typen kommen.“ „20. März. 8½, An. v. D. und Louise von Bornstedt hier; erstere las von ihren zum Druck bestimmten Gedichten vor. Sie gingen um 9 Uhr.“ —[1]

Trotz allem dauerte es aber noch mehrere Monate, ehe der Satz der Gedichte nun auch wirklich begann. Endlich am ersten Freitag des Juni fliegt folgendes Blättchen Schlüters nach Rüschhaus: „Im Fluge diene Ihnen zur Nachricht, daß Herrn Hüffers Presse den Augenblick vakant ist und folglich sich aufs schmerzlichste sehnt, das zarte Kind Ihres Geistes bald möglichst mit ihren hölzernen Armen zu umfangen!“

Einige Tage später, am 8. Juni 1838 meldet der Freund den Anfang der Druckes und zugleich den Grund der langen Verzögerung.

„... Ich beginne mit dem Wichtigsten, nämlich mit der neu gegossenen, durch Krankheit der Gesellen des Schriftgießers sehr verspäteten 2½ Centner wiegenden Schrift, welche Ihnen sofort begreiflich machen wird, warum und mit wie großem Grund und Fug man die typisch-mechanische Vervielfältigung eines Autormanuskriptes schlechtweg Druck genannt hat, so wie die nächste Vorrichtung zu diesem Zweck die Presse oder den Preßbengel. Schon gestern morgen in aller Frühe nun war es, wo die Hände eines geschickten Setzers genannte wunderschöne Typen nach Ihrer Gedanken und Phantasieen leicht beweglichem Sinn und Willen in Bewegung zu setzen und zu reihen begonnen hatten, damit etwa am Montag benanntes erdschweres Blei für den bis dahin Ihren ätherleichten Gedanken geleisteten Gehorsam sich dadurch schadlos halten möge, daß es erstmals sich auf den Kopf stellt, zweitens die Verneinung verneinend das Gegenteil von dem sage, was ihm, dem nur in der Perversität Konsequenten, eingeprägt ward, drittens, daß es den Schatz Ihrer ätherischen Ideen und Bilder gleichsam wütend in die Erde

---

[1] Aus Schlüters Tagebüchern.

vergräbt und Bogen für Bogen vom Haupte schüttelt und mit bleiern schwarzen Füßen, unwissend, was es thut, in den Grund tritt und quetscht, als wollte es sie vernichten. Allein auch hier geht umgekehrt wie die Hochfahrt dem Falle, die Erniedrigung dem Steigen voran, dem Drucke in der Nacht entspricht die steigende Glanzsäule des Ruhms, sich erhöhend im Tag: Das Erniedrigte wird erhöht. Ich fahre prosaischer fort: nächsten Montag erfolgt hoffentlich der erste Bogen!

„Fräulein von Bornstedt, welche Sie sehr ins Herz gefaßt hat, sehnt sich nach Ihnen.

‚O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit.‘

Kauen Sie dieses Pambetblatt so lange, bis Sie ganz seine Süßigkeit schmecken uud sein beispielloser Duft wie von Blüten auf den Inseln der Seligen Ihr Gehirn durchbalsamt und Sie davon trunken werden; lernen Sie es auswendig und verstehen es durch und durch, und sagen es dreimal an jedem Tag dreimal innerlich sich vor und auf, und ich werde Sie dafür noch mehr lieben, als ich Sie schon liebe.“

Sonnabend den 16. Juni erfolgte die Sendung des ersten von Junkmann korrigierten Aushängebogens. „Junkmann, Hüffer und ich haben es uns angelegen sein lassen, nach Kräften Druckfehler zu entfernen und die zu reichlich angebrachte Interpunktion, namentlich Kommata und Ausrufungszeichen geziemend zu mindern und zu reduzieren.“

Am 2. August 1838 heißt es dann: „So ist denn die Ausgabe Ihrer ausgewähltesten, schönsten, lang und treu gepflegten und nach Horazischer Vorschrift treulang in strengem Verwahrsam gehaltenen Poesieen mit Gottes Hilfe ans Licht getreten und hoffentlich auch zu Ihrer Zufriedenheit. Ich teilte im stillen das seltsame, mannigfach aufregende und wohl mächtig das Herz bewegende Gefühl, womit Sie die flügge Brut nach allen Winden sich zerstreuen und das Nest in Ihrem Schoße verlassen sehen; die ausgefallenen gehören jetzt der Welt, und es beginnt

für Sie und Ihr dichterisches Denken und Sinnen eine neue Ära, nachdem jene sich von Ihrem Herzen losgerissen: mögen sie überall in jedem Hain und auf jedem Baum mit ihrem schlichten, anspruchslosen, der Natur getreuem Lied eine freundliche Aufnahme finden, manchem heitere Erquickung ins Herz singen, manchen zu Höherem erheben, ja manchen Verirrten erinnern und überzeugen, daß Natur, Charakter, Geist und Gefühl, die er fast zu kennen verlernt, nachdem er sie verkennen lernte, dennoch keine leere Namen seien . . . Was werden Sie, liebes Fräulein, zu unserem Ausmerzen nicht poetischer Zeilen, sondern ganzer Gedichte aus dem lyrischen Anhang der ersten Ausgabe sagen? Ich hoffe nichts Entscheidendes, bevor Sie uns und unsere Gründe ausführlich vernommen haben werden. Nur der reine, harmonische Totaleindruck eben der ersten Ausgabe Ihrer Poesieen, worin alles streng e i n e n Charakter atmen und zugleich gleichmäßig originelles Eigentum der Dichterin sein sollte, nichts aber Nachahmung oder irgend fremdartig und störend, war es, was uns vorzüglich bestimmte. Fehlte nicht ohnehin des ‚Pfarrers Woche‘, und waren nicht die religiösen Lieder — denn auch von diesen erscheinen statt der erlaubten 11 nur 8, — nur Fragmente eines größeren Ganzen 2c. 2c.! Ein Näheres hierüber mündlich.“

Die Freiexemplare, auf welche Annette also schließlich doch eingegangen war, nahm der Freund in Empfang; „Hüffer stellte, liberal wie es ihm geziemt, noch eine beliebige Anzahl zur Disposition und ließ es sich übrigens wie billig nicht nehmen, dem verehrten Auktor einige prachtvoll ausgestattete Exemplare mit seinem schriftlichen Dank selbst zu übersenden.“

Zum Schluß meldet Schlüter noch, daß Dr. Hub aus Düsseldorf, der seit 2 Jahren ein „Rheinisches Odeon“ herausgab, zu welchem A. W. Schlegel, Freiligrath, Schnetzler, Reinick, Arndt, Rückert u. s. w. Beiträge geliefert hatten, nun auch nach Münster gekommen sei, um „sämtliche, dort noch vorhandene und vergrabene Poesieen aus ihren Mauslöchern aufzustören und ans Licht zu treiben“; Annette wird darum gefragt, ob sie nicht

erlaube, daß unter ihrem Namen etwa einige aus den zurückgestellten Stücken, z. B. die „Klänge aus dem Orient", in dem Jahrbuch veröffentlicht würden. Dann schließt der Freund:

„Gottes Segen sei mit Ihnen und mit Ihrer lieben Freundin Malchen H. und mit allen, die Ihnen lieb und teuer sind. Sein Angedenken allein wirft einen goldnen Schein über alle Freuden wie Leiden des Lebens und selbst seine Wirren, und sogar das Widerwärtige und Unerträgliche heitert sich, wird geadelt und schön in dieser Lichtatmosphäre, wird zur Augenweide für das Auge des Glaubens, welches in ihm wachend schaut, was wir in uns nur träumend sehen oder zweifelnd und trüb zu sehen wähnen, und ängstet uns fortan nicht mehr ... Die acht geistl. Lieder am Ende Ihrer gedruckten Gedichte wiegen nach meiner Überzeugung so schwer als alle ihnen vorangehenden zusammen genommen. Was denkt mein Fräulein dazu?"

Dieser Brief und die ersten Exemplare trafen die Dichterin noch immer in Bökendorf, und man muß schon bis in den Dezember warten, um von ihr zu erfahren, wie es ihr dabei zu Mute war. In einem Brief an die Schwester heißt es: „Mit meinem Buche ging es mir zuerst ganz schlecht, ich war in Bökendorf mit Sophie und Fritz allein, als es herauskam, hörte nichts darüber und wollte absichtlich mich auch nicht erkundigen. Da kommt mit einem Male ein ganzer Brast Exemplare von F. an alles, was in H. lebt. F. G. giebt die erste Stimme, erklärt alles für reinen Plunder, für unverständlich, konfus und begreift nicht, wie eine scheinbar vernünftige Person solches Zeug habe schreiben können; nun thun alle die Mäuler auf und begreifen alle miteinander nicht, wie ich mich habe so blamieren können. S. war unfreundlich genug, mir alles haarklein wiederzuerzählen, und war in der ersten Zeit ganz wunderlich gegen mich, als ob sie sich meiner schämte. Mir war schlecht zu Mute; denn obgleich ich nichts auf der H. Urteil gab und auf Fs. noch weniger (der erst einige Tage zuvor von Goethe gesagt hatte, er sei ein Dummkopf, und in einer Zeile von Schillers „Freude, schöner Götterfunken!" mehr enthalten als

für Sie und Ihr dichterisches Denken und Sinnen eine neue Ära, nachdem jene sich von Ihrem Herzen losgerissen: mögen sie überall in jedem Hain und auf jedem Baum mit ihrem schlichten, anspruchslosen, der Natur getreuem Lied eine freundliche Aufnahme finden, manchem heitere Erquickung ins Herz singen, manchen zu Höherem erheben, ja manchen Verirrten erinnern und überzeugen, daß Natur, Charakter, Geist und Gefühl, die er fast zu kennen verlernt, nachdem er sie verkennen lernte, dennoch keine leere Namen seien . . . Was werden Sie, liebes Fräulein, zu unserem Ausmerzen nicht poetischer Zeilen, sondern ganzer Gedichte aus dem lyrischen Anhang der ersten Ausgabe sagen? Ich hoffe nichts Entscheidendes, bevor Sie uns und unsere Gründe ausführlich vernommen haben werden. Nur der reine, harmonische Totaleindruck eben der ersten Ausgabe Ihrer Poesieen, worin alles streng e i n e n Charakter atmen und zugleich gleichmäßig originelles Eigentum der Dichterin sein sollte, nichts aber Nachahmung oder irgend fremdartig und störend, war es, was uns vorzüglich bestimmte. Fehlte nicht ohnehin des ‚Pfarrers Woche', und waren nicht die religiösen Lieder — denn auch von diesen erscheinen statt der erlaubten 11 nur 8, — nur Fragmente eines größeren Ganzen 2c. 2c.! Ein Näheres hierüber mündlich."

Die Freiexemplare, auf welche Annette also schließlich doch eingegangen war, nahm der Freund in Empfang; „Hüffer stellte, liberal wie es ihm geziemt, noch eine beliebige Anzahl zur Disposition und ließ es sich übrigens wie billig nicht nehmen, dem verehrten Auktor einige prachtvoll ausgestattete Exemplare mit seinem schriftlichen Dank selbst zu übersenden."

Zum Schluß meldet Schlüter noch, daß Dr. Hub aus Düsseldorf, der seit 2 Jahren ein „Rheinisches Odeon" herausgab, zu welchem A. W. Schlegel, Freiligrath, Schnetzler, Reinick, Arndt, Rückert u. s. w. Beiträge geliefert hatten, nun auch nach Münster gekommen sei, um „sämtliche, dort noch vorhandene und vergrabene Poesieen aus ihren Mauslöchern aufzustören und ans Licht zu treiben"; Annette wird darum gefragt, ob sie nicht

erlaube, daß unter ihrem Namen etwa einige aus den zurückgestellten Stücken, z. B. die „Klänge aus dem Orient", in dem Jahrbuch veröffentlicht würden. Dann schließt der Freund:

„Gottes Segen sei mit Ihnen und mit Ihrer lieben Freundin Malchen H. und mit allen, die Ihnen lieb und teuer sind. Sein Angedenken allein wirft einen goldnen Schein über alle Freuden wie Leiden des Lebens und selbst seine Wirren, und sogar das Widerwärtige und Unerträgliche heitert sich, wird geadelt und schön in dieser Lichtatmosphäre, wird zur Augenweide für das Auge des Glaubens, welches in ihm wachend schaut, was wir in uns nur träumend sehen oder zweifelnd und trüb zu sehen wähnen, und ängstet uns fortan nicht mehr ... Die acht geistl. Lieder am Ende Ihrer gedruckten Gedichte wiegen nach meiner Überzeugung so schwer als alle ihnen vorangehenden zusammen genommen. Was denkt mein Fräulein dazu?"

Dieser Brief und die ersten Exemplare trafen die Dichterin noch immer in Bökendorf, und man muß schon bis in den Dezember warten, um von ihr zu erfahren, wie es ihr dabei zu Mute war. In einem Brief an die Schwester heißt es: „Mit meinem Buche ging es mir zuerst ganz schlecht, ich war in Bökendorf mit Sophie und Fritz allein, als es herauskam, hörte nichts darüber und wollte absichtlich mich auch nicht erkundigen. Da kommt mit einem Male ein ganzer Brast Exemplare von F. an alles, was in H. lebt. F. G. giebt die erste Stimme, erklärt alles für reinen Plunder, für unverständlich, konfus und begreift nicht, wie eine scheinbar vernünftige Person solches Zeug habe schreiben können; nun thun alle die Mäuler auf und begreifen alle miteinander nicht, wie ich mich habe so blamieren können. S. war unfreundlich genug, mir alles haarklein wiederzuerzählen, und war in der ersten Zeit ganz wunderlich gegen mich, als ob sie sich meiner schämte. Mir war schlecht zu Mute; denn obgleich ich nichts auf der H. Urteil gab und auf Fs. noch weniger (der erst einige Tage zuvor von Goethe gesagt hatte, er sei ein Dummkopf, und in einer Zeile von Schillers „Freude, schöner Götterfunken!" mehr enthalten als

in allem, was Goethe geschrieben; vorzüglich sei sein Lied vom Fischer der Gipfel des Erbärmlichen; was denn der Inhalt sei? ein gemeiner, barfüßiger Kerl, der auf die langweiligste Weise so lange ins Wasser gucke, bis er hereinplumpe u. s. w.), obschon nun, wie gesagt, das Urteil eines solchen Kritikers mich wenig rühren konnte, so mußte ich doch zwischen diesen Leuten leben, die mich bald auf feine, bald auf plumpe Weise verhöhnten und aufziehen wollten. S. war auch wie in den Schwanz gekniffen und legte gar keinen Wert darauf, daß nach und nach ganz andere Ansichten aus Münster kamen, sondern sagte jedesmal: „Es ist ein Glück für dich, daß du diesen Leuten ein besseres Urteil zutraust, als allen H. und F. G. Onkel Fritz war der einzige, den dies gar nicht rührte und dem das Buch auf seine eigene Hand gefiel; doch wünschte ich mich tausendmal von dort weg.“

Wieder nach Münster zurückgekehrt, fand Annette „das Blatt gewendet. Die Gedichte wurden zwar nur wenig gelesen, da die meisten sich scheuen, an eine so endlose Zahl Verse zu gehen; die es gelesen hatten, erhoben es, ich muß selbst nach meiner Überzeugung sagen, weit über den Wert. Es waren bereits, als ich ankam, drei Recensionen heraus: eine zwar von einem Freunde, Lutterbeck, die andere aber von Gutzkow, im Telegraphen, und von einem Ungenannten, der sich γ unterzeichnet, im Sonntagsblatte, und alle drei bliesen so enorm, daß mir ängstlich darüber wurde; denn es nützt nichts, über sein Verdienst erhoben zu werden, es reizt andere nur zum Widerspruche, und kommt gewöhnlich ein Eimer kaltes Wasser hinten nach. Jetzt schreibt mir Adele Schopenhauer, der ich ein Exemplar geschickt, daß es in Jena großen Beifall finde; sie müsse ihr Exemplar immer ausleihen, und der Buchhändler Friedrich Frommann, bei dem schon viel Nachfrage deshalb gewesen, habe es bei Hüffer bestellt; gegenwärtig schrieben O. L. B. Wolff und Kühne jeder eine Recension darüber, mit der ich würde zufrieden sein können, da sie wüßte, daß beide sehr dafür eingenommen wären; obgleich ich keine so allgemeine Lobhudelei erwarten dürfte, wie

im Telegraphen, sondern Lob, Tadel und völlige Anerkennung, was mir gewiß auch das liebste sein würde. Was will ich mehr? Es ist fast zu viel für den Anfang, und ich fürchte, das schlimme Ende kommt nach. In Kassel haben es Hassenpflug, Malchen Hassenpflug und Jakob Grimm gelesen. Ersterem hat es gar nicht, Malchen nur teilweise und Jakob sehr gefallen. Malchen schrieb mir seine eigenen Worte: Die Gedichte seien sehr gewandt in der Sprache, voll feiner Züge und vom Anfang bis zu Ende durchaus originell.“

Am 7. Juli 1839 schreibt Annette derselben Schwester: „Ich soll dir die vorzüglichsten Recensionen über mein Buch mitteilen? Liebes Kind, gelesen habe ich selber nur zwei, eine im Mindener Wochenblatt von Fr. v. Hohenhausen, die andere im Telegraphen von Levin Schücking, der seit zwei Jahren anfängt, Aufsehen in der kritischen Welt zu machen. Beide waren freilich brillant genug, wollen aber doch die Thüre nicht zuthun, da die eine von einem Frauenzimmer, die andere von einem Bekannten ist. Dagegen schreibt mir Adele Schopenhauer, das Buch habe in Weimar und Jena Furore gemacht. Kühne und Wolff hätten soeben Recensionen beendigt, die in den nächsten Nummern der gelesensten Tagesblätter erscheinen würden, was ohne Zweifel geschehen ist, aber nicht bis Münster kommt . . .[1] Sternberg ist entzückt, ebenso ist es Ottilie Goethe.“

Über die Kritik in der Kölnischen Zeitung (Nr. 302, vom 29. Okt. 1839) läßt sich Annette am 17. Nov. 1839 aus: „Eine Recension meiner Gedichte in der K. Z. kann mich eben nicht stolz machen. Es ist doch auffallend, wie der Gegenstand anhaltender Beschäftigung auf den Menschen wirkt. Vor einem Jahre würde mich dieses Blatt wahrscheinlich verstimmt haben, jetzt kam ich mir wie eine Tote vor und habe es ohne den

[1] Ob und wo die Recensionen erschienen, ist schwer zu ermitteln. Vgl. H. Hüffer S. 176 ff.

in allem, was Goethe geschrieben; vorzüglich sei sein Lied vom Fischer der Gipfel des Erbärmlichen; was denn der Inhalt sei? ein gemeiner, barfüßiger Kerl, der auf die langweiligste Weise so lange ins Wasser gucke, bis er hereinplumpe u. s. w.), obschon nun, wie gesagt, das Urteil eines solchen Kritikers mich wenig rühren konnte, so mußte ich doch zwischen diesen Leuten leben, die mich bald auf feine, bald auf plumpe Weise verhöhnten und aufziehen wollten. S. war auch wie in den Schwanz gekniffen und legte gar keinen Wert darauf, daß nach und nach ganz andere Ansichten aus Münster kamen, sondern sagte jedesmal: „Es ist ein Glück für dich, daß du diesen Leuten ein besseres Urteil zutraust, als allen H. und F. G. Onkel Fritz war der einzige, den dies gar nicht rührte und dem das Buch auf seine eigene Hand gefiel; doch wünschte ich mich tausendmal von dort weg."

Wieder nach Münster zurückgekehrt, fand Annette „das Blatt gewendet. Die Gedichte wurden zwar nur wenig gelesen, da die meisten sich scheuen, an eine so endlose Zahl Verse zu gehen; die es gelesen hatten, erhoben es, ich muß selbst nach meiner Überzeugung sagen, weit über den Wert. Es waren bereits, als ich ankam, drei Recensionen heraus: eine zwar von einem Freunde, Lutterbeck, die andere aber von Gutzkow, im Telegraphen, und von einem Ungenannten, der sich γ unterzeichnet, im Sonntagsblatte, und alle drei bliesen so enorm, daß mir ängstlich darüber wurde; denn es nützt nichts, über sein Verdienst erhoben zu werden, es reizt andere nur zum Widerspruche, und kommt gewöhnlich ein Eimer kaltes Wasser hinten nach. Jetzt schreibt mir Adele Schopenhauer, der ich ein Exemplar geschickt, daß es in Jena großen Beifall finde; sie müsse ihr Exemplar immer ausleihen, und der Buchhändler Friedrich Frommann, bei dem schon viel Nachfrage deshalb gewesen, habe es bei Hüffer bestellt; gegenwärtig schrieben O. L. B. Wolff und Kühne jeder eine Recension darüber, mit der ich würde zufrieden sein können, da sie wüßte, daß beide sehr dafür eingenommen wären; obgleich ich keine so allgemeine Lobhudelei erwarten dürfte, wie

im Telegraphen, sondern Lob, Tadel und völlige Anerkennung, was mir gewiß auch das liebste sein würde. Was will ich mehr? Es ist fast zu viel für den Anfang, und ich fürchte, das schlimme Ende kommt nach. In Kassel haben es Hassenpflug, Malchen Hassenpflug und Jakob Grimm gelesen. Ersterem hat es gar nicht, Malchen nur teilweise und Jakob sehr gefallen. Malchen schrieb mir seine eigenen Worte: Die Gedichte seien sehr gewandt in der Sprache, voll feiner Züge und vom Anfang bis zu Ende durchaus originell."

Am 7. Juli 1839 schreibt Annette derselben Schwester: „Ich soll dir die vorzüglichsten Recensionen über mein Buch mitteilen? Liebes Kind, gelesen habe ich selber nur zwei, eine im Mindener Wochenblatt von Fr. v. Hohenhausen, die andere im Telegraphen von Levin Schücking, der seit zwei Jahren anfängt, Aufsehen in der kritischen Welt zu machen. Beide waren freilich brillant genug, wollen aber doch die Thüre nicht zuthun, da die eine von einem Frauenzimmer, die andere von einem Bekannten ist. Dagegen schreibt mir Adele Schopenhauer, das Buch habe in Weimar und Jena Furore gemacht. Kühne und Wolff hätten soeben Recensionen beendigt, die in den nächsten Nummern der gelesensten Tagesblätter erscheinen würden, was ohne Zweifel geschehen ist, aber nicht bis Münster kommt ...[1] Sternberg ist entzückt, ebenso ist es Ottilie Goethe."

Über die Kritik in der Kölnischen Zeitung (Nr. 302, vom 29. Okt. 1839) läßt sich Annette am 17. Nov. 1839 aus: „Eine Recension meiner Gedichte in der K. Z. kann mich eben nicht stolz machen. Es ist doch auffallend, wie der Gegenstand anhaltender Beschäftigung auf den Menschen wirkt. Vor einem Jahre würde mich dieses Blatt wahrscheinlich verstimmt haben, jetzt kam ich mir wie eine Tote vor und habe es ohne den

[1] Ob und wo die Recensionen erschienen, ist schwer zu ermitteln. Vgl. H. Häffer S. 176 ff.

mindesten Eindruck aus der Hand gelegt."[1] „Meinen Gedichten," schreibt sie dagegen am 20. Juli 1841 an den Onkel August, „geht es schon gut in der weiten, wüsten Fremde. Es sind kürzlich wieder zwei Recensionen herausgekommen (in Dresden und München) so gut, wie du bei mir gelesen hast. Einer der Recensenten, der Dresdener, ist so artig gewesen, mir das Blatt unter Umschlag an meinen Verleger zu schicken, hat sich aber nicht genannt. Ein gewisser Engel, der in Hamburg am ‚Telegraphen' schreibt, ist noch galanter und sagt, — in seinen Reiseskizzen glaube ich — als er auf Münster kommt, wie man eine Stadt so wenig beachten könne, wo man vielleicht L. Schücking und Annette Elisabeth v. D.-H. begegnen könne, wobei er sich des breiteren über mein Büchelchen ausläßt . . . Alles das könnte mich ganz stolz machen, wenn ich nicht die niederschlagende Gewißheit hätte, daß meine erste Auflage noch nicht vergriffen ist. Man sagt mir, es komme daher, weil mein Verleger keine auswärtigen Konnexionen habe und nirgends hin größere Sendungen mache, so daß entferntere Buchhändler, die es eigens müssen kommen lassen, keinen Vorteil dabei sehen, umsomehr als Hüffer es schon sehr teuer abläßt (fast einen Thaler). Ob dies der alleinige Grund sein kann, weiß ich nicht und denke vielmehr, es wird immer ein zu kleines Publikum haben, um eine gute Buchhänderspekulation zu sein. Übrigens glaube ich, daß die Auflage jetzt bald vergriffen ist, (sie war auch klein, 600 Exemplare); und was irgend verkauft wird, geht ins Ausland, hier liest es keine Seele; meine eigenen

[1] Die im allgemeinen günstige Recension enthält den Satz, daß die Dichterin „durch Übereilung, Mangel an Feile und dadurch, daß sie sich mitunter, gleichsam wie in mädchenhafter Unbefangenheit, nur zu sehr gehen lasse, dem Vorwurfe eines unreifen Dilettantismus sich mitunter nicht entziehen könne, und daß in den geistlichen Liedern leider auch zuweilen eine weichlich tändelnde religiöse Richtung durchblicke." (Mitgeteilt von H. Hüffer, S. 181.)

Verwandten und ältesten Freunde haben noch nicht hineingesehen.[1]

So anerkennend aber auch im ganzen die Stimmen der berufensten Kritiker lauteten, sie konnten doch die Thatsache nicht hinwegreden, daß die einigen 500 Exemplare der Gedichtsammlung in drei Jahren noch nicht zu einem Drittel abgesetzt waren.

Ein Hauptgrund dieser betrübenden Erscheinung mag wohl wirklich in dem „obskuren Provinzverlag" zu suchen sein.

---

[1] Die „Dresdener Recension" erschien in Nr. 45 der „Blätter für Litteratur und bildende Kunst" vom 5. Juni 1841.

„Der Zufall," so heißt es dort, „führte uns diese kleine Gedichtsammlung in die Hände, über welche wir in anderen kritischen Blättern etwas gelesen zu haben uns nicht entsinnen können, und so begannen wir sie nicht eben mit großen Erwartungen zu lesen, fühlten uns aber gleich von den ersten Seiten so angezogen, daß wir mit erhöhtem Interesse immer weiter lasen und immer mehr zu der Überzeugung gelangten, welch ein eigentümliches und ausgezeichnetes Talent sich darin kund gebe. Wir finden hier nämlich eine so merkwürdige Verwandtschaft mit der Dichtart von Byron, die in seinen trefflichen Arbeiten ‚Mazeppa', ‚der Gefangene', ‚Lara' und den andern dieser Gattung sich entfaltet, daß wir umsomehr davon ergriffen werden, als wir diese Kraft, diese Gedrängtheit, diese feurige und doch auch wieder so einfache Darstellung aus weiblicher Feder nicht erwartet hätten... Das erste führt uns in das Hospiz auf dem großen St. Bernhard. Natur wie Ereignis geben hier Gelegenheit zu den ergreifendsten Beschreibungen und Scenen. Der Hund des Klosters macht allerdings auch hier den Mittelpunkt, aber wie herrlich regt sich alles darum her. Noch schauerlicher gestaltet sich des ‚Arztes Vermächtnis', aber wieder welche tiefe Blicke in das Menschenherz, und wie keck der Pinsel geführt, der die eigentümlichsten Seelenzustände in einer Sprache ausmalt, die den Wohlklang des Reims und Rhythmus nicht entbehrt, aber sich doch auch wieder so frei bewegt, daß sie ganz der einfachen Mitteilung aus bewegter Brust anzugehören scheint! Und endlich bieten sich uns gar Schlachtgemälde in dem dritten Gedicht in zwei Gesängen... Wie Milde mit Kraft sich darin paaren, wie Bild an Bild sich drängt und der Gedanke frei und lebendig durch alle hindurchzieht, kann nur das Lesen des Ganzen deutlich zeigen, aber einen Anklang davon möge der Anfang des ersten Gesanges geben. ‚'s ist Abend' u. s. w. . . . geistliche Lieder, welche wieder einen ganz eigentümlichen Charakter tragen und in Sprache und Gedanke sich mehr den alten, frommen, tiefsinnigen Kirchenliedern, als neuern Produktionen dieser Art anschließen."

mindesten Eindruck aus der Hand gelegt.“[1] „Meinen Gedichten,“ schreibt sie dagegen am 20. Juli 1841 an den Onkel August, „geht es schon gut in der weiten, wüsten Fremde. Es sind kürzlich wieder zwei Recensionen herausgekommen (in Dresden und München) so gut, wie du bei mir gelesen hast. Einer der Recensenten, der Dresdener, ist so artig gewesen, mir das Blatt unter Umschlag an meinen Verleger zu schicken, hat sich aber nicht genannt. Ein gewisser Engel, der in Hamburg am ‚Telegraphen‘ schreibt, ist noch galanter und sagt, — in seinen Reiseskizzen glaube ich — als er auf Münster kommt, wie man eine Stadt so wenig beachten könne, wo man vielleicht L. Schücking und Annette Elisabeth v. D.-H. begegnen könne, wobei er sich des breiteren über mein Büchelchen ausläßt . . . Alles das könnte mich ganz stolz machen, wenn ich nicht die niederschlagende Gewißheit hätte, daß meine erste Auflage noch nicht vergriffen ist. Man sagt mir, es komme daher, weil mein Verleger keine auswärtigen Konnexionen habe und nirgends hin größere Sendungen mache, so daß entferntere Buchhändler, die es eigens müssen kommen lassen, keinen Vorteil dabei sehen, umsomehr als Hüffer es schon sehr teuer abläßt (fast einen Thaler). Ob dies der alleinige Grund sein kann, weiß ich nicht und denke vielmehr, es wird immer ein zu kleines Publikum haben, um eine gute Buchhändlerspekulation zu sein. Übrigens glaube ich, daß die Auflage jetzt bald vergriffen ist, (sie war auch klein, 600 Exemplare); und was irgend verkauft wird, geht ins Ausland, hier liest es keine Seele; meine eigenen

[1] Die im allgemeinen günstige Recension enthält den Satz, daß die Dichterin „durch Übereilung, Mangel an Feile und dadurch, daß sie sich mitunter, gleichsam wie in mädchenhafter Unbefangenheit, nur zu sehr gehen lasse, dem Vorwurfe eines unreifen Dilettantismus sich mitunter nicht entziehen könne, und daß in den geistlichen Liedern leider auch zuweilen eine weichlich tändelnde religiöse Richtung durchblicke.“ (Mitgeteilt von H. Hüffer, S. 181.)

Verwandten und ältesten Freunde haben noch nicht hineingesehen.[1]

So anerkennend aber auch im ganzen die Stimmen der berufensten Kritiker lauteten, sie konnten doch die Thatsache nicht hinwegreden, daß die einigen 500 Exemplare der Gedichtsammlung in drei Jahren noch nicht zu einem Drittel abgesetzt waren.

Ein Hauptgrund dieser betrübenden Erscheinung mag wohl wirklich in dem „obskuren Provinzverlag“ zu suchen sein.

---

[1] Die „Dresdener Recension“ erschien in Nr. 45 der „Blätter für Litteratur und bildende Kunst“ vom 5. Juni 1841.

„Der Zufall,“ so heißt es dort, „führte uns diese kleine Gedichtsammlung in die Hände, über welche wir in anderen kritischen Blättern etwas gelesen zu haben uns nicht entsinnen können, und so begannen wir sie nicht eben mit großen Erwartungen zu lesen, fühlten uns aber gleich von den ersten Seiten so angezogen, daß wir mit erhöhtem Interesse immer weiter lasen und immer mehr zu der Überzeugung gelangten, welch ein eigentümliches und ausgezeichnetes Talent sich darin kund gebe. Wir finden hier nämlich eine so merkwürdige Verwandtschaft mit der Dichtart von Byron, die in seinen trefflichen Arbeiten ‚Mazeppa‘, ‚der Gefangene‘, ‚Lara‘ und den andern dieser Gattung sich entfaltet, daß wir umsomehr davon ergriffen werden, als wir diese Kraft, diese Gedrängtheit, diese feurige und doch auch wieder so einfache Darstellung aus weiblicher Feder nicht erwartet hätten... Das erste führt uns in das Hospiz auf dem großen St. Bernhard. Natur wie Ereignis geben hier Gelegenheit zu den ergreifendsten Beschreibungen und Scenen. Der Hund des Klosters macht allerdings auch hier den Mittelpunkt, aber wie herrlich regt sich alles darum her. Noch schauerlicher gestaltet sich des ‚Arztes Vermächtnis‘, aber wieder welche tiefe Blicke in das Menschenherz, und wie keck der Pinsel geführt, der die eigentümlichsten Seelenzustände in einer Sprache ausmalt, die den Wohlklang des Reims und Rhythmus nicht entbehrt, aber sich doch auch wieder so frei bewegt, daß sie ganz der einfachen Mitteilung aus bewegter Brust anzugehören scheint! Und endlich bieten sich uns gar Schlachtgemälde in dem dritten Gedicht in zwei Gesängen... Wie Milde mit Kraft sich darin paaren, wie Bild an Bild sich drängt und der Gedanke frei und lebendig durch alle hindurchzieht, kann nur das Lesen des Ganzen deutlich zeigen, aber einen Anklang davon möge der Anfang des ersten Gesanges geben. ‚'s ist Abend‘ u. s. w. . . . geistliche Lieder, welche wieder einen ganz eigentümlichen Charakter tragen und in Sprache und Gedanke sich mehr den alten, frommen, tiefsinnigen Kirchenliedern, als neuern Produktionen dieser Art anschließen.“

Dann aber waren auch die Zeitumstände die möglichst ungünstigen. Das Interesse für Poesie und Kunst war noch nicht so stark und allgemein in den 40er Jahren, als es heute so ziemlich in ganz Norddeutschland ist. Der Kulturkampf von Köln aus den Jahren 1837/38 nahm die Gemüter der katholischen Rheinländer und Westfalen viel zu sehr in Anspruch, um sie ein anonymes Büchlein beachten zu lassen, das in keiner Weise etwas „Sensationelles“ oder „Aktuelles“ besaß.

Ein letzter Grund der Nichtbeachtung liegt aber in dem Büchlein selbst. Noch heute würde es unklug sein, der Dichterin neue Verehrer gewinnen zu wollen, indem man nur die größeren Erzählungen zum Lesen gäbe. Die Art dieser Gedichte liegt so fern ab von der poetischen Heerstraße, führt durch so viele kaum gebahnte, enge und bisweilen dunkle und holperige, wenn auch immer interessante und künstlerisch angelegte Pfade, daß nur der Liebhaber sie mit Genuß einschlägt, der spazierende Philister aber sie von der ebenen breiten Straße aus nur mit Angst oder Kopfschütteln betrachtet. Die Auswahl aus dem Vorhandenen mag immerhin nach einem wohlerwogenen Plane und nach einheitlichen Gesichtspunkten getroffen worden sein — dem Geschmack der Leser kam sie wenig entgegen. Die „Kleinigkeiten“, welche „den Hofstaat der drei größeren Erzählungen bilden sollten“, enthalten ja manches treffliche, echt Drostesche Stück, aber es war doch anderes da, das diesen Charakter ebenso trug und dabei allgemein gefälliger war. Vielleicht hätte Annette den sichtenden und ordnenden Freunden nicht so große Freiheit lassen sollen und auf der Aufnahme der von ihr in Aussicht genommenen Gedichte bestehen — vielleicht hätte auch die Anordnung des Inhaltes eine andere sein sollen . . . aber wer darf sich wundern, daß das anonyme Büchlein mit diesem Inhalt vor sechzig Jahren kein Aufsehen erregte, da heute, wo der Name der Dichterin zu den genanntesten gehört, ihre Gedichte noch immer weit davon entfernt sind, zu den vielgelesenen zu gehören. Ein Glück nur war es, daß Annette gerade um jene Zeit mehr und mehr in die eigentliche moderne

Litteraturbewegung hineingezogen wurde und so wieder neuen Mut und neue Anregung gewann, trotz des ersten Mißerfolges uns ihr Bestes zu geben.

Der Mutter spricht Annette von ihrer angehenden Berühmtheit, indem sie von den Herausgebern der ‚Coelestine' und des ‚Rheinischen Odeons' erzählt. Besonders letzterer „bemüht sich mit fast lächerlicher Höflichkeit um Beiträge. Junkmann schreibt etwas spöttisch, ich solle doch einem Manne nichts abschlagen, der mich die Aloe Westfalens genannt habe. Ich könnte das auch auf die schönen, reifen Jahre beziehen, in denen ich anfange, poetisch aufzublühn. (Das letztere sage ich, nicht Junkmann.) Obgleich ich wohl weiß, wie viel ich von solchen Reden zu glauben habe, so denke ich doch, solche Leute wissen ungefähr, was im Publikum aufkommt, und nehme es immer als ein gutes Omen. — Bitte behalte dies letztere aber für dich, es würde mir wohl als Prahlerei ausgelegt werden, und freut mich doch hauptsächlich deinetwegen; ich möchte so gern, daß du doch etwas Freude von meinen Schreibereien hättest, meine liebste Mama!"[1]

Das Bild der „Aloe" verwertete die Dichterin bald noch in einem dritten Sinne und zwar in dem für die Beurteilung ihrer Poesie so wichtigen Programmgedicht: ‚Mein Beruf', wo sie sich dieselbe geradezu als Sinnbild wählt:

> . . . „Wo die Sahara brennt,
> Im Wüstensand, steht eine Blume,
> Farblos und Duftes bar, nichts weiß
> Sie, als den frommen Tau zu hüten,
> Um dem Verschmachtenden ihn leis
> In ihrem Kelche anzubieten.
> Vorüber schlüpft die Schlange scheu,
> Und Pfeile ihre Blicke regnen,
> Vorüber rauscht der stolze Leu, —
> Der Pilger aber wird sie segnen."

[1] IV. 294 f.

Dann aber waren auch die Zeitumstände die möglichst ungünstigen. Das Interesse für Poesie und Kunst war noch nicht so stark und allgemein in den 40er Jahren, als es heute so ziemlich in ganz Norddeutschland ist. Der Kulturkampf von Köln aus den Jahren 1837/38 nahm die Gemüter der katholischen Rheinländer und Westfalen viel zu sehr in Anspruch, um sie ein anonymes Büchlein beachten zu lassen, das in keiner Weise etwas „Sensationelles" oder „Aktuelles" besaß.

Ein letzter Grund der Nichtbeachtung liegt aber in dem Büchlein selbst. Noch heute würde es unklug sein, der Dichterin neue Verehrer gewinnen zu wollen, indem man nur die größeren Erzählungen zum Lesen gäbe. Die Art dieser Gedichte liegt so fern ab von der poetischen Heerstraße, führt durch so viele kaum gebahnte, enge und bisweilen dunkle und holperige, wenn auch immer interessante und künstlerisch angelegte Pfade, daß nur der Liebhaber sie mit Genuß einschlägt, der spazierende Philister aber sie von der ebenen breiten Straße aus nur mit Angst oder Kopfschütteln betrachtet. Die Auswahl aus dem Vorhandenen mag immerhin nach einem wohlerwogenen Plane und nach einheitlichen Gesichtspunkten getroffen worden sein — dem Geschmack der Leser kam sie wenig entgegen. Die „Kleinigkeiten", welche „den Hofstaat der drei größeren Erzählungen bilden sollten", enthalten ja manches treffliche, echt Drostesche Stück, aber es war doch anderes da, das diesen Charakter ebenso trug und dabei allgemein gefälliger war. Vielleicht hätte Annette den sichtenden und ordnenden Freunden nicht so große Freiheit lassen sollen und auf der Aufnahme der von ihr in Aussicht genommenen Gedichte bestehen — vielleicht hätte auch die Anordnung des Inhaltes eine andere sein sollen . . . aber wer darf sich wundern, daß das anonyme Büchlein mit diesem Inhalt vor sechzig Jahren kein Aufsehen erregte, da heute, wo der Name der Dichterin zu den genanntesten gehört, ihre Gedichte noch immer weit davon entfernt sind, zu den vielgelesenen zu gehören. Ein Glück nur war es, daß Annette gerade um jene Zeit mehr und mehr in die eigentliche moderne

Litteraturbewegung hineingezogen wurde und so wieder neuen Mut und neue Anregung gewann, trotz des ersten Mißerfolges uns ihr Bestes zu geben.

Der Mutter spricht Annette von ihrer angehenden Berühmtheit, indem sie von den Herausgebern der ‚Coelestine‘ und des ‚Rheinischen Odeons‘ erzählt. Besonders letzterer „bemüht sich mit fast lächerlicher Höflichkeit um Beiträge. Junkmann schreibt etwas spöttisch, ich solle doch einem Manne nichts abschlagen, der mich die Aloe Westfalens genannt habe. Ich könnte das auch auf die schönen, reifen Jahre beziehen, in denen ich anfange, poetisch aufzublühn. (Das letztere sage ich, nicht Junkmann.) Obgleich ich wohl weiß, wie viel ich von solchen Reden zu glauben habe, so denke ich doch, solche Leute wissen ungefähr, was im Publikum aufkommt, und nehme es immer als ein gutes Omen. — Bitte behalte dies letztere aber für dich, es würde mir wohl als Prahlerei ausgelegt werden, und freut mich doch hauptsächlich deinetwegen; ich möchte so gern, daß du doch etwas Freude von meinen Schreibereien hättest, meine liebste Mama!“[1]

Das Bild der „Aloe“ verwertete die Dichterin bald noch in einem dritten Sinne und zwar in dem für die Beurteilung ihrer Poesie so wichtigen Programmgedicht: ‚Mein Beruf‘, wo sie sich dieselbe geradezu als Sinnbild wählt:

> . . . „Wo die Sahara brennt,
> Im Wüstensand, steht eine Blume,
> Farblos und Duftes bar, nichts weiß
> Sie, als den frommen Tau zu hüten,
> Um dem Verschmachtenden ihn leis
> In ihrem Kelche anzubieten.
> Vorüber schlüpft die Schlange scheu,
> Und Pfeile ihre Blicke regnen,
> Vorüber rauscht der stolze Leu, —
> Der Pilger aber wird sie segnen.“

[1] IV. 294 f.

XIV. „Die Klause der Freundschaft."

(1838—1839.)

Wenn in den Verhandlungen wegen des Druckes der Gedichte selbst der Name desjenigen nicht erwähnt wird, der einige Jahre später sich um die Veröffentlichung der poetischen Werke Annettens so große Verdienste erwerben sollte, so möchte man glauben, derselbe sei überhaupt um jene Zeit nicht in der Dichterin Nähe gewesen. Dem war jedoch nicht so.

Levin Schücking war bald nach der Mutter Tod (1831) und seiner ersten Bekanntschaft mit Annette nach Osnabrück übergesiedelt, hatte dann seit 1833 in München, Heidelberg und Göttingen „der Jurisprudenz eine nicht eben leidenschaftliche Beflissenheit zugewendet" und tauchte 1837 wieder in Münster auf und zwar in Gesellschaft des Vaters und eines Bruders. „Es war im Jahre 1837, in jenem Sommer größter Erregung der Gemüter, als der erste Zusammenstoß von ‚Krone und Tiara' erfolgte. Mein Vater schrieb in ironischem Tone ein Buch unter diesem Titel; aber mancherlei Versuche, in irgend eine andere Laufbahn zu gelangen, auf irgend einer festen Scholle Fuß zu fassen in diesem Eisgang unseres Lebensstromes, schlugen ihm fehl; der Arbeit war damals so wenig und der Menschen soviel im armen Deutschland; so wanderte er mit meinem Bruder aus in die damals noch so ferne, fremde Atlantis: ich blieb zurück, vertrauend auf die Hilfsquellen, welche meine ‚Allotria' mir bieten würden."[1] An Bedrängnissen fehlte es dem angehenden

[1] Lebenserinnerungen I. 102.

Litteraten nicht. Nur mit Mühe konnte er des Tages Notdurft verdienen. „Es freut mich jetzt," schrieb er später, „daß ich in all jener Zeit Annette von Droste nicht sah. Sie hatte einen Jahre langen Aufenthalt in der Schweiz bei einer verheirateten, dort lebenden Schwester genommen. Wäre sie anwesend gewesen, so würde sie sich geängstigt und vergebliche Versuche gemacht haben, mir eine Stellung zu verschaffen."[1]

Hier täuscht sich Schücking. Die Abwesenheit Annettens konnte nicht der Grund sein dafür, daß sie sich um Schücking nicht ängstigte, denn sie war bereits 1837 im Januar nach Münster zurückgekehrt. H. Hüffer sucht die Ursache der nur „losen Verbindung" darin, „daß Schücking den Goetheschen Spruch: ‚als Jüngling anmaßlich und stutzig' eifriger, als Annette für nötig hielt, zu bestätigen suchte."[2] Wir gehen indes nicht fehl, wenn wir selbst die lose Verbindung leugnen und als eine Hauptursache der Entfremdung die Schückingschen Familienverhältnisse ansehen. Nie und nimmer hätte die Mutter einen Umgang mit Levin Schücking erlaubt, solange der Vater desselben in Münster weilte. Es war nach allem, was die Hülshoffer Familie schon längst über die Gesinnungen dieses Mannes wußte, nur der letzte Tropfen, der das Gefäß zum Überlaufen brachte, als aus der Feder des alten Amtmanns jenes „ironische" Buch über den eben entbrannten Kirchenstreit erschien. Mit einer solchen Schrift konnte man sich damals in Münster nicht empfehlen. Auch später noch, als Levin längst wieder die Freundschaft Annettens genoß, urteilte diese in sehr harten und, wie es scheint, nur zu verdienten Worten über den Charakter und die Handlungsweise des Vaters.

Eine Annäherung des jungen Litteraten an die Dichterin erfolgte erst nach des Vaters Abreise im Herbst 1838 und zwar in einem litterarischen Cirkel der westfälischen Hauptstadt.

„Eine alte Dame, eine Frau von Aachen, die in ihrem 75. Jahre dichtete, komponierte, malte — alles mit derselben

[1] Ebd. 106. [2] Beilage zur Münch. Allgemeinen Zeitung. 1886. S. 1234.

hexenhaften Virtuosität — und die eine Bekannte meiner Mutter gewesen, brachte mich in Berührung mit Elise von Hohenhausen und deren in Münster verheirateten Tochter; um diese letztere schloß sich ein kleiner Kreis litterarisch angeregter Menschen, der sich viel mit Immermann, mit Alexander v. Sternberg, mit den ersten noch profanen und noch [!] geistreichen Romanen der Hahn beschäftigte und mehr noch für die Sand als für Balzac schwärmte. Als Vorleser glänzte in diesem Kreise ein Geheimer Rat [Oberfinanzrat] Carvacchi, der seine Kunst Tieck abgelernt haben wollte... Die lyrische Poesie, eine weiche und schwermütige Poesie der Gemütsinnigkeit, vertrat ein junger Dichter, W. Junkmann, eine reiche Seele, voll Romantik und paradoxer Lebensanschauungen; und die âme damnée unseres Kreises war eine Konvertitin, ein Fräulein Louise v. Bornstedt aus Berlin, die unter dem Titel: ‚Pilgerklänge einer Heimatlosen' Gedichte herausgegeben hatte — einer der wunderlichsten Frauencharaktere, der mir je vorgekommen ist . . . Ein wirkliches lyrisches Naturell, Gemüt und aufrichtiger Enthusiasmus vereinigte sich in ihr mit Schlauheit, Komödiantentum und einem Geiste der Intrigue, der alles gegeneinander zu hetzen liebte."[1]

Mit den meisten Gliedern dieses Kreises war auch Annette teils von früher, teils seit kurzer Zeit befreundet. Besonders Fräulein von Bornstedt[2] hatte sich mit einer Art eifersüchtiger

[1] Lebenserinnerungen I. 106 f.

[2] Louise von Bornstedt, geb. bei Potsdam 11. Dez. 1807, war die Tochter des durch die Schlacht bei Wavre (18.—19. Juni 1815) berühmt gewordenen Oberstlieutenant von Bornstedt, der nach Beendigung des Feldzugs von 1815 seinen Abschied nahm, weil er sich in der militärischen Laufbahn zurückgesetzt fühlte. Darauf zog er mit Frau und Kind nach Bonn, kehrte aber nach drei Jahren wieder nach Berlin zurück. Im Jahre 1830 trat die Mutter und ein Jahr später auch Louise zur katholischen Kirche über zum großen Leidwesen des Vaters, der sechs Monate nach der Tochter Bekehrung plötzlich starb. Gegen das Jahr 1837 muß die Übersiedlung der Mutter und Louisens nach Münster stattgefunden haben. Louise besorgte durch Privatunterricht in Musik und Sprachen den kleinen Haushalt, bis 1839 auch die Mutter starb. Sie lebte später abwechselnd in Luzern, Dresden, Weimar, Paris u. s. w., bezog von Friedrich Wilhelm IV. eine

Freundschaft an die Dichterin angeschlossen, die sie nach einigem Verkehr dem Freunde in Münster folgendermaßen schildert: „Die Bornstedt hat sich, gottlob, mit meiner Schwägerin [Freifrau von Hülshoff] befreundet, die Sache ist im besten Gange, und ich weiß sie in Hülshoff gut untergebracht, wo ich sie immer sehen kann, wenn es, wie ich fürchte, mit meiner Mutter nicht so glorios gehen sollte. Ich weiß, Sie sind begierig zu wissen, was ich selbst von ihr denke, jetzt nach längerem Umgange. Hören Sie, Schlüter! sie hat Geist, Talent, ein sehr gutes Herz, und liebt mich, wie ich glaube, aufrichtig; das ist hinlänglich, ihr Teilnahme zu sichern, und ich werde sie nie verlassen, solange sie selbst festhält; aber wie Hamlet sagt: that is the question! denn bei ihr ist alles der Phantasie untergeordnet. Dieser überreichen Phantasie haben Sie es auch zuzuschreiben, wenn sie mich Dinge sagen läßt, woran ich nicht gedacht, z. B. daß ich den Dichter M[altiz] bewundere, der doch grunderbärmlich ist. So grell habe ich mich zwar nicht gegen sie ausgedrückt, da sie mir sagte, er sei ihr ein sehr lieber, väterlicher Freund, dem sie zu großem Danke verpflichtet sei, und da an gedruckten Schriften doch nichts zu ändern ist; aber ich habe es ihr nicht vorenthalten, daß er höchst mittelmäßig von Gedanken und höchst flach von Sprache sei, sich nie halten oder vielmehr gar nicht aufkommen werde, und daß die Bildung, die er ihr gegeben, ihrem Talent den größten Schaden gethan habe. Aber Sie kennen die Bornstedt, sie ruhte nicht, bis sie unter Hunderten

---

Stiftspension von 100 Thalern und kehrte 1857 nach Berlin zurück, wo ihr Großonkel, Alex. von Humboldt, sich ihrer freundlich annahm. Im Jahre 1858 schrieb sie im Auftrag des Königs über das Gefecht bei Wavre. Durch dieses Buch brachte sie die verkannten Verdienste ihres Vaters in den höchsten Kreisen zur Geltung und zog deren Aufmerksamkeit und Gunst auch auf sich selbst, so daß ihre letzten Jahre ihr reichlich ersetzten, was sie früher an Ansehen glaubte entbehren zu müssen. Sie starb 1870. Ihre Gedichte erlebten 1867 eine zweite Auflage. Zu ihrer Legende von der hl. Katharina (1838) schrieb kein Geringerer als J. v. Görres die Einleitung. Annette behauptet, Louise habe sich förmlich den Prosastil Guido Görres' angeeignet. Vgl. Rosenthal, Konvertitenbilder. I. 484. III. 2, 487.

drei oder vier Gedichte sind, die ganz hübsch waren und sogar eins von eines [illegible] Ehrenwort, wo's als lumpiger Bettler erscheint, was ich wirklich schön fand. Da hatte ihre Seele Ruhe, und sie scheint von allem, was ich gesagt, nur dies behalten zu haben. Halten Sie es ihr aber nicht vor, es würde sie kränken und beschämen, daß ich ihrer Aussage so bestimmt widersprochen. Wenn es mir nicht bald gelingt, nach Münster zu kommen, so wird sie denken, ich wolle nicht, und böse werden, während doch mein Wille hier gar wenig in Betracht kommt.“[1]

Im Anfang der Freundschaft „flatterten fast täglich die duftigsten Rosenblätter von Münster nach Rüschhaus“.[2] Zu einem tieferen ruhigen Verhältnis kam es indes zwischen den beiden so grundverschiedenen Damen niemals, und Annette war froh, daß nach anderthalb Jahren die Freundschaft von seiten der Bornstedt merklich erkaltete und „einen Gang einschlug, wo ihre münstersche Natur besser Schritt halten konnte“.

Gegenseitiger, inniger und dauernder war jedenfalls die Freundschaft mit der jungen Oberregierungsrätin Elisa Rüdiger, der 1812 geborenen Tochter des Barons Leopold v. Hohenhausen. Sowohl die Mutter als die Tante Elisas, Henriette v. Hohenhausen, waren litterarisch thätig gewesen. Das schöne Gedicht Annettens auf den Tod der Tante, welche 1843 starb, redet in einer Weise vom Charakter dieser bescheidenen Dame, daß man gleich erkennen muß, wie Annette sie geachtet und geliebt hat:

[1] Schlüter, Briefe d. d. 13. Dez. 1838.

[2] Zur Charakteristik der Art lassen wir eines der ersten mit seinem eigentümlichen Schluß folgen: „Gnädiges Fräulein! Ob es mir wohl erlaubt sein dürfte, Ihnen einen kleinen Beweis meiner Verehrung und Hochachtung zu geben, indem ich so frei bin, das Leben der hl. Katharina als demütige Verfasserin vertrauensvoll zu übersenden? Und wenn ich als fast ganz Unbekannte zu viel gewagt, so ist es geschehen, weil mir die Worte des Herrn so tief in die Seele geschrieben ‚liebet einander, auf daß ihr Kinder eures himmlischen Vaters seid ꝛc.‘ Mit ganz vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit Louise Fr. von Bornstedt. Münster, 25. XI. 37.“

„Daß dein Erkennen stark und klar,
Auch andre mögen's mit dir teilen,
Doch daß du so gerecht und wahr,
Daß Segen jede deiner Zeilen,
Der Odem, den dein Leben sog,
Der letzte noch, ein Liebeszeichen —
Das, Henriette, stellt dich hoch
Ob andre, die an Geist dir gleichen.

„Du warst die Seltne, die gehorcht
Des Ruhmes lockender Sirene
Und keine Tünche je geborgt
Und keine süßen Taumeltöne:
Die jede Perl' aus ihrem Hort
Vor Gottes Auge erst getragen,
Um ernstes wie um heitres Wort,
Um keines durft' im Tode zagen."[1]

An den Werken Henriettens lobt Annette besonders, daß „sie sich durch sittlich religiöse Richtung und große Gemütlichkeit auszeichnen".[2] Mehr noch als die Tante schrieb und dichtete

---

[1] III. 165. Vgl. auch ebd. 164 das Gedicht: „Wie lieb, o Nähe" an dieselbe Freundin.

[2] Wahrscheinlich wurde Annette erst durch Elise mit der Tante bekannt, denn diese schrieb noch 1839 an die jüngere Dichterin in einem Tone, der nicht gerade eine alte Freundschaft voraussetzt. Der Brief zeigt uns auch in Henriette, der (protestantischen) Stiftsdame, noch einen Rest jener glücklich überwundenen sentimentalen Periode, der Annette wohl kaum ganz zusagte. Man glaubt beim Anblick all der Gedankenstriche das alte Stiftsfräulein reden zu sehen: „Münster 12. 2. 39. Nicht nur die freundliche nachsichtsvolle Beurteilung, welche Sie, teures, hochgeschätztes Fräulein! — meinem kleinen Werkchen (.B. a. d. Gemütsleben ꝛc.') schenkten, — sondern fast noch mehr — das hieraus hervorgehende tiefe Erkennen meiner innersten Gefühle hat mir eine wahre, innige Freude und Befriedigung gegeben und weckte den lebhaften Drang in mir — Sie und Ihre verehrte Frau Mutter (auf welche ich ja — obige Gunst mit ausdehnen darf,) mit einer Reliquie bekannt zu machen, die ich nur denen, welche, wie ich glaube — Sinn dafür haben und sie richtig würdigen möchten — mitteilen kann. Sie dürfen daher — nur sich selbst und dem Blick in Ihr schönes, warmes Gemüt es zuschreiben, also nicht zürnen, wenn ich zu kühn war — indem ich Ihnen hiebei Blätter mitteile, die vor einem halben Jahrhundert geschrieben wurden — und dennoch glaube, daß Sie! — die gefeierte Litteratin und Dichterin neuer Zeit — sie nicht ohne Rührung und Interesse lesen werden. — Es ist nämlich

die Mutter der Oberregierungsrätin, Elisabeth Philippine von Hohenhausen, geborene v. Ochs. Sie hatte sich besonders durch Übersetzungen englischer Werke, so z. B. mehrerer Romane von Walther Scott, verdient gemacht, und somit ein besonderes Recht, in dem kleinen litterarischen Kreise zu sitzen. Die einzige Hohenhausen, welche damals noch nichts geschrieben hatte, war die junge Frau Oberregierungsrätin selbst. Durch Nettchen Ketteler hatte sie sich der Dichterin vorstellen lassen, und „so fand man es schicklich, daß Annette ihr einen Besuch machte“. Dieser hatte wirklich an demselben Abend (11. Dez. 1837) statt, als die Münsteraner infolge der Gefangennahme des Erzbischofs Clemens August zu einem kleinen Aufstand getrieben wurden. „Die drei Frauenzimmer, die Rüdiger, Annette und die Bornstedt saßen eben allein hinter dem Theetisch, und es war schon spät, und die Rüdiger sagte mehreremale: ‚Hören Sie doch, wie das auf den Straßen rennt‘; Annette sagte immer: ‚das ist nichts, irgendwo ein Peter oder dgl.‘ Mit einem Male hören sie von weitem (die Rüdiger wohnte am Ende der Rothenburg

in beikommendem Taschenbuch ein Aufsatz — eigentlich ein Vermächtnis — meiner so frommen als trefflichen sel. Mutter enthalten, welchen sie kurz vor ihrem Tode niederschrieb. — Ich zählte damals kaum 5 Jahre und konnte also erst später einen solchen Verlust recht erkennen lernen, aber stets ist es mir ein wehmütiger Genuß gewesen, — diejenigen, zu denen eine vorzügliche Achtung und Vertrauen mich hinzog -- mit meinem kleinen Heiligtum — bekannt zu machen. Daher hoffe ich, teures Fräulein, sowohl bei Ihnen, als auch bei Ihrer (schon für die unvollkommene Tochter der Schreiberin jenes Nachlasses — so nachsichtig gestimmten) Frau Mutter — Verzeihung über diese kleine — auch an sie mit gerichtete Sendung. Haben wir denn nicht bald Hoffnung, Sie einmal wieder hier zu sehen? Ich sehne mich recht herzlich darnach. Sie sind mir schnell so lieb, so wert geworden, bestes Fräulein! Ihr klarer Verstand, verbunden mit so viele Milde und Seelengüte — thaten mir so wohl, wie ich dies lange nicht empfunden hatte. Nach dem gewöhnlichen Zuschnitt der Lebensformen dürfte ich — zu diesem offenen Geständnis wohl kein Recht haben, aber diese stille Abendstunde reißt mich fort — und es ist eine Stimme in mir — die mich kühn, die mich glauben macht, von Ihnen nicht mißverstanden zu werden und Vergebung — zu erhalten — wo ich hier gefehlt u. s. w. u. s. w. Ihre ganz ergebenste

Henriette Hohenhausen.“

nach Aegidistraße zu) ein furchtbares Hurrageschrei; es kam vom Domhof und Markte; die Damen sprangen ans Fenster und sahen die ganze Rothenburg und Aegidistraße voll Militär mit gezogenen Säbeln, und Annette lief auf der Stelle unten ins Haus, um zu sehen, ob sie jemand finde, der sie fortbrächte. Der Sohn vom Hause war bereit, und sie zog in großer Eile ab, trotz aller Bitten der Rüdiger, die zitterte wie Espenlaub. Durch zahllose Ummwege kam sie endlich bei Ahlers (in der Salzstraße) an und brauchte fast eine halbe Stunde dazu. Sie stellte ihr Licht zurück, lehnte das Fenster an und blieb auf, wie jedermann in jener Nacht."[1]

So ungemütlich sich auf diese Weise der erste Besuch Annettens bei der jungen Rätin gestaltete, wurden beide Damen doch bald recht gute Freundinnen. Später schreibt die Dichterin einmal an Schlüter: „Ich bekomme hier (in Abbenburg) wenig Briefe, doch erhielt ich einen sehr freundlichen von der guten Rüdiger, die ganz froh und stolz ist, Sie jetzt zuweilen bei sich zu sehen. Ich glaube, mein lieber Freund, Sie haben da eine sehr gute Wahl getroffen; diese Frau hat wenig Blendendes, nimmt aber immer mehr ein, durch Verstand, höchst poetischen Sinn und eine unbegrenzte Herzensgüte, sie ist mir allmählich sehr lieb geworden."[2] Fast ebenso äußert sich Schlüter: „Frau Rüdiger redet nicht aus Büchern noch von Hörensagen, sondern aus eigenem Gefühl und eigener Ansicht. Gelehrte Leute dagegen, obgleich sogenannt geistreich, sind oft nur Zwiebeln, deren letzter Kern selbst nur wieder Schale ist, kein Menschenkern, geschweige ein Kernmensch, Gemüt oder Charakter, und gewiß von manchen schönen Geistern gilt dasselbe."

Der persönliche Umgang der beiden dauerte übrigens nicht lange. Abgesehen davon, daß Annette meistens in Rüschhaus und gerade in jenen Jahren viele Wochen des Sommers im Paderbornschen lebte, dann aber auf Jahre nach dem Süden zog, wurde in der ersten Hälfte der vierziger Jahre auch der

---

[1] Vgl. IV. 288. [2] Schlüter, Briefe 134.

münstersche Regierungsrat nach Minden versetzt. „Mann und Frau waren daselbst sehr mißvergnügt und arbeiteten aus allen Kräften, von dort wegzukommen; ihr Haus beschreibt sie [Elise] düster und melancholisch wie einen Kerker; es ist dasselbe, das der Erzbischof bewohnt hat, und sie meint, jetzt bedauere sie den armen Mann erst recht und fühle seine Hypochondrie ordentlich mit.“ [1]

Das schönste Denkmal hat Annette der Frau Rüdiger in dem Namenstagsgedicht „An Elise“ gesetzt, wo sie der jüngeren Freundin gesteht:

„Du weißt es lange wohl, wie wert du mir,
Was sollt' ich es nicht froh und offen tragen,
Ein Lieben, das so frischer Ranken Zier
Um meinen kranken Lebensbaum geschlagen?
Und manchen Abend hab' ich nachgedacht,
In leiser Stunde träumerischem Sinnen,
Wie deinen Morgen, meine nah'nde Nacht
Das Schicksal ließ aus einer Urne rinnen.

Zu alt zur Zwillingsschwester, möchte ich
Mein Töchterchen dich nennen, meinen Sprossen,
Mir ist, als ob mein fliehend Leben sich,
Mein rinnend Blut in deine Brust ergossen.“ [2]

Was Annette hier in Versen sagt, das hat sie in den Briefen wiederholt auch in Prosa versichert, und man darf wohl behaupten, daß keine Frau ihrem Herzen andauernd näher blieb als Elise von Hohenhausen.

Mit Ausnahme Schückings hat aber auch niemand aus dem Freundeskreise der Dichterin so oft über Annette geschrieben und so viel zur Ausbreitung der Kenntnis ihrer poetischen Eigenart gethan wie die Regierungsrätin. Ihrer bescheidenen Art gemäß drängt sie in diesen Mitteilungen ihre Persönlichkeit nie in den Vordergrund, sondern begnügt sich meistens, uns die Freundin in ihrem Stillleben zu zeichnen, wie die Schreiberin selbst es so manchesmal geteilt hatte.

---

[1] IV. 353.

[2] III. 199. — Ein anderes Gedicht an dieselbe siehe ebd. 430.

In dem Jahre, wo die beiden Frauen sich kennen lernten, lebte Annette einsam in Rüschhaus. Die Mutter war seit dem 11. August 1837 nach Meersburg zu Jenny gereist und zwar allein, weil Annette sich diesmal gar zu sehr vor einer so weiten Fahrt gescheut hatte. Kein Wunder also, wenn die neue Freundin der Dichterin von Münster aus recht häufige Besuche machte und ebenfalls sich auf längere oder kürzere Zeit in die Einsamkeit vergrub. Über solche Ausflüge hat sie uns dann die verschiedensten anmutigen Beschreibungen gegeben. „Ein fremder Besuch lernte in Rüschhaus meist nur den untern Empfangssaal kennen. Vertrauten aber wurde das eigentliche Wohnzimmer der Dichterin geöffnet, das sie selbst ihr Schneckenhäuschen nannte und in das sie sich gerne verkroch, wenn drunten unliebsamer Besuch weilte. Es war merkwürdig charakteristisch; klein, schmal, niedrig, lag es im Entresol wie ein Versteck, an dem man auf der breiten Treppe ahnungslos vorüberging, wenn man nicht in seine Geheimnisse eingeweiht war.

„Wie oft war ich tagelang bei ihr in den drei kleinen Zimmern, die nach der Westseite lagen, wo das nahe Wäldchen Schatten bot und der untergehenden Sonne als Staffage diente. Ins Abendrot zu sehen war unser liebstes Vergnügen; fast ebenso gern verweilten wir im Mondenschein bis Mitternacht im Garten, wo Annette Gespenstergeschichten zu erzählen liebte und sich kindisch freute, wenn ein Eulenschrei oder Unkengestöhn die Schauerlichkeit derselben erhöhte. Am meisten plauderten wir jedoch in ihrem Wohnzimmerchen, das so überaus einfach und schmucklos eingerichtet war. Die Schwalben nisteten an den Fenstern und flogen im Zimmer frei umher, als gehöre es zu ihrem Neste... Auf dem großen, schwarzen Sofa pflegte sie mit untergeschlagenen Füßen zu sitzen, um abwechselnd zu träumen, zu dichten und zu schreiben. Wenn ein Besuch zu den Auserwählten ihres engen Kreises gehörte, also die Hausgeister der Behaglichkeit und Zutraulichkeit nicht verscheuchte, blieb sie ihrer kauernden Stellung getreu, und man durfte sich am Fußende des Sofas ebenfalls bequem einrichten, um ein unvergleichliches

Plauderstündchen mit ihr zu feiern. Man mußte immer wieder von neuem mit einem Gemisch von Staunen, Bewunderung, Ergötzen und liebender Verehrung in ihr merkwürdiges Sibyllenantlitz schauen. Schon hatte das nahende Alter seine Netzlinien in die feine Haut gezogen; aber das goldene Haar glänzte noch ohne Silberfäden, und das blaue Nixenauge, das in die Geisterwelt hinüberzusehen schien, hatte noch jugendlichen Glanz."

Ein noch fleißigerer Besucher auf Rüschhaus war in jenen Jahren der Sohn der Jugendfreundin Annettens, Levin Schücking. Als Annette dem jungen Litteraten nach des älteren Schückings Abreise etwa in der zweiten Hälfte 1838 im „Klub" wieder ein erstes Mal seit 1831 begegnet war und ihn in den darauf folgenden Monaten wiederholt gesehen hatte, schrieb sie im Dezember desselben Jahres an ihre Schwester Jenny: „Levin Schücking mußt du kennen, da er schon früher mit dem Vikarius Specht in Rüschhaus gewesen ist. Sein Vater ist nach der Mutter Tode seines Amtes entsetzt und nach mancherlei Drangsalen endlich nach Amerika gegangen. Levin ist in Münster geblieben und ernährt sich durch Unterricht im Englischen und Schriftstellerei. — Mit letzterer ließ es sich anfangs schlecht an, da seine Gedichte sich keineswegs auszeichnen, und seine dramatischen Produkte noch weniger; jetzt aber hat er sich seit einem Jahre in das kritische Fach geworfen, worin er viel Beifall findet und viel Geld verdient, da alle dergleichen Zeitschriften ihn zum Mitarbeiter haben wollen und stark bezahlen. Er hat ohne Zweifel das feinste Urteil in unserem kleinen Klub, und es ist seltsam, wie jemand so scharf und richtig urteilen und selbst mittelmäßig schreiben kann. Er erinnert mich oft an Schlegel, ist sehr geistreich und überaus gefällig, aber doch so eitel, aufgeblasen und lapsig, daß es mir schwer wird, billig gegen ihn zu sein. Er soll sehr moralisch gut und so gelehrt sein, wie nicht leicht jemand seines Alters; denn er ist erst in den zwanzigern."[1]

Also noch gegen Ende 1838 war der Verkehr kein besonders

[1] Allg. Zeitung a. a. O. 1234.

reger, und „eine besondere Vorliebe für Schücking spricht nicht gerade aus diesen Worten". Man begegnete sich eben im „Klub", und erst nachdem Annette gelernt hatte, „billig gegen ihn zu sein", wird bei ihr das alte Interesse an dem Sohn der Freundin erwacht und ein regerer Verkehr eingetreten sein. Schücking erzählt seinerseits: „Es lagen sieben Jahre dazwischen, daß ich nicht in Rüschhaus gewesen; Annette war, wie mir schien, nur wenig älter geworden und sah viel gesunder und stärker aus. Aber älter war ich geworden, alt genug, um, wenn nicht die ganze geistige Bedeutung dieser seltenen, ja einzigen Natur zu erkennen, doch sie zu ahnen und davon nachhaltig gefesselt zu werden. Ich ging jetzt sehr oft zu ihr hinaus; es wurde dazu ein Wochentag festgesetzt, den ich mir von meinen Stunden frei machte; und so wurde ich bald, da sie mit der Mutter oder auch ganz allein auf dem einsamen Landsitz wohnte und höchst selten in die Stadt kam, ihr Hauptvermittler mit der Stadt und auch einem guten Teil ihrer Welt. Obwohl sie mir nicht viel mehr als ein kritisches Talent zutraute, nahm sie herzlichen Anteil an meinen Arbeiten und setzte auch ihre Verbindungen in Bewegung, mir den Eintritt in irgend eine Laufbahn im Staatsdienst zu verschaffen — aber ach, die Verbindungen des einsamen Landfräuleins reichten nicht weit, und ich freute mich im stillen der Erfolglosigkeit . . . Sie hatte damals vier erzählende Gedichte geschrieben, von denen sie das erste, als eine romantische Jugendarbeit, verworfen, die drei letzten nebst einigen wenigen lyrischen Gedichten in einer münsterschen Verlagshandlung ohne ihren Namen hatte erscheinen lassen, nachdem über das Passende eines solchen Schrittes für ein adeliges Fräulein viel Verhandelns mit der Mutter gewesen. In der Chat blieben diese Gedichte vollständig unbeachtet. Nun wurde ihr mannigfach zugesprochen, ihre Gabe in anderer Weise, namentlich in Prosa, zu versuchen; aber da die Lust am Schaffen bei ihr nicht die Energie hatte, sie aus dem angenehmeren Träumen zur Chat zu führen, so blieb es eben dabei."[1]

[1] Lebenserinnerungen I. 114.

Plauderstündchen mit ihr zu feiern. Man mußte immer wieder von neuem mit einem Gemisch von Staunen, Bewunderung, Ergötzen und liebender Verehrung in ihr merkwürdiges Sibyllenantlitz schauen. Schon hatte das nahende Alter seine Netzlinien in die feine Haut gezogen; aber das goldene Haar glänzte noch ohne Silberfäden, und das blaue Nixenauge, das in die Geisterwelt hinüberzusehen schien, hatte noch jugendlichen Glanz."

Ein noch fleißigerer Besucher auf Rüschhaus war in jenen Jahren der Sohn der Jugendfreundin Annettens, Levin Schücking. Als Annette dem jungen Litteraten nach des älteren Schückings Abreise etwa in der zweiten Hälfte 1838 im „Klub" wieder ein erstes Mal seit 1831 begegnet war und ihn in den darauf folgenden Monaten wiederholt gesehen hatte, schrieb sie im Dezember desselben Jahres an ihre Schwester Jenny: „Levin Schücking mußt du kennen, da er schon früher mit dem Vikarius Specht in Rüschhaus gewesen ist. Sein Vater ist nach der Mutter Tode seines Amtes entsetzt und nach mancherlei Drangsalen endlich nach Amerika gegangen. Levin ist in Münster geblieben und ernährt sich durch Unterricht im Englischen und Schriftstellerei. — Mit letzterer ließ es sich anfangs schlecht an, da seine Gedichte sich keineswegs auszeichnen, und seine dramatischen Produkte noch weniger; jetzt aber hat er sich seit einem Jahre in das kritische Fach geworfen, worin er viel Beifall findet und viel Geld verdient, da alle dergleichen Zeitschriften ihn zum Mitarbeiter haben wollen und stark bezahlen. Er hat ohne Zweifel das feinste Urteil in unserem kleinen Klub, und es ist seltsam, wie jemand so scharf und richtig urteilen und selbst mittelmäßig schreiben kann. Er erinnert mich oft an Schlegel, ist sehr geistreich und überaus gefällig, aber doch so eitel, aufgeblasen und lapsig, daß es mir schwer wird, billig gegen ihn zu sein. Er soll sehr moralisch gut und so gelehrt sein, wie nicht leicht jemand seines Alters; denn er ist erst in den zwanzigern."[1]

Also noch gegen Ende 1838 war der Verkehr kein besonders

[1] Allg. Zeitung a. a. O. 1234.

reger, und „eine besondere Vorliebe für Schücking spricht nicht gerade aus diesen Worten". Man begegnete sich eben im „Klub", und erst nachdem Annette gelernt hatte, „billig gegen ihn zu sein", wird bei ihr das alte Interesse an dem Sohn der Freundin erwacht und ein regerer Verkehr eingetreten sein. Schücking erzählt seinerseits: „Es lagen sieben Jahre dazwischen, daß ich nicht in Rüschhaus gewesen; Annette war, wie mir schien, nur wenig älter geworden und sah viel gesunder und stärker aus. Aber älter war ich geworden, alt genug, um, wenn nicht die ganze geistige Bedeutung dieser seltenen, ja einzigen Natur zu erkennen, doch sie zu ahnen und davon nachhaltig gefesselt zu werden. Ich ging jetzt sehr oft zu ihr hinaus; es wurde dazu ein Wochentag festgesetzt, den ich mir von meinen Stunden frei machte; und so wurde ich bald, da sie mit der Mutter oder auch ganz allein auf dem einsamen Landsitz wohnte und höchst selten in die Stadt kam, ihr Hauptvermittler mit der Stadt und auch einem guten Teil ihrer Welt. Obwohl sie mir nicht viel mehr als ein kritisches Talent zutraute, nahm sie herzlichen Anteil an meinen Arbeiten und setzte auch ihre Verbindungen in Bewegung, mir den Eintritt in irgend eine Laufbahn im Staatsdienst zu verschaffen — aber ach, die Verbindungen des einsamen Landfräuleins reichten nicht weit, und ich freute mich im stillen der Erfolglosigkeit . . . Sie hatte damals vier erzählende Gedichte geschrieben, von denen sie das erste, als eine romantische Jugendarbeit, verworfen, die drei letzten nebst einigen wenigen lyrischen Gedichten in einer münsterschen Verlagshandlung ohne ihren Namen hatte erscheinen lassen, nachdem über das Passende eines solchen Schrittes für ein adeliges Fräulein viel Verhandelns mit der Mutter gewesen. In der Chat blieben diese Gedichte vollständig unbeachtet. Nun wurde ihr mannigfach zugesprochen, ihre Gabe in anderer Weise, namentlich in Prosa, zu versuchen; aber da die Lust am Schaffen bei ihr nicht die Energie hatte, sie aus dem angenehmeren Träumen zur Chat zu führen, so blieb es eben dabei."[1]

[1] Lebenserinnerungen I. 114.

„Wovon aber niemals zwischen uns die Rede war, das ist der religiöse Glaube oder gar kirchliche Fragen. Annette klammerte sich, wie ihr ‚Geistliches Jahr‘ beweist, mit einer krankhaften Seelenangst vor den schwindelerregenden Abgründen, die die Skepsis vor uns aufreißt, an den kirchlichen Glauben an, weil sie seiner bedürfe, und war überzeugt, daß die Welt seiner bedürfe. Aber sie scheute es, dem Glaubensstoff selber mit forschenden Blicken und kritischen Augen nahe zu treten; sie sprach nicht davon, sie ließ es ruhig zu, daß ich mich damals (1838) in Strauß' Leben Jesu vertiefte, sie ließ jedem seine Meinung; solange diese nur mit Pietät gegen den Glauben der Väter sich vertrug — so lange war ihr Jude, Türke und Christ völlig gleich und jedes religiöse Thema ein noli me tangere. Auch hat sie sich nie auch nur eine Minute lang einer Sorge um mein Schicksal in der andern Welt hingegeben — weit mehr der um mein Schicksal in dieser und um meine Unbekümmertheit, was die Erringung irgend einer Stellung, das Eintreten in irgend eine bestimmte Lebensbahn anging.“ [1]

Es ist freilich wahr, daß Annette mit Andersgläubigen wie Adele Schopenhauer, Elise Rüdiger und besonders Amalie Hassenpflug äußerst freundschaftlich verkehrte, wie das der beste Katholik im richtigen Verständnis religiöser Toleranz ja bei Gelegenheit nicht anders halten wird. Auch ist richtig, daß die Dichterin sich nicht bloß nicht für berufen erachtete, durch unzeitiges Disputieren ihren andersdenkenden Bekannten die eigene Überzeugung beizubringen, sondern daß sie auch alles vermied, was sie selbst bei ihrer ängstlichen Richtung hätte verwirren können. Daß aber ihr Vermeiden religiöser Gespräche mit Andersgläubigen nicht einer gewissen Indifferenz zuzuschreiben ist, wie man aus Schückings Worten vielleicht abnehmen könnte, das erhellt aus vielen, vielen Gedichten der zweiten Hälfte des „Geistlichen Jahres“, wo sie für die Irrenden um Licht und Gnade fleht. Wie schön spricht sich z. B. ihre Ansicht über die Frage „Wer

[1] Lebenserinnerungen I. 159 f.

ist mein Nächster?" in dem Gedicht am 14. Sonntag nach Pfingsten aus:

„Und wenn an deines Tempels Thor
Steht einer einsam, ausgeschlossen,
Des Thränen doch vor Gott geflossen,
Des Seufzer doch erreicht sein Ohr:
Dem magst du deine Rechte reichen
Und deuten aufwärts nach dem Blau,
Wo allen glühn der Sterne Zeichen,
Für alle sinkt der milde Tau."

Was aber nun Schücking selbst betrifft, so mag für die erste Jugendzeit des Studenten kein Grund zu Besorgnissen nach dieser Richtung vorgelegen haben; als dann aber nach manchem Jahr der Trennung Schücking ihr als junger Mann wieder nahetrat, so wird sie wohl im Recht gewesen sein, sich besonders ihm gegenüber streng auf der Defensive zu halten, da seine ganze Geistesrichtung nicht darnach angethan war, gerade von ihr religiöse Belehrung annehmen zu können. Hatte doch der hiezu viel geeignetere Professor Schlüter seine ganze Ohnmacht in diesem Punkte fühlen müssen.[1] Aber wer versichert Schücking, daß nicht auch die Sorge „um sein Schicksal" der Dichterin jene Worte erpreßt:

„O du, dem Wurmes Zucken selbst bewußt,
Hilf mir und jenen auch, die todumfangen!
Sei gnädig, leg an ihr verknorpelt Herz
Des Leidens Moxa, daß es lebt in Schmerz;
Ach, Herr, sie wußten nicht, was sie begangen."[2]

Ein anderes Moment, das für das Verhältnis Annettens zu Schücking von allergrößter Bedeutung wurde, lernen wir erst aus einer Bemerkung der Tochter Schückings in der Einleitung zu dem Briefwechsel der beiden kennen. Dort heißt es (S. VI): „Unterdessen . . . hatte das Verhältnis zwischen ihnen eine Vertiefung erfahren, die ihm von da an seinen charakteristischen

---

[1] Vgl. Lebenserinnerungen I. 109.

[2] Vgl. I. 2. S. 230. Vgl. ebenso das schöne und ergreifende Gebet für die Ungläubigen. S. 231 ff.

Zug verlieh. Annette erfuhr von einer Liebesneigung ihres Freundes zu einer anmutigen jungen Frau. Nach ihrer ganzen Lebensanschauung, ihrer hohen Auffassung der Ehe mußte sie diese Neigung als eine schwere sittliche Gefahr für ihn betrachten. Ihrem Einfluß gelang es denn auch, die beiden jungen Menschen allmählich in die Bahn einer gehaltenen, reinen Freundschaftsempfindung hinüberzuführen. Dabei hatte sie zum erstenmal den mütterlichen Ton angeschlagen, der fortan in ihrem Verkehr weiterklang, und ein Spiel der Natur trug dazu bei, die mütterliche Beraterin ihrem jungen Genossen besonders teuer zu machen: sie glich im Äußeren sehr seiner verstorbenen Mutter."

Die Entdeckung dieser, jedenfalls nicht sehr überraschenden Ähnlichkeit Annettens mit seiner Mutter hatte zuerst Schücking gemacht, die Dichterin ging aber bereitwillig darauf ein und fand nun ihrerseits, daß Schücking ihr selbst gleiche. So sagt sie in dem Gedicht: „An Levin Schücking":

„Blick in mein Auge — ist es nicht das deine?
Ist nicht mein Zürnen selber deinem gleich?
Du lächelst -- und das Lächeln ist das meine,
An gleicher Lust und gleichem Sinnen reich;
Worüber alle Lippen freundlich scherzen,
Wir fühlen heil'ger es im eignen Herzen."

Was Annette ernstlich als etwas Heiliges bei dieser Ähnlichkeit fühlte, war eine Art mütterlicher Sorge und Verantwortlichkeit für Schücking, die ihr wie ein geistiges Vermächtnis beim Tode Katharinas überkommen war. Sie betrachtete die Sorge um den Sohn der Freundin als eine Art Gewissensaufgabe. Unter diesen Umständen stellten sich Benennungen wie „Mütterchen", „lieber Junge" und „liebes Herz" gleichsam von selbst ein, denen sich dann im Laufe der Bekanntschaft humoristische Bezeichnungen wie „kleines Pferdchen", „alter Philister", „Schlingel", „Schimmelchen" u. s. w. anschlossen, welche mehr das

[1] Auch an anderen Stellen der Werke Annettens finden sich Anspielungen auf dieses Naturspiel. (Vgl. z. B. Schücking, Briefe. S. 20, 333.)

Kameradschaftliche des eigentümlichen Verhältnisses der beiden zu einander zum Ausdruck bringen.

Schücking behauptet noch mehrere Jahre später, „er habe mit Empfindungen, die sich über sich selber nicht ganz klar gewesen seien, in das große und leuchtende Auge der besten Freundin geblickt, die er im Leben gefunden habe“. In seinem Erstlingsromane ‚Eine dunkle That‘, an dem Annette mitgearbeitet hatte, läßt er das Stiftsfräulein ihrem jungen Schützling sagen (S. 137): „Ich will Sie wie einen Bruder lieb haben; ich will jemand haben, für den ich sorgen kann wie ein Weib, an dem ich eine geistige Stütze habe, denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus; meine Gedanken gehen darüber hinaus und bewegen sich in einem Felde, das nur Sie auch betreten; aber wenn ich auch so gedankenarm wäre wie meine Köchin — es wäre doch dasselbe, ich will jemand haben, dem ich, wie einem geduldigen Kamele, alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang zu pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten in mir ist und übersprudelt! . . . Aber wenn Sie deshalb glauben oder jemals sich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Thörin und würfe mich Ihnen an den Hals, so sind Sie nicht nur ein eitler Geck, sondern Sie sind etwas Schlimmeres: ein verdorbener Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältnis keinen Begriff hat.“

Gab Annette dem jüngeren Freunde in der Angelegenheit seiner Liebesirrung ein Zeichen ihrer mütterlichen Sorge, so that sie ein Gleiches durch den wiederholten Versuch, ihm eine feste Lebensstellung zu gewinnen. Immerhin leitete sie möglicherweise auch hierbei der Gedanke, den jungen Mann durch Entfernung von Münster jeder erneuten Gefahr zu entrücken. Diese Bemühungen um die Versorgung Levins waren für Annette nicht immer so leicht, wie dieser in seiner Art davon zu reden vermuten lassen könnte. Selbst einer Freundin wie Amalie Hassenpflug gegenüber wird es ihr hart genug. „Ich schreibe dir [1. Juli 1839] in einer höchst gedrückten Stimmung, Male, denn ich *soll* etwas thun — und *will* es nun endlich auch, —

Zug verlieh. Annette erfuhr von einer Liebesneigung ihres Freundes zu einer anmutigen jungen Frau. Nach ihrer ganzen Lebensanschauung, ihrer hohen Auffassung der Ehe mußte sie diese Neigung als eine schwere sittliche Gefahr für ihn betrachten. Ihrem Einfluß gelang es denn auch, die beiden jungen Menschen allmählich in die Bahn einer gehaltenen, reinen Freundschaftsempfindung hinüberzuführen. Dabei hatte sie zum erstenmal den mütterlichen Ton angeschlagen, der fortan in ihrem Verkehr weiterklang, und ein Spiel der Natur trug dazu bei, die mütterliche Beraterin ihrem jungen Genossen besonders teuer zu machen: sie glich im Äußeren sehr seiner verstorbenen Mutter."

Die Entdeckung dieser, jedenfalls nicht sehr überraschenden Ähnlichkeit Annettens mit seiner Mutter hatte zuerst Schücking gemacht, die Dichterin ging aber bereitwillig darauf ein und fand nun ihrerseits, daß Schücking ihr selbst gleiche. So sagt sie in dem Gedicht: „An Levin Schücking":

„Blick in mein Auge — ist es nicht das deine?
Ist nicht mein Zürnen selber deinem gleich?
Du lächelst -- und das Lächeln ist das meine,
An gleicher Lust und gleichem Sinnen reich;
Worüber alle Lippen freundlich scherzen,
Wir fühlen heil'ger es im eignen Herzen."

Was Annette ernstlich als etwas Heiliges bei dieser Ähnlichkeit fühlte, war eine Art mütterlicher Sorge und Verantwortlichkeit für Schücking, die ihr wie ein geistiges Vermächtnis beim Tode Katharinas überkommen war. Sie betrachtete die Sorge um den Sohn der Freundin als eine Art Gewissensaufgabe. Unter diesen Umständen stellten sich Benennungen wie „Mütterchen", „lieber Junge" und „liebes Herz" gleichsam von selbst ein, denen sich dann im Laufe der Bekanntschaft humoristische Bezeichnungen wie „kleines Pferdchen", „alter Philister", „Schlingel", „Schimmelchen" u. s. w. anschlossen, welche mehr das

[1] Auch an anderen Stellen der Werke Annettens finden sich Anspielungen auf dieses Naturspiel. (Vgl. z. B. Schücking, Briefe. S. 20, 353.)

Kameradschaftliche des eigentümlichen Verhältnisses der beiden zu einander zum Ausdruck bringen.

Schücking behauptet noch mehrere Jahre später, „er habe mit Empfindungen, die sich über sich selber nicht ganz klar gewesen seien, in das große und leuchtende Auge der besten Freundin geblickt, die er im Leben gefunden habe“. In seinem Erstlingsromane ‚Eine dunkle That‘, an dem Annette mitgearbeitet hatte, läßt er das Stiftsfräulein ihrem jungen Schützling sagen (S. 137): „Ich will Sie wie einen Bruder lieb haben; ich will jemand haben, für den ich sorgen kann wie ein Weib, an dem ich eine geistige Stütze habe, denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus; meine Gedanken gehen darüber hinaus und bewegen sich in einem Felde, das nur Sie auch betreten; aber wenn ich auch so gedankenarm wäre wie meine Köchin — es wäre doch dasselbe, ich will jemand haben, dem ich, wie einem geduldigen Kamele, alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang zu pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten in mir ist und übersprudelt! . . . Aber wenn Sie deshalb glauben oder jemals sich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Thörin und würfe mich Ihnen an den Hals, so sind Sie nicht nur ein eitler Geck, sondern Sie sind etwas Schlimmeres: ein verdorbener Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältnis keinen Begriff hat.“

Gab Annette dem jüngeren Freunde in der Angelegenheit seiner Liebesirrung ein Zeichen ihrer mütterlichen Sorge, so that sie ein Gleiches durch den wiederholten Versuch, ihm eine feste Lebensstellung zu gewinnen. Immerhin leitete sie möglicherweise auch hierbei der Gedanke, den jungen Mann durch Entfernung von Münster jeder erneuten Gefahr zu entrücken. Diese Bemühungen um die Versorgung Levins waren für Annette nicht immer so leicht, wie dieser in seiner Art davon zu reden vermuten lassen könnte. Selbst einer Freundin wie Amalie Hassenpflug gegenüber wird es ihr hart genug. „Ich schreibe dir [1. Juli 1839] in einer höchst gedrückten Stimmung, Male, denn ich *soll* etwas thun — und *will* es nun endlich auch, —

was mir in sich selbst überaus zuwider ist. Ich soll jemanden empfehlen, und zwar bei deinem Bruder, nicht zu einem Amte, — dazu hätten mich keine zehn Pferde gezogen — sondern zu einer Stelle als Privatsekretär, wenn, was der Himmel gebe, noch eine solche vakant ist. Ich bin gewiß, daß dein Bruder jetzt von allen Seiten angegangen wird, ich bin auch gewiß, daß ihm dieses ein Gefühl von Ungeduld, ja selbst von Mißachtung geben muß, und du fühlst, wie schwer es mir wird, mich einem Manne gegenüber, den ich achte, selber so zu stellen. Doch — ich kann nicht anders; abschlagen wäre hier meinerseits der grausamste Egoismus. Wie wenig mich persönliche Neigung hierbei treibt, weißt du sogleich, wenn ich dir sage, daß Levin Schücking das hier in Rede stehende Subjekt ist. Wie seine Persönlichkeit ist, kannst du in einigen meiner früheren Briefe nachlesen, wo ich gesagt habe, wie leid es mir sei, für einen Menschen, der im Grunde so vortreffliche Eigenschaften habe, und den alle seine Freunde so sehr liebten, durchaus kein eigentliches Wohlwollen fassen zu können, weil das Eitle und Zuversichtliche in seinem Wesen mich immer wieder zurückstoße, wenn das Erfahren einer recht noblen und ehrenwerten Handlung von ihm mich auch noch so günstig gestimmt habe. Ich habe dir gesagt, wie hoch alle seine ehemaligen Mitschüler und Universitätsfreunde seine Kenntnisse anschlagen (ob juristische oder sonstige, weiß ich zwar wirklich nicht und habe in diesem Augenblick keine Gelegenheit, mich darnach zu erkundigen), wie die Strengsten seine Moralität rühmen, wie vortrefflich er sich gegen seine unglückliche Mutter benommen hat, und wie er noch jetzt, wo er vom Unterricht in der englischen und französischen Sprache leben muß, sich jeden Heller abdarbt, um seine kleinen Geschwister zu unterstützen. Daß er trotz einem kleinen Anstrich vom Gecken einen scharfen, klaren Verstand hat, und trotzdem, daß man ihn nach seinem zierlichen Äußeren für einen geborenen Courmacher halten sollte, doch im Grunde niemand in der Welt weniger daran denkt, habe ich dir auch schon früher gesagt; — kurz, ich habe dir eigentlich alles Nötige schon gesagt und bin

froh darüber. Thue mir die Liebe, Male, und schreib deinem Bruder darüber, aber gleich auf der Stelle, denn solchen Plätzen geht es wie reichen Bräuten, man muß früh bei der Hand sein — hörst du! Thu mir die Liebe und schreib sogleich, noch diesen Abend; schreib alles, was ich dir jetzt und auch schon früher geschrieben habe; du weißt, es ist dasselbe, und ich habe es jetzt nur mehr zusammengedrängt, zur besseren Übersicht. Du hilfst vielleicht einem Menschen zu einer kleinen Versorgung, der jeden erübrigten Groschen auf eine Art anwenden wird, die man achten muß. Zur Sekretärstelle macht ihn vorzüglich fähig eine gute Handschrift, seine Fertigkeit in der englischen und französischen Sprache, seine Rechtlichkeit und, obwohl er über Kunstgegenstände ꝛc. oft lauter wird, als es mir gefällt, doch übrigens eine Verschwiegenheit, die an Verschlossenheit grenzt. — Hat er nun wirklich die bedeutenden Kenntnisse, die ihm allgemein zugeschrieben werden, so könnte es ja auch wohl kommen, daß er späterhin zu etwas Besserem tauglich gefunden würde; — wo nicht — nun so ist er doch wenigstens aus der Not und wird seiner Stelle keine Schande machen. Das bißchen hochmütige Wesen wird sich unter deines Bruders Augen in der schnellsten Schnelligkeit verlieren, des bin ich gewiß; wahrscheinlich kommt er gar nicht damit zum Vorschein, doch mußt du diese Schattenseiten auch anführen; denn ich mag mit keiner Art Hehlerei zu thun haben, was übrigens auch beim Ludwig vergebens wäre, dessen Augen wohl finden können, was auch nicht vor den Tag kommt."[1]

Annette sah sich leider in ihrer Hoffnung auf die Sekretärstelle getäuscht, aber ihre Sorge erlahmte darum nicht; sie versuchte noch mehrmals, besonders durch den Onkel August von Haxthausen, Schücking als Verwalter auf den gräflich Stolbergschen Gütern[2] in eine sichere Lebensstellung zu bringen oder ihm, wie er selbst sagt, „den Eintritt in irgend eine Laufbahn

---

[1] Vgl. Allg. Zeitung a. a. O. S. 1234. — Hüffer, S. 193 ff.

[2] Vgl. über spätere Bemühungen in dieser Angelegenheit Schücking, Briefe. S. 127.

im Staatsdienste zu verschaffen“. Alle solche Versuche blieben indes ebenfalls erfolglos. Eine bestimmte Aussicht bot einzig der Gedanke des Freiherrn von Laßberg, Schücking auf seiner Bibliothek, insbesondere für die Ordnung und Verzeichnung der provenzalischen Handschriften zu beschäftigen. Aber auch die Verwirklichung dieses Planes mußte immer wieder hinausgeschoben und inzwischen anderweite Mittel beschafft werden.

Dieses Mißlingen aller Zukunftspläne schien aber den in erster Linie davon Betroffenen am wenigsten zu kümmern. „Ich lebte wohlgemut in die Zukunft hinein, mit Selbstvergessenheit dem objektiven Stoff, der mich beschäftigte, hingegeben mit jenem Mangel — oder mit jenem Übermaß? — an Ichsucht eines richtigen Westfalen, der von der Welt nichts verlangt, aber auch nicht von ihr gestört sein will . . . Einmal in der Woche kam die alte Botenfrau und brachte einen Brief, ein Paket mit durchgelesenen Büchern von Annette von Droste, worauf ich durch eine Sendung von neuen antwortete; einmal in jeder Woche auch, am Dienstage, wanderte ich nach Tisch zu ihr hinaus, über Ackerkämpe, kleine Heiden und durch ein Gehölz, an dessen Ende ich oft ihre zierliche kleine Gestalt wahrnahm, wie sie ihre blonden Locken ohne Kopfbedeckung dem Spiel der Winde überließ, auf einer alten Holzbank saß und mit ihrem Fernrohr nach dem Kommenden ausblickte. Ich wurde dann zunächst in ihrem Entresolzimmerchen mit dem klassischen westfälischen Kaffee gelabt, ein Teller mit Obst stand immer im Sommer und Herbst daneben — eine kleine Streiferei in der nächsten buschreichen Umgebung des Hauses wurde dann gemacht; zu dem ihrem Bruder gehörenden alten Hause Schenking z. B., wo von der Pächterin ein frisches Gänseei requiriert wurde, das Annette mit einem verwegen starken Zusatz von Zucker zu einem vortrefflichen Creme verarbeitete und das verzehrt wurde im Schatten irgend einer alten Wallhecke oder Eichengruppe. Sie führte dabei zumeist ihren leichten Berghammer bei sich, und wir kehrten selten heim, ohne daß mir alle Taschen von allerlei Kieseln und Feuersteinen und andern Raritäten gestarrt

hätten — aber ich erinnere mich nicht, daß eines dieser kostbaren Dinge je zu etwas anderem gedient hätte, als später genauer gemustert und wieder zum Fenster hinausgeworfen zu werden. Wenn schlechtes Wetter oder gar Winterschnee diese Streifereien unmöglich machten, flossen die Stunden darum nicht minder mit Windeseile vorüber, verplaudert in dem stillen Stübchen, das Annette ihr ‚Schneckenhäuschen‘ nannte und das so bürgerlich schlicht eingerichtet war wie möglich ... Es wurde bei unseren Plaudereien Abend, es wurde Nacht, und nun wiederholte sich oft ein Phänomen, welches etwas vom Reiz des Spukhaften hatte. Unter dem Zimmer von Annette befand sich das Gesindezimmer, worin in den Abendstunden die Beschließerin und die Hausmagd ihre Spinnräder drehten, während Hermann, der Knecht, und Crimm, der schwarze, zottige Hausköter, ihnen Gesellschaft leisteten. Das Schnurren der Räder, das Wechseln der Stimmen war den ganzen Abend hindurch in dem darüber liegenden Zimmer deutlich vernehmbar. Gegen sieben Uhr verstummte es, die Leute nahmen ihre Abendmahlzeit ein und rüsteten sich dann, zur Ruhe zu gehen — aber seltsam, wenn sie längst sich zurückgezogen hatten, wenn nach und nach eine immer tiefere Stille, ein lautloses Schweigen in die Räume eingezogen war, begann das Räderschnurren, das dumpfe Stimmenwechseln von neuem — zumeist von uns unbeachtet, weil eben das Geräusch ein so gewohntes, vertrautes war, bis die Seltsamkeit der Erscheinung plötzlich dem einen oder anderen von uns auffiel, auch wohl eine da unten vorgenommene Untersuchung alles wieder totenstill machte und uns unsere ‚Gehörhallucination‘ zeigte.“[1]

Annette selbst faßte die Besuche Schückings nicht ganz so poetisch auf. Sie schreibt darüber ihrem Onkel August: „Daß du dir so viele obgleich vergebliche Mühe gegeben für Levin Schücking, dafür danke ich dir herzlich. Der arme Schelm dauert mich sehr und fängt jetzt auch an, körperlich unter seiner

---

[1] Lebenserinnerungen. I. 166 ff.

Lage zu erliegen; mit Stunden[geben] hat es keine Art, da niemand Englisch lernen will und für das Französische mehrere geborene Franzosen da sind, die man natürlich vorzieht; so muß er, gesund oder krank, auf Leben und Tod schriftstellern. Er kommt jede Woche hier so in Schweiß gebadet und abgehetzt an, als ob er 10 Stunden gemacht hätte. Es ist traurig, ein gutes Talent und gute Gesundheit so unter seinen Augen verkümmern zu sehen. — Denk doch an ihn, wenn dir etwas Passendes in den Weg läuft, ich bitte darum."[1]

Im Frühsommer 1839 war eines Abends große Erwartung im litterarischen Klub. Eine Berühmtheit stand in Aussicht. Auf Anregung des Buchhändlers Langewiesche kam von Barmen, wo er in einem Handelshause beschäftigt war, der Dichter Ferdinand Freiligrath nach Westfalen, um das Land zu durchstreifen und es dann in einem illustrierten Buche zu beschreiben. Es war damals die Zeit der „malerischen und romantischen" Bücher über die einzelnen Provinzen Deutschlands. Der am 17. Juni 1810 in Detmold geborene Dichter stand noch im frischesten Glanze seiner jungen Berühmtheit. Als „ein merkwürdig offen und gutmütig aussehender, wohlgenährter junger Mann" trat er eines Tages im Sommer 1839 in L. Schückings Zimmer, und die beiden Litteraten schlossen rasch Freundschaft und schweiften die schönen Tage über in Gesellschaft des Malers C. Schlickum durch das Land. Über Freiligraths Besuch in Münster schreibt Annette ihrer Schwester: „. . . Freiligrath, der neulich in Münster war, ließ mir sagen — doch ich will es dir umständlich erzählen. Freiligrath war denn in Münster und erhielt durch Schücking eine Einladung in unser Kränzchen. Ich war den Tag dunsch[2] und wollte nicht kommen; Freiligrath ließ auch absagen und machte statt dessen sich einen lustigen Abend mit einigen jungen Leuten. Am andern Tage kam Schücking ganz affairiert und geheimnisvoll zu mir, mir tausend Grüße von Freiligrath zu bringen; ‚er lasse mir sagen, meine

[1] IV. 298. [2] Vielleicht dämsch, dämpsch, dämsk soviel als engbrüstig, asthmatisch.

Gedichte seien wunderschön, und er hätte viel darum gegeben, mich kennen zu lernen; nun ich aber absagen lassen, möge der Henker das ganze Kränzchen holen.' Ich freue mich, ihn nicht gesehen zu haben; er muß ein kompletter Esel sein. So ein Ladenschwengel braucht wahrhaftig nicht zu thun, als ob unser Kränzchen ihm die Schweine hüten müßte. Sein schneller und gigantischer Ruhm hat ihn ganz rapplicht gemacht. Wer weiß doch auch bei euch von ihm? Hier in Norddeutschland sind die Leute ganz wie betrunken von seinen Gedichten; schön sind sie auch, aber wüst." [1]

Einige Tage nach diesem Brief reiste Annette in Begleitung ihrer Mutter und des Onkels Fritz nach Abbenburg.

---

[1] Brief vom 7. Juni 1839. Vgl. Hüffer 196 f.

Lage zu erliegen; mit Stunden[geben] hat es keine Art, da niemand Englisch lernen will und für das Französische mehrere geborene Franzosen da sind, die man natürlich vorzieht; so muß er, gesund oder krank, auf Leben und Tod schriftstellern. Er kommt jede Woche hier so in Schweiß gebadet und abgehetzt an, als ob er 10 Stunden gemacht hätte. Es ist traurig, ein gutes Talent und gute Gesundheit so unter seinen Augen verkümmern zu sehen. — Denk doch an ihn, wenn dir etwas Passendes in den Weg läuft, ich bitte darum."[1]

Im Frühsommer 1839 war eines Abends große Erwartung im litterarischen Klub. Eine Berühmtheit stand in Aussicht. Auf Anregung des Buchhändlers Langewiesche kam von Barmen, wo er in einem Handelshause beschäftigt war, der Dichter Ferdinand Freiligrath nach Westfalen, um das Land zu durchstreifen und es dann in einem illustrierten Buche zu beschreiben. Es war damals die Zeit der „malerischen und romantischen" Bücher über die einzelnen Provinzen Deutschlands. Der am 17. Juni 1810 in Detmold geborene Dichter stand noch im frischesten Glanze seiner jungen Berühmtheit. Als „ein merkwürdig offen und gutmütig aussehender, wohlgenährter junger Mann" trat er eines Tages im Sommer 1839 in L. Schückings Zimmer, und die beiden Litteraten schlossen rasch Freundschaft und schweiften die schönen Tage über in Gesellschaft des Malers C. Schlickum durch das Land. Über Freiligraths Besuch in Münster schreibt Annette ihrer Schwester: „. . . Freiligrath, der neulich in Münster war, ließ mir sagen — doch ich will es dir umständlich erzählen. Freiligrath war denn in Münster und erhielt durch Schücking eine Einladung in unser Kränzchen. Ich war den Tag dunsch[2] und wollte nicht kommen; Freiligrath ließ auch absagen und machte statt dessen sich einen lustigen Abend mit einigen jungen Leuten. Am andern Tage kam Schücking ganz affairiert und geheimnisvoll zu mir, mir tausend Grüße von Freiligrath zu bringen; ‚er lasse mir sagen, meine

[1] IV. 298. [2] Vielleicht dämsch, dämpsch, dämsk soviel als engbrüstig, asthmatisch.

Gedichte seien wunderschön, und er hätte viel darum gegeben, mich kennen zu lernen; nun ich aber absagen lassen, möge der Henker das ganze Kränzchen holen.‘ Ich freue mich, ihn nicht gesehen zu haben; er muß ein kompletter Esel sein. So ein Ladenschwengel braucht wahrhaftig nicht zu thun, als ob unser Kränzchen ihm die Schweine hüten müßte. Sein schneller und gigantischer Ruhm hat ihn ganz rapplicht gemacht. Wer weiß doch auch bei euch von ihm? Hier in Norddeutschland sind die Leute ganz wie betrunken von seinen Gedichten; schön sind sie auch, aber wüst.“ [1]

Einige Tage nach diesem Brief reiste Annette in Begleitung ihrer Mutter und des Onkels Fritz nach Abbenburg.

---

[1] Brief vom 7. Juni 1839. Vgl. Hüffer 196 f.

Lage zu erliegen; mit Stunden[geben] hat es keine Art, da niemand Englisch lernen will und für das Französische mehrere geborene Franzosen da sind, die man natürlich vorzieht; so muß er, gesund oder krank, auf Leben und Tod schriftstellern. Er kommt jede Woche hier so in Schweiß gebadet und abgehetzt an, als ob er 10 Stunden gemacht hätte. Es ist traurig, ein gutes Talent und gute Gesundheit so unter seinen Augen verkümmern zu sehen. — Denk doch an ihn, wenn dir etwas Passendes in den Weg läuft, ich bitte darum.“[1]

Im Frühsommer 1839 war eines Abends große Erwartung im litterarischen Klub. Eine Berühmtheit stand in Aussicht. Auf Anregung des Buchhändlers Langewiesche kam von Barmen, wo er in einem Handelshause beschäftigt war, der Dichter Ferdinand Freiligrath nach Westfalen, um das Land zu durchstreifen und es dann in einem illustrierten Buche zu beschreiben. Es war damals die Zeit der „malerischen und romantischen“ Bücher über die einzelnen Provinzen Deutschlands. Der am 17. Juni 1810 in Detmold geborene Dichter stand noch im frischesten Glanze seiner jungen Berühmtheit. Als „ein merkwürdig offen und gutmütig aussehender, wohlgenährter junger Mann“ trat er eines Tages im Sommer 1839 in L. Schückings Zimmer, und die beiden Litteraten schlossen rasch Freundschaft und schweiften die schönen Tage über in Gesellschaft des Malers C. Schlickum durch das Land. Über Freiligraths Besuch in Münster schreibt Annette ihrer Schwester: „. . . Freiligrath, der neulich in Münster war, ließ mir sagen — doch ich will es dir umständlich erzählen. Freiligrath war denn in Münster und erhielt durch Schücking eine Einladung in unser Kränzchen. Ich war den Tag dunsch[2] und wollte nicht kommen; Freiligrath ließ auch absagen und machte statt dessen sich einen lustigen Abend mit einigen jungen Leuten. Am andern Tage kam Schücking ganz affairiert und geheimnisvoll zu mir, mir tausend Grüße von Freiligrath zu bringen; ‚er lasse mir sagen, meine

---

[1] IV. 298. [2] Vielleicht dämsch, dämpsch, dämsk soviel als engbrüstig, asthmatisch.

Gedichte seien wunderschön, und er hätte viel darum gegeben, mich kennen zu lernen; nun ich aber absagen lassen, möge der Henker das ganze Kränzchen holen.' Ich freue mich, ihn nicht gesehen zu haben; er muß ein kompletter Esel sein. So ein Ladenschwengel braucht wahrhaftig nicht zu thun, als ob unser Kränzchen ihm die Schweine hüten müßte. Sein schneller und gigantischer Ruhm hat ihn ganz rapplicht gemacht. Wer weiß doch auch bei euch von ihm? Hier in Norddeutschland sind die Leute ganz wie betrunken von seinen Gedichten; schön sind sie auch, aber wüst." [1]

Einige Tage nach diesem Brief reiste Annette in Begleitung ihrer Mutter und des Onkels Fritz nach Abbenburg.

---

[1] Brief vom 7. Juni 1839. Vgl. Hüffer 196 f.

Lage zu erliegen; mit Stunden[geben] hat es keine Art, da niemand Englisch lernen will und für das Französische mehrere geborene Franzosen da sind, die man natürlich vorzieht; so muß er, gesund oder krank, auf Leben und Tod schriftstellern. Er kommt jede Woche hier so in Schweiß gebadet und abgehetzt an, als ob er 10 Stunden gemacht hätte. Es ist traurig, ein gutes Talent und gute Gesundheit so unter seinen Augen verkümmern zu sehen. — Denk doch an ihn, wenn dir etwas Passendes in den Weg läuft, ich bitte darum."[1]

Im Frühsommer 1839 war eines Abends große Erwartung im litterarischen Klub. Eine Berühmtheit stand in Aussicht. Auf Anregung des Buchhändlers Langewiesche kam von Barmen, wo er in einem Handelshause beschäftigt war, der Dichter Ferdinand Freiligrath nach Westfalen, um das Land zu durchstreifen und es dann in einem illustrierten Buche zu beschreiben. Es war damals die Zeit der „malerischen und romantischen" Bücher über die einzelnen Provinzen Deutschlands. Der am 17. Juni 1810 in Detmold geborene Dichter stand noch im frischesten Glanze seiner jungen Berühmtheit. Als „ein merkwürdig offen und gutmütig aussehender, wohlgenährter junger Mann" trat er eines Tages im Sommer 1839 in L. Schückings Zimmer, und die beiden Litteraten schlossen rasch Freundschaft und schweiften die schönen Tage über in Gesellschaft des Malers C. Schlickum durch das Land. Über Freiligraths Besuch in Münster schreibt Annette ihrer Schwester: „. . . Freiligrath, der neulich in Münster war, ließ mir sagen — doch ich will es dir umständlich erzählen. Freiligrath war denn in Münster und erhielt durch Schücking eine Einladung in unser Kränzchen. Ich war den Tag dunsch[2] und wollte nicht kommen; Freiligrath ließ auch absagen und machte statt dessen sich einen lustigen Abend mit einigen jungen Leuten. Am andern Tage kam Schücking ganz affairiert und geheimnisvoll zu mir, mir tausend Grüße von Freiligrath zu bringen; ‚er lasse mir sagen, meine

[1] IV. 298. [2] Vielleicht dämsch, dämpsch, dämsk soviel als engbrüstig, asthmatisch.

Gedichte seien wunderschön, und er hätte viel darum gegeben, mich kennen zu lernen; nun ich aber absagen lassen, möge der Henker das ganze Kränzchen holen.‘ Ich freue mich, ihn nicht gesehen zu haben; er muß ein kompletter Esel sein. So ein Ladenschwengel braucht wahrhaftig nicht zu thun, als ob unser Kränzchen ihm die Schweine hüten müßte. Sein schneller und gigantischer Ruhm hat ihn ganz rapplicht gemacht. Wer weiß doch auch bei euch von ihm? Hier in Norddeutschland sind die Leute ganz wie betrunken von seinen Gedichten; schön sind sie auch, aber wüst.“ [1]

Einige Tage nach diesem Brief reiste Annette in Begleitung ihrer Mutter und des Onkels Fritz nach Abbenburg.

---

[1] Brief vom 7. Juni 1839. Vgl. Hüffer 196 f.

XV. Der zweite Teil des „Geistlichen Jahres“.

1839.

Wie in der Kindheit und Jugend wurde auch jetzt noch immer, wenn man in Westfalen war, der Sommer zu Besuchen bei den Paderborner Verwandten benutzt. Meist ging es zuerst und wohl auch für die längste Zeit nach Abbenburg, wo der Onkel Friedrich hauste; von dort aus zum nahegelegenen Bökendorf, dem Sitz des Onkels Werner und später der Tanten Sophie und Ludowine, oder nach der Hinnenburg, wo die Tante Franziska Haxthausen als Gemahlin des Grafen Asseburg wohnte, oder nach Wehrden, dem Sitz der Tante Dorly von Haxthausen, vermählten Freifrau von Metternich, oder nach Herstelle, wo die verwitwete Tante Dina Zuydtwick geborene Haxthausen, auf der Hin- oder Rückfahrt etwa nach Heeßen, wo der ebenfalls verwandte Freiherr v. Böselager wohnte. In mehreren Briefen Annettens ist uns ein anschauliches Bild jener Besuche, ihrer besonderen Reize und Beschwerden erhalten.[1]

[1] Über den Charakter dieser Briefe schreibt Schlüter am 30. August 1839 in seiner Antwort auf einen derselben: „. . . Ihr lieber Brief, ein Brief, herzlich, traulich und warm wie kaum einer der früheren, sammelt mich aufs erfreulichste und erheiterndste in mir und um Sie und bannt mich überlebendig in Ihre liebe Nähe: nein, einem solchen Fräulein ohnegleichen muß trotz allen Hindernissen geantwortet werden . . . Sie warfen mir oft vor, ich halte mehr auf die Natur als auf die Menschen und ihre Geschichte, desgleichen ich ziehe die poetische Schilderung der ersteren einer noch so vollendeten Darstellung der letzteren einseitig vor. Ich berufe mich gegenwärtig wenigstens auf eine Ausnahme, indem Sie in Ihrem Stillleben, wie Sie es schildern, mir eine fast noch liebere und interessantere Erscheinung sind, als in der großartigen Naturumgebung der Schweiz, und in deren

Am 19. Juli 1839 meldet sie aus Abbenburg dem Freunde: „So sehr Sie, mein sehr lieber Freund, einen schönen, langen Brief, einen Brief sondergleichen verdient hätten, so kurz, flüchtig und schlecht wird ohne Zweifel derjenige ausfallen, zu dem ich mich jetzt rüste. Ich lebe hier noch fortwährend wie auf der Heerstraße, bin nie über 2—3 Tage an einem Orte, und da meine immer von vorne beginnende Runde mich durch neue Orte führt, so komme ich an jeden doch hinlänglich spät, um gescholten zu werden und die kurze Zeit meines Aufenthaltes ausschließlich meinen temporären Herrschaften zuwenden zu müssen, um sie zu besänftigen. Es ist wirklich, wo nicht unangenehm, doch mindestens sehr angreifend, allzuviel Verwandte zu haben, die alle gleiche Ansprüche machen... Fassen Sie sich also in Geduld, liebster Freund, wie ich es auch thun muß, und seien Sie brav und schreiben mir, wenn ich auch nur unregelmäßig antworten kann." Es folgt nun eine Auseinandersetzung mit dem „kecken, übermütigen Patron" Schlüter über die Ausstattung, Anordnung u. s. w. der eben im Druck befindlichen Gedichte. Dann kommt die Schreiberin auf Herrn B(artscher) und Pastor Reckmann, zwei geistliche Freunde Schlüters und Junkmanns, zu sprechen. „Es ist ein gar liebes, kindliches Gemüt, der Reckmann; ich freue mich allemal, wenn ich ihn sehe, und allemal reden wir von Ihnen und Junkmann; dieses ist eigentlich der einzige Berührungspunkt zwischen uns,

---

Anschauung Sie, wie überhaupt der Mensch, schier zu verschwimmen und zu verschwinden schienen. Die Natur in ihrer Größe und Herrlichkeit läßt den Menschen klein erscheinen, aber durch Täuschung und Blendung, denn was ist eine Alpenwelt gegen eine göttlich gebildete und angehauchte Menschenseele, die, innig, klar, warm, frei und weit, sich, die Welt und ihren Schöpfer findet, denkt und empfindet, stehe sie auf dem Rigi oder sitze sie sinnend auf einem höchst bequemen Sofa im Stübchen auf Abbenburg, während es draußen platzregnet und stürmt; sie aber gedenkt ihrer abwesenden Freunde, freut sich der göttlichen Freundschaft und ihr Geist schwebt hoch und frei über den schaurigen Verheerungen der Zeit, indem sie den Wandel der Dinge bemißt, und ruht im heimatlichen Gedanken der Ewigkeit und des Gottes, dem sie vertraut."

XV. Der zweite Teil des „Geistlichen Jahres".

1839.

Wie in der Kindheit und Jugend wurde auch jetzt noch immer, wenn man in Westfalen war, der Sommer zu Besuchen bei den Paderborner Verwandten benutzt. Meist ging es zuerst und wohl auch für die längste Zeit nach Abbenburg, wo der Onkel Friedrich hauste; von dort aus zum nahegelegenen Bökendorf, dem Sitz des Onkels Werner und später der Tanten Sophie und Ludowine, oder nach der Hinnenburg, wo die Tante Franziska Haxthausen als Gemahlin des Grafen Asseburg wohnte, oder nach Wehrden, dem Sitz der Tante Dorly von Haxthausen, vermählten Freifrau von Metternich, oder nach Herstelle, wo die verwitwete Tante Dina Zuydtwick geborene Haxthausen, auf der Hin- oder Rückfahrt etwa nach Heeßen, wo der ebenfalls verwandte Freiherr v. Böselager wohnte. In mehreren Briefen Annettens ist uns ein anschauliches Bild jener Besuche, ihrer besonderen Reize und Beschwerden erhalten.[1]

[1] Über den Charakter dieser Briefe schreibt Schlüter am 30. August 1839 in seiner Antwort auf einen derselben: „. . . Ihr lieber Brief, ein Brief, herzlich, traulich und warm wie kaum einer der früheren, sammelt mich aufs erfreulichste und erheiterndste in mir und um Sie und bannt mich überlebendig in Ihre liebe Nähe: nein, einem solchen Fräulein ohnegleichen muß trotz allen Hindernissen geantwortet werden . . . Sie warfen mir oft vor, ich halte mehr auf die Natur als auf die Menschen und ihre Geschichte, desgleichen ich ziehe die poetische Schilderung der ersteren einer noch so vollendeten Darstellung der letzteren einseitig vor. Ich berufe mich gegenwärtig wenigstens auf eine Ausnahme, indem Sie in Ihrem Stilleben, wie Sie es schildern, mir eine fast noch liebere und interessantere Erscheinung sind, als in der großartigen Naturumgebung der Schweiz, und in deren

Am 19. Juli 1839 meldet sie aus Abbenburg dem Freunde: „So sehr Sie, mein sehr lieber Freund, einen schönen, langen Brief, einen Brief sondergleichen verdient hätten, so kurz, flüchtig und schlecht wird ohne Zweifel derjenige ausfallen, zu dem ich mich jetzt rüste. Ich lebe hier noch fortwährend wie auf der Heerstraße, bin nie über 2—3 Tage an einem Orte, und da meine immer von vorne beginnende Runde mich durch neue Orte führt, so komme ich an jeden doch hinlänglich spät, um gescholten zu werden und die kurze Zeit meines Aufenthaltes ausschließlich meinen temporären Herrschaften zuwenden zu müssen, um sie zu besänftigen. Es ist wirklich, wo nicht unangenehm, doch mindestens sehr angreifend, allzuviel Verwandte zu haben, die alle gleiche Ansprüche machen... Fassen Sie sich also in Geduld, liebster Freund, wie ich es auch thun muß, und seien Sie brav und schreiben mir, wenn ich auch nur unregelmäßig antworten kann.“ Es folgt nun eine Auseinandersetzung mit dem „kecken, übermütigen Patron“ Schlüter über die Ausstattung, Anordnung u. s. w. der eben im Druck befindlichen Gedichte. Dann kommt die Schreiberin auf Herrn B(artscher) und Pastor Reckmann, zwei geistliche Freunde Schlüters und Junkmanns, zu sprechen. „Es ist ein gar liebes, kindliches Gemüt, der Reckmann; ich freue mich allemal, wenn ich ihn sehe, und allemal reden wir von Ihnen und Junkmann; dieses ist eigentlich der einzige Berührungspunkt zwischen uns,

---

Anschauung Sie, wie überhaupt der Mensch, schier zu verschwimmen und zu verschwinden schienen. Die Natur in ihrer Größe und Herrlichkeit läßt den Menschen klein erscheinen, aber durch Täuschung und Blendung, denn was ist eine Alpenwelt gegen eine göttlich gebildete und angehauchte Menschenseele, die, innig, klar, warm, frei und weit, sich, die Welt und ihren Schöpfer findet, denkt und empfindet, stehe sie auf dem Rigi oder sitze sie sinnend auf einem höchst bequemen Sofa im Stübchen auf Abbenburg, während es draußen platzregnet und stürmt; sie aber gedenkt ihrer abwesenden Freunde, freut sich der göttlichen Freundschaft und ihr Geist schwebt hoch und frei über den schaurigen Verheerungen der Zeit, indem sie den Wandel der Dinge bemißt, und ruht im heimatlichen Gedanken der Ewigkeit und des Gottes, dem sie vertraut.“

XV. Der zweite Teil des „Geistlichen Jahres".

1839.

Wie in der Kindheit und Jugend wurde auch jetzt noch immer, wenn man in Westfalen war, der Sommer zu Besuchen bei den Paderborner Verwandten benutzt. Meist ging es zuerst und wohl auch für die längste Zeit nach Abbenburg, wo der Onkel Friedrich hauste; von dort aus zum nahegelegenen Bökendorf, dem Sitz des Onkels Werner und später der Tanten Sophie und Ludowine, oder nach der Hinnenburg, wo die Tante Franziska Haxthausen als Gemahlin des Grafen Asseburg wohnte, oder nach Wehrden, dem Sitz der Tante Dorly von Haxthausen, vermählten Freifrau von Metternich, oder nach Herstelle, wo die verwitwete Tante Dina Zuydtwick geborene Haxthausen, auf der Hin- oder Rückfahrt etwa nach Heeßen, wo der ebenfalls verwandte Freiherr v. Böselager wohnte. In mehreren Briefen Annettens ist uns ein anschauliches Bild jener Besuche, ihrer besonderen Reize und Beschwerden erhalten.[1]

---

[1] Über den Charakter dieser Briefe schreibt Schlüter am 30. August 1839 in seiner Antwort auf einen derselben: „. . . Ihr lieber Brief, ein Brief, herzlich, traulich und warm wie kaum einer der früheren, sammelt mich aufs erfreulichste und erheiterndste in mir und um Sie und bannt mich überlebendig in Ihre liebe Nähe: nein, einem solchen Fräulein ohnegleichen muß trotz allen Hindernissen geantwortet werden . . . Sie warfen mir oft vor, ich halte mehr auf die Natur als auf die Menschen und ihre Geschichte, desgleichen ich ziehe die poetische Schilderung der ersteren einer noch so vollendeten Darstellung der letzteren einseitig vor. Ich berufe mich gegenwärtig wenigstens auf eine Ausnahme, indem Sie in Ihrem Stillleben, wie Sie es schildern, mir eine fast noch liebere und interessantere Erscheinung sind, als in der großartigen Naturumgebung der Schweiz, und in deren

Am 19. Juli 1839 meldet sie aus Abbenburg dem Freunde: „So sehr Sie, mein sehr lieber Freund, einen schönen, langen Brief, einen Brief sondergleichen verdient hätten, so kurz, flüchtig und schlecht wird ohne Zweifel derjenige ausfallen, zu dem ich mich jetzt rüste. Ich lebe hier noch fortwährend wie auf der Heerstraße, bin nie über 2—3 Tage an einem Orte, und da meine immer von vorne beginnende Runde mich durch neue Orte führt, so komme ich an jeden doch hinlänglich spät, um gescholten zu werden und die kurze Zeit meines Aufenthaltes ausschließlich meinen temporären Herrschaften zuwenden zu müssen, um sie zu besänftigen. Es ist wirklich, wo nicht unangenehm, doch mindestens sehr angreifend, allzuviel Verwandte zu haben, die alle gleiche Ansprüche machen... Fassen Sie sich also in Geduld, liebster Freund, wie ich es auch thun muß, und seien Sie brav und schreiben mir, wenn ich auch nur unregelmäßig antworten kann." Es folgt nun eine Auseinandersetzung mit dem „kecken, übermütigen Patron" Schlüter über die Ausstattung, Anordnung u. s. w. der eben im Druck befindlichen Gedichte. Dann kommt die Schreiberin auf Herrn B(artscher) und Pastor Reckmann, zwei geistliche Freunde Schlüters und Junkmanns, zu sprechen. „Es ist ein gar liebes, kindliches Gemüt, der Reckmann; ich freue mich allemal, wenn ich ihn sehe, und allemal reden wir von Ihnen und Junkmann; dieses ist eigentlich der einzige Berührungspunkt zwischen uns,

Anschauung Sie, wie überhaupt der Mensch, schier zu verschwimmen und zu verschwinden schienen. Die Natur in ihrer Größe und Herrlichkeit läßt den Menschen klein erscheinen, aber durch Täuschung und Blendung, denn was ist eine Alpenwelt gegen eine göttlich gebildete und angehauchte Menschenseele, die, innig, klar, warm, frei und weit, sich, die Welt und ihren Schöpfer findet, denkt und empfindet, stehe sie auf dem Rigi oder sitze sie sinnend auf einem höchst bequemen Sofa im Stäbchen auf Abbenburg, während es draußen platzregnet und stürmt; sie aber gedenkt ihrer abwesenden Freunde, freut sich der göttlichen Freundschaft und ihr Geist schwebt hoch und frei über den schaurigen Verheerungen der Zeit, indem sie den Wandel der Dinge bemißt, und ruht im heimatlichen Gedanken der Ewigkeit und des Gottes, dem sie vertraut."

aber ein so starker, daß wir uns fast wie alte, vertraute Freunde erscheinen. Auch Bartscher ist Ihnen gleich sehr zugethan, und die wenigen Worte, so wir bis jetzt gewechselt haben, waren allemal über Sie. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, teurer Freund, wie wohl es mir thut, hier zwei Menschen zu haben, die Sie fast so sehr lieben, als ich selber, und denen ich bei Tisch nur zunicken darf, wo sie dann schon wissen, daß dies eine stille Gesundheit nach Münster herüber bedeutet. Es giebt doch kein klareres und freundlicheres Band zwischen zwei Menschen, als das Zusammentreffen der Neigung für einen dritten. Denken Sie meiner auch zuweilen mit den Ihrigen, die mir alle so lieb und nahe sind? Ich wollte, ich sähe eine recht baldige Abreise vor Augen, so gut es mir hier geht; aber mein Herz sehnt sich nach der Heimat, und zudem ängstigt mich dies unruhige und doch nichtsthuerische Leben. Wäre Malchen Hassenpflug abgereist, so käme ich jetzt mit meinem Bruder zurück; nun aber, wo sie mir zuliebe hier verweilt, ist nicht daran zu denken. Wenn meine Mutter [aus der Schweiz] kommt, muß ich freilich zurück sein, aber ich fürchte, das verschiebt sich bis zum Herbste; finde ich früher Gelegenheit, so reise ich gewiß, aber ich sehe eben noch keine." [1]

Amalie Hassenpflug, die jüngere Schwester des bekannten hessischen Ministers H. D. Ludw. Friedrich Hassenpflug, war wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit den Brüdern Grimm schon frühzeitig in den paderbornschen Verwandtenkreis Annettens eingeführt und dort mit dieser selbst befreundet worden. Wiederholt hatten Annette und sie ganze Wochen in Bökendorf zusammen verlebt, und auch in Rüschhaus war das hessische Fräulein bereits zu Besuch gewesen. Um jene Zeit (1838) hatte eben der Bruder Amaliens ein erstes Mal sein Justizministerium in Hessel-Kassel niedergelegt und den kurfürstlichen Dienst verlassen. Bevor sich nun Aussicht auf eine neue Stellung eröffnete, besuchten die

---

[1] Schlüter, Briefe 105 ff.

Geschwister die Freunde in Bökendorf.[1] Der edle Sinn beider Damen, die schlichte Gerechtigkeit und das seltene Verständnis, welches Amalie als Protestantin dem Katholicismus entgegenbrachte, ließen das verschiedene Glaubensbekenntnis nicht als Hindernis der innigsten Herzensfreundschaft erscheinen, und Schlüter konnte Amalie recht eigentlich das „Herzblatt" Annettens nennen. Dagegen kam es über litterarische Dinge bisweilen zu recht einschneidenden Erörterungen, in denen dann die realistische Münsteranerin sich den hyperromantischen Ideen der Freundin in kräftiger Weise widersetzte.

Malchen Hassenpflug verdanken wir auch die erste Anregung zu den westfälischen Schilderungen der Dichterin, und gerade während jenes Aufenthaltes in Abbenburg 1838 ließ die Freundin mit Bitten nicht nach, Annette möge „den Zustand ihres Vaterlandes, wie sie ihn noch in frühester Jugend gekannt, und die Sitten und Eigentümlichkeiten seiner Bewohner zum Stoff ihrer nächsten Arbeit wählen". Nach ihrer Abreise wiederholte dann die Freundin ihre Bitte schriftlich, und Annette dachte auch ernstlich an die Arbeit zu gehen, wenngleich ihr dieselbe anfangs nur halb gefiel. Sie schreibt darüber dem Freunde:

„Von meinem lieben Malchen Hassenpflug bekomme ich fleißig Briefe und könnte Ihnen, wären wir nur zusammen, manches Interessante daraus mitteilen; fast keiner schließt ohne Grüße an Sie, die ich Ihnen hiermit in Bausch und Bogen übermache. Leider bin ich mit Malchen in allem, was Kunst und Poesie betrifft, nicht einer Meinung, da sie einer gewissen romantischen Schule auf sehr geistvolle, aber etwas einseitige Weise zugethan ist; dennoch ist jedes ihrer Worte tief gedacht

[1] So schrieb Annette noch am 1. Aug. 1838 an ihre Mutter: „Hassenpflugs werden jetzt wohl nicht lange mehr bleiben; ihr Aufenthalt hat sich in die Länge gezogen, weil sie sich einige, leider vergebliche Hoffnungen machten, deren Realisierung sie so nahe glaubten, daß sie meinten, sie hier abwarten zu können. Jetzt aber, wo alles aus ist, werden sie nach Göttingen ziehen, sobald die Grimms ihnen dort Quartier gemietet und die nötigsten Vorbereitungen getroffen haben, was sich höchstens bis Ende des Monats hinziehen kann." IV. 293.

und sehr beherzigenswert; sie wird mich aber nie in ihre Manier hineinziehen, die ich nicht nur wenig liebe, sondern auch gänzlich ohne Talent dafür bin, was sie verstockterweise nicht einsehen will. Sie wissen selbst, liebster Freund, daß ich nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten kann; Malchen hingegen ist ganz Traum und Romantik, und ihr spuken unaufhörlich die Götter der Alten, die Helden Calderons und die krausen Märchenbilder Arnims und Brentanos im Kopfe. So haben wohl die vielen Vor- und Gespenster-Geschichten, der mannigfache Volksaberglaube u. s. w. unseres Vaterlandes sie dahin gebracht, bei meiner Halsstarrigkeit faute de mieux diesen Stoff in Vorschlag zu bringen, und ist das Buch fertig, d. h. wenn Sie mir dazu raten, so wird es ihr schwerlich genügen. In meinen Gedichten glaubt sie ein gutes Talent auf höchst traurigem Wege zu sehen, namentlich „die Schlacht im Lohner Bruch“ ist ihr durchaus fatal, sie nennt es eine ganz verfehlte Arbeit auf höchst widerhaarigem Terrain. — Sie werden leicht hieraus folgern, daß ihr „des Arztes Vermächtnis“ am meisten zusagt. Da sie mich aufrichtig liebt und Großes mit mir im Sinne hat, so quält sie mich unermüdet mit Bitten, die einen Stein erweichen sollten, von meinen Irrwegen abzulassen. Das ist eine harte Nuß.“[1]

Der Freund in Münster hatte inzwischen ebenfalls eine innige Zuneigung zu dem hessischen Fräulein und ihrem eigentümlich ernsten, tiefen Wesen gefaßt: „Malchen Hassenpflug steht wie ein Mysterium magnum Jakob Böhmes in meiner Seele. Gott segne Ihrer beider Freundschaft und sei als dritter unter Ihnen menschlich und mache Ihrer beider Herzen recht innig froh zusammen . . . Betteln Sie um etwas Schönes, aus der Seele Ihrer Freundin Geschriebenes für mich, oder — halten Sie es für erlaubt — so stehlen Sie mir etwas dergleichen.“ Auch mit der Bitte Malchens um die westfälischen Sittenstudien war Schlüter mehr einverstanden, als Annette erwartet hatte,

[1] Schlüter, Briefe 118.

doch drängte er für den Augenblick auf die Vollendung eines anderen Werkes, das im Grunde seiner ganzen Geistesrichtung doch näher lag, d. h. auf die zweite Hälfte des seit nahezu zwanzig Jahren ruhenden „Geistlichen Jahres“. Einige Zeit nach der Heimkehr nach Rüschhaus entschloß sich denn auch Annette, auf des Freundes Bitten einzugehen. Die Zeiten waren ernste, und Annettens Anteil an dem Gang dieser Zeiten ein reger, wenigstens hatte sie in hohem Grade das Bewußtsein von der Bedeutung und Tragweite dessen, was sich unter ihren Augen Wichtiges für Kirche und Gesellschaft vollzog. Sie ruft sich und ihrer Umgebung zu:

„Erwacht! Der Zeitenseiger hat
Auf die Minute sich gestellt;
Dem rostigen Getriebe matt
Ein neues Rad ist zugesellt;
Die Feder steigt, der Hammer fällt . . . .

Wie den Soldaten auf der Wacht
Die Ronde schreckt aus dumpfer Ruh',
So durch gewitterschwüle Nacht
Ruft uns die Glockenstimme zu:
Wie nennst du dich? Wer bist denn du?“

Auch sich fragt die Dichterin, auch sie will sich vom Heere Gottes nicht ausschließen, sie will kein Vagabund, sondern ein Kind des Hauses, der Kirche sein. Ist sie auch schwach und klein: „Dem Kleinsten ward sein wichtig Teil (im Kampf); umsonst hat keiner seinen Stand:

Ist es ein schwacher Posten auch,
Auf den mich deine Hand gestellt:
So ward mir doch des Wortes Hauch,
Das furchtlos wandelt durch die Welt,
Gleich ob es dunkelt oder hellt.“[1]

Immer wieder kehrt in der zweiten Hälfte des „Geistlichen Jahres“ dieser Gedanke an das Apostolat zurück, das ein jeder

[1] Vgl. das ganze Lied und die Anmerkung I. 2. S. 144 f.

in seinem Kreise und nach seinem Stande zu üben habe.[1] Es kann also keinen Augenblick zweifelhaft sein, in welchem Geiste und mit welcher Absicht sie an die Fortsetzung einer Dichtung ging, über deren erste Hälfte sie sich selbst so deutlich in der Widmung an die Mutter ausgesprochen hatte.

---

[1] Vgl. „Fragst du mich, wer ich bin? Ich berg' es nicht,
Ein Wesen bin ich sonder Farb' und Licht . . .
Doch höre, höre, höre! denn ich bin
Des Rufers in der Wüste Stimme." (I. 2. 242 f.)

Oder: „Ich hebe meine Stimme laut,
Ein Wüstenherold für die Not:
Wacht auf, ihr Träumer, aufgeschaut!
Am Himmel steigt das Morgenrot.
Nur aufgeschaut!
Nur nicht zurück, dort steht der Tod!" (Ebd. 142.)

Oder wenn sie betet:
„Laß mich hinfort der Worte Gold
Ausgeben mit des Wuchrers Sorgen . . .
Und eine Feder laß mich nur
Betrachten mit geheimem Beben,
Bedenkend, daß der schwarzen Spur
Folgt leise schleichend Tod und Leben.
Den Pfunden, so mir gab Natur,
O Herr, laß Zinsen mich entheben." (Ebd. 181.)

Oder: „Seitdem auch weiß ich, wem ich bin gesendet:
Dem, der da steht, wo ich nicht durfte weilen.
Kein Licht hab' ich, was leuchtet oder blendet,
Nur eine Stimme, die da treibt zu eilen" . . . (Ebd. 209.)

Vgl. ferner das mehrerwähnte Programmgedicht: „Mein Beruf":
. . . „Jetzt, wo hervor der tote Schein
Sich drängt am modervollen Stumpfe,
Wo sich der schönste Blumenrain
Wiegt über dem erstorbnen Sumpfe,
Der Geist, ein blutlos Meteor,
Entflammt und lischt im Moorgeschwehle,
Jetzt ruft die Stunde: ‚Tritt hervor,
Mann oder Weib, lebend'ge Seele!

Die erste Kunde über die begonnene Fortsetzung erhalten wir aus einem Briefe von Abbenburg (22. Aug. 1839):

„... Wir leben hier so still, so ganz ohne Abwechslung und Vorfälle, daß ich eben nur Ihnen und wenigen anderen schreiben kann, die es zufrieden sind, wenn ich mich selber gebe; wer Neuigkeiten erwartete, müßte die Zeit bedauern, die über dem Lesen vergangen. Zwei Onkel, meine Mutter und ich für gewöhnlich, zwei oder dreimal eine Tante zum Besuch, voilà tout! was können sich da für große Begebenheiten entwickeln! Ich lebe hier wie in Rüschhaus und habe sogar auch mein altes, schwarzes Kanapee, auf dem ich sitze oder liege (man kann es nennen, wie man will) und schreibe, meine alten Lateiner, in denen ich vor dem Aufstehen lese, und mein Frühstück auf der Stube, wie ich es gewohnt bin. Draußen nebelt's und regnet's seit 14 Tagen, so stört mich die Gegend nicht, und ich habe schon wirklich ein paarmal in Gedanken nach meinem Küchenfensterchen gesucht, was aber freilich nicht zu finden war. Wären Sie hier oder schrieben fleißig, oder ich hörte auch nur oft von Ihnen, wie in Rüschhaus, so würde ich diesmal weniger von Heimweh leiden als gewöhnlich, aber wie es jetzt ist, bin ich doch sehr froh, ein paar Monate hinter mir zu haben ... Nächstens giebt es aber einen Feiertag im Kalender, Malchen Hassenpflug kommt, wann weiß ich nicht genau, doch darf ich schon in den nächsten Tagen anfangen, sie zu erwarten, das ist doch wohl ein Fest! Mein Schreiben ward erst kürzlich angefangen, und bin ich eben recht im Zuge; vor dem Regenwetter kam ich zu nichts, die Onkels fanden mich so stark und kurzatmig geworden und waren ernstlich besorgt; so mußte ich mich fast

---

Tritt zu dem Träumer u. s. w.,
Tritt näher, wo die Sinnenlust
Als Liebe giebt ihr wüstes Ringen ...
Da rüttle hart: Wach auf, wach auf! ...'

So rief die Zeit, so ward mein Amt
Von Gottes Gnaden mir gegeben,
So mein Beruf mir angestammt,
Im frischen Mut, im warmen Leben ..." (III. 132 f.)

in seinem Kreise und nach seinem Stande zu üben habe.[1] Es kann also keinen Augenblick zweifelhaft sein, in welchem Geiste und mit welcher Absicht sie an die Fortsetzung einer Dichtung ging, über deren erste Hälfte sie sich selbst so deutlich in der Widmung an die Mutter ausgesprochen hatte.

---

[1] Vgl. „Fragst du mich, wer ich bin? Ich berg' es nicht,
Ein Wesen bin ich sonder Farb' und Licht . . .
Doch höre, höre, höre! denn ich bin
Des Rufers in der Wüste Stimme." (I. 2. 242 f.)

Oder: „Ich hebe meine Stimme laut,
Ein Wüstenherold für die Not:
Wacht auf, ihr Träumer, aufgeschaut!
Am Himmel steigt das Morgenrot.
Nur aufgeschaut!
Nur nicht zurück, dort steht der Tod!" (Ebd. 142.)

Oder wenn sie betet:
„Laß mich hinfort der Worte Gold
Ausgeben mit des Wuchrers Sorgen . . .
Und eine Feder laß mich nur
Betrachten mit geheimem Beben,
Bedenkend, daß der schwarzen Spur
Folgt leise schleichend Tod und Leben.
Den Pfunden, so mir gab Natur,
O Herr, laß Zinsen mich entheben." (Ebd. 181.)

Oder: „Seitdem auch weiß ich, wem ich bin gesendet:
Dem, der da steht, wo ich nicht durfte weilen.
Kein Licht hab' ich, was leuchtet oder blendet,
Nur eine Stimme, die da treibt zu eilen" . . . (Ebd. 209.)

Vgl. ferner das mehrerwähnte Programmgedicht: „Mein Beruf":
. . . „Jetzt, wo hervor der tote Schein
Sich drängt am modervollen Stumpfe,
Wo sich der schönste Blumenrain
Wiegt über dem erstorbnen Sumpfe,
Der Geist, ein blutlos Meteor,
Entflammt und lischt im Moorgeschwehle,
Jetzt ruft die Stunde: ‚Tritt hervor,
Mann oder Weib, lebend'ge Seele!

Die erste Kunde über die begonnene Fortsetzung erhalten wir aus einem Briefe von Abbenburg (22. Aug. 1839):

„... Wir leben hier so still, so ganz ohne Abwechslung und Vorfälle, daß ich eben nur Ihnen und wenigen anderen schreiben kann, die es zufrieden sind, wenn ich mich selber gebe; wer Neuigkeiten erwartete, müßte die Zeit bedauern, die über dem Lesen vergangen. Zwei Onkel, meine Mutter und ich für gewöhnlich, zwei oder dreimal eine Tante zum Besuch, voilà tout! was können sich da für große Begebenheiten entwickeln! Ich lebe hier wie in Rüschhaus und habe sogar auch mein altes, schwarzes Kanapee, auf dem ich sitze oder liege (man kann es nennen, wie man will) und schreibe, meine alten Lateiner, in denen ich vor dem Aufstehen lese, und mein Frühstück auf der Stube, wie ich es gewohnt bin. Draußen nebelt's und regnet's seit 14 Tagen, so stört mich die Gegend nicht, und ich habe schon wirklich ein paarmal in Gedanken nach meinem Küchenfensterchen gesucht, was aber freilich nicht zu finden war. Wären Sie hier oder schrieben fleißig, oder ich hörte auch nur oft von Ihnen, wie in Rüschhaus, so würde ich diesmal weniger von Heimweh leiden als gewöhnlich, aber wie es jetzt ist, bin ich doch sehr froh, ein paar Monate hinter mir zu haben ... Nächstens giebt es aber einen Feiertag im Kalender, Malchen Hassenpflug kommt, wann weiß ich nicht genau, doch darf ich schon in den nächsten Tagen anfangen, sie zu erwarten, das ist doch wohl ein Fest! Mein Schreiben ward erst kürzlich angefangen, und bin ich eben recht im Zuge; vor dem Regenwetter kam ich zu nichts, die Onkels fanden mich so stark und kurzatmig geworden und waren ernstlich besorgt; so mußte ich mich fast

---

Tritt zu dem Träumer u. s. w.,
Tritt näher, wo die Sinnenlust
Als Liebe giebt ihr wüstes Ringen ...
Da rüttle hart: Wach auf, wach auf! ...'

So rief die Zeit, so ward mein Amt
Von Gottes Gnaden mir gegeben,
So mein Beruf mir angestammt,
Im frischen Mut, im warmen Leben ..." (III. 132 f.)

den ganzen Tag in freier Luft bewegen, und allerdings ist meine Brust, gottlob, um vieles freier geworden. Seit 14 Tagen jedoch bin ich fleißig und, wie gesagt, recht im Zuge, so daß das ‚Geistliche Jahr' sich hoffentlich früher schließen wird, als das Jahr neunundreißig. An der nötigen Stimmung fehlt es mir nicht in so vielen einsamen Stunden, denn die Onkels gehen ihren Geschäften nach und Mama erleichtert sich die Abwesenheit von Hause durch häufiges Briefschreiben, obwohl die Antworten so sparsam einlaufen, daß wir fast ohne Nachricht sind. Ich lese auch zuweilen oder durchblättere vielmehr, und was? die alten Romane von Walther Scott — freilich ist's verlorene Zeit, aber sie haben für mich einen individuellen Reiz . . . Ich begreife nun sehr wohl, wie manche mit so scheinbar schlechtem Geschmacke an den Schriftstellern ihrer Jugend hängen können, die ihnen Unwiederbringliches in der Erinnerung wiedergeben. Es liegt etwas sehr Herbes im Vergehen, in der Unmöglichkeit, Vergangenes auch nur für Augenblicke wieder ganz herzustellen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind meinen seligen Vater fragte, ob er im Himmel auch seinen Leberflecken auf der Hand haben würde? er antwortete, dort wären wir glänzend, von allen Flecken rein, und wenn er seinen Körper wieder annehme, werde er sein wie mit 23 Jahren. Ich wollte mich damals wohl tot weinen, daß ich statt meines lieben Vaters einen ganz fremden jungen Menschen finden sollte; das ist albern, und doch ein sehr natürliches Gefühl.

„Den 24. Ich war einen Tag abwesend bei meiner Cousine B., um dort die Fr. v. Fürstenberg zu sehen, von der ich vieles von Hause zu hören hoffte. Sie war aber seit drei Monaten auf Reisen und wußte weniger als ich; es wird mir doch lang, bis ich unsere guten Heiden wiedersehe! Malchen ist auch noch nicht hier. Für die A. (geborene W.) ist ein münstersches Gesicht auch wie ein frischer Trunk, so zufrieden sie sonst ist. Die Glückliche hält den Merkur, wir studierten zusammen die Beilagen und lasen mit Entzücken die Worte ‚der Bogen, der

Prinzipalmarkt, Lücke, Beberdick, unter den Schellfischen und Heringen'. Besseres fand sich für dieses Mal nicht. Die F. war sehr leidend bei dem kalten Wetter und eilt nach Haus, ich habe sie gebeten, nicht nur alle Bekannten namentlich, sondern sogar jeden Pflasterstein zu grüßen; wenn sie Ihnen also etwa begegnet und bringt keinen schönen Gruß, so liegt es nicht an mir. Heute ist es endlich mal wieder warm, das unnütze Hospitantenvolk, die Fliegen, machen einen beinahe tot, und mein Onkel Fritz zieht den ganzen Tag mit einer sehr eleganten Fliegenklatsche umher; auf der einen Seite steht zierlich gestickt ‚Sieben auf einen Schlag', auf der andern ‚Zwei Fliegen mit einem Klapp'; wenn das nicht Sieg bringt, so weiß ich es nicht. Dieser Onkel ist ein so passionierter Fliegenjäger, daß, wenn das Wild zu dünn wird, er Thüren und Fenster öffnen und mit Borstbesen und Tüchern neues hereintreiben läßt; wir nennen ihn nur den Domitian ... Die Geistlichen Lieder werden, wie mich dünkt, ohngefähr den früheren gleich, doch, glaube ich, wird es mir immer schwerer werden, einige Mannigfaltigkeit hinein zu bringen, da ich mich nur ungern und selten entschließe, einiges aus dem Texte selbst in Verse zu bringen; er scheint mir zu heilig dazu, und es kommt mir auch immer elend und schwülstig vor gegen die einfache Größe der Bibelsprache. So bleibe ich dabei, einzelne Stellen auszuheben, die mich zumeist frappieren und Stoff zu Betrachtungen geben. Ich freue mich darauf, Ihnen das Fertige vorzulesen, Sie sind doch dieses Mal fast mein ganzes Publikum. Wollte Gott, ich könnte die Lieder herausgeben, es wäre gewiß das Nützlichste, was ich mein lebelang leisten kann, und das damit verbundene Opfer wollte ich nicht scheuen, hätte ich nur an mich zu denken, aber es geht nicht! . . ."

„. . . Länger als bis zur Mitte September werden wir doch wohl nicht ausbleiben. Wie froh will ich sein, wenn ich wieder neben Ihnen sitze, Ihre Hand halte und aus Ihrem eigenen Munde höre, daß Sie meiner gedacht; ich weiß es zwar auch wohl so, wie sollten Sie nicht? —

den ganzen Tag in freier Luft bewegen, und allerdings ist meine Brust, gottlob, um vieles freier geworden. Seit 14 Tagen jedoch bin ich fleißig und, wie gesagt, recht im Zuge, so daß das ‚Geistliche Jahr‘ sich hoffentlich früher schließen wird, als das Jahr neununddreißig. An der nötigen Stimmung fehlt es mir nicht in so vielen einsamen Stunden, denn die Onkels gehen ihren Geschäften nach und Mama erleichtert sich die Abwesenheit von Hause durch häufiges Briefschreiben, obwohl die Antworten so sparsam einlaufen, daß wir fast ohne Nachricht sind. Ich lese auch zuweilen oder durchblättere vielmehr, und was? die alten Romane von Walther Scott — freilich ist's verlorene Zeit, aber sie haben für mich einen individuellen Reiz . . . Ich begreife nun sehr wohl, wie manche mit so scheinbar schlechtem Geschmacke an den Schriftstellern ihrer Jugend hängen können, die ihnen Unwiederbringliches in der Erinnerung wiedergeben. Es liegt etwas sehr Herbes im Vergehen, in der Unmöglichkeit, Vergangenes auch nur für Augenblicke wieder ganz herzustellen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind meinen seligen Vater fragte, ob er im Himmel auch seinen Leberflecken auf der Hand haben würde? er antwortete, dort wären wir glänzend, von allen Flecken rein, und wenn er seinen Körper wieder annehme, werde er sein wie mit 23 Jahren. Ich wollte mich damals wohl tot weinen, daß ich statt meines lieben Vaters einen ganz fremden jungen Menschen finden sollte; das ist albern, und doch ein sehr natürliches Gefühl.

„Den 24. Ich war einen Tag abwesend bei meiner Cousine B., um dort die Fr. v. Fürstenberg zu sehen, von der ich vieles von Hause zu hören hoffte. Sie war aber seit drei Monaten auf Reisen und wußte weniger als ich; es wird mir doch lang, bis ich unsere guten Heiden wiedersehe! Malchen ist auch noch nicht hier. Für die A. (geborene W.) ist ein münstersches Gesicht auch wie ein frischer Trunk, so zufrieden sie sonst ist. Die Glückliche hält den Merkur, wir studierten zusammen die Beilagen und lasen mit Entzücken die Worte ‚der Bogen, der

Prinzipalmarkt, Lücke, Beberdick, unter den Schellfischen und Heringen'. Besseres fand sich für dieses Mal nicht. Die F. war sehr leidend bei dem kalten Wetter und eilt nach Haus, ich habe sie gebeten, nicht nur alle Bekannten namentlich, sondern sogar jeden Pflasterstein zu grüßen; wenn sie Ihnen also etwa begegnet und bringt keinen schönen Gruß, so liegt es nicht an mir. Heute ist es endlich mal wieder warm, das unnütze Hospitantenvolk, die Fliegen, machen einen beinahe tot, und mein Onkel Fritz zieht den ganzen Tag mit einer sehr eleganten Fliegenklatsche umher; auf der einen Seite steht zierlich gestickt ‚Sieben auf einen Schlag', auf der andern ‚Zwei Fliegen mit einem Klapp'; wenn das nicht Sieg bringt, so weiß ich es nicht. Dieser Onkel ist ein so passionierter Fliegenjäger, daß, wenn das Wild zu dünn wird, er Thüren und Fenster öffnen und mit Borstbesen und Tüchern neues hereintreiben läßt; wir nennen ihn nur den Domitian ... Die Geistlichen Lieder werden, wie mich dünkt, ohngefähr den früheren gleich, doch, glaube ich, wird es mir immer schwerer werden, einige Mannigfaltigkeit hinein zu bringen, da ich mich nur ungern und selten entschließe, einiges aus dem Texte selbst in Verse zu bringen; er scheint mir zu heilig dazu, und es kommt mir auch immer elend und schwülstig vor gegen die einfache Größe der Bibelsprache. So bleibe ich dabei, einzelne Stellen auszuheben, die mich zumeist frappieren und Stoff zu Betrachtungen geben. Ich freue mich darauf, Ihnen das Fertige vorzulesen, Sie sind doch dieses Mal fast mein ganzes Publikum. Wollte Gott, ich könnte die Lieder herausgeben, es wäre gewiß das Nützlichste, was ich mein lebelang leisten kann, und das damit verbundene Opfer wollte ich nicht scheuen, hätte ich nur an mich zu denken, aber es geht nicht! ..."

„... Länger als bis zur Mitte September werden wir doch wohl nicht ausbleiben. Wie froh will ich sein, wenn ich wieder neben Ihnen sitze, Ihre Hand halte und aus Ihrem eigenen Munde höre, daß Sie meiner gedacht; ich weiß es zwar auch wohl so, wie sollten Sie nicht? —

„Mein allerteuerster Freund, ich denke ja so viel an Sie; was mir Gutes zukommt, ein hübsches Buch, ein schönes Lied, alles freut mich nur halb, weil ich es Ihnen nicht mitteilen kann. Was meinen Sie, S., sollte ein so klares Freundschaftsverhältnis wohl getrübt werden können? Ich meine durchaus nicht. — Schlechte Streiche wird ja keiner von uns machen, und Schwächen und Mißverständnisse können uns nichts mehr thun; ich denke, wir haben auf einen guten Grund gebaut, den einzigen, der nie einsinken kann. Ich stelle mir oft so lebhaft vor, wie ich die Treppe heraufkomme und Sie mich schon am Schritte kennen, Sie sitzen am Tische, Thereschen Ihnen gegenüber mit dem Strickzeuge, Mütterchen kommt durch die Alkoventhüre und ihr freut euch alle miteinander eben so gut wie ich; sogar der Vater zeigt sich in der Saalthür, wenn er meine Stimme hört, und ruft: Ei, siehe da, Fräulein, willkommen! Wären wir erst so weit, aber drei Wochen laufen schnell hin; wenn Gott uns am Leben läßt, kommt alles gerade so; bis dahin muß ich mich nun an das halten, was mir auch hier Gutes und Freundliches geschieht, denn die Onkels sind sehr gütig gegen mich, und Malchen ist auch wahrhaftig kein Lump! wenn sie nur erst hier wäre! Das ärgert mich am meisten, daß Ihr euch gegenseitig nicht kennt, obwohl ich wohl den kürzern dabei ziehe und am Ende etwas drüber sein könnte. . . . Uebermorgen fahren wir zu meiner Tante Ludowine ins Klösterchen,[1] wo ein Vetter, Werner Hart-

---

[1] Ludowina war die jüngste Schwester der Mutter Annettens. Sie war zuerst Stiftsdame in Geseke (oder Neuenheerse?), lebte aber meistens in Bökendorf und galt als geistreich und fromm. Später hatte sie auf der Brede bei Brakel das sogenannte Klösterchen eingerichtet, dessen Immobilien den Asseburgs gehörten. Hier erzog sie „um Christi willen“ Waisenmädchen, bis sie schließlich einer wirklichen religiösen Genossenschaft, deren erste Oberin ihre Nichte, Gräfin Asseburg, war, die Leitung übertrug und sich in höherem Alter wieder nach Bökendorf zurückzog. Bei der Versorgung und Unterbringung der Kinder als Mägde u. s. w. war Annette samt der Mutter der Tante auf alle Weise behilflich. Es dünkte erstere nicht zu viel, selbst aufs genaueste den Charakter und die wirklichen und möglichen Anforderungen

hausen,[1] seine erste Messe lesen wird. **Ueberhaupt werden wir von jetzt an wohl wenig zu Hause sein, da mehrere der bisher abwesenden Verwandten auf ihren Gütern eingetroffen sind und drei Wochen kaum hinreichen werden, noch jedem das Seinige an Besuch zukommen zu lassen. Nach Kassel soll ich auch noch**

---

der Herrschaften, welche ein Mädchen mieten wollten, zu erkunden, darnach das passendste für jede Stelle auszuwählen, die Bedingungen der Arbeit im einzelnen genau festzustellen, um jedem künftigen Mißverständnisse möglichst vorzubeugen. Auch wachte sie selbst, soviel es anging, über die Führung während der Dienstzeit und ließ es an Ermunterungen mit Wort und That nicht fehlen. Davon zeugt der Inhalt so mancher Briefe an jene Tante sowohl als an andere. Hier nur eines dieser Schreiben: „Hülshoff, 16. Jan. 41. Liebste Ludowine! Mit der Marie das geht nicht — ich habe gestern die Degnersche nochmals selbst gesprochen, sie kann gar nichts mit ihr anfangen, doch hat sie sich — (die D. meine ich) — übrigens besänftigt und das herzlichste Mitleid mit Marien, die sie nicht sowohl für hartnäckig wie für ungemein schwach von Kopfe hält. Sie hat sich viele Mühe gegeben, sie anderwärts unterzubringen, und auch einen Dienst für sie gehabt, aber als die künftige Herrschaft Marie gesehen und examiniert, hat diese immer so unglückliche Antworten gegeben: ‚Das kann ich nicht, das habe ich niemals probiert', daß die Leute nicht mehr daran wollen. Die D. sagt, es fehle ihr jetzt nicht so sehr an gutem Willen, wie gänzlich an Geschick, darin sei sie wie ein kleines Kind, und sie könne sie z. B. nicht zwei Minuten allein in der Küche lassen, ohne Sorge, daß indessen die Katze das Fleisch hole oder die Milch überkoche; selbst in Begleitung einer andern Sachen zu Markte zu tragen, dazu sei sie nicht im stande, sondern so stolperig auf ihren Füßen, daß sie der Länge nach hinfalle und die Butter über die Straße fliege. — Ich schreibe dir dies alles, damit du sie nicht gar zu arg heruntermachst, wenn sie Ostern wiederkommt, — es ist ein armes Ding und herzlich zu bedauern; wenn der liebe Gott sich ihrer nicht besonders annimmt und dich ein eigens für sie gemachtes Plätzchen auffinden läßt, so sieht es schwierig mit ihr aus. — Emilien und Marien dagegen geht es gut, sie haben, wie es scheint, ganz die passenden Herrschaften getroffen, sind beide mit einem schönen neuen Mantel und sonstigen Kleidungsstücken beschenkt worden, und überhaupt läßt sich das ganz nach unseren Wünschen an u. s. w." — Dergleichen zufällig aufbewahrte Stellen ließen sich aus dem ungedruckten Nachlasse noch mehrere zusammenstellen. Die eben mitgeteilte genügt vollauf, um nicht bloß das Verständnis, sondern auch die Umsicht zu zeigen, die Annette dem Liebeswerke ihrer frommen Tante entgegenbrachte. Vgl. auch Claassen, Denkmal. 2. Aufl. S. 92 f.

[1] Der älteste Sohn des Bonner Onkels Moritz Haxthausen.

„Mein allerteuerster Freund, ich denke ja so viel an Sie; was mir Gutes zukommt, ein hübsches Buch, ein schönes Lied, alles freut mich nur halb, weil ich es Ihnen nicht mitteilen kann. Was meinen Sie, S., sollte ein so klares Freundschaftsverhältnis wohl getrübt werden können? Ich meine durchaus nicht. — Schlechte Streiche wird ja keiner von uns machen, und Schwächen und Mißverständnisse können uns nichts mehr thun; ich denke, wir haben auf einen guten Grund gebaut, den einzigen, der nie einsinken kann. Ich stelle mir oft so lebhaft vor, wie ich die Treppe heraufkomme und Sie mich schon am Schritte kennen, Sie sitzen am Tische, Thereschen Ihnen gegenüber mit dem Strickzeuge, Mütterchen kommt durch die Alkoventhüre und ihr freut euch alle miteinander eben so gut wie ich; sogar der Vater zeigt sich in der Saalthür, wenn er meine Stimme hört, und ruft: Ei, siehe da, Fräulein, willkommen! Wären wir erst so weit, aber drei Wochen laufen schnell hin; wenn Gott uns am Leben läßt, kommt alles gerade so; bis dahin muß ich mich nun an das halten, was mir auch hier Gutes und Freundliches geschieht, denn die Onkels sind sehr gütig gegen mich, und Malchen ist auch wahrhaftig kein Lump! wenn sie nur erst hier wäre! Das ärgert mich am meisten, daß Ihr euch gegenseitig nicht kennt, obwohl ich wohl den kürzern dabei ziehe und am Ende etwas drüber sein könnte. . . . Uebermorgen fahren wir zu meiner Tante Ludowine ins Klösterchen,[1] wo ein Vetter, Werner Haxt-

[1] Ludowina war die jüngste Schwester der Mutter Annettens. Sie war zuerst Stiftsdame in Geseke (oder Neuenheerse?), lebte aber meistens in Bökendorf und galt als geistreich und fromm. Später hatte sie auf der Brede bei Brakel das sogenannte Klösterchen eingerichtet, dessen Immobilien den Asseburgs gehörten. Hier erzog sie „um Christi willen" Waisenmädchen, bis sie schließlich einer wirklichen religiösen Genossenschaft, deren erste Oberin ihre Nichte, Gräfin Asseburg, war, die Leitung übertrug und sich in höherem Alter wieder nach Bökendorf zurückzog. Bei der Versorgung und Unterbringung der Kinder als Mägde u. s. w. war Annette samt der Mutter der Tante auf alle Weise behilflich. Es dünkte erstere nicht zu viel, selbst aufs genaueste den Charakter und die wirklichen und möglichen Anforderungen

hausen,[1] seine erste Messe lesen wird. Ueberhaupt werden wir von jetzt an wohl wenig zu Hause sein, da mehrere der bisher abwesenden Verwandten auf ihren Gütern eingetroffen sind und drei Wochen kaum hinreichen werden, noch jedem das Seinige an Besuch zukommen zu lassen. Nach Kassel soll ich auch noch

---

der Herrschaften, welche ein Mädchen mieten wollten, zu erkunden, darnach das passendste für jede Stelle auszuwählen, die Bedingungen der Arbeit im einzelnen genau festzustellen, um jedem künftigen Mißverständnisse möglichst vorzubeugen. Auch wachte sie selbst, soviel es anging, über die Führung während der Dienstzeit und ließ es an Ermunterungen mit Wort und That nicht fehlen. Davon zeugt der Inhalt so mancher Briefe an jene Tante sowohl als an andere. Hier nur eines dieser Schreiben: „Hülshoff, 16. Jan. 41. Liebste Ludowine! Mit der Marie das geht nicht — ich habe gestern die Degnersche nochmals selbst gesprochen, sie kann gar nichts mit ihr anfangen, doch hat sie sich — (die D. meine ich) — übrigens besänftigt und das herzlichste Mitleid mit Marien, die sie nicht sowohl für hartnäckig wie für ungemein schwach von Kopfe hält. Sie hat sich viele Mühe gegeben, sie anderwärts unterzubringen, und auch einen Dienst für sie gehabt, aber als die künftige Herrschaft Marie gesehen und examiniert, hat diese immer so unglückliche Antworten gegeben: ‚Das kann ich nicht, das habe ich niemals probiert‘, daß die Leute nicht mehr daran wollen. Die D. sagt, es fehle ihr jetzt nicht so sehr an gutem Willen, wie gänzlich an Geschick, darin sei sie wie ein kleines Kind, und sie könne sie z. B. nicht zwei Minuten allein in der Küche lassen, ohne Sorge, daß indessen die Katze das Fleisch hole oder die Milch überkoche; selbst in Begleitung einer andern Sachen zu Markte zu tragen, dazu sei sie nicht im stande, sondern so stolperig auf ihren Füßen, daß sie der Länge nach hinfalle und die Butter über die Straße fliege. — Ich schreibe dir dies alles, damit du sie nicht gar zu arg heruntermachst, wenn sie Ostern wiederkommt, — es ist ein armes Ding und herzlich zu bedauern; wenn der liebe Gott sich ihrer nicht besonders annimmt und dich ein eigens für sie gemachtes Plätzchen auffinden läßt, so steht es schwierig mit ihr aus. — Emilien und Marien dagegen geht es gut, sie haben, wie es scheint, ganz die passenden Herrschaften getroffen, sind beide mit einem schönen neuen Mantel und sonstigen Kleidungsstücken beschenkt worden, und überhaupt läßt sich das ganz nach unseren Wünschen an u. s. w.“ — Dergleichen zufällig aufbewahrte Stellen ließen sich aus dem ungedruckten Nachlasse noch mehrere zusammenstellen. Die eben mitgeteilte genügt vollauf, um nicht bloß das Verständnis, sondern auch die Umsicht zu zeigen, die Annette dem Liebeswerke ihrer frommen Tante entgegenbrachte. Vgl. auch Claassen, Denkmal, 2. Aufl. S. 92 f.

[1] Der älteste Sohn des Bonner Onkels Moritz Haxthausen.

mit Malchen, dazu wird es aber schwerlich kommen, und das schadet auch nicht; ich will sie lieber drei Tage hier haben als zehn in Kassel in einem fremden Hause und meine Zeit in Besuchen versplitternd. Man treibt mich zum Schließen, unter dem Fenster steht mein Onkel Fritz und ruft wie ein Nachtwächter . . . O weh! da kommt der Onkel wieder her, ich dachte, er sei ins Feld gegangen, und da schreit er, wie ein Zahnbrecher, ich muß im Ernst aufhören. Grüßen Sie doch Ihren Onkel Gräver von mir, und Lutterbeck muß den guten Sprick grüßen. Dieser Brief enthält wenig, aber ‚ein Schelm, der mehr giebt, als er hat'; Einsamkeit und Regenwetter sind schlechte Ingredienzen, um Spiritus daraus zu ziehen. Einem andern möchte ich kaum so kommen; aber Sie würden auch das Scherflein der Witwe nehmen, weil es gut gemeint wäre; zum drittenmal — ‚Hohoh Nette!' nun ist es aber die höchste Zeit. Leben Sie wohl, mein liebster, bester Freund, gedenken Sie meiner und antworten Sie bald. Hören Sie? — ganz bald, in den nächsten Tagen, mich verlangt sehr darnach."

Vier Tage später schreibt sie an Junkmann:

„. . . Es geht mir hier schon recht wohl, und wir leben diesmal (ungewohnterweise für diesen Ort) sehr still. Sie glauben nicht, wie wohl es mir thut, nach der Aussicht auf ein halbes Vagabundenleben und der Scheu davor, in diese tiefe Ruhe gekommen zu sein. Tränke ich nicht Brunnen, und müßte deshalb spazieren rennen, wie ein Postpferd, so wollte ich fleißig sein, daß ihr alle eure Freude daran haben solltet; auch so bin ich es ziemlich, und das „Geistliche Jahr" rückt brav voran . . . Wären Sie hier, lieber Freund, ich glaube, es würde Ihnen gefallen, eine so tiefe Ruhe! denn die Ökonomie-Gebäude liegen ziemlich weit ab, und mein Onkel Fritz führt nur eine kleine Junggesellenwirtschaft. Das Haus ist angenehm angefüllt mit altertümlichen Gegenständen, wunderschönen geschnitzten Schränken und Möbeln, alten Kunstuhren, Familienbildern, und so still, daß man den ganzen Tag die Heimchen zirpen hört. Ungefähr zweihundert Schritte vom Hause (nach

der stillen Seite) ein sehr hoher und breiter Laubengang, in der Mitte abgebrochen, wo eine herrliche alte Linde steht, mit steinernem Tisch und Bänken drum her. Dies ist der Ort, wo ich meinen guten Onkel zuweilen betrüge und ganz ruhig schreibe, während er mich durch Feld und Wald rennend glaubt, um mir die überflüssige Körpermasse abzulaufen. Da höre ich in der Welt Gottes nichts als die Schafglocken in der Ferne und das Gesumme der Insekten, und sehe nichts als das grüne Laub, den Sonnenstrahl durch die Zweige und die Fliegen auf meinem Tische spazieren. Am liebsten ist es mir in der Dämmerung, wenn das Gewölbe lebendig wird und die Blätter anfangen zu diskurrieren; wahrhaftig, Junkmann, es wäre recht was für Sie, ich weiß, Sie brächten jeden Abend ein Gedicht zu Hause, so gut, wie Sie es Ihr Lebenlang gemacht. — Zwischen meinen geistlichen Liedern ist mir eines, ohne meinen Willen, ganz demagogisch geworden. Der Onkel nennt es einen geistlichen Marsch; der Evangelientext war schuld daran. Da sehen Sie, wie man noch jeden Augenblick die Bibel verkehrt auslegen kann! Ich werde wohl ein anderes dafür machen müssen.

„Eine halbe Stunde von hier liegt Hellesen, ein sogenanntes Vorwerk von Abbenburg, was ich oft zum Ziel meiner Spaziergänge mache, weil es gerade die rechte Entfernung hat, um eine Tour daran abzulaufen; so ein Vorwerk ist ein trauriges und doch romantisches Ding. Mitten im endlosen Felde, nichts als lange Scheuern und Stallungen und daran gebaut zwei kleine Kämmerchen, wo zwei Knechte jahraus jahrein — Winter und Sommer verbringen, ohne Monate lang etwas anderes zu sehen, außer den Eseljungen und seine Tiere, die ihnen zweimal im Tage das oft hart gefrorene Essen bringen, was sie dann auf ihrem Öfchen aufwärmen. Das Vorwerk verlassen dürfen sie niemals, nur eben Sonntags abwechselnd zum Gottesdienst, denn sie haben große Ökonomieschätze zu bewachen. Wie schläfrig und langweilig mögen sie über die Schneefläche ausschauen nach ihrem Eliasraben! Da hätte einer Zeit, heilig

mit Malchen, dazu wird es aber schwerlich kommen, und das schadet auch nicht; ich will sie lieber drei Tage hier haben als zehn in Kassel in einem fremden Hause und meine Zeit in Besuchen versplitternd. Man treibt mich zum Schließen, unter dem Fenster steht mein Onkel Fritz und ruft wie ein Nachtwächter ... O weh! da kommt der Onkel wieder her, ich dachte, er sei ins Feld gegangen, und da schreit er, wie ein Zahnbrecher, ich muß im Ernst aufhören. Grüßen Sie doch Ihren Onkel Gräver von mir, und Lutterbeck muß den guten Sprick grüßen. Dieser Brief enthält wenig, aber ‚ein Schelm, der mehr giebt, als er hat‘; Einsamkeit und Regenwetter sind schlechte Ingredienzen, um Spiritus daraus zu ziehen. Einem andern möchte ich kaum so kommen; aber Sie würden auch das Scherflein der Witwe nehmen, weil es gut gemeint wäre; zum drittenmal — ‚Hohoh Nette!‘ nun ist es aber die höchste Zeit. Leben Sie wohl, mein liebster, bester Freund, gedenken Sie meiner und antworten Sie bald. Hören Sie? — ganz bald, in den nächsten Tagen, mich verlangt sehr darnach.“

Vier Tage später schreibt sie an Junkmann:

„... Es geht mir hier schon recht wohl, und wir leben diesmal (ungewohnterweise für diesen Ort) sehr still. Sie glauben nicht, wie wohl es mir thut, nach der Aussicht auf ein halbes Vagabundenleben und der Scheu davor, in diese tiefe Ruhe gekommen zu sein. Tränke ich nicht Brunnen, und müßte deshalb spazieren rennen, wie ein Postpferd, so wollte ich fleißig sein, daß ihr alle eure Freude daran haben solltet; auch so bin ich es ziemlich, und das „Geistliche Jahr“ rückt brav voran ... Wären Sie hier, lieber Freund, ich glaube, es würde Ihnen gefallen, eine so tiefe Ruhe! denn die Ökonomie-Gebäude liegen ziemlich weit ab, und mein Onkel Fritz führt nur eine kleine Junggesellenwirtschaft. Das Haus ist angenehm angefüllt mit altertümlichen Gegenständen, wunderschönen geschnitzten Schränken und Möbeln, alten Kunstuhren, Familienbildern, und so still, daß man den ganzen Tag die Heimchen zirpen hört. Ungefähr zweihundert Schritte vom Hause (nach

der stillen Seite) ein sehr hoher und breiter Laubengang, in der Mitte abgebrochen, wo eine herrliche alte Linde steht, mit steinernem Tisch und Bänken drum her. Dies ist der Ort, wo ich meinen guten Onkel zuweilen betrüge und ganz ruhig schreibe, während er mich durch Feld und Wald rennend glaubt, um mir die überflüssige Körpermasse abzulaufen. Da höre ich in der Welt Gottes nichts als die Schafglocken in der Ferne und das Gesumme der Insekten, und sehe nichts als das grüne Laub, den Sonnenstrahl durch die Zweige und die Fliegen auf meinem Tische spazieren. Am liebsten ist es mir in der Dämmerung, wenn das Gewölbe lebendig wird und die Blätter anfangen zu diskurrieren; wahrhaftig, Junkmann, es wäre recht was für Sie, ich weiß, Sie brächten jeden Abend ein Gedicht zu Hause, so gut, wie Sie es Ihr Lebenlang gemacht. — Zwischen meinen geistlichen Liedern ist mir eines, ohne meinen Willen, ganz demagogisch geworden. Der Onkel nennt es einen geistlichen Marsch; der Evangelientext war schuld daran. Da sehen Sie, wie man noch jeden Augenblick die Bibel verkehrt auslegen kann! Ich werde wohl ein anderes dafür machen müssen.

„Eine halbe Stunde von hier liegt Hellesen, ein sogenanntes Vorwerk von Abbenburg, was ich oft zum Ziel meiner Spaziergänge mache, weil es gerade die rechte Entfernung hat, um eine Tour daran abzulaufen; so ein Vorwerk ist ein trauriges und doch romantisches Ding. Mitten im endlosen Felde, nichts als lange Scheuern und Stallungen und daran gebaut zwei kleine Kämmerchen, wo zwei Knechte jahraus jahrein — Winter und Sommer verbringen, ohne Monate lang etwas anderes zu sehen, außer den Eseljungen und seine Tiere, die ihnen zweimal im Tage das oft hart gefrorene Essen bringen, was sie dann auf ihrem Öfchen aufwärmen. Das Vorwerk verlassen dürfen sie niemals, nur eben Sonntags abwechselnd zum Gottesdienst, denn sie haben große Ökonomieschätze zu bewachen. Wie schläfrig und langweilig mögen sie über die Schneefläche ausschauen nach ihrem Eliasraben! Da hätte einer Zeit, heilig

oder gelehrt zu werden. Jetzt ist's ganz hübsch dort, das Feld voll Leben, auf der einen Seite brüllt das Vieh, auf der andern Seite schwirren die Sensen, und eine halbgefüllte Scheuer giebt mir ein Ruheplätzchen auf Heubündeln und Garben, gerade wie ich es mag. Das wäre wieder etwas für Sie, und es ist jammerschade, daß Sie nicht hier sind. Auch ein Gehölz giebt's hier, genannt der Vogelsang, ziemlich weit vom Hause, so hübsch in der Wildnis, was ehemals angelegt war, jetzt aber müssen Sie sich durch Dornen und Gestrüpp arbeiten, und stehen dann plötzlich in einem großen Rund von alten Eichen, mit einer Bank drunter; da sitzt man auch wie verzaubert. Zum Überfluß steckt ein Eulennest im hohlen Baume, wo es unaufhörlich drinnen knackt und prustet. Länger als bis zur Dämmerung bleibe ich nie dort, denn dann wird das Eulenvolk zu lebendig, und das Durchdringen ins Freie, wo man oft in Schlingpflanzen und Dornen gefangen ist, daß man sein Lebtag nicht wieder herauszukommen meint, hat im Dunkeln was wirklich Grauserliches; ich glaube, man könnte sich ungeheuer erschrecken, wenn nur ein Vogel aufflatterte.

„Jetzt haben Sie alle meine Abbenburger Freuden und Herrlichkeiten, die zwar nicht weit her, mir aber doch genug und lieber sind als manches, was andere so nennen. Übrigens ist es jetzt das erste Mal, daß sich mir Abbenburg von dieser Seite zeigt. In den vorigen Jahren war es übermäßig belebt, von einem Schwarm von Verwandten und Freunden, die alle ausgeflogen sind; doch sie kehren allmählich zurück. Wahrscheinlich werde ich hier nie wieder eine ähnliche Zeit verleben, um so mehr freut es mich, daß ich diesmal dazu gekommen. Wäre mein gutes Rüschhaus nicht, was zwar nicht so schön, aber mir doch noch heimlicher ist, und könnte ich hier alle, die mir lieb sind, so um mich herstellen wie dort, ich würde mich weniger fortsehnen, als je anderwärts. Aber jetzt!“ . . .

Die Verwandten scheinen nicht so ganz von der Beschäftigung Annettens mit dem „Geistlichen Jahr“ erbaut gewesen zu sein. Aber die Dichterin blieb standhaft: „Man spannt hier

wieder alle Stricke an, mich zum Humoristischen zu ziehen, spricht von Verkennen des eigentlichen Talentes u. s. w. Das ist die ewige alte Leier, die mich denn doch jedesmal halb verdrießlich, halb unschlüssig macht ... Für jetzt kann ich überall wohl gar nicht daran denken; heute eine Schnurre und morgen wieder ein geistliches Lied, das wäre was Schönes! — Solche Stimmungen ziehen sich nicht an und aus wie Kleider, obwohl manche das zu glauben scheinen."

Wie in Abbenburg war nach der Heimkehr auch in Rüschhaus das „Geistliche Jahr" die große Angelegenheit, die das Gemüt der Dichterin beschäftigte. Sie kam dabei zu ganz eigentümlichen Betrachtungen über gar manches. So schreibt sie an Junkmann: „Ein Schriftsteller ums liebe Brot ist nicht nur Sklave der öffentlichen Meinung, sondern sogar der Mode, die ihn nach Belieben reich macht oder verhungern läßt; und wer nicht gelegentlich sein Bestes und am tiefsten Gefühltes Überzeugung, Erkenntnis, Geschmack verleugnen kann, der mag nur sich hinlegen und sterben, und der Lorbeer über seinem Grabe wird ihn nicht wieder lebendig machen.

„Ich bin diesen Sommer sehr fleißig gewesen und habe an dem „Geistlichen Jahr" dermaßen nachgearbeitet, daß ich bei meiner Abreise [von Abbenburg] mit der laufenden Zeit gleich war und dem Jahresschluß bedeutend vorzueilen hoffte. Seitdem bin ich in Rückstand gekommen; teils war ich krank, teils anderweitig verhindert, hatte auch allmählich einen babylonischen Turm von unbeantworteten Briefen aufwachsen lassen, der zwar nicht bis an die Wolken, aber doch fast über meinen Mut reichte; mir ward ordentlich schwarz vor den Augen. Jetzt trage ich daran ab, als gelte es das tägliche Brot, und fange schon an, Grund zu sehen; so denke ich bald wieder ans eigentliche Werk zu kommen und dann mit Gottes Hilfe den Cyklus doch vor dem Sylvestertage geschlossen zu haben. Es ist ein größeres Unternehmen, als ich gedacht, da alles, was Schlüter bisher hatte, nur von Neujahr bis Ostern reichte. Dennoch meinte ich, Gott weiß nach welcher duseligen Ansicht,

oder gelehrt zu werden. Jetzt ist's ganz hübsch dort, das Feld voll Leben, auf der einen Seite brüllt das Vieh, auf der andern Seite schwirren die Sensen, und eine halbgefüllte Scheuer giebt mir ein Ruheplätzchen auf Heubündeln und Garben, gerade wie ich es mag. Das wäre wieder etwas für Sie, und es ist jammerschade, daß Sie nicht hier sind. Auch ein Gehölz giebt's hier, genannt der Vogelsang, ziemlich weit vom Hause, so hübsch in der Wildnis, was ehemals angelegt war, jetzt aber müssen Sie sich durch Dornen und Gestrüpp arbeiten, und stehen dann plötzlich in einem großen Rund von alten Eichen, mit einer Bank drunter; da sitzt man auch wie verzaubert. Zum Überfluß steckt ein Eulennest im hohlen Baume, wo es unaufhörlich drinnen knackt und prustet. Länger als bis zur Dämmerung bleibe ich nie dort, denn dann wird das Eulenvolk zu lebendig, und das Durchdringen ins Freie, wo man oft in Schlingpflanzen und Dornen gefangen ist, daß man sein Lebtag nicht wieder herauszukommen meint, hat im Dunkeln was wirklich Grauserliches; ich glaube, man könnte sich ungeheuer erschrecken, wenn nur ein Vogel aufflatterte.

„Jetzt haben Sie alle meine Abbenburger Freuden und Herrlichkeiten, die zwar nicht weit her, mir aber doch genug und lieber sind als manches, was andere so nennen. Übrigens ist es jetzt das erste Mal, daß sich mir Abbenburg von dieser Seite zeigt. In den vorigen Jahren war es übermäßig belebt, von einem Schwarm von Verwandten und Freunden, die alle ausgeflogen sind; doch sie kehren allmählich zurück. Wahrscheinlich werde ich hier nie wieder eine ähnliche Zeit verleben, um so mehr freut es mich, daß ich diesmal dazu gekommen. Wäre mein gutes Rüschhaus nicht, was zwar nicht so schön, aber mir doch noch heimlicher ist, und könnte ich hier alle, die mir lieb sind, so um mich herstellen wie dort, ich würde mich weniger fortsehnen, als je anderwärts. Aber jetzt!" . . .

Die Verwandten scheinen nicht so ganz von der Beschäftigung Annettens mit dem „Geistlichen Jahr" erbaut gewesen zu sein. Aber die Dichterin blieb standhaft: „Man spannt hier

wieder alle Stricke an, mich zum Humoristischen zu ziehen, spricht von Verkennen des eigentlichen Talentes u. s. w. Das ist die ewige alte Leier, die mich denn doch jedesmal halb verdrießlich, halb unschlüssig macht ... Für jetzt kann ich überall wohl gar nicht daran denken; heute eine Schnurre und morgen wieder ein geistliches Lied, das wäre was Schönes! — Solche Stimmungen ziehen sich nicht an und aus wie Kleider, obwohl manche das zu glauben scheinen.“

Wie in Abbenburg war nach der Heimkehr auch in Rüschhaus das „Geistliche Jahr“ die große Angelegenheit, die das Gemüt der Dichterin beschäftigte. Sie kam dabei zu ganz eigentümlichen Betrachtungen über gar manches. So schreibt sie an Junkmann: „Ein Schriftsteller ums liebe Brot ist nicht nur Sklave der öffentlichen Meinung, sondern sogar der Mode, die ihn nach Belieben reich macht oder verhungern läßt; und wer nicht gelegentlich sein Bestes und am tiefsten Gefühltes Überzeugung, Erkenntnis, Geschmack verleugnen kann, der mag nur sich hinlegen und sterben, und der Lorbeer über seinem Grabe wird ihn nicht wieder lebendig machen.

„Ich bin diesen Sommer sehr fleißig gewesen und habe an dem „Geistlichen Jahr“ dermaßen nachgearbeitet, daß ich bei meiner Abreise [von Abbenburg] mit der laufenden Zeit gleich war und dem Jahresschluß bedeutend vorzueilen hoffte. Seitdem bin ich in Rückstand gekommen; teils war ich krank, teils anderweitig verhindert, hatte auch allmählich einen babylonischen Turm von unbeantworteten Briefen aufwachsen lassen, der zwar nicht bis an die Wolken, aber doch fast über meinen Mut reichte; mir ward ordentlich schwarz vor den Augen. Jetzt trage ich daran ab, als gelte es das tägliche Brot, und fange schon an, Grund zu sehen; so denke ich bald wieder ans eigentliche Werk zu kommen und dann mit Gottes Hilfe den Cyklus doch vor dem Sylvestertage geschlossen zu haben. Es ist ein größeres Unternehmen, als ich gedacht, da alles, was Schlüter bisher hatte, nur von Neujahr bis Ostern reichte. Dennoch meinte ich, Gott weiß nach welcher duseligen Ansicht,

das meiste bereits gethan, und hätte schwerlich den Mut zum Anlaufe genommen, wenn ich die Höhe des Berges erkannt, der vor mir lag. Für spätere Arbeiten habe ich noch keine Pläne und will auch nicht daran denken, bevor ich diese beendigt, da es sich immer fester in mir gestellt hat, daß sie nur zu einer Zeit erscheinen darf, wo mein ganzes irdisches Streben mir wohl thöricht erscheinen wird, und dieses Buch dann vielleicht das einzige ist, dessen ich mich dann freue; darum will ich auch bis ans Ende meinen ganzen Ernst darauf wenden, und es kümmert mich wenig, daß manche Lieder weniger wohlklingend sind als die früheren; dies ist eine Gelegenheit, wo ich der Form nicht den geringsten nützlichen Gedanken aufopfern darf. Dennoch weiß ich wohl, daß eine schöne Form das Gemüt aufregt und empfänglich macht, und nehme soviel Rücksicht darauf, als ohne Beeinträchtigung des Gegenstandes möglich ist, aber nicht mehr.“ [1]

Mit dem Jahre 1839 kam auch wirklich das „Geistliche Jahr“ zu einem vorläufigen Abschluß. In Schlüters Tagebuch heißt es: „1839 Dez. Frl. von Droste auf 8 Tage bei uns; das ‚Geistliche Jahr‘ vollendet.“ — An eine Drucklegung war der Natur der Sache gemäß vorderhand nicht zu denken. Nur die nächsten Freunde hatten Kenntnis vom Dasein der Dichtungen. Vorläufig kam es nicht einmal zu einer Reinschrift. Bei ihrer letzten Reise nach Meersburg nahm Annette die ursprüngliche Handschrift mit in den Süden, diesmal ernstlich gewillt, das Werk noch einmal durchzunehmen, wo nötig, zu bessern, etwaige Lücken auszufüllen und ins Reine zu schreiben, damit dann später Schlüter nach gewissenhafter Prüfung und einzig seiner Überzeugung folgend die Dichtung ganz oder zum Teil veröffentliche.

[1] Schlüter, Briefe 150 f.

Zu jener beabsichtigten Durcharbeitung ist es nicht gekommen, aber auch so bietet das „Geistliche Jahr" uns das Eigentümlichste, Großartigste und zugleich Persönlichste, was Annette uns hinterlassen hat. Es wird niemals eine volkstümliche Dichtung werden; aber für die edelsten Geister und die Seelenforscher wird es noch auf lange seine Anziehungskraft und seinen spröden Reiz bewahren.

XVI. Besuche aus der Ferne.

(1840—1842.)

Endlich im Mai 1840 hatte die Dichterin auch die Freude, ihre alte Freundin Adele Schopenhauer einmal in ihrer Klause beherbergen zu können.

Nicht lange nach der Übersiedlung von Bonn nach Jena war Adelens Mutter Johanna am 18. April 1838 ziemlich unerwartet gestorben. Am 6. August [1838] schrieb Adele der Freundin:

„Liebe Annette! Der Verlust, der mich getroffen, hat mir schwer gemacht, Ihnen zu schreiben. Es ist Ihnen wahrscheinlich ebenso! Nachrichten aus Bonn zufolge sind Sie bei einem Onkel, ich sende diese Zeilen daher an Haxthausens in der Hoffnung, Sie dadurch aufzurütteln zu dem Gefühl, daß Sie jetzt schreiben müssen, auch wenn's unangenehm ist, auch wenn Sie krank sind: ich will Ihre Hand einmal wiedersehen und brauche Ihre Liebe. Warum, Annette, habe ich Ihre Gedichte nicht? meinen Sie, der Schmerz mache mich stumpf?... Endlich, Kind, werden Sie sagen, ich sei wie die Billa, doch nicht ganz. Schicken Sie mir, wenn auch par Poste — cela m'est égal — die Sonnette von Shakespeare, ich kann sie nirgend, nirgend bekommen und habe drei vollständige Ausgaben Shakespeares, kann also nicht noch die vierte kaufen. Ich brauche sie für einen Freund, nicht für mich, der will übersetzen, um sich los zu werden! Also, Nette, später können Sie sie gern wieder haben, jetzt aber schicken Sie!

„Ich bin sehr verändert, mein Herz; ich schreibe aber in einem anderen Briefe von mir. Meine Absicht ist, im Frühjahr nach Bonn auf 4 Wochen, von da auf einige Wochen zu Ihnen, von dort über Berlin nach Hause, heißt Jena. Ich habe Ihnen viel zu sagen, über meinen Verlust aber wenig, denn er sinkt immer tiefer in meine Seele. Leider bin ich recht krank seitdem; der Schreck trägt die Schuld. Annette, gute, weiche Nette! was soll das Schweigen, wenn einem Menschen so weh ist, wie mir? A. Schopenhauer."

Auf ihre ausdrückliche Bitte schickte nun Annette der Freundin ein Exemplar der Gedichte nebst einem Brief, in dem sie von den kleinen und großen Unannehmlichkeiten erzählte, die ihr das Büchlein bei einzelnen Verwandten verursacht hatte. Da wollte es fast scheinen, als sei auch die Freundin in Jena von ihrer früheren Begeisterung für Annettens Poesie zurückgekommen, denn es währte geraume Zeit, ehe sie auch nur eine Zeile des Dankes schickte. Endlich schrieb sie: „. . . Nun denn, ich weiß selbst nicht, warum ich nicht geschrieben, nicht gedankt, nicht gesagt habe, Ihr großes westfälisches Gedicht sei eine Perlenschnur vollkommen allerliebster Einzelheiten, von einem einzigen warmen wahren Gefühl aneindergehalten und gereiht — Nette, was weiß ich, ich hätte vieles Hübsches sagen können und schwieg. Aber Ihre Gedichte liegen bei Kühne, der sie recensiert, Gutzkow hat, Gott weiß wie, zuerst die Kunde durch die litterarische Welt geschickt, und O. L. B. Wolff wartet auf die Rückkehr meines Exemplares, um auch seine Meinung in die „Europa" oder sonst wohin zu senden. Allgemein entzücken die katholischen geistlichen Lieder; die Herren fühlen die kahle Kälte ihres Pseudokatholicismus, z. B. in den Klosternovellen, und erkennen Ihre Kraft an. Sternberg war entzückt, so ist's Ottilie [Goethe], aber wir alle haben nur das eine Exemplar, sie sind noch gar nicht zu haben, und Sie müßten Ihren Buchhändler zwingen, sie an die Hauptbuchhandlungen zu senden. Sie werden allmählich überall durchbrechen und erlangen, was Sie wünschen: ein parteiloses, ernstes Urteil, Lob und Tadel,

Anerkennung. — Ich könnte Sie um Ihr gewaltiges Talent beneiden, wenn ich mir irgend ein Talent wünschte. Lassen Sie die gute Tante Sophie und die Vettern reden, lachen Sie herzhaft, beschwichtigen Sie die Tante mit den allmählich ruhig urteilenden Männern von Fach, und vor allem lassen Sie sich nicht irre und nicht ernst machen. Es kann keine artigere Komödie geben als diese Scenen, die Sie mir erzählen; schreiben Sie sie selbst als Komödie à la Molière auf, lassen Sie sich amusieren, indem Sie aus sich selbst herausgehen. Bald ist dies Geplänkel beschlossen, den Leuten fällt etwas anderes ein, derweilen haben hier im Norden andere Ihr Buch gelesen, und nun kommt erst die eigentliche Kritik."[1]

„. . . Bei meinem Kommen bleibt's, wenn Sie mich noch wollen, wenn die Zeit so weit ist. Die Stille befürchten Sie nicht! Mir ist die Welt lebendig, seitdem ich ihr allein, ungestört gegenüber stehe; es hat alles Sprache, und die gewaltige Strömung meiner Gedanken macht mir Einsamkeit, Sinnen, Hindämmern, Hinträumen zum Bedürfnis. Und doch, Nette, so innig ich Ihre Gedichte bewundere, so naturkräftig und treu Sie schildern — fast erinnern Sie mich darin an die Naubert — so himmlisch Ihre Naturbilder, so kühn und groß Ihre Bewegungen in diesem Ideen- und Bildermeer sind, so habe ich doch nicht eine Minute daran gedacht, daß ich so die Feder führen möchte. Ich freue mich aus Herzensgrund, endlich der Pein dieses Schaffens überhoben zu sein. Es ist mir schwer geworden, mein Talent zerstören zu sehen, doch sind alle diese Art poetischer Anlagen phönixartig, es bricht in einer anderen für mich minder gefährlichen Form hervor. Meine Art Lebensansicht, meine zunehmende Klarheit, alle die wirklich schauerlichen Menschenseelen, die mir nahe treten — sie würden mich zu einer Schreibart verleiten, die ich keiner Frau wünschen kann. Wolfgang Goethe[2] wird, denke ich, ein sehr großer Dichter, aber der

[1] Brief vom 16. Dez. 1838.

[2] Hier ist natürlich „Wölfchen", des großen Dichters Enkel, der 1820 geborene Wolfgang Maximilian, gemeint, der in der That am meisten von

Preis, um den er es wird, könnte mich unsinnig machen, hätten mich nicht Erfahrungen längst gegen diese Kompensationsqual der Welt und der Natur fest gemacht. Ich erkenne sie, so eisern gelassen, wie die Alten das Fatum. Je länger ich lebe, je mehr fühle ich, daß nichts mich mehr lockt, glauben Sie mir... [Lücke im Original, entstanden durch einen Ausschnitt.] Empfindungen das Wegegeld des Lebens sind, man muß es erlegen! sie sind wie alle inneren Revolutionen nötig, es ist Thorheit, sie zu leugnen oder sie für abgethan erkennen zu wollen. Sie werden mich so ruhig, so heiter finden, Annette, Ihre artige Mutter wird mich so verständig, so gehalten, so einig mit mir selbst finden, — und doch ist's nur diese Klarheit, die mir die Einsamkeit gewährt, die mich fähig macht, ohne Lüge die eine Seite meines Gemütes wie die leuchtende Mondsichel zu zeigen, die andere still zu umhüllen. Ich habe nie das Bedürfnis, mich auszusprechen, und verhalle in mir selbst. Daß ich Ihnen so offen sage, wie es steht, ist teils, weil ich mit Ihnen einige Wochen leben will, dann auch, weil es uns bequemer fallen wird, wenn Sie nicht mehr die geistig Ältere sind. Ich bin bei der Goethe, um die Weihnachten hier zu sein und um Federzeichnen zu lernen. Ich thue, als wollte ich mich sehr fest an die Kunst halten, und doch weiß ich, es ist viel zu spät. Es wird mir indessen bequem sein, diese Fülle von Ideen einigermaßen ins Leben zu übersetzen, und das ist sehr gut, es ist ein reiner, veredelnder Gewinn. ... Sonst alles beim alten, das Leben stockt dort [Bonn] wie ein Morast. Hier ist eben auch wenig Neues, Wolfgang ist nicht mein Sargino [sic!], aber mein Sohn, der mich oft freut, oft herzlich betrübt . . . [Lücke wie oben] erlitten. So werden Sie mich finden; ich denke im

---

seines Großvaters Geist geerbt zu haben schien, aber später nicht wahr hielt, was seine ersten Versuche versprachen. Ebenso wenn Adele später sagt: „ich bin bei der Goethe" so ist nicht die Witwe des Dichters, sondern die Witwe seines Sohnes Jul. August, Ottilie, geb. Freiin von Pogwisch gemeint.

April nach Bonn, dann über Düsseldorf vielleicht Ende Mai zu Ihnen."[1]

Es wurde indessen noch einmal Weihnachten und Frühling, ehe es zu dem versprochenen Besuche in Münster kam.

Seit der Mutter Tod stand Adele ganz allein in der Welt mit ihrem überreichen Gemüt und den verschiedenen Fähigkeiten ihres reichen Geistes, die fast alle zu gleicher Zeit und mit gleicher Heftigkeit nach äußerer Bethätigung drängten. Zuerst warf sie sich mit ganzer Seele auf die Malerei, und ein von ihr auf Stein gezeichnetes Blatt fand allgemeinen Beifall.

In Jena, Weimar, Karlsbad und den anderen Orten, die die eigentlich Heimatlose besuchte, verkehrte sie in den höchsten Kreisen, war mit den Litteraten des jungen Deutschlands ebenso vertraut wie mit der Schwiegertochter Goethes, Ottilie, und den anderen Zeugen der „großen Zeit". Besonders hatte sie sich an Ottilie angeschlossen, und einmal schreibt sie an die westfälische Freundin, sie habe sich Ottiliens wegen sogar gleichsam mit dem Herzog erzürnt.

Das unstete Leben ließ Adele eigentlich niemals zur Ruhe kommen, und ihr nervöses Leiden verschlimmerte sich bald so, daß sie nicht mehr andauernd sitzen konnte und daher das Zeichnen aufgeben mußte. Jetzt fühlte sie doppelt ihre Vereinsamung und sehnte sich aus Jena fort zur Freundin und zu Schücking nach Westfalen. Auch sie wollte jetzt schriftstellern. „Nun wird der nächste Winter in Erholen und Pflegen verstreichen, wie dieser . . . Nun, Nette, werde ich vielleicht schriftstellern, um mein Leben auszufüllen. Es dämmert langsam schwer in meinem Innern, und es wird alles anders ... Ich wäre dann bei Ihnen und lernte ungeheuer, denn Ihr müßtet mich recensieren. Gedichte schicke ich nächstens, ich bitte um ein ganz unbarmherziges Urteil. Das thut mir not. Ich muß eure Talente als ein

[1] Weimar, 16. Dez. 1838. Im Nachlasse der Frau Mertens findet sich die Handschrift einer musikalisch nicht bedeutenden Klavier-Komposition von Adele: „Vogelkonzert", die aber von der Verfasserin mit allerliebsten Federzeichnungen am Rand und zwischen den Noten ausgestattet ist.

Wissen in mich saugen, dann kann ich produzieren . . . Ich möchte Levins Urteil, ohne daß er wüßte, daß die Gedichte von mir sind.[1] . . . Levin steckt noch in der Eierschale; ich fühle sein Talent, doch kann es nicht heraus. Die poetischen Frauen sind halb, Levin hat keinen Mut, helfen Sie ihm los, Annette. Der Mensch ahnet die Welt, er kennt nur Bücher! Überhaupt ist's ein undankbar Geschäft zu schriftstellern, weder uns noch andern ist's ernst genug! Uns alle erfaßt der Schwindel der Gegenwart — und uns alle läßt er teilnahmslos — dadurch entsteht so viel Halbechtes, Halbwahres! Dennoch ist Produktivität ein Schutz gegen den Andrang des Lebens! Ich wollte, Annette, ich wüßte etwas anderes, was mir über die Jahre hinweghülfe, die ich leider noch leben muß! — Sorgen Sie nicht zu sehr um meine Gesundheit . . . Jena sagt mir nicht mehr zu. In der sogenannten großen — aufrichtig, in der vornehmen Welt erzogen, im Wechsel ihrer Zustände erwachsen, war es natürlich, daß Karlsbald und der Umgang mit eminent geistreichen und brillanten Menschen, zugleich mit der ehemals gewohnten Glätte des Tons, der freien Sicherheit, die aber nur große Städte geben, auf mich wirkten. Ich befand mich in einem amüsanten, gelassnen Zustande, hier bin ich zu sehr in Anspruch genommen — ich war dort bequem, hier nicht. Ich ließ mich amusieren, das thut einem Kranken wohl, hier soll ich unterhalten, ich gab mich damals dort dem Treiben des Tages hin, hier geschieht nichts, ich soll was thun! Dabei nehmen sie alles schwerfällig, und ich bin todmüde! — da möchte ich alles federleicht. Von der anderen Seite fehlt hier das allgemeine europäische Interesse; Michel Chevalier war am Ende ein Mensch, dessen Konversation mir rein unmöglich machte, an mein kleines, unbedeutendes Leben zu denken, schon daß er wunderschön französisch, Austins beide das herrlichste Englisch, ich ein plötzlich freigewordenes Deutsch sprachen, das erweiterte den Gedankengang bis ins Unabsehliche,

[1] Das Urteil lautete: „Die Gedichte verraten Bildung und Geschmack — sie überzeugen auch von der Begabung des Autors zur Prosaschriftstellerei."

daß wir alle Interessen zu berühren wagten, daß jeder etwas war, jeder etwas konnte in dem ganzen Kreise, das riß mich fort. Ich wagte zu denken, zu sprechen, als wäre ich auch etwas. — Nun kam ich nach Jena! — Meine gute, liebe Nette! Wie herzlich lieb habe ich Sie! wie gern säße ich auf dem halben Sofa! Nun, Nette, erhalten Sie mir der Mutter Gunst, so komme ich doch, sobald ich kann. Ihre Adele."[1]

Wiederholt kommt Adele auf Vorschläge zurück, wie sie zur Verbreitung der Gedichte Annettens beitragen möchte; durch Frommann will sie buchhändlerisch, durch Graf Auersperg (A. Grün) kritisch thätig sein, aber alles scheitert an dem münsterschen Phlegma. Dann redet sie auch wieder von ihrem baldigen Besuch in Münster. „Wenn ich komme, will ich Ihnen Ihre ‚Geistlichen Lieder' vorlesen, die ich, sagt man, wunderschön spreche[2], und Sie werden begreifen, daß schon diese, in denen Sie nichts sind als Sie und nicht an Byron erinnern, Ihren Ruhm bei uns sichern! Ihre Ballade entzückt die Leute, doch schilt man, daß Sie die Handgriffe, die Ökonomie der Darstellung, die eigentliche Kunst des Schriftstellerns nicht gründlich könnten und daß das gewaltige Talent noch nicht von bewußter Willkür geleitet wäre."

Wenn von den „Geistlichen Liedern" hier gerühmt wird, daß Annette in ihnen sie selbst sei, so rührt das daher, daß in Weimar und Jena das allgemeine Urteil ging, in den größeren Gedichten sei das Fräulein eine Schülerin Byrons.

---

[1] Anfang 1839 (?).

[2] Adele Schopenhauer war in der Weimarer Gesellschaft hauptsächlich wegen ihres Talentes für den Vortrag bekannt. Schon Goethe schreibt darüber: „Recitation und rhythmischen Vortrag zu vermehren und anzuleiten, war eine alte, nie ganz erstorbene Leidenschaft. Zwei entschiedene Talente dieses Faches, Gräfin Julie Egloffstein und Adele Schopenhauer, ergötzten sich, den Berliner Prolog vorzutragen, jede nach ihrer Weise, jede die Poesie durchdringend und ihrem Charakter gemäß, in liebenswürdiger Verschiedenheit darstellend." (Goethes Werke. Vollst. Ausg. letzter Hand. Stuttgart, Cotta. 47. 214.)

So heißt es auch in einem undatierten Brieffragment Adelens: „Wunderschön sind Ihre Sonnenbilder — ich würde nie erraten, daß sie einer weiblichen Feder ihre Entstehung verdanken. Dagegen tadle ich einiges an der Haushaltung des Gedichtes, an der Verteilung von Licht und Schatten, von Ruhepunkten und bewegten Momenten . . . das alles sind unbedeutende Dinge. Mich dünkt Byron Ihrem Genius nahe stehend, und vielleicht studierten Sie ihn, mich dünkt, mit großem Glück."

Um Annette unter all den seltsamen berufenen und unberufenen Urteilen und Vorschlägen zu neuen Arbeiten vor Verirrung zu bewahren, glaubte Adele ihr einige Winke geben zu sollen. „Alle Ihre Freunde haben recht. An Ihrer Stelle würde ich abwarten, bis mich ein Gedanke ergriffe, und mit ihm die Form, und das thäte ich dann zunächst. Im übrigen folgendes: Nie war die Sprache sowohl in Versen als Prosa bearbeiteter als jetzt. Wir haben unter den Dichtern Dialektiker in solcher Vollendung, so reiche, so vielgestaltete Gewandtheit im Versbau, daß Sie den Vorzug, den ich übrigens als solchen anerkenne, mit vielen teilen. Erlauben Sie: A. Grün, Lenau, Beck, Freiligrath, Wolff, Platen (dessen Gedichte noch erscheinen), Rückert und Schäffer [Schefer?] zu nennen — wir haben in der Prosa solche Glätte, Anmut, solchen Wortreichtum wie sonst nie — Gedanken, volle, tief aus dem Innern strömende, frisch erhaltene Poesie, — den Strahl des Ewigen, Urmenschlichen, Unnationellen, [den] allen Völkern, allen Altern, allen Zeiten anpassende[n] Quell der Poesie, den Shakespeare hatte, den haben wir nur — mitunter, phänomenartig aufsprudelnd unter der zufälligen Berührung der tausendfach vergebens sich senkenden Wünschelrute — wir haben lauter Unbedeutenheiten, die sehr bedeutend auftreten, wir haben lauter falsche Diamanten, und das liegt tiefer, als man denkt! Es gehört eine Konstellation der äußeren Umstände dazu, die schwierig ist, um einen Dichter zu bilden in unserer industriellen, luxuriösen, unreinen, politisch, sittlich, religiös halbverderbten,

halbunentwickelten Zeit, die halbgeboren schon der Verwesung angehört. Es gehört eine unendlich reine Natur, eine herrliche Konstitution der Seele und des Körpers dazu, um ein Dichter zu bleiben nach dem ersten Auftreten. Sie sind gar nicht in der Welt, erst eben in ihrer Provinz, fast sagte ich, in Ihrer Familie, aufgetreten, und wie reißt alles an dem kaum geborenen, wie ein Schmetterling noch mit feuchtem unversuchten Flügel sich still entfaltenden Talent! Da bleibe einer Dichter! Da bleibe einer sich treu, eigentümlich, rein, unangetastet von aller fremden Annäherung! Kaum möglich. O das erste Gedicht eines wirklich geborenen Dichters! es ist damit wie mit der Frauenliebe; Jean Paul sagt, nur einmal liebten wir des Geliebten, nachher immer der Liebe wegen. Ich wollte, es holte euch alle der Kuckuck, ehe ihr das zweite Opus in die Welt schickt — toujours les présents exceptés! — Wolff ist der einzige, den ich um Rat für Sie fragen kann, Frommann ist Buchhändler (beiläufig die Sache ist arrangiert) und versteht das nicht. Wolff druckt an Ihrer Recension und ist für alle Journäle zu vornehm — Kühne ist Ottiliens, nicht mein Freund! Auch verzeihen Sie, Annette, ich würde Sie nur so exponieren; daß ich außer Wolff jemand um Rat früge, dazu sind Sie zu bedeutend aufgetreten. Auch obschon ich gegen meine Überzeugung Ihnen rate, denn man soll nicht raten, auch stelle ich sogar Wolff gar nicht so hoch, daß ich ihn früge, wär's nicht so quasi der Gedanke, euch in eine kleine Verbindung zu bringen, die euch vielleicht Spaß macht."[1]

Zwischen Malerei und Schriftstellerei hin und her schwankend, glaubte Adele sich stets zu dem berufen, was ihr gerade für den Augenblick zusagte. „Nie, liebe Nette, mag ich schriftstellern, mehr als je widert es mich an; mich vergessen, ausströmen die volle Gestaltenwelt, Palignenosie [sic!] eines fremden Ichseins, das sagt mir zu, und nur das. Kommen doch ohnehin Stunden

[1] Undatiertes Bruchstück. (Februar 1840?)

des Träumens, wo ich nichts thue, Stunden der angeborenen Menschenqual, Stunden des körperlichen Leidens, wo mich meine Kenntnis des Lebens und der menschlichen Natur teuer genug zu stehen kommt, wo ich mich wieder auflösen möchte zu den Elementarkreisen, aus denen ich entstanden sein mag, ausströmen in die blaue Luft, einschleichen in die Blumenkelche — Stunden, wo ich über unsere Kultur und unseren Unsinn, unsere Religionen und unsere Politik verzweifeln möchte, Stunden, wo ich trotz aller Liebe, die mir je geworden, die barste, unbedingteste, grellste Einsamkeit fühle — Stunden, wo ich schwach, thöricht, alles um ein kleines Stückchen unmöglichen, nie dagewesenen, nie kommenden Glücks gäbe — — und ich sollte schriftstellern? Nun bei Gott, Nette, ich wüßte nicht für was, für wen? Wenn es Ihnen Freude macht, so haben Sie recht, — mir aber wäre aller Ruhm lästig, und ich glaube nicht einmal selbst an mein Talent." [1]

Seit Erscheinen ihrer Gedichte hatte man Annette in der Verwandtschaft und Freundschaft beständig vorgepredigt, sie sei für die Prosa und gar erst recht für das Komische beanlagt, hierin müsse sie sich versuchen. Besonders lebhaft waren solche Vorstellungen bei dem Besuch der Verwandten im vorigen Herbst (1839) an sie herangetreten. Auch die Freundin Adele hatte zu einem solchen Versuch im Komischen geraten, und so entschloß sich denn Annette nach Vollendung des „Geistlichen Jahres" wirklich all diesem Drängen einmal nachzugeben. Aber schon gleich die Wahl eines Stoffes bot ihr nicht geringe Schwierigkeit. Sie schreibt darüber an Schlüter (26. April 1840):

„Ich höre nichts von Ihnen, ich sehe nichts von Ihnen und noch dazu jetzt, wo ‚Es ist die Zeit nun, daß im Wald der Nachtigallen Lied erschallt', folglich die Zeit, wo man am wenigsten der mindestens geistigen Nähe werter Personen entbehren kann; so muß ich wohl schreiben, nicht damit Sie

[1] Bruchstück, datiert 1. Febr. 1840.

etwas erfahren, trägster aller Freunde, sondern mir selbst zuliebe, da auf einen Brief doch in der Regel eine Antwort zu erfolgen pflegt. Wüßten Sie, wie schön es jetzt so recht draußen ist (nicht vor Ihrem Mauritzthore, wo die halbe Stadt promeniert, allen Staub lebendig und alle Vögel stumm macht), sondern hier, so recht auf dem Lande, wie voll Frieden und Sonnenschein, Lerchenwirbel und Nachtigallengesang, Sie schlügen doch der L.[1] ein Schnippchen und schlichen sich sacht, wie der Fuchs von der Hühnersteige, zum Neuthore hinaus. Ich wäre übrigens längst zu Ihnen gekommen, mein gutes, sehr liebes Professorchen; Sie können nur denken, daß es mir wunderlich vorkommt, Ihnen so nahe und doch seit Monaten so getrennt zu leben, aber so wie die Bauern sagen: ‚et ligt my an de Macht', ich darf meinen miserabeln Kopf, respektive Gesicht, der Erhitzung einer so starken Fußtour nicht aussetzen und vom Fahren ist seit Monaten keine Rede gewesen, so gut ich aufgepaßt habe. In den Ostertagen, wo wir hier (Rüschhaus) im Hause keine Messe haben dürfen, war ich in Hülshoff zum erstenmal in diesem Jahre und allerdings auf meinen Füßen hingegangen, was mir aber auch nicht besonders bekommen ist. Da hörte ich einmal Glockenläuten von ‚Nach Münster-Fahren' und war bei der Hand wie eine Schuhbürste, aber vox faucibus haesit, da sich dieses hoffnungsreiche Gespräch als ein Wortwechsel auswies, ob die bereits eingeschriebenen Passagiere wohl Raum im Wagen hätten. Könnten Sie übrigens auf einige Zeit hier sein, das übertrifft alles an Annehmlichkeit. Zwar fehlen dem Jahre noch die Früchte, frisch vom Strauche gepflückt, die vollständige Belaubung, der fast berauschende Duft, mit dem späterhin Rosen, Syringen, Gewürzstrauch und Reseda die Luft füllen werden, aber doch verbreitet das junge Laub einen höchst lieblichen Geruch. Ich war gestern abend bis zehn Uhr im

[1] Geheimrätin Karoline Lombard, geb. Stündeck aus Bocholt, betrieb mit Schlüter auf das eifrigste philosophische Studien, als deren Frucht sie später verschiedene Übersetzungen aus dem Französischen veröffentlichte, so von Malebranche, Ozanam, St. Martin.

Garten, Sie glauben nicht, wie mild es war, wie duftig, dabei so sternenklar wie im Winter; ich saß auf der Bank am Hause, ließ mir von den Nachtigallen vorsingen, von der Luft zuwehen und war ganz und gar sybaritisch gestimmt. Warum ist man wohl so ungeneigt zu poetischen Arbeiten in so höchst poetischen Momenten? Ich denke wohl, weil der Genuß den regelrechten Gedanken nicht aufkommen läßt. Ich thue gar nichts; seit Beendigung des ‚Geistlichen Jahres‘, also seit drei Monaten, sind zwei Balladen das einzige, was ich geschrieben; doch liegt dieses wohl zum Teil daran, daß ich, des seit zwanzig Jahren bis zum Ekel wiederholten Redens über Mißkennung des eigenen Talentes müde, mich zu etwas entschlossen habe, was mir im Grunde widersteht, nämlich einen Versuch im Komischen zu unternehmen. So dränge ich denn jeden Trieb zu anderem gewaltsam zurück und scheue mich doch vor jener gleichsam bestellten Arbeit, wie das Kind vor der Rute; nicht daß ich meine, sie werde völlig mißlingen; es fehlt mir allerdings nicht an einer humoristischen Ader, aber sie ist meiner gewöhnlichen und natürlichen Stimmung nicht angemessen, sondern wird nur hervorgerufen durch den lustigen Halbrausch, der uns in zahlreicher und lebhafter Gesellschaft überfällt, wenn die ganze Atmosphäre von Witzfunken sprüht und alles sich in Erzählung ähnlicher Stückchen überbietet. Bin ich allein, so fühle ich, wie dies meiner eigentlichen Natur fremd ist und nur als reines Produkt der Beobachtung unter besonders aufregenden Umständen in mir aufsteigen kann. Zwar, wenn ich einmal im Zuge wäre, würde meine Gesellschaft auf dem Papiere mir vielleicht die Gegenwart wirklicher und die bereits niedergeschriebenen Scherze die Anregung fremder ersetzen; aber eben zum Anfang kann ich nicht kommen und fühle die größte Lust zum Gähnen, wenn ich nur daran denke. Zudem will mir noch der Stoff nicht recht kommen, einzelne Scenen, Situationen, lächerliche Charaktere im Überfluß, aber zur Erfindung der Intrigue des Stücks, die diesen bunten Koboldden festen Boden geben muß, fehlt mir bishin, ich weiß nicht, ob die Lust oder das Geschick. — Wenn

ich darüber nachdenken will, so überschwemmt mich eine Flut von tollen Scenen, die an sich gut genug wären, auch nützlich sein könnten, aber sich untereinander reimen, wie: ‚Ich heiße Hildebrand und setze meinen Stock an die — Mũre'; muß ich nun daraus schließen, daß es mir an ‚Schanie' fehlt? So schlecht will ich doch noch nicht gleich mit mir umgehen; man sagt ja, daß Erkenntnis ja immer Anfang der Besserung ist; nun, da kann die Besserung bei mir nicht weit sein. Ich fühle mich doch heute weit aufgelegter als seit lange, und es kann treffen, daß ich mich nach Beendigung dieses Briefes an die Arbeit mache."

Zwei Tage später kommt sie auf das „Lustspiel in spe" zurück: „Ich habe noch mancherlei Skrupel, vorerst kann ich, wie jeder Schriftsteller wenigstens sollte, nur schreiben, was ich, wenn auch unter anderen Verhältnissen und in anderen Formen, gesehen. So werden meine Personen immer Westfalen bleiben und sich, trotz aller Vorsicht, hier und dort individuelle Züge einschleichen, d. h. nicht gerade Geschehenes, aber manches, wobei einem dieses oder jenes Individuum unwillkürlich einfällt. Daß ich dieses aufs äußerste zu vermeiden suchen würde, brauche ich Sie, liebster Freund, nicht zu versichern; aber ich glaube, daß darin niemand für sich stehen kann, da das wirklich Gehörte und Gesehene seinen Einfluß notwendig geltend macht gegen unseren Willen und in der That auch das einzige ist, was zu solchen rein objektiven Arbeiten befähigt. Dann sind die Schwächen der gebildeten Stände selten ganz harmlos, sondern haben zumeist einen Zusatz von Verkehrtheit, der mich leicht Bitteres könnte sagen lassen, was doch gegen meine Absicht ist, da ich nur dem Humor und keineswegs der Satire zu opfern gedenke, obwohl das letztere, wenn es aus den echten Gründen und mit dem echten Ernste geschieht, wohl das Edlere ist, weil das Nützlichere; doch schließen mich sowohl mein Charakter als meine persönliche Lage von dieser Art zu wirken aus. Soll ich mich nun den niederen Klassen zuwenden? Das Landvolk zum Stoffe wählen mit seinen duseligen Begriffen, seltsamen Ansichten,

lächerlichen Schlußfolgen und anderseits praktischem Verstande, in manchen Dingen Schlauheit und nationalem Humor? Obwohl sich hierbei außer dem Vergnügen des Lesens nicht wohl ein anderer Zweck absehen ließe, so wäre dieser Stoff nicht nur der bei weitem reichere und frischere, sondern auch der sowohl meinem Talente als meinen Erfahrungen angemessenere, da ich zwischen Bauern aufgewachsen bin und selbst eine starke Bauern-Ader in mir spüre, — auch ganz harmlos wäre dies, da sich niemand den Kopf zerbrechen wird, ob ich Klas oder Peter gemeint; nur meine ich, mit dem Dialekte schwinde das Salz aus der Speise; denn der Bauer paßt nicht seine Gedanken der Sprache an, sondern er hat gemodelt und modelt fortwährend die Sprache nach dem augenblicklichen Bedürfnisse, und grade das giebt ihm das unnachahmliche Naive, was in der Übertragung einem wie Schnee unter den Händen zerrinnt, was man mit Verdruß inne wird, so oft man versucht, einem Ausländer eine echt vaterländische Anekdote verständlich zu machen, wo einem der Kabliau allemal zum Stockfisch wird. Dennoch muß ich die Idee meines Onkels H., ein Lustspiel im vaterländischen Dialekte zu schreiben, gänzlich verwerfen; wer wird es verstehen? Nicht mal der Eingeborne, da ihm die Buchstabenfügung zu fremd und manche Laute mit vorhandenen Mitteln gar nicht wiederzugeben sind, viel weniger der Ausländer, der sich doch keinem Sprachstudium ergeben wird, um das Lustspiel einer obskuren Skribentin zu lesen. Doch paßt alles Gesagte nur auf den Dialog, folglich zunächst die dramatische Behandlung; zur bloßen Beobachtung und Darstellung durch einen Dritten, z. B. wie Brace-bridge-hall, geben jene Volksklassen gewiß den frischesten und auf keine Weise hindernden Stoff, doch vom Dramatischen ist ja eben die Rede. Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, daß meine Neigung mich auch in diesem Fache weit mehr zu einer, wenn nicht tragischen, doch ernsten und einen tiefern psychologischen Zweck im Auge haltenden Behandlung triebe, aber ich habe es mir mal anders vorgenommen; mißlingt der Versuch, so haben meine Plage-

ich darüber nachdenken will, so überschwemmt mich eine Flut von tollen Scenen, die an sich gut genug wären, auch nützlich sein könnten, aber sich untereinander reimen, wie: ‚Ich heiße Hildebrand und setze meinen Stock an die — Müre‘; muß ich nun daraus schließen, daß es mir an ‚Schanie‘ fehlt? So schlecht will ich doch noch nicht gleich mit mir umgehen; man sagt ja, daß Erkenntnis ja immer Anfang der Besserung ist; nun, da kann die Besserung bei mir nicht weit sein. Ich fühle mich doch heute weit aufgelegter als seit lange, und es kann treffen, daß ich mich nach Beendigung dieses Briefes an die Arbeit mache.“

Zwei Tage später kommt sie auf das „Lustspiel in spe“ zurück: „Ich habe noch mancherlei Skrupel, vorerst kann ich, wie jeder Schriftsteller wenigstens sollte, nur schreiben, was ich, wenn auch unter anderen Verhältnissen und in anderen Formen, gesehen. So werden meine Personen immer Westfalen bleiben und sich, trotz aller Vorsicht, hier und dort individuelle Züge einschleichen, d. h. nicht gerade Geschehenes, aber manches, wobei einem dieses oder jenes Individuum unwillkürlich einfällt. Daß ich dieses aufs äußerste zu vermeiden suchen würde, brauche ich Sie, liebster Freund, nicht zu versichern; aber ich glaube, daß darin niemand für sich stehen kann, da das wirklich Gehörte und Gesehene seinen Einfluß notwendig geltend macht gegen unseren Willen und in der That auch das einzige ist, was zu solchen rein objektiven Arbeiten befähigt. Dann sind die Schwächen der gebildeten Stände selten ganz harmlos, sondern haben zumeist einen Zusatz von Verkehrtheit, der mich leicht Bitteres könnte sagen lassen, was doch gegen meine Absicht ist, da ich nur dem Humor und keineswegs der Satire zu opfern gedenke, obwohl das letztere, wenn es aus den echten Gründen und mit dem echten Ernste geschieht, wohl das Edlere ist, weil das Nützlichere; doch schließen mich sowohl mein Charakter als meine persönliche Lage von dieser Art zu wirken aus. Soll ich mich nun den niederen Klassen zuwenden? Das Landvolk zum Stoffe wählen mit seinen duseligen Begriffen, seltsamen Ansichten,

lächerlichen Schlußfolgen und anderseits praktischem Verstande, in manchen Dingen Schlauheit und nationalem Humor? Obwohl sich hierbei außer dem Vergnügen des Lesens nicht wohl ein anderer Zweck absehen ließe, so wäre dieser Stoff nicht nur der bei weitem reichere und frischere, sondern auch der sowohl meinem Talente als meinen Erfahrungen angemessenere, da ich zwischen Bauern aufgewachsen bin und selbst eine starke Bauern-Ader in mir spüre, — auch ganz harmlos wäre dies, da sich niemand den Kopf zerbrechen wird, ob ich Klas oder Peter gemeint; nur meine ich, mit dem Dialekte schwinde das Salz aus der Speise; denn der Bauer paßt nicht seine Gedanken der Sprache an, sondern er hat gemodelt und modelt fortwährend die Sprache nach dem augenblicklichen Bedürfnisse, und grade das giebt ihm das unnachahmliche Naive, was in der Übertragung einem wie Schnee unter den Händen zerrinnt, was man mit Verdruß inne wird, so oft man versucht, einem Ausländer eine echt vaterländische Anekdote verständlich zu machen, wo einem der Kabliau allemal zum Stockfisch wird. Dennoch muß ich die Idee meines Onkels H., ein Lustspiel im vaterländischen Dialekte zu schreiben, gänzlich verwerfen; wer wird es verstehen? Nicht mal der Eingeborne, da ihm die Buchstabenfügung zu fremd und manche Laute mit vorhandenen Mitteln gar nicht wiederzugeben sind, viel weniger der Ausländer, der sich doch keinem Sprachstudium ergeben wird, um das Lustspiel einer obskuren Skribentin zu lesen. Doch paßt alles Gesagte nur auf den Dialog, folglich zunächst die dramatische Behandlung; zur bloßen Beobachtung und Darstellung durch einen Dritten, z. B. wie Brace-bridge-hall, geben jene Volksklassen gewiß den frischesten und auf keine Weise hindernden Stoff, doch vom Dramatischen ist ja eben die Rede. Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, daß meine Neigung mich auch in diesem Fache weit mehr zu einer, wenn nicht tragischen, doch ernsten und einen tiefern psychologischen Zweck im Auge haltenden Behandlung triebe, aber ich habe es mir mal anders vorgenommen; mißlingt der Versuch, so haben meine Plage-

geister ja den Beweis in Händen, daß der Irrtum auf ihrer Seite war.“ [1]

Für diesmal wurde die Dichterin aber allen Suchens und Versuchens durch den so lange in Aussicht gestellten Besuch der Freundin aus Weimar überhoben.

---

[1] Schlüter, Briefe 167 f. Von dem mimischen Talent Annettens, das mit dem ihr besonders in früheren Jahren eigenen satirischen Zug bei Beurteilung von Menschen und Dingen ihrer Umgebung wohl den Gedanken eingab, sie zu Versuchen in der Komödie zu drängen, zeugt hinreichend das Beispiel, welches hier mit Unterdrückung der Orts- und Personennamen seine Stelle haben mag. In einer Familie, bei welcher Annette sich aufhielt, sprach auch bisweilen ein junger, ziemlich eingebildeter Mann vor. Derselbe hatte durch sein fades Benehmen schon längst die kritische Ader des Fräuleins zum Schwellen gebracht, und sie nahm sich vor, für all die langweiligen Unterhaltungen endlich einmal Rache zu nehmen. Eines Tages erscheint der kühne Ritter wieder und hört aus der Unterhaltung, Fräulein Nette sei etwas unwohl. Nach einiger Zeit geht die Thüre des Salons auf, und herein tritt, auf einen Stock gestützt, ein altes Mütterchen in der damals noch vielfach getragenen Nationaltracht alter Frauen aus den niedern Ständen. Sie sprach nur plattdeutsch, that aber im übrigen sehr bekannt, und wurde zudem von der Dame des Hauses sehr freundlich begrüßt und ließ sich ohne viele Umstände auf einen der Sessel nieder. Bald hatte sie sich der Unterhaltung bemächtigt und suchte besonders den vornehmen Besucher in dieselbe zu verwickeln und das um so mehr, als dieser sich alle Mühe gab, das seltsam kühne „Bauernweib“ zu ignorieren. Bald meldete der Diener, daß die Abendtafel bereit sei. Die Dame des Hauses hatte ganz unbefangen die Bosheit, dem Besucher seinen Platz neben der alten Frau anzuweisen. Diese richtete nun, ohne sich stören zu lassen, eine Menge naiver Fragen an denselben und brachte ihn in immer größere Verlegenheit. Endlich wurde die Tafel aufgehoben; die Alte entschuldigte sich, es sei schon spät, sie müsse nach Hause. Unter vielem Dank für die Ehre ihres Besuches erfolgte von seiten der Dame des Hauses die dringende Bitte, doch ja recht bald wiederzukommen. Endlich humpelte das Mütterchen unter vielen Knixen zur Thür hinaus und ließ den jungen Mann in der peinlichsten Verlegenheit zurück, was er aus dem allem machen sollte. Er war bei aller Eitelkeit doch zu vernünftig, um nicht das drückende Gefühl zu haben, daß er in der Unterhaltung sich ganz entschiedene Blößen gegeben und das „Bauernweib“ ihn durch Fragen und Antworten recht in die Enge getrieben und ihre Überlegenheit hatte fühlen lassen. Erst einige Zeit nachher erfuhr er, wer das Mütterchen gewesen, und nun ärgerte er sich doppelt, daß er Annette nicht erkannt und sich ihr gegenüber lächerlich gemacht habe.

Am 19. Mai 1840 schreibt sie an Schlüter: „Draußen ist's dunklig und feucht, auch in meinem Zimmer kalt, dämmerig und keineswegs behaglich, wohin soll ich mich denn besser flüchten als zu Ihnen, wo es mir noch immer warm und wohl zu Mute geworden ist. Ich habe die letzten acht Tage in stündlichem Warten auf Adele und deshalb sehr träge und unbequem verbracht, da ich die üble Eigenschaft habe, nichts unternehmen zu können, wenn ich jemanden erwarte, d. h. so stündlich erwarte; ich meine, es sei nicht der Mühe wert anzufangen, und habe auch nicht die nötige Ruhe. Was sie abhält, weiß ich nicht, aber wohl, daß jeder Tag, den sie noch ausbleibt, nicht durch einen späteren zu ersetzen ist, da sie zu einem bestimmten Termine unabwendbar wieder in Weimar sein muß; so betrübt mich diese Verzögerung, denn es ist wohl das letzte Mal, daß wir in diesem Leben zusammenkommen. Bis Weimar ist ein gar weiter Weg, und unsere beiderseitigen gelegentlichen Reisen zu Verwandten oder Freunden können uns immer nur mehr auseinanderbringen . . . so sehe ich sie noch einmal, und dann — wie Gott will! Ihr Ausbleiben beunruhigt mich, da ich sie wirklich lieb und außerdem viel mit ihr durchlebt habe, zu zweien Malen ein ganzes ereignisvolles Jahr; für manche Tote oder für immer Ferne war sie mir noch der einzig vorhandene Faden, an den ich meine Erinnerung knüpfen konnte; so wird mit ihrem gänzlichen Scheiden mir ein großes Stück Vergangenheit erst recht zur Vergangenheit, zu jener dämmerigen, grauen, wo man nichts mehr hört, durch nichts mehr erinnert wird an Dinge, die einem dann sehr bald einer steinalten Zeit anzugehören scheinen."

Während Annette diese wehmütigen Zeilen schrieb, trat der Bote mit der Kunde ein, Adele sei in Münster angelangt. „Vielleicht bin ich eben so früh bei Ihnen, wie diese Zeilen," lautete ein Zettel von ihrer Hand. Annette sprang „auf vom Schreibtische und wohin? vor den Spiegel! ja, lieber Schlüter, der Panther kann seine Flecken nicht ablegen und kein Frauenzimmer die Eitelkeit; ich dachte, daß wir uns seit vier Jahren

geister ja den Beweis in Händen, daß der Irrtum auf ihrer Seite war.“ [1]

Für diesmal wurde die Dichterin aber allen Suchens und Versuchens durch den so lange in Aussicht gestellten Besuch der Freundin aus Weimar überhoben.

---

[1] Schlüter, Briefe 167 f. Von dem mimischen Talent Annettens, das mit dem ihr besonders in früheren Jahren eigenen satirischen Zug bei Beurteilung von Menschen und Dingen ihrer Umgebung wohl den Gedanken eingab, sie zu Versuchen in der Komödie zu drängen, zeugt hinreichend das Beispiel, welches hier mit Unterdrückung der Orts- und Personennamen seine Stelle haben mag. In einer Familie, bei welcher Annette sich aufhielt, sprach auch bisweilen ein junger, ziemlich eingebildeter Mann vor. Derselbe hatte durch sein fades Benehmen schon längst die kritische Ader des Fräuleins zum Schwellen gebracht, und sie nahm sich vor, für all die langweiligen Unterhaltungen endlich einmal Rache zu nehmen. Eines Tages erscheint der kühne Ritter wieder und hört aus der Unterhaltung, Fräulein Nette sei etwas unwohl. Nach einiger Zeit geht die Thüre des Salons auf, und herein tritt, auf einen Stock gestützt, ein altes Mütterchen in der damals noch vielfach getragenen Nationaltracht alter Frauen aus den niedern Ständen. Sie sprach nur plattdeutsch, that aber im übrigen sehr bekannt, und wurde zudem von der Dame des Hauses sehr freundlich begrüßt und ließ sich ohne viele Umstände auf einen der Sessel nieder. Bald hatte sie sich der Unterhaltung bemächtigt und suchte besonders den vornehmen Besucher in dieselbe zu verwickeln und das um so mehr, als dieser sich alle Mühe gab, das seltsam kühne „Bauernweib“ zu ignorieren. Bald meldete der Diener, daß die Abendtafel bereit sei. Die Dame des Hauses hatte ganz unbefangen die Bosheit, dem Besucher seinen Platz neben der alten Frau anzuweisen. Diese richtete nun, ohne sich stören zu lassen, eine Menge naiver Fragen an denselben und brachte ihn in immer größere Verlegenheit. Endlich wurde die Tafel aufgehoben; die Alte entschuldigte sich, es sei schon spät, sie müsse nach Hause. Unter vielem Dank für die Ehre ihres Besuches erfolgte von seiten der Dame des Hauses die dringende Bitte, doch ja recht bald wiederzukommen. Endlich humpelte das Mütterchen unter vielen Knixen zur Thür hinaus und ließ den jungen Mann in der peinlichsten Verlegenheit zurück, was er aus dem allem machen sollte. Er war bei aller Eitelkeit doch zu vernünftig, um nicht das drückende Gefühl zu haben, daß er in der Unterhaltung sich ganz entschiedene Blößen gegeben und das „Bauernweib“ ihn durch Fragen und Antworten recht in die Enge getrieben und ihre Überlegenheit hatte fühlen lassen. Erst einige Zeit nachher erfuhr er, wer das Mütterchen gewesen, und nun ärgerte er sich doppelt, daß er Annette nicht erkannt und sich ihr gegenüber lächerlich gemacht habe.

Am 19. Mai 1840 schreibt sie an Schlüter: „Draußen ist's dunklig und feucht, auch in meinem Zimmer kalt, dämmerig und keineswegs behaglich, wohin soll ich mich denn besser flüchten als zu Ihnen, wo es mir noch immer warm und wohl zu Mute geworden ist. Ich habe die letzten acht Tage in stündlichem Warten auf Adele und deshalb sehr träge und unbequem verbracht, da ich die üble Eigenschaft habe, nichts unternehmen zu können, wenn ich jemanden erwarte, d. h. so stündlich erwarte; ich meine, es sei nicht der Mühe wert anzufangen, und habe auch nicht die nötige Ruhe. Was sie abhält, weiß ich nicht, aber wohl, daß jeder Tag, den sie noch ausbleibt, nicht durch einen späteren zu ersetzen ist, da sie zu einem bestimmten Termine unabwendbar wieder in Weimar sein muß; so betrübt mich diese Verzögerung, denn es ist wohl das letzte Mal, daß wir in diesem Leben zusammenkommen. Bis Weimar ist ein gar weiter Weg, und unsere beiderseitigen gelegentlichen Reisen zu Verwandten oder Freunden können uns immer nur mehr auseinanderbringen . . . so sehe ich sie noch einmal, und dann — wie Gott will! Ihr Ausbleiben beunruhigt mich, da ich sie wirklich lieb und außerdem viel mit ihr durchlebt habe, zu zweien Malen ein ganzes ereignisvolles Jahr; für manche Tote oder für immer Ferne war sie mir noch der einzig vorhandene Faden, an den ich meine Erinnerung knüpfen konnte; so wird mit ihrem gänzlichen Scheiden mir ein großes Stück Vergangenheit erst recht zur Vergangenheit, zu jener dämmerigen, grauen, wo man nichts mehr hört, durch nichts mehr erinnert wird an Dinge, die einem dann sehr bald einer steinalten Zeit anzugehören scheinen."

Während Annette diese wehmütigen Zeilen schrieb, trat der Bote mit der Kunde ein, Adele sei in Münster angelangt. „Vielleicht bin ich eben so früh bei Ihnen, wie diese Zeilen," lautete ein Zettel von ihrer Hand. Annette sprang „auf vom Schreibtische und wohin? vor den Spiegel! ja, lieber Schlüter, der Panther kann seine Flecken nicht ablegen und kein Frauenzimmer die Eitelkeit; ich dachte, daß wir uns seit vier Jahren

nicht gesehen, und wollte mich doch gern ein wenig reputierlich präsentieren, aber o Himmel! welche babylonische Verwirrung, zwar nicht in, aber auf meinem Kopf! Jedes Haar schien auf dem Punkte mit seinem Nachbar handgemein zu werden, und mein blauer Tibet? — dieser treue Freund durch wechselvolle Jahre, ich schaute ihn an mit Blicken, in denen die klägliche Frage muß gelegen haben, ob er denn wirklich je jung und schön gewesen, und es war mir, als hörte ich einen ziegenhärenen Seufzer flüstern: ‚Weit in nebelgrauer Ferne.‘ Die Kürze der Zeit bedenkend, that ich mein möglichstes, dennoch hatte ich es nicht weiter als vom halben Negligé zum völligen gebracht, als Adele ankam. Ich habe mich doch sehr gefreut.“[1]

So schrieb Annette Mittwoch. Freitag will sie fortfahren, aber: „es ist nichts mit diesem Briefe, ich soll ihn nicht vollenden; meine Mutter ist noch immer nicht von Hülshoff zurück, Adele folglich auf meine Unterhaltung angewiesen, und obendrein ist es so kalt, daß wir heizen müssen, was uns noch näher und unausgesetzter zusammenbringt, und in Gegenwart anderer kann ich keine oder nur die gleichgültigsten Briefe schreiben, weil es mir immer zu Mute ist, als guckten sie mir über die Schulter; so auch jetzt, wo Adele am Ofen sitzt und ihr Hals, obwohl er eine anständige Länge hat, doch bei weitem nicht bis zu mir herüber reicht. Aber ich kann nichts Nutzes schreiben, und mit Unnützem ist Ihnen nicht gedient . . . Ich bin todmüde, da es fast Mitternacht ist, total vernagelt bin ich auch, konfus und wirblig, als hätte ich einen Kreisel im Kopfe, das macht alles der Sandmann, aber bin ich Ihnen in meinen vernünftigen Stunden gut genug gewesen, so müssen Sie mich auch in meinen dummen tragen, und ich sage noch einmal meinen Kinderspruch her: ‚die Lieb‘ ist groß, die Gabe ist klein, auf ein andermal, hoffe ich, soll es besser sein.“[2]

Adele verweilte nun mehrere Wochen auf Rüschhaus. Annette „führte sie wiederholt nach Münster zu ihren dortigen

[1] Schlüter, Briefe 173 f.
[2] Ebd. 175 f.

Freunden, von denen sie öfters geladen wurde[1] und, obwohl sie durch Schönheit ungewöhnlich wenig ausgezeichnet war, wegen ihres liebenswürdigen, anmutigen, bescheidenen Wesens und ihrer interessanten Unterhaltung sich allgemeinen Beifall und Zuneigung erwarb. Auf Rüschhaus ergötzte sie sich unter anderm vorzüglich an dem reichen Insektenleben an den Ufern des dortigen Teiches, welche mit Ried, Kalmus und Binsen reichlich besetzt waren, und welches sie eine Welt für sich im Kleinen nannte, sowie an dem daran grenzenden, mit Buchen, Eichen und Tannen bewachsenen Wäldchen, worin im Frühling ein ungewöhnlich reicher Gesang von Schwarzdrosseln, Kuckucken und Wiedehopfen erscholl und die Gegend belebte. Für das Fräulein malte sie ein possierliches Bildchen, auf welchem ein Zwerg unter eine große Distel unterduckt und zu welchem sie ungefähr folgende Verse dichtete:

Ich bin klein und muß mich ducken;
Wenn's Glück regnet, so bleib' ich trucken,
Wenn's aber Unglück regnet oder schneit,
Da werd' ich nasser als andere Leut'?[2]

In Rüschhaus weilte zur selben Zeit mit Adele die Tante Annettens, Sophie v. Haxthausen. Diese letztere schildert wohl am kräftigsten den günstigen Eindruck, den die Freundin im Münsterlande hinterließ.

„Ich habe dir noch nicht gesagt, daß seit 14 Tagen die Adele Schopenhauer hier bei uns in Rüschhaus ist, die gute Freundin von Nette; sie wohnt eigentlich in Weimar, aber hat ihrer Geschäfte wegen müssen nach Bonn und ist auch die intime Freundin der Mertens, bei der sie einige Wochen jetzt war, auf dem Rückweg Netten hier zu besuchen. Therese und

---

[1] In Schlüters Tagebuch heißt es z. B. zum „Juni 1840. Dieser Abend bei Carvacchi war interessant durch die Anwesenheit von Adele Schopenhauer und F. v. Droste. Frl. v. Droste sagt mir, daß diese liebenswürdige, kindliche Künstlerseele christlich angeregt und empfänglich, daß sie sehr gewissenhaft sei und streng mit sich verfahre."

[2] Schlüter, Briefe 209. Die Verse richtig gestellt nach Hüffer 223.

nicht gesehen, und wollte mich doch gern ein wenig reputierlich präsentieren, aber o Himmel! welche babylonische Verwirrung, zwar nicht in, aber auf meinem Kopf! Jedes Haar schien auf dem Punkte mit seinem Nachbar handgemein zu werden, und mein blauer Tibet? — dieser treue Freund durch wechselvolle Jahre, ich schaute ihn an mit Blicken, in denen die klägliche Frage muß gelegen haben, ob er denn wirklich je jung und schön gewesen, und es war mir, als hörte ich einen ziegenhärenen Seufzer flüstern: ‚Weit in nebelgrauer Ferne.‘ Die Kürze der Zeit bedenkend, that ich mein möglichstes, dennoch hatte ich es nicht weiter als vom halben Negligé zum völligen gebracht, als Adele ankam. Ich habe mich doch sehr gefreut."[1]

So schrieb Annette Mittwoch. Freitag will sie fortfahren, aber: „es ist nichts mit diesem Briefe, ich soll ihn nicht vollenden; meine Mutter ist noch immer nicht von Hülshoff zurück, Adele folglich auf meine Unterhaltung angewiesen, und obendrein ist es so kalt, daß wir heizen müssen, was uns noch näher und unausgesetzter zusammenbringt, und in Gegenwart anderer kann ich keine oder nur die gleichgültigsten Briefe schreiben, weil es mir immer zu Mute ist, als guckten sie mir über die Schulter; so auch jetzt, wo Adele am Ofen sitzt und ihr Hals, obwohl er eine anständige Länge hat, doch bei weitem nicht bis zu mir herüber reicht. Aber ich kann nichts Nutzes schreiben, und mit Unnützem ist Ihnen nicht gedient . . . Ich bin todmüde, da es fast Mitternacht ist, total vernagelt bin ich auch, konfus und wirblig, als hätte ich einen Kreisel im Kopfe, das macht alles der Sandmann, aber bin ich Ihnen in meinen vernünftigen Stunden gut genug gewesen, so müssen Sie mich auch in meinen dummen tragen, und ich sage noch einmal meinen Kinderspruch her: ‚die Lieb' ist groß, die Gabe ist klein, auf ein andermal, hoffe ich, soll es besser sein."[2]

Adele verweilte nun mehrere Wochen auf Rüschhaus. Annette „führte sie wiederholt nach Münster zu ihren dortigen

[1] Schlüter, Briefe 173 f.
[2] Ebd. 175 f.

Freunden, von denen sie öfters geladen wurde[1] und, obwohl sie durch Schönheit ungewöhnlich wenig ausgezeichnet war, wegen ihres liebenswürdigen, anmutigen, bescheidenen Wesens und ihrer interessanten Unterhaltung sich allgemeinen Beifall und Zuneigung erwarb. Auf Rüschhaus ergötzte sie sich unter anderm vorzüglich an dem reichen Insektenleben an den Ufern des dortigen Teiches, welche mit Ried, Kalmus und Binsen reichlich besetzt waren, und welches sie eine Welt für sich im Kleinen nannte, sowie an dem daran grenzenden, mit Buchen, Eichen und Tannen bewachsenen Wäldchen, worin im Frühling ein ungewöhnlich reicher Gesang von Schwarzdrosseln, Kuckucken und Wiedehopfen erscholl und die Gegend belebte. Für das Fräulein malte sie ein possierliches Bildchen, auf welchem ein Zwerg unter eine große Distel unterduckt und zu welchem sie ungefähr folgende Verse dichtete:

Ich bin klein und muß mich ducken;
Wenn's Glück regnet, so bleib' ich trucken,
Wenn's aber Unglück regnet oder schneit,
Da werd' ich nasser als andere Leut'?[2]

In Rüschhaus weilte zur selben Zeit mit Adele die Tante Annettens, Sophie v. Haxthausen. Diese letztere schildert wohl am kräftigsten den günstigen Eindruck, den die Freundin im Münsterlande hinterließ.

„Ich habe dir noch nicht gesagt, daß seit 14 Tagen die Adele Schopenhauer hier bei uns in Rüschhaus ist, die gute Freundin von Nette; sie wohnt eigentlich in Weimar, aber hat ihrer Geschäfte wegen müssen nach Bonn und ist auch die intime Freundin der Mertens, bei der sie einige Wochen jetzt war, auf dem Rückweg Netten hier zu besuchen. Therese und

[1] In Schlüters Tagebuch heißt es z. B. zum „Juni 1840. Dieser Abend bei Carvacchi war interessant durch die Anwesenheit von Adele Schopenhauer und F. v. Droste. Frl. v. Droste sagt mir, daß diese liebenswürdige, kindliche Künstlerseele christlich angeregt und empfänglich, daß sie sehr gewissenhaft sei und streng mit sich verfahre."

[2] Schlüter, Briefe 209. Die Verse richtig gestellt nach Hüffer 223.

ich hatten eine heilige Scheu für diese gelehrte Dame, und ich hatte schon viel von ihr in Bonn gehört, wir haben uns aber sehr mit ihr befreundet; dieses tägliche Zusammenleben hat sie uns in einem ganz anderen Lichte gezeigt, und sie gefällt uns recht gut, ist sehr gescheut, sehr gebildet, spricht Englisch, Französisch und Italienisch, malt und zeichnet sehr hübsch, ist auch etwas eine Dichterin und Schriftstellerin, worauf sie aber gar keinen Wert legt, ist bescheiden und bei allen diesen gelehrten Sachen noch praktisch fürs Leben, hat bei ihrer Mutter, die die Bücher schrieb, viel zu ertragen gehabt und ist bei all diesem eine sehr edle Natur, sehr brav und ein guter Umgang für Netten, den ich ihr länger wünschte. Sie reist übermorgen mit der Schnellpost über Kassel, Eisenach nach Weimar.“[1]

Die Anwesenheit der Freundin aus Weimar und viele andere Besuche während des Sommers hatten alle größeren litterarischen Pläne in den Hintergrund treten lassen. Als es wieder ruhiger um sie geworden war, überkam die Dichterin auch von neuem die Lust, sich im Lustspiel zu versuchen. Sie hatte sich inzwischen für einen Stoff entschieden, dessen Grundgedanken eine Erzählung Schückings angeregt hatte. Im Oktober 1839 besuchte dieser zum erstenmal Freiligrath, der sich wenige Monate vorher in Unkel niedergelassen hatte, um in Ruhe an seinem malerischen und romantischen Westfalen zu arbeiten. Bei diesem Besuch war wohl von allerlei poetischen Plänen die Rede, des übernommenen Werkes aber war Freiligrath überdrüssig und erklärte dem Freunde offen, die Arbeit sei ihm zuwider, er habe kein Talent für Prosa, das Buch könne besser von Schücking geschrieben werden. Der Buchhändler drängte vergebens; der Ärmste war sogar einmal nach Unkel gekommen mit dem heiligsten Vorsatz, nicht ohne ein Stück Manuskript nach Hause zu gehen. In Unkel aber war er von dem lustigen Poetenvölklein auf das freundlichste empfangen, auf das reichlichste bewirtet und schließlich mit einem Rausch,

[1] Brief d. d. Rüschhaus, 4. Juni 1840.

aber ohne eine Seite Manuskript auf das rheinabwärts dampfende Schiff gebracht worden. Als Schücking vom Rhein nach Westfalen zurückkehrte, erzählte er Annetten das Abenteuer, und obwohl sie „solche Verwilderung schalt“, fiel doch die Erzählung auf einen wohl vorbereiteten Boden. Sie kam ihr jetzt vor als die Lösung eines lange gesuchten Rätsels. Zwischen der Scylla und Charybdis eines Stoffes aus aristokratischen oder aus bäuerlichen Kreisen zeigte sich jetzt der Durchgang in einem Vorwurf aus litterarischen Verhältnissen, die der Dichterin aus eigener Anschauung in Bonn und Münster nicht weniger als aus den Gesprächen mit Schücking und besonders aus dessen Verbindung mit Freiligrath bekannt waren. So schrieb sie denn im Herbst 1840 unter dem Titel: „Perdu, oder Dichter, Verleger und Blaustrümpfe“ eine Reihe von Scenen, die mehr eine Humoreske in Dialogform als ein eigentliches Lustspiel bilden. Annette selbst hat uns verraten, wen sie unter den Hauptpersonen des Stückes gemeint habe, jedoch wird man sich hüten müssen, die Figuren des Lustspiels auch nur im entferntesten als Porträts zu betrachten. Vor allem interessiert es, den klaren Blick zu gewahren, mit welchem sie die Vorzüge und Schwächen der Dichtungen Freiligraths durch den Mund des Neiders Wilibald aussprechen läßt. Auch das genialburschikose Leben und Treiben von Unkel ist glücklich getroffen. Schücking selbst findet in dem Kritiker Seybold eine gelungene Darstellung. Schwerer dürfte es halten, für Wilibald, den „Dichter minimi moduli und nebenbei Recensent“, ein Original aus der uns bekannten Umgebung Annettens zu finden. Noch schwieriger ist die Verteilung der einzelnen Frauenrollen, wenn man sie im ganzen betrachtet. Daß Frau Rüdiger und L. v. Bornstedt Züge im einzelnen hergegeben, ja daß Fräulein von Bornstedt sogar recht komische geliefert hat, geht aus dem Brief Annettens an ihren Onkel hervor,[1] aber wenn wir auch leicht in dem „naiv-gefühlvollen Blaustrumpf“ Claudine Briesen Frl. von Bornstedt wieder-

[1] Vgl. IV. S. 171.

erkennen möchten, so kostet es doch einige Mühe, in der Rolle der alten Frau von Austen die junge Regierungsrätin zu finden. Oder sollte etwa im Übermut des Schaffens Annette die alte Frau von Aachen mit der Frau von Austen gemeint haben, und die grobe, ungalante Ausdrucksweise Sonderraths als auf sie gemünzt betrachtet wissen wollen?

Daß die Dichterin sich selbst unter dem „Blaustrumpf von Stande" wenigstens nach der litterarischen Seite verstanden hat, unterliegt kaum einem Zweifel, nur müssen wir das Lob, welches sie sich spendet, als eine lustige Selbstverhöhnung, die aber ihre Spitze wieder hauptsächlich gegen Schücking kehrte, auffassen. Vielleicht könnte auch die Beschreibung der äußeren Erscheinung „der vornehmen Dame von junonischer Schönheit" mit dem Livreebedienten, der ihr das Körbchen nachträgt, in demselben satirischen Sinne auf Annette angewendet werden, wie ja die große Kurzsichtigkeit in Wirklichkeit auf sie paßt. Das Beste in der humoristischen Selbstcharakteristik bildet jedenfalls der Dialog zwischen dem Buchhändler Speth und dem freiwilligen Agenten Seybold-Schücking bei der Gelegenheit, wo letzterer dem ersteren die Gedichte der Frau von Thielen anbietet.[1]

Der für den Sommer 1840 in Aussicht genommene Plan einer Reise der Meersburger nach Westfalen hatte sich zerschlagen. So zog denn im Herbst die Freifrau von Hülshoff in den Süden, um den Winter auf der Meersburg zuzubringen und dann womöglich im Sommer mit der Tochter und den Enkelinnen nach Hülshoff zu kommen. Annette hatte nicht allein kein Verlangen, die Mutter zu begleiten, sondern war überhaupt „übel aufgeräumt" über die ganze Reise. Da sie während des Winters unmöglich allein in Rüschhaus bleiben konnte, siedelte sie nach Hülshoff über und verweilte dort bis Mitte März.

Der dortige Aufenthalt wurde durch den plötzlichen Tod des alten, lieben Hauskaplans Wilmsen,[2] durch Krankheit und Tod eines Kindes Werners und schließlich durch den Tod des

[1] Vgl. die betreffende Scene IV. 244 ff.

[2] Vgl. III. 252 f.

letzten Onkels väterlicherseits („Onkel Stapel", Maximilian Friedrich), zu einer recht schweren Zeit. Annette schauderte fast davor, der Mutter all die Unglücksfälle zu melden, zu denen sie auch die baldige Auflösung einer von der Mutter oft besuchten Bauernfrau bei Hülshoff rechnet. Besonders schwer wurde es ihr, sie von dem Ableben des Onkels in Kenntnis zu setzen: „Sie (die Mutter) hatte diesen Schwager sehr gern und hing außerdem an ihm als dem letzten, mit dem sie noch die frühern Zeiten Hülshoffs besprechen konnte. Sie hängt unbeschreiblich an diesen Erinnerungen, die mit Gestalten bevölkert sind, die damals teils jung, teils mindestens noch rüstig waren, und von denen nun auch die letzte zu Grabe gegangen ist, so daß sie wirklich jetzt niemanden mehr hat, der das Andenken ihrer besten und fröhlichsten Jahre teilt. Ich scheue recht vor diesem Briefe, den ich ihr schreiben muß, dennoch freuet es mich, daß sie in der Schweiz sitzt und die Eindrücke von allem, was uns diesen Winter betroffen hat, nur aus der zweiten Hand erhält. Es ist auch schwer gewesen ... wäre sie hier, sie ginge gewiß wöchentlich hin und brächte sich vollends ganz herunter; so weiß der liebe Gott immer am besten, was gut ist. Ich war so übel aufgeräumt über diese Reise, sie schien mir so überflüssig und fast thöricht, und nun zeigt sich's, daß sie fast notwendig war. Mein Mütterchen kommt im Mai wieder, unfehlbar, wie sie schreibt, selbst wenn meine Schwester nicht mitkommen sollte, was leider seit kurzem anfängt etwas zweifelhaft zu werden, und immer zweifelhafter, je mehr die Zeit eines notwendigen Entschlusses heranrückt. Es wäre mir äußerst leid . . . auch um der guten Mama willen, die dann einen traurigen Einzug hält und die Lücken überall fühlen wird, die sonst wohl durch Jenny und die Kinderchen ziemlich ausgefüllt worden wären. Aber es wird nicht anders werden, ich sehe es schon kommen."[1]

Gegen den 15. März zog Annette „wieder in ihre Staaten ein, bei so blankem Sonnenschein, Lerchenwirbeln und Schnee-

[1] Schlüter 155. Dieser Brief muß, wie die Antwort Schlüters ausweist, 1841, nicht 1840 datiert werden.

erkennen möchten, so kostet es doch einige Mühe, in der Rolle der alten Frau von Muffen die junge Regierungsrätin zu finden. Oder sollte etwa im Übermut des Schaffens Annette die alte Frau von Muffen mit der Frau von Muffen gemeint haben, und die grobe, ungalante Ausdrucksweise Sonderraths als auf sie gemünzt betrachtet wissen wollen?

Daß die Dichterin sich selbst unter dem „Blaustrumpf von Stande“ wenigstens nach der literarischen Seite verstanden hat, unterliegt kaum einem Zweifel, nur müssen wir das Lob, welches sie sich spendet, als eine lustige Selbstverhöhnung, die aber ihre Spitze wieder hauptsächlich gegen Schücking kehrte, auffassen. Vielleicht könnte auch die Beschreibung der äußeren Erscheinung „der vornehmen Dame von jungfräulicher Schönheit“ mit dem Livreebedienten, der ihr das Körbchen nachträgt, in demselben satirischen Sinne auf Annette angewendet werden, wie ja die große Kurzsichtigkeit in Wirklichkeit auf sie paßt. Das Beste in der humoristischen Selbstcharakteristik bildet jedenfalls der Dialog zwischen dem Buchhändler Speth und dem freiwilligen Agenten Seybold-Schücking bei der Gelegenheit, wo letzterer dem ersteren die Gedichte der Frau von Thielen anbietet.[1]

Der für den Sommer 1840 in Aussicht genommene Plan einer Reise der Meersburger nach Westfalen hatte sich zerschlagen. So zog denn im Herbst die Freifrau von Hülshoff in den Süden, um den Winter auf der Meersburg zuzubringen und dann womöglich im Sommer mit der Tochter und den Enkelinnen nach Hülshoff zu kommen. Annette hatte nicht allein kein Verlangen, die Mutter zu begleiten, sondern war überhaupt „übel aufgeräumt“ über die ganze Reise. Da sie während des Winters unmöglich allein in Rüschhaus bleiben konnte, siedelte sie nach Hülshoff über und verweilte dort bis Mitte März.

Der dortige Aufenthalt wurde durch den plötzlichen Tod des alten, lieben Hauskaplans Wilmsen,[2] durch Krankheit und Tod eines Kindes Werners und schließlich durch den Tod des



[1] Vgl. die betreffende Scene IV, 244 ff.
[2] Vgl. III, 252 f.

letzten Onkels väterlicherseits („Onkel Stapel", Maximilian Friedrich), zu einer recht schweren Zeit. Annette schauderte fast davor, der Mutter all die Unglücksfälle zu melden, zu denen sie auch die baldige Auflösung einer von der Mutter oft besuchten Bauernfrau bei Hülshoff rechnet. Besonders schwer wurde es ihr, sie von dem Ableben des Onkels in Kenntnis zu setzen: „Sie (die Mutter) hatte diesen Schwager sehr gern und hing außerdem an ihm als dem letzten, mit dem sie noch die frühern Zeiten Hülshoffs besprechen konnte. Sie hängt unbeschreiblich an diesen Erinnerungen, die mit Gestalten bevölkert sind, die damals teils jung, teils mindestens noch rüstig waren, und von denen nun auch die letzte zu Grabe gegangen ist, so daß sie wirklich jetzt niemanden mehr hat, der das Andenken ihrer besten und fröhlichsten Jahre teilt. Ich scheue recht vor diesem Briefe, den ich ihr schreiben muß, dennoch freuet es mich, daß sie in der Schweiz sitzt und die Eindrücke von allem, was uns diesen Winter betroffen hat, nur aus der zweiten Hand erhält. Es ist auch schwer gewesen ... wäre sie hier, sie ginge gewiß wöchentlich hin und brächte sich vollends ganz herunter; so weiß der liebe Gott immer am besten, was gut ist. Ich war so übel aufgeräumt über diese Reise, sie schien mir so überflüssig und fast thöricht, und nun zeigt sich's, daß sie fast notwendig war. Mein Mütterchen kommt im Mai wieder, unfehlbar, wie sie schreibt, selbst wenn meine Schwester nicht mitkommen sollte, was leider seit kurzem anfängt etwas zweifelhaft zu werden, und immer zweifelhafter, je mehr die Zeit eines notwendigen Entschlusses heranrückt. Es wäre mir äußerst leid . . . auch um der guten Mama willen, die dann einen traurigen Einzug hält und die Lücken überall fühlen wird, die sonst wohl durch Jenny und die Kinderchen ziemlich ausgefüllt worden wären. Aber es wird nicht anders werden, ich sehe es schon kommen."[1]

Gegen den 15. März zog Annette „wieder in ihre Staaten ein, bei so blankem Sonnenschein, Lerchenwirbeln und Schnee-

[1] Schlüter 155. Dieser Brief muß, wie die Antwort Schlüters ausweist, 1841, nicht 1840 datiert werden.

glöckchen über den ganzen Rasen, daß sie dachte, ‚bald, bald kann mein lieber Freund [Schlüter] sein Wort halten und mit Th. einige Tage so recht in pace mit mir zubringen'". Um der Mutter den Einzug zu verschönern, sorgte sie, ihr „kleines Rüschhaus mit Blumen und Aufräumen in möglichst freundlichen Zustand zu setzen, damit es ihr wenigstens hier nicht öde vorkommt. Ich habe zu diesem Zweck jetzt einen grundgelehrten Gärtner hier, der alle Blumennamen kennt und verkehrt ausspricht, so höre ich draußen Sägen, Hämmern, gewaltig Räsonnieren und bedauere nur, daß ich ans Zimmer gebannt bin und mich auf sein ‚Schanie' allein verlassen muß."[1]

Annette war nämlich trotz des schönen ersten Frühlings recht krank und leidend.

„Ich habe immer gehofft, nach Münster zu kommen und Ihnen, mein liebstes Professorchen, die beiliegende kleine Arbeit[2] selbst überreichen zu können, aber die Grippe, diese neue, sich jährlich bei uns breiter machende Intrusa, hat mich gepackt, und obwohl sie nach ihrer Art nicht länger geblieben ist, als um gerade vollständig Besitz zu nehmen, so hat sie mir doch eine höchst gênante Garnison auf dem Halse gelassen, einen unausstehlichen, stickartigen Husten, der mich ganz herunterbringt und, wie bei der Echternacher Springprozession, immer nach zwei Schritten zur Besserung wenigstens einen wieder rückwärts führt. Wirklich, es ist langweilig über die Maßen; wenn ich ein paar Tage lang glaube, etwas besser zu sein, darf ich nur einmal einen Schritt in die Luft thun, und ich bin wieder so weit wie vorher. Die Äquinoktialzeit trägt auch wohl dazu bei; kurz, ich muß mich in Geduld geben und meine vollständige Besserung vom Wetter erwarten. Könnte ich anhaltend schreiben, so wollte ich nach dem verflixten Husten nicht viel fragen, aber dieser treibt mir das Blut stark zu Kopfe, und vermehre ich dieses noch durch Bücken, so bekomme ich arges Kopfweh, statt daß ich jetzt nur leidliches habe." Diese Krankheit hindert die Dichterin

[1] Ebd. [2] Eine gestickte Börse; vgl. unten die Antwort Schlüters.

jedoch nicht, nach den verschiedensten Seiten Interesse zu zeigen und zu bethätigen. Da ist es vor allem „die sehr beschränkte Stellung der gelehrten Institute unserer Provinz", für deren Hebung auf dem nächsten (Provinzial-)Landtag zu reden sie ihren Onkel und Bruder gewinnen will. Schlüter soll ihr deshalb die nötigen genauen Daten schicken. „Sehr erwünscht wäre es, wenn man anführen könnte, daß irgend protestantische Gymnasien, z. B. Hamm, besser gestellt wären, was die Sache der[1] katholischen Landtagsherren zu einem Ehren- und dem Könige zu einem Billigkeits-Punkte machen würde, dem er sich nicht wohl entziehen könnte . . . Gott gebe guten Erfolg! Wir wollen wenigstens das Mögliche thun." Es war ihr wie ihrem Freunde Junkmann eben recht zu Herzen gegangen, als sie sah, wie „ausgezeichnete Männer, von denen für Wissenschaft und Religion viel wäre zu erwarten gewesen, eigentlich recht verkümmert sind, so daß die gelehrte und selbst die religiöse Litteratur jetzt schon fast gänzlich in den Händen der Protestanten sei und auch bleiben werde, bis eine in jedem Betrachte bessere Stellung den Katholiken Muße und Mut gebe, hierin zu leisten, wessen sie so sehr fähig wären."[2]

Aber auch an frohem Schaffenstrieb fehlte es ihr trotz der Krankheit nicht, ja dieser Trieb scheint wie gewöhnlich um die Äquinoktialzeit zu einer Art Fieber gesteigert zu sein: „Wissen Sie wohl, Professorchen, daß ich jetzt ernstlich willens bin, ein ellenlanges Buch im Geschmack von Brace-bridge-hall auf Westfalen angewendet zu schreiben?[3] . . . Das Schema zum ersten Teile, Münsterland betreffend, habe ich schon gemacht, und das ist für mich ein großer Schritt, denn eben dies Ordnen und Feststellen der wie Ameishaufen durcheinander wimmelnden Materialien macht mir immer zumeist zu schaffen, und habe ich das überwunden, geht's in der Regel sehr schnell. Nun aber

---

[1] Ob nicht: den zu lesen?

[2] Schlüter, Briefe 156 ff.

[3] Vgl. IV. Seite 6 und 7, wo also ebenfalls statt 25. und 28. März 1840 zu lesen ist 1841.

glöckchen über den ganzen Rasen, daß sie dachte, ‚bald, bald kann mein lieber Freund [Schlüter] sein Wort halten und mit Th. einige Tage so recht in pace mit mir zubringen‘". Um der Mutter den Einzug zu verschönern, sorgte sie, ihr „kleines Rüschhaus mit Blumen und Aufräumen in möglichst freundlichen Zustand zu setzen, damit es ihr wenigstens hier nicht öde vorkommt. Ich habe zu diesem Zweck jetzt einen grundgelehrten Gärtner hier, der alle Blumennamen kennt und verkehrt ausspricht, so höre ich draußen Sägen, Hämmern, gewaltig Räsonnieren und bedauere nur, daß ich ans Zimmer gebannt bin und mich auf sein ‚Schanie‘ allein verlassen muß."[1]

Annette war nämlich trotz des schönen ersten Frühlings recht krank und leidend.

„Ich habe immer gehofft, nach Münster zu kommen und Ihnen, mein liebstes Professorchen, die beiliegende kleine Arbeit[2] selbst überreichen zu können, aber die Grippe, diese neue, sich jährlich bei uns breiter machende Intrusa, hat mich gepackt, und obwohl sie nach ihrer Art nicht länger geblieben ist, als um gerade vollständig Besitz zu nehmen, so hat sie mir doch eine höchst gênante Garnison auf dem Halse gelassen, einen unausstehlichen, stickartigen Husten, der mich ganz herunterbringt und, wie bei der Echternacher Springprozession, immer nach zwei Schritten zur Besserung wenigstens einen wieder rückwärts führt. Wirklich, es ist langweilig über die Maßen; wenn ich ein paar Tage lang glaube, etwas besser zu sein, darf ich nur einmal einen Schritt in die Luft thun, und ich bin wieder so weit wie vorher. Die Äquinoktialzeit trägt auch wohl dazu bei; kurz, ich muß mich in Geduld geben und meine vollständige Besserung vom Wetter erwarten. Könnte ich anhaltend schreiben, so wollte ich nach dem verflixten Husten nicht viel fragen, aber dieser treibt mir das Blut stark zu Kopfe, und vermehre ich dieses noch durch Bücken, so bekomme ich arges Kopfweh, statt daß ich jetzt nur leidliches habe." Diese Krankheit hindert die Dichterin

[1] Ebd. [2] Eine gestickte Börse; vgl. unten die Antwort Schlüters.

jedoch nicht, nach den verschiedensten Seiten Interesse zu zeigen und zu bethätigen. Da ist es vor allem „die sehr beschränkte Stellung der gelehrten Institute unserer Provinz“, für deren Hebung auf dem nächsten (Provinzial-)Landtag zu reden sie ihren Onkel und Bruder gewinnen will. Schlüter soll ihr deshalb die nötigen genauen Daten schicken. „Sehr erwünscht wäre es, wenn man anführen könnte, daß irgend protestantische Gymnasien, z. B. Hamm, besser gestellt wären, was die Sache der[1] katholischen Landtagsherren zu einem Ehren- und dem Könige zu einem Billigkeits-Punkte machen würde, dem er sich nicht wohl entziehen könnte . . . Gott gebe guten Erfolg! Wir wollen wenigstens das Mögliche thun.“ Es war ihr wie ihrem Freunde Junkmann eben recht zu Herzen gegangen, als sie sah, wie „ausgezeichnete Männer, von denen für Wissenschaft und Religion viel wäre zu erwarten gewesen, eigentlich recht verkümmert sind, so daß die gelehrte und selbst die religiöse Litteratur jetzt schon fast gänzlich in den Händen der Protestanten sei und auch bleiben werde, bis eine in jedem Betrachte bessere Stellung den Katholiken Muße und Mut gebe, hierin zu leisten, wessen sie so sehr fähig wären.“[2]

Aber auch an frohem Schaffenstrieb fehlte es ihr trotz der Krankheit nicht, ja dieser Trieb scheint wie gewöhnlich um die Äquinoktialzeit zu einer Art Fieber gesteigert zu sein: „Wissen Sie wohl, Professorchen, daß ich jetzt ernstlich willens bin, ein ellenlanges Buch im Geschmack von Brace-bridge-hall auf Westfalen angewendet zu schreiben?[3] . . . Das Schema zum ersten Teile, Münsterland betreffend, habe ich schon gemacht, und das ist für mich ein großer Schritt, denn eben dies Ordnen und Feststellen der wie Ameishaufen durcheinander wimmelnden Materialien macht mir immer zumeist zu schaffen, und habe ich das überwunden, geht's in der Regel sehr schnell. Nun aber

---

[1] Ob nicht: den zu lesen?

[2] Schlüter, Briefe 156 ff.

[3] Vgl. IV. Seite 6 und 7, wo also ebenfalls statt 25. und 28. März 1840 zu lesen ist 1841.

[illegible] über den ganzen [illegible], daß sie [illegible] bald. Doch [illegible] mein lieber Freund Schlüter [illegible] und mir [illegible] einige Tage [illegible] zubringen[illegible]. Um der [illegible] den Eingang zu verschönern, sorgte sie für „[illegible] mit Blumen und [illegible] in möglichst freundlichen [illegible] zu legen, damit es ihr wenigstens hier nicht [illegible]. Ich habe zu diesem Zweck [illegible] einen grasgrünen [illegible] als [illegible] und ver[illegible] Schleifen, [illegible] und besonders [illegible] daß [illegible] das Zimmer [illegible] auf dem [illegible] aber [illegible] mag."[1]

[illegible] des [illegible] ersten Frühlings [illegible] und [illegible].

„Ich habe immer gehofft, [illegible] zu [illegible] und [illegible], mein liebes Professorchen, die beiliegende kleine Arbeit[2] selbst überreichen zu können, aber die Grippe, diese neue, jetzt [illegible] bei uns herrschende Influenza, hat mich gepackt, und obwohl sie nach ihrer Art nicht länger geblieben ist, als um gerade vollständig Besitz zu nehmen, so hat sie mir doch eine höchst genante Garnison auf dem Halse gelassen, einen unausstehlichen, stickartigen Husten, der mich ganz herunterbringt und, wie bei der Echternacher Springprozession, immer nach zwei Schritten zur Besserung wenigstens einen wieder rückwärts führt. Wirklich, es ist langweilig über die Maßen; wenn ich ein paar Tage lang glaube, etwas besser zu sein, darf ich nur einmal einen Schritt in die Luft thun, und ich bin wieder so weit wie vorher. Die Äquinoktialzeit trägt auch wohl dazu bei; kurz, ich muß mich in Geduld geben und meine vollständige Besserung vom Wetter erwarten. Könnte ich anhaltend schreiben, so wollte ich nach dem verflixten Husten nicht viel fragen, aber dieser treibt mir das Blut stark zu Kopfe, und vermehre ich dieses noch durch Bücken, so bekomme ich arges Kopfweh, statt daß ich jetzt nur leidliches habe." Diese Krankheit hindert die Dichterin

[1] Ebd. [2] Eine gestickte Börse; vgl. unten die Antwort Schlüters.

jedoch nicht, nach den verschiedensten Seiten Interesse zu zeigen und zu bethätigen. Da ist es vor allem „die sehr beschränkte Stellung der gelehrten Institute unserer Provinz", für deren Hebung auf dem nächsten (Provinzial-)Landtag zu reden sie ihren Onkel und Bruder gewinnen will. Schlüter soll ihr deshalb die nötigen genauen Daten schicken. „Sehr erwünscht wäre es, wenn man anführen könnte, daß irgend protestantische Gymnasien, z. B. Hamm, besser gestellt wären, was die Sache der[1] katholischen Landtagsherren zu einem Ehren- und dem Könige zu einem Billigkeits-Punkte machen würde, dem er sich nicht wohl entziehen könnte ... Gott gebe guten Erfolg! Wir wollen wenigstens das Mögliche thun." Es war ihr wie ihrem Freunde Junkmann eben recht zu Herzen gegangen, als sie sah, wie „ausgezeichnete Männer, von denen für Wissenschaft und Religion viel wäre zu erwarten gewesen, eigentlich recht verkümmert sind, so daß die gelehrte und selbst die religiöse Litteratur jetzt schon fast gänzlich in den Händen der Protestanten sei und auch bleiben werde, bis eine in jedem Betrachte bessere Stellung den Katholiken Muße und Mut gebe, hierin zu leisten, wessen sie so sehr fähig wären."[2]

Aber auch an frohem Schaffenstrieb fehlte es ihr trotz der Krankheit nicht, ja dieser Trieb scheint wie gewöhnlich um die Äquinoktialzeit zu einer Art Fieber gesteigert zu sein: „Wissen Sie wohl, Professorchen, daß ich jetzt ernstlich willens bin, ein ellenlanges Buch im Geschmack von Brace-bridge-hall auf Westfalen angewendet zu schreiben?[3] ... Das Schema zum ersten Teile, Münsterland betreffend, habe ich schon gemacht, und das ist für mich ein großer Schritt, denn eben dies Ordnen und Feststellen der wie Ameishaufen durcheinander wimmelnden Materialien macht mir immer zumeist zu schaffen, und habe ich das überwunden, geht's in der Regel sehr schnell. Nun aber

[1] Ob nicht: den zu lesen?

[2] Schlüter, Briefe 156 ff.

[3] Vgl. IV. Seite 6 und 7, wo also ebenfalls statt 25. und 28. März 1840 zu lesen ist 1841.

glöckchen über den ganzen Rasen, daß sie dachte, ‚bald, bald kann mein lieber Freund [Schlüter] sein Wort halten und mit Th. einige Tage so recht in pace mit mir zubringen'". Um der Mutter den Einzug zu verschönern, sorgte sie, ihr „kleines Rüschhaus mit Blumen und Aufräumen in möglichst freundlichen Zustand zu setzen, damit es ihr wenigstens hier nicht öde vorkommt. Ich habe zu diesem Zweck jetzt einen grundgelehrten Gärtner hier, der alle Blumennamen kennt und verkehrt ausspricht, so höre ich draußen Sägen, Hämmern, gewaltig Räsonnieren und bedauere nur, daß ich ans Zimmer gebannt bin und mich auf sein ‚Schanie' allein verlassen muß."[1]

Annette war nämlich trotz des schönen ersten Frühlings recht krank und leidend.

„Ich habe immer gehofft, nach Münster zu kommen und Ihnen, mein liebstes Professorchen, die beiliegende kleine Arbeit[2] selbst überreichen zu können, aber die Grippe, diese neue, sich jährlich bei uns breiter machende Intrusa, hat mich gepackt, und obwohl sie nach ihrer Art nicht länger geblieben ist, als um gerade vollständig Besitz zu nehmen, so hat sie mir doch eine höchst gênante Garnison auf dem Halse gelassen, einen unausstehlichen, stickartigen Husten, der mich ganz herunterbringt und, wie bei der Echternacher Springprozession, immer nach zwei Schritten zur Besserung wenigstens einen wieder rückwärts führt. Wirklich, es ist langweilig über die Maßen; wenn ich ein paar Tage lang glaube, etwas besser zu sein, darf ich nur einmal einen Schritt in die Luft thun, und ich bin wieder so weit wie vorher. Die Äquinoktialzeit trägt auch wohl dazu bei; kurz, ich muß mich in Geduld geben und meine vollständige Besserung vom Wetter erwarten. Könnte ich anhaltend schreiben, so wollte ich nach dem verflixten Husten nicht viel fragen, aber dieser treibt mir das Blut stark zu Kopfe, und vermehre ich dieses noch durch Bücken, so bekomme ich arges Kopfweh, statt daß ich jetzt nur leidliches habe." Diese Krankheit hindert die Dichterin

[1] Ebd. [2] Eine gestickte Börse; vgl. unten die Antwort Schlüters.

jedoch nicht, nach den verschiedensten Seiten Interesse zu zeigen und zu bethätigen. Da ist es vor allem „die sehr beschränkte Stellung der gelehrten Institute unserer Provinz", für deren Hebung auf dem nächsten (Provinzial-)Landtag zu reden sie ihren Onkel und Bruder gewinnen will. Schlüter soll ihr deshalb die nötigen genauen Daten schicken. „Sehr erwünscht wäre es, wenn man anführen könnte, daß irgend protestantische Gymnasien, z. B. Hamm, besser gestellt wären, was die Sache der[1] katholischen Landtagsherren zu einem Ehren- und dem Könige zu einem Billigkeits-Punkte machen würde, dem er sich nicht wohl entziehen könnte ... Gott gebe guten Erfolg! Wir wollen wenigstens das Mögliche thun." Es war ihr wie ihrem Freunde Junkmann eben recht zu Herzen gegangen, als sie sah, wie „ausgezeichnete Männer, von denen für Wissenschaft und Religion viel wäre zu erwarten gewesen, eigentlich recht verkümmert sind, so daß die gelehrte und selbst die religiöse Litteratur jetzt schon fast gänzlich in den Händen der Protestanten sei und auch bleiben werde, bis eine in jedem Betrachte bessere Stellung den Katholiken Muße und Mut gebe, hierin zu leisten, wessen sie so sehr fähig wären."[2]

Aber auch an frohem Schaffenstrieb fehlte es ihr trotz der Krankheit nicht, ja dieser Trieb scheint wie gewöhnlich um die Äquinoktialzeit zu einer Art Fieber gesteigert zu sein: „Wissen Sie wohl, Professorchen, daß ich jetzt ernstlich willens bin, ein ellenlanges Buch im Geschmack von Brace-bridge-hall auf Westfalen angewendet zu schreiben?[3] ... Das Schema zum ersten Teile, Münsterland betreffend, habe ich schon gemacht, und das ist für mich ein großer Schritt, denn eben dies Ordnen und Feststellen der wie Ameishaufen durcheinander wimmelnden Materialien macht mir immer zumeist zu schaffen, und habe ich das überwunden, geht's in der Regel sehr schnell. Nun aber

[1] Ob nicht: den zu lesen?

[2] Schlüter, Briefe 156 ff.

[3] Vgl. IV. Seite 6 und 7, wo also ebenfalls statt 25. und 28. März 1840 zu lesen ist 1841.

ist mir mit meiner Grippe und Appendix vorläufig ein Schlagbaum vorgefallen, und ich muß mich gedulden oder vielmehr ungedulden, denn nun ich mal angefangen, brennt's mir wie auf den Nägeln, und ich möchte lieber Tag und Nacht schreiben, als vielleicht noch drei Wochen die Hände in den Schoß legen und Daumen drehen oder die Wolken studieren. Aber das Schreiben will noch ganz und gar keine Art haben; es ist, als ob die gebückte Stellung den Reiz in der Kehle vermehrte, auch das Blut steigt zum Kopfe und die Thränen laufen mir aus den Augen, wie eben jetzt, so daß ich längst hätte aufhören müssen. Adieu, mein guter, lieber, liebster Freund . . . lassen Sie mich doch wissen, ob ich bald Hoffnung habe, Sie hier zu sehn, ich sehne mich herzlich darnach; wir haben in dem letzten Jahre so gar wenig voneinander gehabt, ich meine in so recht ungestörter Ruhe und Stille, unter Gottes blauem und grünem Laubdach. Sonst habe ich mich freilich die verschiedensten Male an Ihren Tisch und hinter Ihren Ofen gesetzt; aber jetzt muß ich Sie auch einmal selbst ordentlich bewirten. Das geht nicht anders . . . Bitte, denken Sie wenigstens mal mit einem guten Willen darüber nach, es wäre mir eine so gar große Freude. Adieu. Adieu. Ihre Nette."

Aus diesem Besuch scheint nach dem Schweigen der Tagebücher nichts geworden zu sein, dafür aber schreibt Schlüter der Freundin einen rechten Trostbrief.

„Als Sie neulich darauf bestanden, mir abermals eine Freude machen zu wollen und ich mir ohne weiteres einen durablen Geldbeutel ausbat, schwebte meiner Seele eben ein solcher durabler Geldbeutel vor, dessen reizendes Bild aber bald meinem Gedächtnis entschwunden war, indem ich auch nicht glaubte, daß die Sache viel mehr als einen Scherz zu bedeuten habe. Da überrascht mich Ihr schönes Geschenk, das Glänzende mit dem Nützlichen verbunden, ein rührendes Pfand Ihrer treuen und stillen Freundschaft für mich, und dazu ein Brief so hold und freundlich, als ich je einen empfangen, ein langer, vieles anregender und noch mehr enthaltender Brief, wenn

das Herz seinen Inhalt auf die Wage legt; dazu geschrieben bei heftigem leiblichen Unwohlsein, welches von dem Verlangen, andere unverdient zu erfreuen, heldenmütig überwunden ward. Sie sind doch ein nettes, liebes Fräulein, man sollte vor so einem Fräulein billig beschämt stehen und sich anklagen, daß man es bisher nicht immer nach Billigkeit geschätzt und ihr gutes, edles Herz nicht nach Verdienst gewürdigt habe. Nun, der schöne Beutel soll trotz seiner Eleganz in meiner Tasche sein, solange er halten will. Gott erhalte ihn mir immer voll, und so oft ich ihn aufmache, will ich dankbar seiner und sodann meiner lieben Freundin gedenken, die er für so viele Freuden, die sie andern macht, segnen wolle . . .

„Wie gern möchte ich jetzt zu Ihnen nach Rüschhaus hinüber, um einmal einen ganzen Tag mit Ihnen in ländlicher Stille zuzubringen und am liebsten allein; ich wollte Sie nach Kräften aufmuntern 2c., zu trösten suchen über Ihre Grippe und Husten, Ihr Leid um das Leid Ihrer guten Mutter und den alles mit sich allmählich hinwegraffenden Flug der Zeit. Wenn ein Mensch sich an eine Eiche lehnt, es kann ihn nicht trösten, und wüßte er gleich, daß sie 1000 Jahre überlebt, ja das Ende der Geschichte sehen würde; lehnt er sich aber an eines Freundes Brust, so wird er beruhigt, etwas Ewiges ist ihm nahe und weckt das Ewige in ihm selbst und läßt es mächtiger in seinem Innern hervortreten, und es ist ihm, als sei etwas von Gott im Menschen, worauf er sich stützen und woran er sich aufrichten könne. Die Klage über die Vergänglichkeit alles Irdischen, welche oft wie ein schneidender Ton durch Ihre heitere, lebenskräftige Rede nur leise, doch vernehmlich mir durchzutönen scheint, ist nur die Klage eines Unsterblichen, dessen ewiges Leben noch nicht erschienen; nur ein Unsterblicher kann den Todesgedanken ertragen und gefaßt und heiter bleiben, ja nur das Feste und in sich Gleiche steht auf den Wechsel nieder und läßt das Spiel der Wellen an sich vorüberziehen. Auch Christus tauchte unter in das Wogengrab und beugte sich unter der Allgewalt des Todes über alles, was vom Weibe geboren ist, sein Erstehen aber war in unsterblicher

Glorie, er tauchte auf in der Ewigkeit, um für ewig nicht wieder unterzutauchen."[1]

Gestatten diese Briefe einen Blick in das Verhältnis Annettens zu Schlüter, so geben andererseits die Briefe Schückings aus derselben Zeit Zeugnis von der Freundschaft der Dichterin mit diesem.

Schücking war im Herbst 1840 ein zweites Mal in Unkel bei Freiligrath gewesen, und „der Westfälische Friede wurde geschlossen — ich (Schücking) schreibe den Text, Freiligrath gedenkt einige Gedichte dazu zu liefern, und weil ich ihm erzählt habe, daß Sie so viele Stoffe wüßten, hofft er von Ihnen durch mich einige zu erfahren . . . Ich freue mich auf die ‚Dichter, Verleger und Blaustrümpfe!' denken Sie auch ein bißchen an mein Westfalen."[2] Einmal nach Münster zurückgekehrt, vertiefte sich Schücking während des Winters in seine drängende Arbeit, für die er nirgend treuere und werkthätigere Hilfe fand als bei Annette. Von Münster und Hülshoff herüber und hinüber flogen

[1] Schon früher einmal (6. September 1837) hatte der Freund Annetten scherzend über den Wert des Leides geschrieben: „Drei Dinge, spricht der Prophet (nämlich der falsche, Muhamed), liebe ich von eurer schlechten Welt: Wohlgeruch, Frauen und Bequemlichkeit; echt orientalisch! In diesem Augenblick kommt es mir vor, als sei ich ein geborener Muhamedaner, der nur durch Gottes Gnade und aus Grundsatz Christ ist; denn den Tabak und alle Wohlgerüche liebe ich sehr, so auch alle Frauen und Fräulein, die Geist und gutes Herz haben, am meisten; die Bequemlichkeit, oder die göttliche Faulheit, wie sie Schlegel nannte, ist einmal für immer meine nicht zu überwindende Passion, Hang und honigsüße Leidenschaft. In Coesfeld will ich eine Abhandlung über den Nutzen und die Bedeutung des Leidens schreiben, das in Gottes Ökonomie dermalen unentbehrlich und zur Freude sich verhält, wie die Nacht zum Tag, in deren Ineinanderspielen Morgen- und Abendrot samt allen Farben des Lebens entbrennen. Leid steht der Freude nicht gleich an Wert und Nutzen; Leid bildet, schärft und vertieft, elastisiert Herz und Geist und Willen, nichts von diesem allem der Regel nach die Freude, die nichts Adeliges an sich hat. Aber unsere Seelen sind siech und schaudern vor diesem heiligen und reinen Elemente und seinem Bade zurück wie schwächliche Leiber vor dem Strome im Winterfrost, obschon sie nur dort sich verjüngen und Unsterblichkeit gewinnen können. Zum Leiden sind wir geschaffen." —

[2] Schücking, Briefe 3.

Briefe, von denen uns aber nur diejenigen Schückings aufbewahrt sind. „Bin müde, Mütterchen, erzählen Sie mir etwas; ich will die Augen zumachen und hören, wie Sie sprechen, oder von Ihnen träumen. Gestern nacht träumte ich von Ihnen, Sie saßen und schrieben, ich fragte Sie mehrmals, ob Sie denn wüßten, wie es zusammenhing, daß die Drosten früher von Cekenbroch sich genannt? Ob Sie wohl was von Hermann Manenschien wüßten? Sie sagten nichts und schrieben weiter, hinter zwei Wachskerzen wie die weiße Frau. Mütterchen, lieb Mütterchen, ich habe gewiß im Schlafe Sie gesehen und bin magnetisch bei Ihnen gewesen, wie Sie an mich geschrieben haben." [1] „Lieb Mütterchen, malen Sie mir doch in Ihrem nächsten Brief einen Grundriß von Ihrem Zimmer, ich möchte so gern wissen, wie Sie so zuhalten." [2]

„Es ist bald elf, Mütterchen; schreiben Sie noch? Sie müssen zu Bett und nicht in der Kälte wachen. Mütterchen, helfen Sie mir, ich habe so viel zu thun. Bis 15. Dezember muß ich meinen Aufsatz über Merlin fertig haben für das Immermanns-Album von Freiligrath, dann einen Aufsatz für den historischen Verein . . . Liebes Mütterchen! (dies spreche ich mit einer sehr kleinlauten Stimme) — mein lieb, lieb Mütterchen, ich habe was kaput gemacht — bist du auch böse — ich will's ja nicht wieder thun, mein Leben nicht — ich habe dir was kaput geschmissen, eine Ballade! ‚Wenn's weiter nichts ist', hör' ich die wachende Bruta sagen, ‚ich dachte schon, es wäre die holländische Theetasse mit den schönen gemalten, blauen Blumen darauf!' . . . Aber Sie lassen mich nicht entschlüpfen — ich muß gestehen — doch denk' ich, Sie sind jetzt vorbereitet und dürfen nichts mehr sagen: ich habe nämlich Ihre Ballade ‚der Graue' ins Westfalen gesetzt und daraus, um Raum zu gewinnen, die Verse von Nr. 3 . . . bis ‚Es war tief in die Nacht hinein' weggelassen. Wenn Sie's aber übel nehmen, ist's noch früh genug, in die Presse gesandt ist's noch nicht." [3]

---

[1] Ebd. 8. [2] Ebd. 12 [3] Ebd. 16 f.

„Schreiben Sie nicht so viele Briefe, Mütterchen, man verzettelt Kräfte und Stimmungen damit, es ist eine abscheuliche Sache. Denken Sie mehr daran, für sich zu sorgen, als immer für andere — ausgenommen Ihren kleinen Jungen, das dumme Pferd, der nicht genug von Ihnen hören kann. Es ist doch Tebelholmer wunderbar mit unserer Ähnlichkeit! Gerade so wie Ihnen mit dem Lachen ist es mir gegangen . . . Daß unsere Ähnlichkeiten noch herabgehen bis auf die Eselliebhaberei, es ist kurios! . . . Wie dank' ich Ihnen für den blonden Waller!“[1] Im nächstfolgenden Brief dankt Schücking für die „Vevelsburg“ (Kurt von Spiegel) und sucht Annetten ihre Bedenken wegen der Familie auszureden. Dagegen den „Arnsberger“ findet er nicht so gut. „Der könnte schön sein, aber es fehlt ihm, was Hutterus ‚die Pojente‘ nennt: der ist zu rasch gemacht . . . So, liebes Mütterchen, nun ich Ihnen den Arnsberger recht schlecht gemacht habe, daß Sie Ihren Augen nicht trauen . . . will ich Ihnen auch sagen, wie mich gerührt hat, daß Sie mir soviel machen, schicken und arbeiten; wenn ich Ihnen danken sollte, ich käme ja nie zu Ende! Und vor Ihren Balladen habe ich innerlich soviel Respekt — denken Sie, auf Ihre Verheißung von mehreren noch, hab' ich, um desto mehr Raum dafür zu haben, auf der Stelle ein eigenes langes Gedicht mit großartig kräftigen Zügen im Manuskript durchgestrichen. Sind Sie nun wieder zufrieden, mein Mütterchen? Mehr kann ein Poet des 19. Jahrhunderts doch nicht thun, und ich weiß auch nicht, ob ich dies über mich vermocht hätte, hätte der Tieck oder der Lenau sich erboten, den Raum zu füllen. Sehen Sie, Mütterchen, das kommt daher: ich habe Sie zwar so lieb, daß ich leichter als andere Menschen geneigt bin, Ihre Gedichte schlecht zu finden — gerade weil ich meine, was Sie machten, müßte immer gleich ein Wunder von Fürtrefflichkeit sein. Aber trotzdem glaube ich, daß unter unsern Zeitgenossen niemand mehr ist, der eigentlich klassisch schreiben kann, Sie allein

[1] Ebd. 20.

ausgenommen. Ich weiß Ihnen nicht ganz auszudrücken, wie ich das fühle. Bei allen Dichtern unserer Zeit fühle ich ein Dilettantenhaftes, hier und da Mattes, Gemachtes, Freiligrath und Lenau nicht ausgenommen. Das ist nie bei Ihren Sachen der Fall: was Sie schreiben, gehört in das Ganze, wie jede einzelne Zacke in einen Dom. Der Dom ist auch nicht aus der Erde gewachsen, sondern von Menschenhänden aufgeführt, aber er ist doch ein Ganzes, Organisches, der außer dem Bereiche aller Willkür liegt, die hier und da einen Stein auch anders hätte setzen können. Und dann ist's noch etwas mit Ihren Gedichten. Les' ich eines vom Freiligrath, vom Dingelstedt, so ist's etwa, als wenn ich etwas lese, was ich mir verwandt, ebenbürtig fühle — es kann mich wohl überraschen, aber nicht mir den Eindruck des Tiefen und Gediegenen, mit wunderbarer Intuition auf einem fremden Felde Gepflückten machen, was Poesieen von Shakespeare, W. Scott (Byron nicht, Coleridge zuweilen) und von Ihnen für mich haben. Ich muß dabei bleiben, sie sind klassisch, Ihre Gedichte. Vielleicht kann ich mich so explizieren: wie der Jünger Tieck zum Meister Goethe, wie der Jünger Immermann in seinen früheren Sachen zum Meister Tieck, so kommt mir alles, was jetzt an Sagen und Balladen gedichtet wird, zu Ihren Gedichten sich verhaltend vor. Ihre Sachen sind mir jetzt noch, nachdem alle litterarischen Illusionen mir geschwunden sind, was dem Menschen, der nie einen Vers zu machen sich erkühnt hat, Gedichte überhaupt sind, wunderbare Sachen, von deren Entstehen er recht keinen Begriff hat, und von denen er zu glauben geneigt ist, sie werden wie die Kinder aus dem Brunnen geholt."[1] Im selben Brief ist noch von der „Vorgeschichte", dem „Engelbert", dem „Fegefeuer" und zwei weiteren projektierten Balladen als Beisteuer Annettens zum malerischen und romantischen Westfalen die Rede.

Mit der Rückkehr Annettens nach Rüschhaus (März 1841) tritt der regelmäßige Dienstagsbesuch an Stelle der Briefe,

[1] Ebd. 26.

immer aber ist Annette trotz der Krankheit für die verschiedenen Unternehmen des Freundes thätig. Dankbar erkennt Schücking dies in seinen „Lebenserinnerungen"[1] an: „Zunächst galt es in jenem Winter 1840 und 1841 möglichst schnell das Buch über Westfalen herzustellen; und in der That, ich hätte diese Aufgabe nicht lösen können ohne die lebhafte Teilnahme Annettens daran. Das Land nach allen Richtungen hin zu durchziehen, um noch unbekannte Striche aus eigener Anschauung kennen zu lernen, dazu war nicht die Zeit gelassen, auch begann der Winter es unmöglich zu machen. Hier half eben Annette; sie kannte von früheren Aufenthalten auf Gütern der Verwandten jene Punkte, und so schrieb sie mit ihrer kleinen, oft mikroskopisch feinen Hand ganze Blättlein dazu, die in der Abschrift ganze Bogen wurden. Dann gab sie den Sagen- und historischen Stoffen, welche sich dazu zu eignen schienen, mit ihrer unvergleichlichen Leichtigkeit der Produktion die poetische Form, in welcher diese Bearbeitungen später in ihren Gedichten erschienen sind. Und so kann man das Buch entstanden nennen aus einer Zusammenarbeit von Freiligrath, dem freilich nur die erste Lieferung angehört, Annette von Droste und mir. Diese werkthätige Teilnahme Annettens setzte sich fort für meine nächsten Arbeiten. Sie besaß unter ihren wenigen Büchern, die aus einigen alten Schweinslederbänden bestanden, eines, betitelt: „Het Treur-Tooneel der doorluchtige Mannen onser Eeuwe, waerop den val der grooten levendigh vertoont wordt. t'Amsteldam. 1650." Aus dieser Fundgrube von Geschichten abenteuerlicher und leidenschaftlicher Natur, wie sie den Geist des 17. Jahrhunderts charakterisieren, entnahm ich das Motiv einer Erzählung, ‚der Familienschild', welche in zwei Abteilungen im Cottaschen Morgenblatt erschien. Von dieser Arbeit schrieb sie ein beträchtliches Stück des zweiten Teils — ich kann jetzt selbst nicht mehr meine geringen, zur Abrundung hinzugefügten

[1] I. 146.

Zuthaten von dem, was sie verfaßt, unterscheiden;[1] und als ich alsdann einen Roman zu schreiben unternahm, der unter dem Titel ‚Eine dunkle That' (Leipzig 1846) erschienen ist, fügte sie ihm die reizende Schilderung eines Stiftsfräuleins in ihrem alten Kuriengebäude ein, die etwa von Seite 63—100 dieses Buches reicht. — Ihr Gedicht ‚Meister Gerhard, ein Notturno' entstand dann, um als Beisteuer zu jener Romantik zu dienen, die mir die Idee der Vollendung des Kölner Domes entlockte."

Durch die Beschäftigung mit dem malerischen und romantischen Westfalen hatte auch der schon früher aufgetauchte, von den Verwandten wiederholt angeregte und besonders von Amalie Hassenpflug befürwortete Plan zu einem prosaischen Werk bei Annette immer festere Formen angenommen. Es war dies jenes „ellenlange Buch im Geschmack von Brace-bridge-hall über Westfalen", von dem sie am 23. März 1841 an Schlüter schrieb: „Es wird drei Abteilungen enthalten, und den verbindenden Faden giebt der Aufenthalt eines Edelmannes aus der Lausitz bei einem Lehnsvetter im Münsterlande (erste und stärkste

---

[1] H. Hüffer fand im Meersburger Nachlaß zwei Blättchen von Annettens Hand, auf denen sie den Plan zum zweiten Teil der oben genannten Schückingschen Erzählung „Der Familienschild" verzeichnete, und die darthun, wie sich Schücking im großen und ganzen an die Skizze der Freundin gehalten hat. Über den Beitrag zu dem Roman: „Eine dunkle That" berichtet Hüffer: „Es ist die reizende Episode von dem Stiftsfräulein, dem die Dichterin unzweifelhaft manches von ihrem eigenen Wesen zur Aussteuer gegeben hat. Auch Schücking hat in dieser Heldin des Romans unzweifelhaft seine Freundin geschildert und in dem von der Universität zurückgekehrten, vielfach bedrängten jungen Menschen sich selbst. Dazu hat er manches von gemeinsamen Erinnerungen aufgenommen, Anekdoten, die Annette zu erzählen pflegte, z. B. die von der Bauernfrau, welche ihren Mann tot beten wollte. In dem Schloßgeistlichen von Hohenkranegk erkennt man schon nach seiner Ausdrucksweise und ganz bestimmt an den Schuhen, ‚die Violinen glichen', den braven Hausgeistlichen Wilmsen von Hülshoff, und die ‚römische Margaret' war zu Anfang dieses Jahrhunderts durch ihre zahlreichen Wallfahrten als ‚römische Lisbeth' in Münster wohl bekannt, freilich gewiß ohne Ahnung, daß sie so dunkle Greuelthaten abbüßen müsse, als ihr ein Landsmann später andichtete." (Allgem. Zeitung. 1886. S. 1266.)

immer aber ist Annette trotz der Krankheit für die verschiedenen Unternehmen des Freundes thätig. Dankbar erkennt Schücking dies in seinen „Lebenserinnerungen“[1] an: „Zunächst galt es in jenem Winter 1840 und 1841 möglichst schnell das Buch über Westfalen herzustellen; und in der That, ich hätte diese Aufgabe nicht lösen können ohne die lebhafte Teilnahme Annettens daran. Das Land nach allen Richtungen hin zu durchziehen, um noch unbekannte Striche aus eigener Anschauung kennen zu lernen, dazu war nicht die Zeit gelassen, auch begann der Winter es unmöglich zu machen. Hier half eben Annette; sie kannte von früheren Aufenthalten auf Gütern der Verwandten jene Punkte, und so schrieb sie mit ihrer kleinen, oft mikroskopisch feinen Hand ganze Blättlein dazu, die in der Abschrift ganze Bogen wurden. Dann gab sie den Sagen- und historischen Stoffen, welche sich dazu zu eignen schienen, mit ihrer unvergleichlichen Leichtigkeit der Produktion die poetische Form, in welcher diese Bearbeitungen später in ihren Gedichten erschienen sind. Und so kann man das Buch entstanden nennen aus einer Zusammenarbeit von Freiligrath, dem freilich nur die erste Lieferung angehört, Annette von Droste und mir. Diese werkthätige Teilnahme Annettens setzte sich fort für meine nächsten Arbeiten. Sie besaß unter ihren wenigen Büchern, die aus einigen alten Schweinslederbänden bestanden, eines, betitelt: „Het Treur-Tooneel der doorluchtige Mannen onser Eeuwe, waerop den val der grooten levendigh vertoont wordt. t'Amsteldam. 1650.“ Aus dieser Fundgrube von Geschichten abenteuerlicher und leidenschaftlicher Natur, wie sie den Geist des 17. Jahrhunderts charakterisieren, entnahm ich das Motiv einer Erzählung, ‚der Familienschild‘, welche in zwei Abteilungen im Cottaschen Morgenblatt erschien. Von dieser Arbeit schrieb sie ein beträchtliches Stück des zweiten Teils — ich kann jetzt selbst nicht mehr meine geringen, zur Abrundung hinzugefügten

[1] I. 146.

Zuthaten von dem, was sie verfaßt, unterscheiden;[1] und als ich alsdann einen Roman zu schreiben unternahm, der unter dem Titel ‚Eine dunkle That‘ (Leipzig 1846) erschienen ist, fügte sie ihm die reizende Schilderung eines Stiftsfräuleins in ihrem alten Kuriengebäude ein, die etwa von Seite 63—100 dieses Buches reicht. — Ihr Gedicht ‚Meister Gerhard, ein Notturno‘ entstand dann, um als Beisteuer zu jener Romantik zu dienen, die mir die Idee der Vollendung des Kölner Domes entlockte.“

Durch die Beschäftigung mit dem malerischen und romantischen Westfalen hatte auch der schon früher aufgetauchte, von den Verwandten wiederholt angeregte und besonders von Amalie Hassenpflug befürwortete Plan zu einem prosaischen Werk bei Annette immer festere Formen angenommen. Es war dies jenes „ellenlange Buch im Geschmack von Brace-bridge-hall über Westfalen“, von dem sie am 23. März 1841 an Schlüter schrieb: „Es wird drei Abteilungen enthalten, und den verbindenden Faden giebt der Aufenthalt eines Edelmannes aus der Lausitz bei einem Lehnsvetter im Münsterlande (erste und stärkste

---

[1] H. Hüffer fand im Meersburger Nachlaß zwei Blättchen von Annettens Hand, auf denen sie den Plan zum zweiten Teil der oben genannten Schückingschen Erzählung „Der Familienschild“ verzeichnete, und die darthun, wie sich Schücking im großen und ganzen an die Skizze der Freundin gehalten hat. Über den Beitrag zu dem Roman: „Eine dunkle That“ berichtet Hüffer: „Es ist die reizende Episode von dem Stiftsfräulein, dem die Dichterin unzweifelhaft manches von ihrem eigenen Wesen zur Aussteuer gegeben hat. Auch Schücking hat in dieser Heldin des Romans unzweifelhaft seine Freundin geschildert und in dem von der Universität zurückgekehrten, vielfach bedrängten jungen Menschen sich selbst. Dazu hat er manches von gemeinsamen Erinnerungen aufgenommen, Anekdoten, die Annette zu erzählen pflegte, z. B. die von der Bauernfrau, welche ihren Mann tot beten wollte. In dem Schloßgeistlichen von Hohenkranegk erkennt man schon nach seiner Ausdrucksweise und ganz bestimmt an den Schuhen, ‚die Violinen glichen‘, den braven Hausgeistlichen Wilmsen von Hülshoff, und die ‚römische Margaret‘ war zu Anfang dieses Jahrhunderts durch ihre zahlreichen Wallfahrten als ‚römische Lisbeth‘ in Münster wohl bekannt, freilich gewiß ohne Ahnung, daß sie so dunkle Greuelthaten abbüßen müsse, als ihr ein Landsmann später andichtete.“ (Allgem. Zeitung. 1886. S. 1266.)

immer aber ist Annette trotz der Krankheit für die verschiedenen Unternehmen des Freundes thätig. Dankbar erkennt Schücking dies in seinen „Lebenserinnerungen"[1] an: „Zunächst galt es in jenem Winter 1840 und 1841 möglichst schnell das Buch über Westfalen herzustellen; und in der That, ich hätte diese Aufgabe nicht lösen können ohne die lebhafte Teilnahme Annettens daran. Das Land nach allen Richtungen hin zu durchziehen, um noch unbekannte Striche aus eigener Anschauung kennen zu lernen, dazu war nicht die Zeit gelassen, auch begann der Winter es unmöglich zu machen. Hier half eben Annette; sie kannte von früheren Aufenthalten auf Gütern der Verwandten jene Punkte, und so schrieb sie mit ihrer kleinen, oft mikroskopisch feinen Hand ganze Blättlein dazu, die in der Abschrift ganze Bogen wurden. Dann gab sie den Sagen- und historischen Stoffen, welche sich dazu zu eignen schienen, mit ihrer unvergleichlichen Leichtigkeit der Produktion die poetische Form, in welcher diese Bearbeitungen später in ihren Gedichten erschienen sind. Und so kann man das Buch entstanden nennen aus einer Zusammenarbeit von Freiligrath, dem freilich nur die erste Lieferung angehört, Annette von Droste und mir. Diese werkthätige Teilnahme Annettens setzte sich fort für meine nächsten Arbeiten. Sie besaß unter ihren wenigen Büchern, die aus einigen alten Schweinslederbänden bestanden, eines, betitelt: „Het Treur-Tooneel der doorluchtige Mannen onser Eeuwe, waerop den val der grooten levendigh vertoont wordt. t'Amsteldam. 1650." Aus dieser Fundgrube von Geschichten abenteuerlicher und leidenschaftlicher Natur, wie sie den Geist des 17. Jahrhunderts charakterisieren, entnahm ich das Motiv einer Erzählung, ‚der Familienschild', welche in zwei Abteilungen im Cottaschen Morgenblatt erschien. Von dieser Arbeit schrieb sie ein beträchtliches Stück des zweiten Teils — ich kann jetzt selbst nicht mehr meine geringen, zur Abrundung hinzugefügten

[1] I. 146.

Zuthaten von dem, was sie verfaßt, unterscheiden;[1] und als ich alsdann einen Roman zu schreiben unternahm, der unter dem Titel ‚Eine dunkle That‘ (Leipzig 1846) erschienen ist, fügte sie ihm die reizende Schilderung eines Stiftsfräuleins in ihrem alten Kuriengebäude ein, die etwa von Seite 63—100 dieses Buches reicht. — Ihr Gedicht ‚Meister Gerhard, ein Notturno‘ entstand dann, um als Beisteuer zu jener Romantik zu dienen, die mir die Idee der Vollendung des Kölner Domes entlockte."

Durch die Beschäftigung mit dem malerischen und romantischen Westfalen hatte auch der schon früher aufgetauchte, von den Verwandten wiederholt angeregte und besonders von Amalie Hassenpflug befürwortete Plan zu einem prosaischen Werk bei Annette immer festere Formen angenommen. Es war dies jenes „ellenlange Buch im Geschmack von Brace-bridge-hall über Westfalen", von dem sie am 23. März 1841 an Schlüter schrieb: „Es wird drei Abteilungen enthalten, und den verbindenden Faden giebt der Aufenthalt eines Edelmannes aus der Lausitz bei einem Lehnsvetter im Münsterlande (erste und stärkste

[1] H. Hüffer fand im Meersburger Nachlaß zwei Blättchen von Annettens Hand, auf denen sie den Plan zum zweiten Teil der oben genannten Schückingschen Erzählung „Der Familienschild" verzeichnete, und die darthun, wie sich Schücking im großen und ganzen an die Skizze der Freundin gehalten hat. Über den Beitrag zu dem Roman: „Eine dunkle That" berichtet Hüffer: „Es ist die reizende Episode von dem Stiftsfräulein, dem die Dichterin unzweifelhaft manches von ihrem eigenen Wesen zur Aussteuer gegeben hat. Auch Schücking hat in dieser Heldin des Romans unzweifelhaft seine Freundin geschildert und in dem von der Universität zurückgekehrten, vielfach bedrängten jungen Menschen sich selbst. Dazu hat er manches von gemeinsamen Erinnerungen aufgenommen, Anekdoten, die Annette zu erzählen pflegte, z. B. die von der Bauernfrau, welche ihren Mann tot beten wollte. In dem Schloßgeistlichen von Hohenkranegk erkennt man schon nach seiner Ausdrucksweise und ganz bestimmt an den Schuhen, ‚die Violinen glichen‘, den braven Hausgeistlichen Wilmsen von Hülshoff, und die ‚römische Margaret‘ war zu Anfang dieses Jahrhunderts durch ihre zahlreichen Wallfahrten als ‚römische Lisbeth‘ in Münster wohl bekannt, freilich gewiß ohne Ahnung, daß sie so dunkle Greuelthaten abbüßen müsse, als ihr ein Landsmann später andichtete." (Allgem. Zeitung. 1886. S. 1266.)

Abteilung), der dann mit dieser Familie ihre Verwandten im Paderbornischen besucht (zweite Abteilung) und durchs Sauerland zurückkehrt, wo sie auch einige Zeit bei Verwandten und Freunden verweilen (dritte und kleinste Abteilung). Diese sind die drei hervorstechendsten Provinzen Westfalens und zudem die einzigen, wo ich hinlänglich eingebürgert bin, um festen Grund unter mir zu fühlen. Es werden alle normalen Charaktere, Sitten, Institute, so z. B. Damenstifte, Klöster, Sagen und Aberglauben dieser Gegenden darin vorkommen, teils geradezu in die Scene gebracht, teils in den häufig eingestreuten Erzählungen. Ich hoffe Gutes von dem Buche, bin aber keines Menschen Beifall weniger gewiß als des Ihrigen, da Sie einen entschiedenen Widerwillen gegen Hexen, Spuk und Vorgeschichten haben, und von allem diesem darin vorkommen wird, zwar natürlich fast allein in sagenhaften Erzählungen, also nicht stoßend als krasse Unwahrscheinlichkeit; aber ich weiß, Sie mögen dergleichen in keiner Gestalt. Es ist mir leid, etwas schreiben zu müssen, wobei ich nicht, wie es mir einmal eine liebe Gewohnheit geworden ist, denken kann, was mein lieber Schlüter dazu sagt, oder wo es vielmehr ein zweifelhaftes Resultat giebt, wenn ich es denke; doch kann ich nicht anders, da diese Dinge zu eng mit dem Volkscharakter verknüpft sind, und ich hoffe durch anderes in dem Buche meinen liebsten Freund zu versöhnen." Schlüter erwidert (28. März): „Die Nachricht von dem Buch, welches Sie zu schreiben beabsichtigen, hat mich höchlich erfreut, der Himmel erhalte Ihnen die Lust am Werk und gebe Ihnen bald die Gesundheit dazu, an Kräften, Stimmung und Fülle wird es dann wohl so leicht nicht fehlen. Ich bin überzeugt, das Buch wird höchst interessant und reichhaltig ausfallen und eines ausgebreiteten Beifalls sich erfreuen." Soweit es „die Grippe und ihr Anhang" gestatteten, ging Annette nun (Frühjahr 1841) fleißig daran, das bereits fertige Schema zum ersten Teil (Münsterland) auszuarbeiten.

Am 20. Juli 1841 schreibt sie dem Onkel August von Haxthausen: „Ich habe mein Buch über Westfalen bereits

angefangen und ein ziemlich Stück hinein gearbeitet; es scheint mir ganz gut, und doch verlor ich den Mut, da ich meine lieben Eltern so deutlich darin erkannte, daß man mit Fingern darauf zeigen konnte. Das war eigentlich nicht meine Absicht; ich wollte nur einige Züge entlehnen, übrigens mich an die allgemeinen Charakterzüge des Landes halten; nun fürchte ich, jedermann wird es für ein Porträt nehmen und jede kleine Schwäche, jede komische Seite, die ich dem Publikum preisgebe, mir als eine chamische Impietät anrechnen. — Eben jetzt, heute bin ich zu dem Entschluß gekommen, es meiner Mutter vorzulesen, und ist sie es zufrieden, so schreibe ich weiter; wo nicht, so gebe ich es auf und schreibe etwas anderes. Gott weiß, wie lange wir sie noch haben; mein Vater sagte immer: nach siebenzig ist jeder Tag geschenkt, und sie ist nahe an siebenzig. — Nachher würde mich jedes Wort, was ich gegen ihren Willen geschrieben habe, wie ein Stein drücken."[1]

Daß die Mutter — wenn wirklich ihr Gutachten jetzt schon eingeholt wurde — nicht gegen die Fortsetzung des Werkes entschied, geht daraus hervor, daß noch mehrere Jahre hindurch von Weiterarbeiten die Rede ist, wenn es auch niemals zu einem Abschluß des Buches kam.

Wie es sich aber auch mit der Entscheidung der Mutter in betreff der Skizzen „Bei uns zu Lande auf dem Lande" verhalten mag, jedenfalls faßte Annette denselben Stoff gleich auch von einer andern Seite an, indem sie im Frühjahr 1841 ein Werk wieder vornahm, das bereits aus früheren Jahren in einer ersten Bearbeitung vorlag und ebenfalls westfälische Sitten behandelte. Es war dies die 1837 gegen Junkmann[2] erwähnte „Kriminalgeschichte, Friedrich Mergel, im Paderbornischen passiert, rein national". Wenn es sich dabei vorläufig auch um eine in sich abgeschlossene Prosadichtung handelte, so sollte dieselbe doch nach Annettens Absicht später als Teil in das größere Werk eingefügt werden.[3] In einem Brief an Schlüter

[1] IV. 304 ff. [2] Schlüter, Briefe 90. [3] Vgl. unten S. 413 Annettens Äußerung gegen Simrock, der die eben erschienene „Judenbuche" gelobt hatte.

v. 24. Aug. 1839 spricht sie von der Erzählung als von etwas dem Freunde Bekanntem und zwar als von einer abgeschlossenen Dichtung, denn sie bedauert, daß sie jetzt erst wieder den Auszug aus den Akten zu Gesicht bekommen habe, und diese Akten in einzelnen Punkten von ihrer Dichtung abwichen, was für den Kenner der Akten zu ihren Ungunsten sprechen würde, „denn einfache Wahrheit ist immer schöner als die beste Erfindung". In einem weiteren Briefe an Henriette von Hohenhausen vom 14. Jan. 1840 heißt es: „Geschrieben habe ich eine Erzählung, in der mir manches gelungen, aber das Ganze doch nicht der Herausgabe würdig scheint. Es ist mein erster Versuch in Prosa, und mit Versuchen soll man nicht auftreten."[1] Underthalb Jahr später kann sie endlich der Schwester (30. Juni 1841) schreiben: „Ich habe jetzt eine Erzählung fertig von dem Burschen im Paderbörnschen, der den Juden erschlug, von der Junkmann aber sagt, die Paderbörner würden mich auch totschlagen, wenn ich sie herausgäbe."[2]

Mit dem Beginn des Sommers hörte übrigens Rüschhaus auf, wie bisher eine Einsiedelei zu sein. Ende Mai kehrte die Mutter aus Meersburg zurück und konnte nun doch für das laufende Jahr auch den Besuch Jennys noch in sichere Aussicht stellen. Am 9. August traf Frau v. Laßberg mit den Zwillingen wirklich ein, aber nicht zu fröhlichem Besuch, sondern zur Krankenpflege. Die Kinder hatten auf der Reise die Steinblattern gefangen, und die Mutter war genötigt, zur Verhütung weiterer Ansteckung sich mit den kleinen Kranken vom ersten bis zum letzten Tage ihres Besuches einzuschließen. Nach gut einem Monat mußte an die Heimreise gedacht werden, und da war es Jenny, die gleichsam als Ersatz für den mißglückten Besuch in der Heimat die Schwester mit sich in den Süden nehmen wollte, zumal eine Luftveränderung für den Gesundheitszustand Annettens nur wünschenswert sein konnte. Diese war von dem Plane der Schwester nicht sehr erbaut. Allein nach ihrem eigenen Wort:

[1] Vgl. Hüffer 247. [2] Ebd.

„Der liebe Gott weiß immer am besten, was gut ist" überließ sie die Entscheidung der Mutter. Sie schreibt darüber am 19. September an Schlüter:

. . . „Obwohl ganz begraben in Kleidern und Papieren und in all dem Tumulte, der einer Abreise vorherzugehen pflegt, kann ich doch unser gutes Ländchen nicht auf mehrere Monate verlassen, ohne meinem liebsten Freunde Lebewohl zugerufen zu haben. Es ist nämlich nach vielem Hin- und Herschwanken, wobei ich mich zuletzt für völlig passiv erklärt und alles dem Willen Gottes und meiner Mutter überlassen habe, endlich festgesetzt, daß ich meine Schwester nach Meersburg begleiten, den Winter über dort bleiben und im Frühling von meinem Bruder wieder abgeholt werden soll, und bereits übermorgen brechen wir auf. Den Ausschlag haben zwei Dinge gegeben, erstlich, daß meine arme Schwester mit dieser Reise, nach der sie sechs Jahre verlangt hat, vom Schicksale arg in den April geschickt worden ist, da ihre Kinder schon auf dem Herwege die Steinblattern bekommen haben und noch zur Stunde kaum hergestellt sind, so daß das arme Blut, das ihrem Herzen mal recht was zu gute thun und alle Verwandten nah und fern zu besuchen gedachte, nun vom ersten bis zum letzten Tage (zwei Tage in Hülshoff, wo sie auch Münster passierte, abgerechnet), hier in Rüschhaus hat sitzen müssen, wie angenagelt, und obendrein ein panischer Schrecken wegen der Ansteckung nebst mancherlei Zufälligkeiten grade die Liebsten und Nächsten, um deretwillen sie gekommen war, verhindert haben, sie hier aufzusuchen; namentlich hat sie von der ganzen mütterlichen Verwandtschaft, die, mit Kindern und Enkeln, über achtzig Köpfe stark ist, nur zwei zu sehen bekommen. Das ist ein trauriges Resultat so lang genährter Hoffnungen! und meine Begleitung soll nun als einziger Ersatz dafür eintreten.

„Dann hat mein bekannter Aquinoktialhusten, an dem ich wieder einige Wochen sehr gelitten, und den meine Schwester noch nicht miterlebt hatte, diese so sehr geängstigt, und sie hat der guten Mama einen so argen Floh darüber ins Ohr gesetzt,

daß eine Luftveränderung als durchaus nötig für mich erklärt worden ist. Kurz, es ist mal so! ich reise mit! und bemühe mich, der Sache die angenehmste Seite abzugewinnen, da mir doch mal die Qual der Wahl nicht geworden ist; auch soll der Aufenthalt in Meersburg um vieles angenehmer sein als der in Eppishausen, schon des einträchtigen, friedlichen Wohnens unter Glaubensgenossen und im Schutz geordneter Gesetze wegen, was man dort so drückend vermißte, und dann ist diesseits des Sees ‚das Land, was meine Sprache spricht‘, was man wahrlich drüben nicht sagen kann, woselbst Menschen aus den gebildetern Ständen, z. B. die Frauen der dortigen Ärzte und Pfarrer sich einbildeten, wir sprächen englisch und man also noch vereinzelter steht, wie hier zu Lande eine französische Familie, die wenigstens überall ihren Glauben und Gottesdienst blühen sieht. Gott bewahre mich vor dem Heimweh — ich habe es das vorige Mal auf eine arge Weise gehabt, indessen werde ich doch keine Viertelstunde allein sein können, ohne daß meine Gedanken in Rüschhaus, Hülshoff, Münster wären; umsomehr, weil ich abreisen muß, ohne irgend wo Abschied nehmen zu können, da die Reise mich schon vor sechs Jahren sehr angriff und, da ich seitdem um vieles immobiler geworden bin, dieses jetzt wohl noch mehr thun wird, weshalb Mama und Jenny darauf bestehen, daß ich mich vorher nicht durch vieles Umherlaufen und Fahren abmatten soll; sie behaupten, es überall für mich gut gemacht zu haben; damit aber ist mir nicht geholfen, und der nicht genommene Abschied thut mir weit weher als ein wirklicher.“ Mit Rührung liest man, wie nun, trotz der Verwirrung der Abreise, die Dichterin noch zwei Seiten schreibt und den Freund bittet, erstens der armen Luise von Bornstedt deutlich zu machen, wie es komme, daß sie von ihr nicht Abschied nehme, damit dieser in ihrer Verlassenheit empfindlichen Freundin jeder Kummer erspart werde, und zweitens den Freund Lutterbeck zu unterrichten, was bezüglich eines Schützlings zu thun sei, falls dieser während der Abwesenheit der Dichterin in Not geraten sollte. Dann fährt der Brief fort: „Gott lohne

euch allen eure Liebe und Treue gegen mich, ihr gutes, liebes Schlütervolk; wenn ich bedenke, daß ich so weit weg muß, ohne euch noch gesehen zu haben, so möchte ich gleich wieder alles aus dem Koffer reißen. So Gott will, auf ein fröhliches Wiedersehen und eine noch liebere Zeit, als wir bisher zusammen verlebt haben! Muß ich Ihnen sagen, wie viel meine Gedanken jetzt bei Ihnen sind, liebster meiner Freunde? ... Wie manchmal werde ich über den See weg nach Norden schauen! Und doch bin ich keine echte Westfälin; denn mir sind es unendlich mehr die Menschen wie das Land, und könnte ich alles Liebe um mich versammeln, dann möchte ich es wohl in Sibirien aushalten. Komm' ich wieder, so bringe ich euch allen etwas mit, wäre es auch nur ein Kriställchen oder eine Versteinerung... Ich wollte, ich säße nur erst an meinem Seeufer und schrieb. Die letzten Tage vor dem Abschiede sind mir eine Körper- und Gemütsqual, und von einer Reise habe ich nie Freude, da ich leider das Fahren nicht vertrage und schon eine Stunde nach der Abfahrt die Sehnsucht nach dem Abendquartiere mein fixer Tagesgedanke wird. Sie schreiben mir doch nach Meersburg, mein liebstes Professorchen? Es würde mich sehr betrüben, wenn Sie es nicht thäten, und Sie haben mir ja damals in die Schweiz geschrieben, wo wir uns nicht halb das waren, was wir uns jetzt sind." Dann giebt sie noch einmal Aufträge wegen Frl. von Bornstedt und schließt wohl zum zehntenmal: „Gott lenke alles zum Besten! Ich muß schließen... Behalten Sie mich lieb, wie bisher, denn ich achte und liebe Sie vom Grunde meiner Seele. Adieu!" [1]

Das waren alles in allem nicht gerade freudige Reiseaussichten. Annette mag damals empfunden haben, was sie einer Freundin beim Abschied: „im Zorne halb und halb in Pein" sagt:

„Das Schicksal würfelt mit uns beiden,
Wir sind wie herrenloses Land.
Von keines Herdes Pflicht gebunden,
Meint jeder nur, wir seien grad'

[1] Schlüter, Briefe 177–185.

Für [illegible] Bedürfnis nur erfunden
Das hilfbereite flücht'ge Rad.
Was hilft es uns, daß frei wir leben,
Auf fernes Menschen Städte sehen?
Wir suchen dennoch uns den Pfad!“

Aber wie die einsame Linde auf der Heide will auch sie stehen und

„. . schützen, [illegible] sich ihr vertraut!
Wie freudig rauscht sie, zu erwidern
Den Glauben, der auf sie gebaut!“[1]

---

[1] Vgl. das Gedicht: Auch ein Beruf. III. 358 f.

XVII. Auf der alten Meersburg.

(1841—1842.)

Nicht lange nach dem Besuch Annettens in Eppishausen (1835—1837) machten sich die Unzuträglichkeiten des dortigen Aufenthaltes auch für den Freiherrn von Laßberg selbst so stark geltend, daß er ernstlich an eine Übersiedelung ins heimatliche Schwabenland dachte. Bald bot sich auch eine günstige Gelegenheit zur Ausführung solchen Planes. Am anderen Ufer des Bodensees zu Meersburg stand auf der sonnenreichen Höhe neben der sog. neuen Residenz aus dem achtzehnten Jahrhundert noch unversehrt ‚die alte Meersburg‘, einst die fürstliche Wohnung der ältern Bischöfe, ein gewaltiges Gebäude auf steiler Felsenkuppe, von der Stadt durch eine künstlich in den Felsen gehauene Schlucht getrennt. Anfangs 1838 konnte Laßberg dem „lieben Freund Uhlandus“ melden, daß ihm die Domänenkammer in Karlsruhe zu dem von ihm gebotenen Preise diese alte bischöfliche Burg zugeschlagen habe. „Wie viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diese Besitzung! König Dagobert von Austrasien baute sie, Karl Martell erneuerte die Burg, die Welfen, die Hohenstaufen besaßen sie. Wahrscheinlich trat sie Konradin seinem Vormunde, dem biedern Bischof Eberhard von Waldburg ab. Bischof Nikolaus aus dem Minnesänger-Geschlecht derer von Kinnzingen hielt 1334 eine vierzehnwöchentliche Belagerung gegen Kaiser Ludwig dem Baier darinne aus und nötigte diesen mit Schimpf abzuziehen.“[1]

[1] Briefwechsel zwischen Josef Freiherrn von Laßberg und L. Uhland. Wien 1870.

Für den gewöhnlichen Besucher war es hauptsächlich die herrliche Lage der Burg, die anzog und entzückte. „Da war — schreibt ein Augenzeuge — das schwäbische Meer, in dessen Flut sich die Türme des alten Kostnitz spiegelten wie das Gelände des blühenden Thurgaus, wie die Alpenkette der ‚sieben Kurfürsten‘ und des Säntis; da unten links stiegen die blauenden Höhen des Vorarlberges und Rätiens auf, zwischen denen durch die Caesa piana lugte, rosig im Abendrot verdämmernd, verlockend an die Zauber Italiens mahnend; da unten rechts glänzte die Mainau und barg sich dem Auge die Reichenau mit der Grabstätte eines deutschen Kaisers; St. Gallen, Hohen-Ems, Lindau, Arbon, das Haus der gewaltigen Montfort, die Burgen der Werdenfels, die zahlreichen Sitze berühmter Minnesänger — das alles lag in dem kulturhistorischen Rayon der alten Meersburg.“ [1]

Vier Wochen nach der Ankunft (26. Oktober 1841) schrieb Annette der Mutter: „Wie es mir geht? Sehr gut. Die Reise hat mich wohl tüchtig abstrapaziert, aber doch nicht ärger wie vor sechs Jahren, — nach acht Tagen war ich wieder wie vorher, und seitdem fühl’ ich ganz merklich, wie wohl mir die Luft bekommt — mein Magenübel hat schon sehr nachgelassen, die Schweratmigkeit auch; ich spaziere täglich eine Stunde am See hinunter, was, mit dem Wege hinauf, eine ordentliche Tour für mich ist, und doch wird es mir nicht viel schwerer, als zu Rüschhaus an manchen Tagen die Treppe zu steigen, und ich hoffe wirklich, daß dieser Aufenthalt mir wieder für eine lange Zeit gut thun soll.“ [2]

Plötzlich heißt es in diesem Brief: „Soeben sagt mir Jenny, daß ich dir schreiben solle, daß Schücking hier ist; — es ist richtig, in ihrem Briefe konnte es noch nicht stehen. Laßberg hat ihm nach Darmstadt, wo er sich gerade bei Freiligrath aufhielt, geschrieben, um einen Katalog von seiner Bibliothek zu machen; Laßberg ist ganz von selbst auf den Einfall gekommen, da er

[1] Schücking, Lebenserinnerungen I. S. 174. [2] VI. 307.

sich schon längst, ganz im stillen, nach einem Menschen umgesehen, der, bei den nötigen Kenntnissen, keine großen Forderungen mache und ihn nicht im Hause geniere; so habe ich nichts von dem Plane gewußt, bis er zur Ausführung kommen sollte, habe mich aber recht gefreut, Schücking zu sehen, der vor etwa zehn Tagen angekommen und den ganzen Tag so fleißig an der Arbeit ist, daß Laßberg ihn lobt; wir sehn ihn selten, außer bei Tische, da er in den freien Stunden (abends bei Licht) an seinen eigenen Schriftstellereien arbeitet oder auch ins Museum geht, die Zeitungen zu lesen."[1]

Die erste Sorge der Dichterin auf der Meersburg sollte ihrer Gesundheit gelten. „Schon das Bedürfnis körperlicher Ruhe ließ sie ihre Zurückgezogenheit als Regel festhalten und zu keinem der berühmten und gelehrten Wallfahrer zu den Schätzen der Meersburg in nähere Beziehungen treten. War kein Besuch für sie da, so arbeitete sie morgens; der Nachmittag wurde fast ganz mit Spazierenlaufen hingebracht." Tschoppe, der Meersburger Physikus, und Annette wurden „große Freunde" und machten sich wertvolle Geschenke an Versteinerungen und Schneckenhäusern; denn er kroch ebenso wie Annette am See und in den Weinbergen umher, so daß die Meersburger an diese neue Art von Vierfüßlern gewohnt waren, was der Dichterin jetzt gut zu statten kam; denn es fiel keinem ein, etwas Besonderes darin zu finden, die Höflichsten blieben sogar stehen und gaben ihr die Stellen an, wo seltene Sorten zu finden waren.[2]

[1] IV. 309 f. Es scheint also ein Gedächtnisfehler Schückings zu sein, wenn er (Lebenserinnerungen I. 168) erzählt, Annette habe ihm schon im Sommer die Bibliothekarstelle auf der Meersburg in Aussicht gestellt, so daß auch er sich — „nachdem sie im August [21. Sept.] aufgebrochen, ebenfalls zur Reise in den Süden rüstete". Lesenswert ist, was Annette, Schückings Aufzeichnungen ergänzend, über dessen Besuch bei Freiligrath erzählt (vgl. IV. S. 310). Annette nahm äußerst lebhaften Anteil an den Schicksalen des Dichters, aber die Mutter erklärte sich entschieden gegen jeden persönlichen oder schriftlichen Verkehr.

[2] IV. 316.

Für den gewöhnlichen Besucher war es hauptsächlich die herrliche Lage der Burg, die anzog und entzückte. „Da war — schreibt ein Augenzeuge — das schwäbische Meer, in dessen Flut sich die Türme des alten Kostnitz spiegelten wie das Gelände des blühenden Thurgaus, wie die Alpenkette der ‚sieben Kurfürsten' und des Säntis; da unten links stiegen die blauenden Höhen des Vorarlberges und Rätiens auf, zwischen denen durch die Caesa piana lugte, rosig im Abendrot verdämmernd, verlockend an die Zauber Italiens mahnend; da unten rechts glänzte die Mainau und barg sich dem Auge die Reichenau mit der Grabstätte eines deutschen Kaisers; St. Gallen, Hohen-Ems, Lindau, Arbon, das Haus der gewaltigen Montfort, die Burgen der Werdenfels, die zahlreichen Sitze berühmter Minnesänger — das alles lag in dem kulturhistorischen Rayon der alten Meersburg." [1]

Vier Wochen nach der Ankunft (26. Oktober 1841) schrieb Annette der Mutter: „Wie es mir geht? Sehr gut. Die Reise hat mich wohl tüchtig abstrapaziert, aber doch nicht ärger wie vor sechs Jahren, — nach acht Tagen war ich wieder wie vorher, und seitdem fühl' ich ganz merklich, wie wohl mir die Luft bekommt — mein Magenübel hat schon sehr nachgelassen, die Schweratmigkeit auch; ich spaziere täglich eine Stunde am See hinunter, was, mit dem Wege hinauf, eine ordentliche Tour für mich ist, und doch wird es mir nicht viel schwerer, als zu Rüschhaus an manchen Tagen die Treppe zu steigen, und ich hoffe wirklich, daß dieser Aufenthalt mir wieder für eine lange Zeit gut thun soll." [2]

Plötzlich heißt es in diesem Brief: „Soeben sagt mir Jenny, daß ich dir schreiben solle, daß Schücking hier ist; — es ist richtig, in ihrem Briefe konnte es noch nicht stehen. Laßberg hat ihm nach Darmstadt, wo er sich gerade bei Freiligrath aufhielt, geschrieben, um einen Katalog von seiner Bibliothek zu machen; Laßberg ist ganz von selbst auf den Einfall gekommen, da er

[1] Schücking, Lebenserinnerungen I. S. 174. [2] VI. 307.

sich schon längst, ganz im stillen, nach einem Menschen umgesehen, der, bei den nötigen Kenntnissen, keine großen Forderungen mache und ihn nicht im Hause geniere; so habe ich nichts von dem Plane gewußt, bis er zur Ausführung kommen sollte, habe mich aber recht gefreut, Schücking zu sehen, der vor etwa zehn Tagen angekommen und den ganzen Tag so fleißig an der Arbeit ist, daß Laßberg ihn lobt; wir sehn ihn selten, außer bei Tische, da er in den freien Stunden (abends bei Licht) an seinen eigenen Schriftstellereien arbeitet oder auch ins Museum geht, die Zeitungen zu lesen."[1]

Die erste Sorge der Dichterin auf der Meersburg sollte ihrer Gesundheit gelten. „Schon das Bedürfnis körperlicher Ruhe ließ sie ihre Zurückgezogenheit als Regel festhalten und zu keinem der berühmten und gelehrten Wallfahrer zu den Schätzen der Meersburg in nähere Beziehungen treten. War kein Besuch für sie da, so arbeitete sie morgens; der Nachmittag wurde fast ganz mit Spazierenlaufen hingebracht." Tschoppe, der Meersburger Physikus, und Annette wurden „große Freunde" und machten sich wertvolle Geschenke an Versteinerungen und Schneckenhäusern; denn er kroch ebenso wie Annette am See und in den Weinbergen umher, so daß die Meersburger an diese neue Art von Vierfüßlern gewohnt waren, was der Dichterin jetzt gut zu statten kam; denn es fiel keinem ein, etwas Besonderes darin zu finden, die Höflichsten blieben sogar stehen und gaben ihr die Stellen an, wo seltene Sorten zu finden waren.[2]

[1] IV. 309 f. Es scheint also ein Gedächtnisfehler Schückings zu sein, wenn er (Lebenserinnerungen I. 168) erzählt, Annette habe ihm schon im Sommer die Bibliothekarstelle auf der Meersburg in Aussicht gestellt, so daß auch er sich — „nachdem sie im August [21. Sept.] aufgebrochen, ebenfalls zur Reise in den Süden rüstete". Lesenswert ist, was Annette, Schückings Aufzeichnungen ergänzend, über dessen Besuch bei Freiligrath erzählt (vgl. IV. S. 310). Annette nahm äußerst lebhaften Anteil an den Schicksalen des Dichters, aber die Mutter erklärte sich entschieden gegen jeden persönlichen oder schriftlichen Verkehr.

[2] IV. 316.

Schücking pflegte die Dichterin auf diesen Spaziergängen zu begleiten. Während des Muscheln-, Schnecken- und Tang-Sammelns und Untersuchens mit dem großen, schildpattgefaßten Augenglase wurde dann „im langsamen Weitergehen geplaudert von Menschen, von Büchern und von denen, welche sie schrieben; aber der liebe Gott hatte uns beide nicht mit den Scheuklappen für alles und jedes, was nicht zum Fache gehört, auf die Welt kommen lassen, mit jenen Scheuklappen für alles, was rechts und links von ihrem Wege liegt, die aus so manchen berühmten Leuten so herzbrechend langweilige Gesellen machen, weil nichts sie interessiert als ihr Ich und ihr Schaffen in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. So wurde denn auch viel geplaudert von Vorgängen in der Heimat, von den Tagesinteressen, von befreundeten und bekannten Gestalten, und Annette wußte oft daran psychologische Zergliederungen zu knüpfen, welche ihren merkwürdigen Scharfblick in die Seelen der Menschen bewiesen. ‚Wenn Ihnen ein Ehegatte viel von seinem Glücke spricht, so können Sie darauf schwören, daß beide leben wie Hund und Katze‘. Oder: ‚Schlimm sind die guten Menschen, die bereitwillig ein Unrecht eingestehen und sich bessern wollen. Nur auf die Reue hartnäckiger Sünder ist Verlaß.‘ — ‚Wenn zwei sich lieben, glaubt immer der eine des andern Liebe noch viel größer als die seine.‘ — ‚Ein Aristokrat ist auch der ärmste Bauer. Etwas, davon ist er überzeugt, versteht er besser wie alle anderen: dem Saatkorn den richtigen Wurf zu geben oder einem spatlahmen Pferd zu helfen — in dem Ding ist er der Oberste.‘ — Das waren so Bemerkungen, die, humoristisch gewendet, sich in ihr Plaudern flochten. Ich kam zuweilen, im Angesicht der riesigen Alpenbühne, auf meine Sehnsucht nach dem sonnigen Jenseits dieser hohen Scheidewand, nach dem Lande Italien, zu reden. Annette aber teilte diese Schwärmerei nicht im mindesten. Sie glaubte, man werde von da grausam enttäuscht zurückkehren. Die Art von Idealität, welche am Großen, Prächtigen, Glanzumflossenen, von aller Welt Gepriesenen sich nährt, war nicht die ihre, und wie sie durch keinen Namen sich

imponieren ließ, so auch nicht durch den Klang des Wortes Italien. Den Rückweg vom Seeufer nahmen wir zumeist über die Höhe, durch einen Weinberg mit einem Winzerhäuschen darin, an dem gerastet wurde, und wo der ‚geschäftige Pygmäe', ein beredtsames Männlein mit einem Zöpfchen, der mit seiner ebenso alten Baucis da hauste, uns Trauben brachte. Annette hat in ihrem Gedicht ‚die Schenke am See' dem Ort ein Erinnerungsblatt gelassen.[1] Zuweilen kam es dann auch zu kleinen Störungen des Friedens, wenn die Meinungsverschiedenheiten zu schroff sich aussprachen, ich erinnere mich eines scharfen Kampfes, der über Herwegh entbrannte; aber wir waren beide weder rechthaberisch noch herrschsüchtig und hatten ja nicht ‚fürs römische Reich zu sorgen.'"[2]

Mit der Gesellschaft im Städtchen unterhielt die Familie Laßberg einigen Verkehr, an dem Annette ebenfalls sich beteiligte. Da waren es vor allem die Klosterfrauen — die Dominikanerinnen aus dem Konstanzer Kloster, welche in Meersburg die Mädchenschule leiteten, — die sich ihres häufigeren Besuches zu erfreuen hatten. Dann kamen „die Kessels". „Die alte Frau von Kessel... hat mir einen angenehm verständigen Eindruck gemacht . . . Weißt du wohl, daß die Fr. von Kessel die Stieftante von allen den Brentanos ist? Bettina, Clemens ꝛc., sie hat es mir gestern erzählt. Des alten Brentanos erste Frau war auch eine geborene Brentano, die zweite die la Roche, und die dritte ihre Schwester. — Sie kannte alle die Kinder sehr gut, hatte aber nichts von ihren Werken gelesen, weil sie sie noch nicht hatte bekommen können. Das sind auch ein Paar von den Schriftstellern, die bei uns so großes Aufsehen machen und hier in Oberdeutschland so gut wie gar nicht gekannt sind."

Mit den gelehrten Besuchern der Meersburg kam Annette meist nicht in nähere Berührung; ganz jedoch konnte und wollte

---

[1] „Figels Häuschen." Wie später an dem kleinen Apotheker, hatte Annette auch an dem buckelichten Figel mit dem Zopf ihren unschuldigen Spaß und neckte besonders ihre kleinen Nichtchen mit der Drohung, sie werde Herrn Figel heiraten. Vgl. IV. 313.

[2] Lebenserinnerungen I. 180 f.

sie sich den berühmtesten derselben nicht entziehen. Auf einem Blättchen im Nachlaß lesen wir von ihrer Hand: „Berühmte Männer kennen gelernt: Wessenberg — Uhland — Reuchlin — Schott — Lenders — Frommann — Maurer-Constant — Simrock — Tony Lützow — Friedländer — Pfeiffer — Hütli — Bothe — Bernhard Meier — Leersch (ohngefähr so) — Steele.“[1]

Wessenberg lebte drunten in Konstanz, hatte aber längst seine Träume einer Nationalkirche schwinden sehen. Dichterische Arbeiten und Werke der Nächstenliebe nahmen außer wissenschaftlichen Studien seine ganze Zeit in Anspruch. Eben (1840) hatte er sein Hauptwerk: „Die großen Kirchenversammlungen im 15. und 16. Jahrhundert“ erscheinen lassen. Über ihn schreibt am 4. Mai 1842 Annette an Schücking: „Ich habe dir schon gesagt, daß Wessenberg hier war. Seine Persönlichkeit ist jetzt weder angenehm noch bedeutend; indessen habe ich ihn zu spät kennen gelernt, da er offenbar sehr stumpf ist. Man sagt, er behandle Frauen gewöhnlich mit großer Geringschätzung und fast wie unmündige Kinder; mit mir hat er aber eine ehrenvolle Ausnahme gemacht, und nachdem er mir schon durch Baumbach viel Verbindliches über meine Gedichte und den

[1] Dieses fliegende Blättchen ist überhaupt für Annettens Wesen bezeichnend. Außer der Rubrik: „Berühmte Leute“ enthält es „Todesfälle vom Anfang Oktober 1841 bis Ende August 42“, z. B. Clemens Brentano Brustwasser, Gräfin Anholt Schlag u. s. w., im ganzen 28 Todesfälle nebst Ursachen. Wo eine solche nicht bekannt war, heißt es nescio. Von einer ehemaligen Freundin heißt es: „die N. aus dem Fenster.“ — Auf die „Todesfälle“ folgen: „Krankheiten und Unglücksfälle“ während derselben Zeit. Was alles unter dieser Rubrik figuriert, ist kaum zu denken. „N. N. elende Heurath — N. N. sich mit der Frau prügeln — Brand von Hamburg — Zahllose andere Brände — Unter meinem Fenster gestohlen — R.s Lage kennen gelernt — N. N. am Trunk ꝛc.“ Eine vierte Abteilung trägt den Titel: ‚Curiosa‘, darunter heißt es: „Junge Dichterin L. Horn an Schücking geschrieben (aus Mülheim an der Ruhr, heißt Luise Michels.) — Die Rüdiger als Schriftstellerin aufgetreten, Recensionen, Silhouetten, Erzählung — Louise Delius Recension geschrieben — König in Münster, prächtige Feste. N. N. und der andere Herr sich um N. N. bewerben“ ꝛc.

Wunsch, meine Bekanntschaft zu machen, hatte zukommen lassen, trat er mir jetzt, ziemlich taktlos und geziert, mit den Worten entgegen: ‚Sie sind also die Dichterin! Wahrlich, Sie haben eine herrliche Ader, von seltner Kraft! etc.‘ und du glaubst nicht, mit welcher koketten, kleinlichen Ostentation er mich den übrigen Tag, halb protegierend, halb huldigend, zu unterhalten suchte, was ihm offenbar bitter schwer wurde; denn er muß jeden fremden Gedanken einige Minuten verarbeiten, ehe er ihn kapiert, und kommt dann hintennach mit seinem schallenden Beifalle, wenn längst von anderem die Rede ist. Zudem scheint er mir unbegrenzt eitel; jede Miene, jede Kopfbewegung hat etwas Gnädiges; sein Gespräch ist durchspickt mit Hindeutungen auf seine litterarische und kirchliche Stellung, erlebte Verfolgungen etc., und er bringt, passend oder unpassend, überall ‚seinen intimen Freund, den Erzbischof Spiegel‘ an . . . Kurz, ich meine, diese große Eitelkeit und die allzeit damit verbundene Kleinlichkeit und Schwäche müssen Wessenbergs Bedeutendheit doch immer sehr geschadet haben, und ich kann mich, seit ich ihn gesehen, nicht enthalten, weit mehr diese für das Motiv seiner auffallenden Schritte zu halten als irgend etwas anderes. Er hat mich, bei meiner nächsten Fahrt nach Konstanz, aufs höflichste zu Tische geladen; ich werde aber wohl keinen Gebrauch davon machen. Und doch — soll ich es gestehen? — doch habe ich mich bemüht, liebenswürdig und geistreich vor ihm zu erscheinen, des Rufes wegen, den er nun einmal hat. So sind wir Menschen; wir lassen uns auch eine papierne Krone gefallen, wenn wir wissen, daß andere sie für Gold halten.“[1]

Uhland wird von der Dichterin zweimal erwähnt: „Auch Uhland war hier; Gott, was ist das für ein gutes, schüchternes Männchen! Ich sagte ihm, daß wir in Tübingen ihm gegenüber logiert, und man uns sein Haus gezeigt habe; er lachte und sagte, ‚dort dem Lamm gegenüber wohne ein Kaufmann Uhland, der dem Wirte ohne Zweifel viel wichtiger geschienen

[1] Schücking, Briefe 55 f.

habe‘.“[1] — „Uhland kennt Schücking nun schon und Maurer-Constant, einen berühmten und reichen Mann aus Schaffhausen, der vor einigen Monaten mit Frau und Tochter hier war; dann war neulich Reuchlin aus Lindau hier, ein ebenfalls berühmter, sehr lebhafter und interessanter Mann, zwar nur protestantischer Pfarrer in Lindau, aber bekannt und angesehen im markgräflichen Hause zu Salmansweiler; er war nur auf einen Nachmittag da, will aber öfters wiederkommen.“[2] Aber noch im selben Jahre wurde Reuchlin nach Pfrandorf, in die Nähe von Tübingen, versetzt. Nach Schückings Meinung war „Reuchlin der erste Mann, dem Schücking begegnete, der die Bedeutung der Dichtergabe Annettens, welche ihrer Umgebung noch völlig verschlossen war, ahnte.“[3] Der ursprüngliche, gute Eindruck, den Reuchlin seines liebenswürdigen, bescheidenen Wesens wegen auf die Dichterin gemacht hatte, wurde später stark beeinträchtigt, als er ihr gegenüber, wie sie sich ausdrückte, „die Taktlosigkeit beging, ihr eine Schrift zu überschicken, in der er sich abfällige Bemerkungen über die katholische Geistlichkeit in Italien erlaubte“.

Über einen anderen gelehrten Besucher schreibt sie: „Heute mittag war ein gelehrter Herr aus Coburg hier, ein Herr Frommann, der aussieht wie ein wunderliches altes Porträt, mit über den Teller geschnittenen Haaren und daumdicken Augenbraunen, sonst, wie mich dünkt, eine gutmütige, harmlose gelehrte Seele; wir haben uns mit den Nibelungen zu Tische gesetzt und sind damit aufgestanden.“

Annette war mit den besten Vorsätzen nach der Meersburg gezogen, dort recht fleißig zu arbeiten: „ihr angefangenes Buch über Westfalen zu vollenden und die ‚Geistlichen Lieder‘ zu feilen und abzuschreiben“. Das „Nötige dazu steckte schon tief unten im Koffer, und an Zeit und Ruhe“, meinte sie, „werde es ihr nicht fehlen, da Jenny ihr auf ihre Bitte ein ganz abgelegenes Zimmer in ihrem alten, weiten Schlosse, wo sich doch

[1] IV. 309. [2] Ebd. 317. [3] Lebenserinnerungen I. 189.

die wenigen Bewohner drin verlieren wie einzelne Fliegen, einräumen wollte, ein Raum so abgelegen, daß, wie Jenny einmal hat Fremde drin logieren und abends die Gäste hingeleiten wollen, sie alles in der wüstesten Unordnung und die Mägde weinend in der Küche getroffen hat, die vor Grauen daraus desertiert waren. Ist das" — so fragt Annette den Freund in Münster — „nicht ein poetischer Aufenthalt? Wenn ich dort keine Gespenster- und Vorgeschichten schreiben kann, so gelingt es mir nie. Ich glaube übrigens, auf dieses Werk werden Sie, mein Freund, sehr influieren, d. h. das Andenken an Sie, denn ich freue mich schon jetzt darauf, es Ihnen vorzulesen, und dieses wird mir unter dem Schreiben beständig in Gedanken liegen. Sagen Sie nicht (wie Sie zu thun pflegen), daß ich mich Ihren Ansichten immer heterogen stelle. Das Disputieren und Aufbrodeln ist so eine schlechte, stöckische Manier an mir, und ich habe nachher, ganz im stillen, oft manches nach Ihrer Angabe verändert. Auch bin ich oft nur so verkehrt, wenn ich grade mit Hinsicht auf Ihr Urteil es meine so recht nach Ihrem Geschmacke getroffen zu haben, und es läuft mir dann so elendig kahl ab, daß Sie meinen hoffnungsvollen Sprößling ohne weiteres für einen Schablünter erklären. Von meinem Westfalen (‚Bei uns zu Lande auf dem Lande' ist sein eigentlicher Titel) hoffe ich aber ein Erfreulicheres; ist doch unser liebes Ländchen und unser beiderseitiges Hängen an ihm schon ein gar starker Einigungspunkt. An dem bisher Fertigen glaube ich schon manches zu sehen, was guten Fortgang verheißt, und nur einen hervorstechenden Fehler, zu große Breite an manchen Stellen; aber dagegen weiß ich Rat, habe ich doch den dritten Gesang meines ‚St. Bernhard' gestrichen, und von dem ersten fast die Hälfte. Das Streichen und Feilen muß aber erst nach Vollendung des Ganzen geschehen, während der Arbeit macht es mutlos und unterbricht auch die poetische Stimmung zu sehr. Ich werde überhaupt immer zu breit, da mich die momentane Aufgabe jedesmal ganz hinnimmt und mir somit die Gabe fehlt, Nebendinge sogleich als solche zu erkennen und zu behandeln.

habe'."[1] — „Uhland kennt Schücking nun schon und Maurer-Constant, einen berühmten und reichen Mann aus Schaffhausen, der vor einigen Monaten mit Frau und Tochter hier war; dann war neulich Reuchlin aus Lindau hier, ein ebenfalls berühmter, sehr lebhafter und interessanter Mann, zwar nur protestantischer Pfarrer in Lindau, aber bekannt und angesehen im markgräflichen Hause zu Salmansweiler; er war nur auf einen Nachmittag da, will aber öfters wiederkommen."[2] Aber noch im selben Jahre wurde Reuchlin nach Pfrandorf, in die Nähe von Tübingen, versetzt. Nach Schückings Meinung war „Reuchlin der erste Mann, dem Schücking begegnete, der die Bedeutung der Dichtergabe Annettens, welche ihrer Umgebung noch völlig verschlossen war, ahnte."[3] Der ursprüngliche, gute Eindruck, den Reuchlin seines liebenswürdigen, bescheidenen Wesens wegen auf die Dichterin gemacht hatte, wurde später stark beeinträchtigt, als er ihr gegenüber, wie sie sich ausdrückte, „die Taktlosigkeit beging, ihr eine Schrift zu überschicken, in der er sich abfällige Bemerkungen über die katholische Geistlichkeit in Italien erlaubte".

Über einen anderen gelehrten Besucher schreibt sie: „Heute mittag war ein gelehrter Herr aus Coburg hier, ein Herr Frommann, der aussieht wie ein wunderliches altes Porträt, mit über den Teller geschnittenen Haaren und daumdicken Augenbraunen, sonst, wie mich dünkt, eine gutmütige, harmlose gelehrte Seele; wir haben uns mit den Nibelungen zu Tische gesetzt und sind damit aufgestanden."

Annette war mit den besten Vorsätzen nach der Meersburg gezogen, dort recht fleißig zu arbeiten: „ihr angefangenes Buch über Westfalen zu vollenden und die ‚Geistlichen Lieder' zu feilen und abzuschreiben". Das „Nötige dazu steckte schon tief unten im Koffer, und an Zeit und Ruhe", meinte sie, „werde es ihr nicht fehlen, da Jenny ihr auf ihre Bitte ein ganz abgelegenes Zimmer in ihrem alten, weiten Schlosse, wo sich doch

[1] IV. 309. [2] Ebd. 317. [3] Lebenserinnerungen I. 189.

die wenigen Bewohner drin verlieren wie einzelne Fliegen, einräumen wollte, ein Raum so abgelegen, daß, wie Jenny einmal hat Fremde drin logieren und abends die Gäste hingeleiten wollen, sie alles in der wüstesten Unordnung und die Mägde weinend in der Küche getroffen hat, die vor Grauen daraus desertiert waren. Ist das" — so fragt Annette den Freund in Münster — „nicht ein poetischer Aufenthalt? Wenn ich dort keine Gespenster- und Vorgeschichten schreiben kann, so gelingt es mir nie. Ich glaube übrigens, auf dieses Werk werden Sie, mein Freund, sehr influieren, d. h. das Andenken an Sie, denn ich freue mich schon jetzt darauf, es Ihnen vorzulesen, und dieses wird mir unter dem Schreiben beständig in Gedanken liegen. Sagen Sie nicht (wie Sie zu thun pflegen), daß ich mich Ihren Ansichten immer heterogen stelle. Das Disputieren und Aufbrodeln ist so eine schlechte, stöckische Manier an mir, und ich habe nachher, ganz im stillen, oft manches nach Ihrer Angabe verändert. Auch bin ich oft nur so verkehrt, wenn ich grade mit Hinsicht auf Ihr Urteil es meine so recht nach Ihrem Geschmacke getroffen zu haben, und es läuft mir dann so elendig kahl ab, daß Sie meinen hoffnungsvollen Sprößling ohne weiteres für einen Schablünter erklären. Von meinem Westfalen (‚Bei uns zu Lande auf dem Lande' ist sein eigentlicher Titel) hoffe ich aber ein Erfreulicheres; ist doch unser liebes Ländchen und unser beiderseitiges Hängen an ihm schon ein gar starker Einigungspunkt. An dem bisher Fertigen glaube ich schon manches zu sehen, was guten Fortgang verheißt, und nur einen hervorstechenden Fehler, zu große Breite an manchen Stellen; aber dagegen weiß ich Rat, habe ich doch den dritten Gesang meines ‚St. Bernhard' gestrichen, und von dem ersten fast die Hälfte. Das Streichen und Feilen muß aber erst nach Vollendung des Ganzen geschehen, während der Arbeit macht es mutlos und unterbricht auch die poetische Stimmung zu sehr. Ich werde überhaupt immer zu breit, da mich die momentane Aufgabe jedesmal ganz hinnimmt und mir somit die Gabe fehlt, Nebendinge sogleich als solche zu erkennen und zu behandeln.

Als Gegengewicht ist mir jedoch die Gabe des allerentschlossensten Streichens geworden, und ohne dieses würden meinem Pegasus längst Eselsohren gewachsen sein. Ich wollte, ich säße nur erst an meinem Seeufer und schrieb!"[1]

Der Mutter meldet sie ebenfalls am 29. Oktober, diese „solle an August (Haxthausen) sagen, daß sie fleißig sei und von dort ganz sicher etwas Fertiges mitbringen werde; in ihrem Koffer, der noch immer nicht da sei, liege, was von dem ‚Westfalen' fertig sei nebst dem Material, den ‚Geistlichen Liedern'; auch das Lustspiel habe sie zur Feilung mitgenommen. Wenn sie aber hinzufüge, daß Therese (das Kammermädchen) so gut wie gar keine Zeit habe, sie also ihre Strümpfe selber stopfe, ferner ein Paar Pantoffeln für Laßberg zu Weihnachten sticke und der Therese Geisdorf versprochen habe, etwas auszuschneiden, so müsse die Mutter sehen, daß sie einen guten Berg Arbeit vor sich habe — das Buch und die Pantoffeln müssen aber vorgehen. Da Schücking so wenig Zeit habe, werde sie Jenny abends vorlesen, was fertig sei, — sie (Jenny) sage, das störe Laßberg gar nicht in seinem Brettspiel — und ohne jemandes Teilnahme arbeite man nicht mit Lust."[2]

Nach diesen energischen Zeilen zu Gunsten des „Buches" liest man mit einem gewissen Staunen, was sie am 26. Januar 1842 wieder an die Mutter schreibt: „... Ich habe schon einen ganzen Wust geschrieben, August würde sich aber ärgern, wenn er hörte, daß es meist Gedichte sind, von denen ich gegen Ostern wohl einen neuen dicken Band fertig haben werde, während das Westfalen nur langsam voranrückt ... Jeden Abend um acht, wenn wir schon alle im Speisezimmer sind, Laßberg aber noch seine Partie erst ausspielt, lese ich Jenny und Schücking vor, was ich den Tag geschrieben; sie sind beide sehr zufrieden damit, aber leider von so verschiedenem Geschmacke, daß der eine sich immer über das am meisten freut, was dem andern am wenigsten gelungen scheint, so daß sie mich ganz konfus

[1] Schlüter, Briefe 183 f. [2] IV. 313 f.

machen könnten und ich am Ende doch meinen eigenen Geschmack als letzte Instanz entscheiden lassen muß."[1]

Daß Annette sich plötzlich von der Prosa, die ihr Onkel August so sehnlich verlangte, zu der Massenproduktion von Gedichten gewendet hatte, das war nach Schückings Darstellung folgendermaßen gekommen.

Bei den täglichen Spaziergängen war nicht selten die Frage aufgeworfen worden, in welcher Form der Poesie das eigenste Talent der Dichterin wohl am vollkommensten zum Ausdruck gelangen könne, ob in prosaischer Darstellung oder in der Lyrik oder im Epos. Schücking pflegte dann der Lyrik den Vorzug zu geben, aber zugleich zu bemerken, man müsse die Stimmung, aus welcher lyrische Gedichte hervorgehen, wie ein gutes Weinjahr mit Geduld und Demut erwarten, während Annette in dem Gefühl ihres noch ganz unerschöpften inneren Reichtums nicht übel geneigt schien, nach einem anderen Goetheschen Ausdruck die Poesie zu kommandieren, sobald sie sich einmal als Poetin gegeben. Eines Morgens nun, als sie auf der Bibliothek den Arbeiten ihres Freundes zusah, versicherte sie nach einem solchen Gespräch mit großer Zuversicht, einen Band lyrischer Gedichte werde sie mit Gottes Hilfe, wenn sie gesund bleibe, in den nächsten Wochen leicht schreiben können. Als Schücking widersprach, bot sie ihm eine Wette an und stieg dann gleich in ihren Turm hinauf, um sofort ans Werk zu gehen. Triumphierend las sie am Nachmittag bereits das erste Gedicht ihrer Schwester und Schücking vor, am folgenden Tage entstanden gar zwei, des Freundes Doktrin erhielt von nun an fast Tag für Tag ihre wohl ausgemessene und verdiente Züchtigung. So entstand in weniger Monate Verlauf, in jenem Winter von 1841—1842, die sicherlich weitaus größere Zahl der lyrischen Poesieen, welche den Band ihrer Gedichte füllen.[2]

[1] Ebd. 315 und 317.
[2] Vgl. Ges. Schriften, Einleitung I. 39.

Als Gegengewicht ist mir jedoch die Gabe des allerentschlossensten Streichens geworden, und ohne dieses würden meinem Pegasus längst Eselsohren gewachsen sein. Ich wollte, ich säße nur erst an meinem Seeufer und schrieb!"[1]

Der Mutter meldet sie ebenfalls am 29. Oktober, diese „solle an August (Haxthausen) sagen, daß sie fleißig sei und von dort ganz sicher etwas Fertiges mitbringen werde; in ihrem Koffer, der noch immer nicht da sei, liege, was von dem ‚Westfalen' fertig sei nebst dem Material, den ‚Geistlichen Liedern'; auch das Lustspiel habe sie zur Feilung mitgenommen. Wenn sie aber hinzufüge, daß Therese (das Kammermädchen) so gut wie gar keine Zeit habe, sie also ihre Strümpfe selber stopfe, ferner ein Paar Pantoffeln für Laßberg zu Weihnachten sticke und der Therese Geisdorf versprochen habe, etwas auszuschneiden, so müsse die Mutter sehen, daß sie einen guten Berg Arbeit vor sich habe — das Buch und die Pantoffeln müssen aber vorgehen. Da Schücking so wenig Zeit habe, werde sie Jenny abends vorlesen, was fertig sei, — sie (Jenny) sage, das störe Laßberg gar nicht in seinem Brettspiel — und ohne jemandes Teilnahme arbeite man nicht mit Lust."[2]

Nach diesen energischen Zeilen zu Gunsten des „Buches" liest man mit einem gewissen Staunen, was sie am 26. Januar 1842 wieder an die Mutter schreibt: „... Ich habe schon einen ganzen Wust geschrieben, August würde sich aber ärgern, wenn er hörte, daß es meist Gedichte sind, von denen ich gegen Ostern wohl einen neuen dicken Band fertig haben werde, während das Westfalen nur langsam voranrückt ... Jeden Abend um acht, wenn wir schon alle im Speisezimmer sind, Laßberg aber noch seine Partie erst ausspielt, lese ich Jenny und Schücking vor, was ich den Tag geschrieben; sie sind beide sehr zufrieden damit, aber leider von so verschiedenem Geschmacke, daß der eine sich immer über das am meisten freut, was dem andern am wenigsten gelungen scheint, so daß sie mich ganz konfus

[1] Schlüter, Briefe 183 f. [2] IV, 313 f.

machen könnten und ich am Ende doch meinen eigenen Geschmack als letzte Instanz entscheiden lassen muß.“ [1]

Daß Annette sich plötzlich von der Prosa, die ihr Onkel August so sehnlich verlangte, zu der Massenproduktion von Gedichten gewendet hatte, das war nach Schückings Darstellung folgendermaßen gekommen.

Bei den täglichen Spaziergängen war nicht selten die Frage aufgeworfen worden, in welcher Form der Poesie das eigenste Talent der Dichterin wohl am vollkommensten zum Ausdruck gelangen könne, ob in prosaischer Darstellung oder in der Lyrik oder im Epos. Schücking pflegte dann der Lyrik den Vorzug zu geben, aber zugleich zu bemerken, man müsse die Stimmung, aus welcher lyrische Gedichte hervorgehen, wie ein gutes Weinjahr mit Geduld und Demut erwarten, während Annette in dem Gefühl ihres noch ganz unerschöpften inneren Reichtums nicht übel geneigt schien, nach einem anderen Goetheschen Ausdruck die Poesie zu kommandieren, sobald sie sich einmal als Poetin gegeben. Eines Morgens nun, als sie auf der Bibliothek den Arbeiten ihres Freundes zusah, versicherte sie nach einem solchen Gespräch mit großer Zuversicht, einen Band lyrischer Gedichte werde sie mit Gottes Hilfe, wenn sie gesund bleibe, in den nächsten Wochen leicht schreiben können. Als Schücking widersprach, bot sie ihm eine Wette an und stieg dann gleich in ihren Turm hinauf, um sofort ans Werk zu gehen. Triumphierend las sie am Nachmittag bereits das erste Gedicht ihrer Schwester und Schücking vor, am folgenden Tage entstanden gar zwei, des Freundes Doktrin erhielt von nun an fast Tag für Tag ihre wohl ausgemessene und verdiente Züchtigung. So entstand in weniger Monate Verlauf, in jenem Winter von 1841—1842, die sicherlich weitaus größere Zahl der lyrischen Poesieen, welche den Band ihrer Gedichte füllen. [2]

[1] Ebd. 315 und 317.
[2] Vgl. Ges. Schriften, Einleitung I. 39.

Bis Ostern war nun freilich der Band noch nicht druckreif, allein „bei der Verbindung Annettens mit Schücking war nicht mehr zu befürchten, daß ihre Gedichte jahrelang im Schreibtische liegen blieben. Er stand seit längerer Zeit zu der Cottaschen Buchhandlung in Beziehung; das einflußreichste Organ der schönen Litteratur in Deutschland, das ‚Morgenblatt‘, war ihm und seiner Freundin geöffnet. Schon im Frühling 1841 bringt es die Novelle ‚Der Familienschild‘, an welcher Annette so bedeutenden Anteil hatte; unter den Mitarbeitern des Jahres 1842 werden wenige so häufig genannt wie das Freundespaar auf der Meersburg. Unmöglich konnte man in jener so empfänglichen Zeit Annettens Gedichte in einem solchen Blatte übersehen. Gleich über das zuerst veröffentlichte ‚Der Knabe im Moor‘ schreibt Freiligrath am 23. März 1842 an Schücking: ‚Deine und der Droste jüngste Beiträge zum Morgenblatt habe ich mit herzinniger Freude gelesen. ‚Der Knabe im Moor‘ von der Droste (oder ist die Überschrift anders? ich meine das mit der Spinnkatrin) ist ganz vortrefflich. Es ist bösartig von deiner Freundin, einen so ans Gruseln zu bringen; die Haare haben mir zu Berg gestanden.‘“[1]

Um sich ein Bild von den Gemütsstimmungen Annettens und dem Reichtum ihres inneren Lebens in einer beschränkten Spanne Zeit zu machen, muß man nur die Gedichte lesen, die ganz sicher in jenen Meersburger Wintermonaten entstanden und auf ihr damaliges Wesen Bezug haben. Bald sitzt sie mit dem Freunde in der „Schenke am See“ und fragt:

„Ist's nicht ein heitrer Ort, mein junger Freund,
Das kleine Haus, das schier vom Hange gleitet,
Wo so possierlich uns der Wirt erscheint,
So übermächtig sich die Landschaft breitet;
Wo uns ergötzt im neckischen Kontrast
Das Wurzelmännchen mit verschmitzter Miene,
Das wie ein Aal sich schlingt und kugelt fast,
Im Angesicht der stolzen Alpenbühne?“

[1] Allg. Zeitung a. a. O. 1267.

Es kommen ihr traurige Gedanken, die „dem jungen Blut noch Hieroglyphen sind".

„O sieh, wie die verletzte Beere weint
Blutige Thränen um des Reifes Nähe . . .
Schon fühl' ich an des Herbstes reichem Tisch
Den kargen Winter nahn auf leisen Socken . . ."

Ein anderes Mal steht die Dichterin auf hohem Balkone am Turm,

„Umstrichen vom schreienden Staare
Und lasse gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare;
O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
Auf Tod und Leben dann ringen!"

Sie möchte ein Schiffer, ein Jäger, ein Stück nur von einem Soldaten sein;

„Wär' ich ein Mann doch wenigstens nur,
So würde der Himmel mir raten;
Nun muß ich sitzen so fein, so klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde!"

Wieder ein anderes Mal begegnen wir ihr „Tiefab im Tobel" bei dem „öden Haus", wie sie träumt von den Schrecken, daß es „sie wie Schauer überläuft"; oder „im Moose", wie sie dalag

„. . . und dachte, ach! so manchem nach,
Ich hörte meines eignen Herzens Schlag,
Fast war es mir, als sei ich selbst entschlafen . . ."

u. s. w. u. s. w.[1] Auf die ernste religiöse Lebens- und Weltauffassung wirft wohl das trefflichste Schlaglicht jene kräftige Antwort, die sie auf den Doppelaufruf an Deutschland im Anfang 1842 gab, da es sich um das abgebrannte Hamburg und den auszubauenden Kölner Dom handelte. „Wo", so fragt sie inmitten all des Wortschwalls und Phrasengetöses von Philanthropie und Deutschtum,

[1] Vgl. III. 105—120.

„Wo [ist] deine Legion, o Herr,
Die knieend am Altare baut?
Wo, wo dein Samariter, der
In Wunden seine Thränen taut?
Ach, was ich fragte und gelauscht,
Der deutsche Strom hat mir gerauscht,
Die deutsche Stadt, der deutsche Dom
Ein Monument — ein Handelsstift,
Und drüber sah wie ein Phantom
Verlöschen ich Jehovahs Schrift!“[1]

Und wie ernst-traurig klingt erst das hehre Klagelied über die drei „Verbannten“, das wir ebenfalls in jene Zeit verlegen!

Über ihre litterarische Richtung oder vielmehr über die eigentümlichen Gedanken, die sie sich dieserhalb machte, giebt das Gedicht: „Der zu früh geborene Dichter“ überraschenden Aufschluß, indem es uns zeigt, wie tief sie eigentlich mit der orientalischen Glut- und Phantasiewelt Freiligraths sympathisierte. Den kritischen Bestrebungen Schückings setzte sie endlich das humoristische Gedicht vom „munteren Rößlein“ entgegen, das ein „edler Jüngling“ nach vielen Verschönerungsversuchen glücklich zum „Eselein“ gemacht.

Es ist selbstverständlich, daß Annette bei allem Reichtum der Phantasie und des Gemütes eine solche Anzahl der verschiedensten, in ihrer Art alle höchst wertvollen Gedichte nicht hätte schreiben können, wenn sie nicht seit all den Jahren den Stoff zu den meisten derselben bewußt oder unbewußt mit sich herumgetragen hätte, wenn ihr nicht „im Busen die Gefangnen all mit ihren Ketten geklirrt hätten“.[2] Sie brachte eben meistens nur zu Papier, was sie innerlich in stillen Stunden des Träumens und Sinnens schon verarbeitet, vergeistigt hatte. Wie sie nun einmal sich in die Arbeit hineingelebt hatte, mußte sich jedes interessante Ereignis zu einem Gedichte verklären. So schreibt sie anfangs 1842 der Mutter: „Nun muß ich dir noch sagen, daß wir hier ein brillantes Liebhaber-Theater haben und schon

[1] Vgl. das ganze Gedicht III. 8.
[2] Vgl. III. 177.

zweimal gespielt worden ist, zuerst um Neujahr der ‚Wildfang‘, dann am vorigen Montage ‚Das Alpenröschen‘".[1] Bald finden wir dann das Gedicht: ‚Das Liebhabertheater‘,[2] das sich ganz offenbar an jene Gesellschaftsspiele scherzend anlehnt. So merkt man denn auch die Raschheit der Arbeit höchstens an einigen Dunkelheiten des Ausdrucks oder auch des Gedankens — wenn nicht eben diese Dunkelheiten wieder ein Zeichen sind, wie heimisch die Dichterin selbst sich in den Stoffen fühlte.

„Vier ganze und ein halber Foliobogen, augenscheinlich aus der Bibliothek des Freiherrn v. Laßberg stammend, zudem zwei Quartblätter, sind ganz in Annettens kleiner Schrift mit nicht weniger als 35 teils lyrischen, teils umfangreichen erzählenden Gedichten gefüllt. Alle geben sich durch Korrekturen und Veränderungen als Entwürfe kund, in einigen findet man jedoch nicht soviel verbessert als gewöhnlich — ein Anzeichen, daß sie zum Teil aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben wurden. Ich kenne kaum andere Blätter, welche so deutlich wie diese eine ganze Situation vergegenwärtigen. Man glaubt es vor sich zu sehen, wie Annette, wenn sie in ihrem Turme ein Gedicht vollendet hatte, in die Bibliothek hinabstieg, um es Schücking vorzulesen, und dann mit einer von der ihrigen leicht zu unterscheidenden Tinte Verbesserungen anzubringen, nicht selten der glücklichsten Art, und man darf den Rat des Freundes dabei keineswegs gering anschlagen."[3]

Wir können diese Ansicht des gelehrten und feinsinnigen Drosteforschers auf sich beruhen lassen,[4] jedenfalls gebührt Schücking das Verdienst, dem Fräulein, das zur Bethätigung

[1] IV. 318. [2] III. 22. [3] Vgl. Häffer, Allg. Zeit. a. a. O. 1267.

[4] Die Folioblätter, von denen H. Häffer redet, sind jedenfalls schon eine zweite Abschrift, da Annette gewöhnlich auf fliegende Blättchen oder Briefrücken 2c. zu concipieren pflegte und Schücking auch ausdrücklich berichtet, die Meersburger Gedichte seien „auf kleinen Blättchen hieroglyphisch niedergekritzelt" gewesen. Die Verschiedenheit der Tinten rührt wohl daher, weil Annette die Abschrift später mit nach Rüschhaus nahm und dort emsig durcharbeitete. Bei der Korrektur scheint nach Annettens ausdrücklichem Zeugnis Schücking kaum mehr Einfluß gehabt zu haben als die Schwester Jenny.

ihrer Kraft meist eines äußeren Antriebes bedurfte, im rechten Augenblick diesen Antrieb gegeben und nach Kräften unterhalten zu haben.

So gingen Annetten und Schücking zwischen Arbeit und Erholung, Freundschaftsscharmützeln und gesellschaftlichem Verkehr der Winter und Frühling 1841 42 vorüber. Es waren wohl die angeregtesten und ergiebigsten Monate für die Dichterin; für beide wohl zählten sie zu den schönsten ihres Lebens. „Lieber Levin, unser Zusammenleben in Rüschhaus war die poetischeste und das in Meersburg gewiß die heimischeste und herzlichste Zeit unseres beiderseitigen Lebens, und die Welt kommt mir seitdem gewaltig nüchtern vor.“ [1]

Dann aber „um Ostern 1842“, schreibt Schücking, „gab es einen sehr traurigen Abschied von der Meersburg und ihren Bewohnern. Der angehende Bibliothekar sollte Erzieher der beiden Knaben des Fürsten Wrede in Bayern werden und zog deshalb auf das Schloß Ellingen in Franken.“ Beim Abschied scheint es noch zu einer „mütterlichen“ Aussprache von seiten der Dichterin gekommen zu sein. Sie schreibt kurz darauf: „Wir haben doch ein Götterleben hier [in Meersburg] geführt, trotz deiner periodischen Brummigkeit! Ob ich dir bös bin? Ach, du gut Kind, was habe ich schon für bittere Thränen darüber geweint, daß ich dir noch zuletzt so harte Dinge gesagt hatte! Und doch war viel Wahres darin.“ [2]

Schücking nahm von Meersburg die Handschrift einer noch namenlosen Erzählung und mehrere Gedichte Annettens als Stichproben für Cotta in Stuttgart mit. Die Erzählung ließ er Hauff für das „Morgenblatt“, „mit dem Cotta aber ist nichts anzufangen, wenn man ihm nicht das ganze Manuskript geben kann“. [3]

Annette schreibt am 4. Mai 1842: . . . „In den ersten acht Tagen [nach Levins Abreise] war ich todbetrübt und hätte keine Zeile schreiben können, wenn es um den Hals gegangen

[1] Schücking, Briefe 120. [2] Ebd. 54. [3] Ebd. 38.

wäre; ich lag wie ein Igel auf meinem Kanapee und fürchtete mich vor den alten Wegen am See wie vor dem Tode; dann kam Luise Streng, die mich fast keine Minute allein ließ ... Gleich nach Empfang deines Briefes, als ich eben die Federn spitzte, um mit frischem Mute an die Arbeit zu gehen, kam Gaugreben, entführte mich nach Berg, erkältete sich auf dem See, mußte sich gleich am Abend mit geschwollenem Halse legen, und ich habe vierzehn Tage nichts anderes thun können, als von einem Bette zum andern wandern, in dem einen die lahme Frau, im andern der dem Ersticken nahe Mann. Vor zehn Tagen nun bin ich unter Donner und Blitz zurückgekehrt und habe seitdem zwei Fahrten — nach Heiligenberg und Langenargen — und zwei Besuche — Wessenberg und Starzen — abmachen müssen. NB. auch die beiden Brenken waren hier... du kannst denken, daß ich unter diesen Umständen nicht viel habe arbeiten können; doch habe ich gerade jetzt einen kräftigen Anlauf genommen und seit einigen Tagen das angenehme Gefühl, wieder etwas zu leisten, habe aber heute, mit deinem Briefe zugleich, einen von der Mama bekommen, der mich bestimmt, alles andere beiseite zu legen, um unverzüglich meinen Anteil an deinen Beiträgen fürs ‚Deutschland im 19. Jahrhundert‘ auszuarbeiten. Meines Bleibens hier wird nämlich nur noch kurze Zeit sein; Mama schreibt, daß sie sich sehr nach mir sehne und einsam fühle, und daß ich deshalb mit den Fräulein von Wintgen ... zu ihr heimkehren möge. Ich bleibe also nicht volle sechs Wochen mehr hier, und da meine Muße so sehr von Umständen abhängt, muß ich drauf denken, das durchaus Notwendige zuerst zu vollenden; mit dem andern komme ich dann, soweit es geht. Vielleicht schicke ich dir das zweite Manuskript — die Gedichte — noch von hier, vielleicht erst von Rüschhaus; das erste — Deutschland — schicke ich jedenfalls von hier ab, sobald es fertig ist ... Ich gehe jetzt täglich ins Museum, setze mich auf deinen Stuhl am Fenster und sehe, was das Morgenblatt bringt ... Ferner fand ich mein Gedicht an Junkmann, was sich ganz gut macht; und

dann füttert es seit 10—12 Tagen sein Publikum so unbarmherzig mit meiner Erzählung — von Hauff ‚die Judenbuche' getauft —, daß alle Dichter, die sich gedruckt sehen möchten, mich verwünschen müssen; denn ich und noch ein anderer Prosaist haben vorläufig das Blatt unter uns geteilt und werden wohl in diesem ganzen Monat auch nicht ein fremdes Hälmchen aufkommen lassen. Ich finde, daß sich meine gedruckte Prosa recht gut macht, besser und origineller als die Poesie, aber anders, wie ich mir gedacht, und dein früheres Urteil hat sich, im Gegensatz zu dem meinigen, bestätigt . . . Es wird doch etwas Tüchtiges aus mir. Aber du mußt zuweilen per Feder nachschieben — weiß der Henker, was du für eine inspirierende Macht über mich hast; seit ich bei diesem Brief sitze, brennt's mir ordentlich in den Fingern, sobald das Siegel drauf ist, wie eine hungrige Löwin über die mir zugewiesenen Stoffe — Deutschland im 19. Jahrhundert — herzufallen, und dann meine ich, müsse es nur so in einem Strome fortgehen: Gedichte, Lyrisches, Balladen, Drama, was weiß ich alles, — das leibhaftige Eiermädchen! Wärst du noch hier, mein Buch wäre längst fertig, denn jedes Wort von dir ist mir wie ein Spornstrich."

„Mein Gedicht ‚An die Weltverbesserer' ist auch, zuerst von der Karlsruher Zeitung, dann vom Merkur abgedruckt worden; das macht wohl die Tendenz — oder ist es soviel besser als die übrigen?" Am 5. fährt Annette im Brief fort: „Guten Morgen, Levin! ich habe schon zwei Stunden wachend gelegen und in einem fort an dich gedacht; ach, ich denke immer an dich, immer. Doch punctum davon, ich darf und will dich nicht weich stimmen, muß mir auch selbst Courage machen und fühle wohl, daß ich mit dem ewigen Thränenweiden-Säuseln sowohl meine Bestimmung verfehlen als auch deine Teilnahme am Ende verlieren würde; denn du bist ein hochmütiges Tier und hast einen doch nur lieb, wenn man was Tüchtiges ist und leistet. Schreib mir nur oft, mein Talent steigt und stirbt mit deiner Liebe; was ich werde, werde ich durch dich und um deinetwillen, sonst wäre es mir viel lieber und

bequemer, mir innerlich allein etwas vorzudichten. Sobald ich diesen Brief geschlossen, geht's con furore ans Werk; ich bin wieder in der fruchtbaren Stimmung, wo die Gedanken und Bilder mir ordentlich gegen den Hirnschädel pochen und mit Gewalt ans Licht wollen, und denke dir die Beiträge sehr bald schicken zu können, obschon gewiß der Psalm wieder um zwei Drittel zu lang werden wird, die du dann mit wahrer Chirurgen-Kälte amputierst. Mich dünkt, könnte ich dich alle Tage nur zwei Minuten sehen — o Gott, nur einen Augenblick! — dann würde ich jetzt singen, daß die Lachse aus dem Bodensee sprängen und die Möven sich mir auf die Schultern setzten!"

Zwanzig Tage später schreibt sie dem Freunde über ein Anerbieten, das ihr Velhagen und Klasing in Bielefeld gemacht hatten, eine etwaige neue Gedichtsammlung in Verlag nehmen zu wollen. Schücking soll nun entscheiden, ob man bei Cotta bleiben, der sich noch immer nicht entschieden ausgesprochen hatte, oder an Velhagen sich wenden solle. Sollte Cotta auf die eingeschickten Proben „noch nichts geben und ganz andere Zeichen und Wunder erwarten", so müsse Annette die Sache für abgethan ansehen, „da . . . ich wohl nie eine schönere Ballade machen werde als den Grafen von Thal, den Erzbischof Engelbert von Köln, den Geierpfiff und das Second Sight" (68). Im übrigen ist Annette infolge mehrerer Todesfälle recht ernst gestimmt. Ihr Onkel Werner Haxthausen ist am Schlag gestorben. „Den Tod der Thielmann wußte ich schon; requiescat in pace! Sie war mal sehr liebenswürdig und beinahe glücklich, seit Jahren aber keines von beiden mehr, da eine periodische Geistesverwirrung, die alle 7—8 Jahre auf einige Wochen eintrat und früher nur ein gesteigertes inneres Leben, einen höchst anziehenden Phantasie- und Gemütsreichtum hinterließ, nach dem letzten Anfall (vor 3—4 Jahren) ihr einen fortwährenden Zustand von Konfusion und Grillenhaftigkeit zuwege gebracht hatte, so daß sie sich selbst und andern zur Last war und mein letztes Zusammentreffen mit ihr auf unserer Herreise mir einen traurigen und unheimlichen Eindruck hinter-

lassen hat. Übrigens hat sie unendlich viel erlebt, ihren Mann als Unterleutenant gegen den Willen ihrer Verwandten geheiratet, ihr erstes Kind in einer elenden Hütte auf Stroh geboren und ist eine sehr glückliche arme und sehr unglückliche reiche Frau gewesen. Ihre Erfahrungen, sowohl was Lebens- und Zeitverhältnisse als Beziehungen zu bedeutenden Menschen betrifft, waren höchst merkwürdig und ausgebreitet; sie hat mir früher vieles davon mitgeteilt, was ich aber nie benutzen möchte, nicht weil es Geheimnisse wären, sondern weil es mir wie eine Grausamkeit vorkommt, Poesie aus dem Unglücke seiner Freunde zu pressen. Requiescat! Ihr ist wohler unter der Erde als darüber" (73). Auch schon eine Art Abschiedsweh hat die Dichterin befallen. „Ich denke jetzt: einmal in Meersburg, zum ersten- und letztenmal . . . nach ein paar Jahren würde ich hier wahrscheinlich keinen Menschen mehr finden, der mir nur einen Stuhl böte." Sie erhält „von allen Seiten soviel Abschieds-Geschenke und Besuche, daß es lächerlich wäre, wenn die Wintgens nun ausblieben". Und richtig, die sonst „so pünktlichen Wintgens", die bereits für den 15. Juni erwartet wurden, schrieben plötzlich „vom Ankommen zu Ende dieses Monates und dann noch Ausflügen in die Schweiz", so daß sich der Aufenthalt Annettens wenigstens um vier Wochen verlängerte. In dieser Zeit hofft sie den Beitrag für Ludwig Bauers ‚Deutschland' ins Reine schreiben und an Schücking senden zu können. Dies geschieht am 7. Juli 1842, nachdem heftige, drei Wochen andauernde Gesichtsschmerzen ihr fast jede Arbeit unmöglich gemacht hatten. „Mir war, sobald ich mich zum Schreiben bückte, gerade als wenn ich den Kopf in siedendes Wasser steckte. Unter welchen Schmerzen und in wie einzelnen Zeilen ich die beikommende Abschrift zusammengestoppelt habe, kannst du sonach wohl denken . . . Wäre es etwas anderes gewesen, so hätte mir Jenny die Abschrift machen können; so aber durfte ich meine Kollegenschaft mit dir doch nicht kund werden lassen" (89). Sobald die Gesichtsschmerzen ganz nachlassen, will dann Annette an die Abschrift der Gedichte für

Cotta gehen und hofft das Manuskript bis zu ihrer Abreise fertig stellen zu können.

Zum Abschluß einer Reinschrift der Gedichte kam es jedoch auf der Meersburg nicht mehr. Am 28. oder 29. Juli trat die Dichterin in Begleitung der Fräulein Wintgen die Heimreise an. „Drunten am Dampfboot fanden sich die guten Klosterfrauen und Fräulein von Kessel ein — Jenny war recht betrübt, die Kinder weinten der Scheidenden nach, es war ein recht betrübter Abschied." Nach einem Besuch des Rheinfalls bei Schaffhausen, „der auch diesmal wirklich superbe war und ganze Fuder Schaum über sich warf", ging die Reise weiter gegen Norden. „Sonntagmorgen um halb fünf waren wir in Tübingen; hier wurde uns beim Umspannen ein Billet in den Wagen gereicht vom protestantischen Pfarrer Reuchlin, einem Freunde Laßbergs . . . einem sehr gelehrten Herrn, von dem ein historisches Werk, ‚Port Royal' betitelt, jetzt großes Aufsehen macht. In dem Billete stand: ‚da er sich die Freude nicht versagen könne, mir Lebewohl zu sagen, so würden wir ihn am nächsten Berge finden.' Das war ein Pläsier für Rosine [eine der zwei Begleiterinnen Annettens], die durch Laßberg, der ihn sehr lieb hat, schon soviel Rühmliches von ihm gehört hatte; — sie hielt immer den Kopf zum Wagen hinaus, daß ihr der Regen in den Nacken lief — richtig! da stand er, den Regenschirm über dem Kopfe, stieg ein und fuhr wohl eine Stunde weit mit, von wo er dann eiligst auf einem Richtwege seinem Dorfe zutrabte und meine Reisegefährtinnen in Exklamationen über sein bescheidenes Wesen und seine geistreiche Unterhaltung zurückließ." Dann ging's weiter nach Stuttgart. „Wir kamen um zehn an, wo uns Albert Schott, den die Wintgens zu Meersburg hatten kennen gelernt, am Wagen empfing und uns sagte, daß seine Frau das Essen für uns bereits über dem Feuer habe, ferner der Professor Steele uns um drei auf dem Museum erwarte, — das war mehr Ehre als Vergnügen, denn wir waren todmüde und mußten die folgende Nacht wieder durchfahren — es ging aber nicht anders, Schott

lassen hat. Übrigens hat sie unendlich viel erlebt, ihren Mann als Unterleutenant gegen den Willen ihrer Verwandten geheiratet, ihr erstes Kind in einer elenden Hütte auf Stroh geboren und ist eine sehr glückliche arme und sehr unglückliche reiche Frau gewesen. Ihre Erfahrungen, sowohl was Lebens- und Zeitverhältnisse als Beziehungen zu bedeutenden Menschen betrifft, waren höchst merkwürdig und ausgebreitet; sie hat mir früher vieles davon mitgeteilt, was ich aber nie benutzen möchte, nicht weil es Geheimnisse wären, sondern weil es mir wie eine Grausamkeit vorkommt, Poesie aus dem Unglücke seiner Freunde zu pressen. Requiescat! Ihr ist wohler unter der Erde als darüber" (73). Auch schon eine Art Abschiedsweh hat die Dichterin befallen. „Ich denke jetzt: einmal in Meersburg, zum ersten- und letztenmal . . . nach ein paar Jahren würde ich hier wahrscheinlich keinen Menschen mehr finden, der mir nur einen Stuhl böte." Sie erhält „von allen Seiten soviel Abschieds-Geschenke und Besuche, daß es lächerlich wäre, wenn die Wintgens nun ausblieben". Und richtig, die sonst „so pünktlichen Wintgens", die bereits für den 15. Juni erwartet wurden, schrieben plötzlich „vom Ankommen zu Ende dieses Monates und dann noch Ausflügen in die Schweiz", so daß sich der Aufenthalt Annettens wenigstens um vier Wochen verlängerte. In dieser Zeit hofft sie den Beitrag für Ludwig Bauers ‚Deutschland' ins Reine schreiben und an Schücking senden zu können. Dies geschieht am 7. Juli 1842, nachdem heftige, drei Wochen andauernde Gesichtsschmerzen ihr fast jede Arbeit unmöglich gemacht hatten. „Mir war, sobald ich mich zum Schreiben bückte, gerade als wenn ich den Kopf in siedendes Wasser steckte. Unter welchen Schmerzen und in wie einzelnen Zeilen ich die beikommende Abschrift zusammengestoppelt habe, kannst du sonach wohl denken . . . Wäre es etwas anderes gewesen, so hätte mir Jenny die Abschrift machen können; so aber durfte ich meine Kollegenschaft mit dir doch nicht kund werden lassen" (89). Sobald die Gesichtsschmerzen ganz nachlassen, will dann Annette an die Abschrift der Gedichte für

Cotta gehen und hofft das Manuskript bis zu ihrer Abreise fertig stellen zu können.

Zum Abschluß einer Reinschrift der Gedichte kam es jedoch auf der Meersburg nicht mehr. Am 28. oder 29. Juli trat die Dichterin in Begleitung der Fräulein Wintgen die Heimreise an. „Drunten am Dampfboot fanden sich die guten Klosterfrauen und Fräulein von Kessel ein — Jenny war recht betrübt, die Kinder weinten der Scheidenden nach, es war ein recht betrübter Abschied." Nach einem Besuch des Rheinfalls bei Schaffhausen, „der auch diesmal wirklich superbe war und ganze Fuder Schaum über sich warf", ging die Reise weiter gegen Norden. „Sonntagmorgen um halb fünf waren wir in Tübingen; hier wurde uns beim Umspannen ein Billet in den Wagen gereicht vom protestantischen Pfarrer Reuchlin, einem Freunde Laßbergs . . . einem sehr gelehrten Herrn, von dem ein historisches Werk, ‚Port Royal' betitelt, jetzt großes Aufsehen macht. In dem Billete stand: ‚da er sich die Freude nicht versagen könne, mir Lebewohl zu sagen, so würden wir ihn am nächsten Berge finden.' Das war ein Pläsier für Rosine [eine der zwei Begleiterinnen Annettens], die durch Laßberg, der ihn sehr lieb hat, schon soviel Rühmliches von ihm gehört hatte; — sie hielt immer den Kopf zum Wagen hinaus, daß ihr der Regen in den Nacken lief — richtig! da stand er, den Regenschirm über dem Kopfe, stieg ein und fuhr wohl eine Stunde weit mit, von wo er dann eiligst auf einem Richtwege seinem Dorfe zutrabte und meine Reisegefährtinnen in Exklamationen über sein bescheidenes Wesen und seine geistreiche Unterhaltung zurückließ." Dann ging's weiter nach Stuttgart. „Wir kamen um zehn an, wo uns Albert Schott, den die Wintgens zu Meersburg hatten kennen gelernt, am Wagen empfing und uns sagte, daß seine Frau das Essen für uns bereits über dem Feuer habe, ferner der Professor Steele uns um drei auf dem Museum erwarte, — das war mehr Ehre als Vergnügen, denn wir waren todmüde und mußten die folgende Nacht wieder durchfahren — es ging aber nicht anders, Schott

war zu wenig reich und seine Haushaltung zu klein, als daß wir ihn hätten mit seinen Anstalten dürfen sitzen lassen; — zuerst ging es also in die Kirche, dann ich vorerst allein zu Schotts, — auf der Thürschwelle saßen zwei allerliebste kleine Mädchen, wovon das eine gerade ganz betrübt zum andern sagte, ‚die fremde Frau kommt gar nicht, und wir müssen hier immer sitzen'; wie lustig sprangen sie voran, als sie hörten, daß ich die fremde Frau wäre! Der Mittag war angenehm, das Diner gar nicht überladen, sondern ganz häuslich, Schotts Frau überaus angenehm und hat mich an meine liebe Male erinnert — kein Fremder da außer einem Freunde Laßbergs, Gustav Pfeifer; nach Tisch besahen wir das Museum, dann Kaffee bei Schotts, dann in die Anlagen und um neun Uhr wieder auf die Schnellpost."

In Mainz trennte sich Annette von den Freundinnen und fuhr allein weiter nach Bonn, „da sie außerordentlich nach Rüschhaus verlangte". In Bonn stieg sie bei der Witwe des Prof. Droste ab und gedachte fünf Tage dort zu verweilen. Obgleich eine Zeitlang die Freundschaft mit Frau Mertens durch einen unliebsamen Zwischenfall gestört und nie mehr zur früheren Innigkeit gekommen war, besuchte Annette auch sie und „fand Herrn Mertens sehr aufgedunsen und übel aussehend . . . Die angesetzten Tage vergingen, sie setzte noch drei zu, dann ward es ihr zu viel, obwohl in Paulinens Garten gerade Ausgrabungen im Gange waren, die sehr interessant zu werden versprachen, da man bereits ein römisches Bad aufgefunden hatte. Sie ging den letzten Vormittag noch zu Mertens, der ihr sagte, daß er noch an diesem Tage nach St. Thomas fahren werde, einer ihm gehörenden Fabrik, 6—7 Stunden von Bonn. Als Annette am folgenden Tage das Dampfboot bestieg, war das erste Wort, welches sie da hörte, daß Herr Mertens gestern nach Thomas gefahren, und heute morgen dort tot im Bette gefunden sei." „Du kannst denken", fügt sie bei, „wie ich mich erschreckt!" In Bonn hatte sie auch eine Unterhaltung mit Simrock. „Simrock, mein alter Feind, hat mir nun vollends

die unerwartetste Ehre angethan, indem er, während meiner Anwesenheit in Bonn verreist und erst am Vorabend meiner Abreise zurückkommend, mir durch seine Frau schreiben ließ, ‚daß er so dringend wünsche, meine Bekanntschaft zu machen, daß, falls ich mit dem frühesten Dampfboot reise, er, obwohl er schon am Abend wieder in Koblenz sein müsse, mich doch bis Düsseldorf begleiten wolle‘. Ich mußte dies ablehnen und ging statt dessen gleich zu Simrocks, wo ich Ursache hatte, mit meiner Aufnahme vollkommen zufrieden zu sein, und Simrock mir, als auf meine Judenbuche die Rede kam, und ich sagte, sie sei nur ein Bruchstück eines größeren Werks, dessen Inhalt ich andeutete, äußerte — wie es schien, mit großem Ernste — er sei überzeugt, daß ich in diesem Genre das Beste leisten würde, was sich nur leisten ließ.“[1] Auch auf Freiligrath kam die Rede; Simrock meinte, ob Schücking ihn nicht irgendwo als Hofmeister empfehlen könne. Annette aber setzte Simrock die Eigenschaften eines guten Hofmeisters so klar auseinander, „daß es ihm hierbei etwas gelb und grün vor den Augen zu werden schien.“[2] In Münster mußte die Ärmste sich „möglichst inkognito halten!“ Einer ihrer Schützlinge hatte ihr nach der Meersburg einen langen Brief geschrieben, daß ihm bei seiner bevorstehenden Abreise nach München noch 130 Rthlr. fehlten. „Da nun mein ganzes Vermögen in drei Thalern bestand, fühlte ich einiges Verlangen, mich seiner Gegenwart zu entziehen. Ich . . . sah niemand als die Rüdiger und Schlüters, denen ich Verschwiegenheit einknüpfte und zog am andern Morgen zu Fuß ab nach Rüschhaus.“[3]

Hier hatte sie die Mutter zu finden gehofft; diese weilte jedoch immer noch in Bökendorf, so daß Annette die ersten Wochen Zeit hatte, sich von den Strapazen und Zerstreuungen der Reise zu erholen. Auf einen Brief Schückings erwidert sie am 11. Sept. 1842: „Ich gäbe viel darum, liebes Herz, wenn

---

[1] Schücking, Briefe 108. [2] Ebd. 109 f.
[3] Vgl. die ausführliche Schilderung der Reise IV. 318—323.

war zu wenig reich und seine Haushaltung zu klein, als daß wir ihn hätten mit seinen Anstalten dürfen sitzen lassen; — zuerst ging es also in die Kirche, dann ich vorerst allein zu Schotts, — auf der Thürschwelle saßen zwei allerliebste kleine Mädchen, wovon das eine gerade ganz betrübt zum andern sagte, ‚die fremde Frau kommt gar nicht, und wir müssen hier immer sitzen‘; wie lustig sprangen sie voran, als sie hörten, daß ich die fremde Frau wäre! Der Mittag war angenehm, das Diner gar nicht überladen, sondern ganz häuslich, Schotts Frau überaus angenehm und hat mich an meine liebe Male erinnert — kein Fremder da außer einem Freunde Laßbergs, Gustav Pfeifer; nach Tisch besahen wir das Museum, dann Kaffee bei Schotts, dann in die Anlagen und um neun Uhr wieder auf die Schnellpost."

In Mainz trennte sich Annette von den Freundinnen und fuhr allein weiter nach Bonn, „da sie außerordentlich nach Rüschhaus verlangte". In Bonn stieg sie bei der Witwe des Prof. Droste ab und gedachte fünf Tage dort zu verweilen. Obgleich eine Zeitlang die Freundschaft mit Frau Mertens durch einen unliebsamen Zwischenfall gestört und nie mehr zur früheren Innigkeit gekommen war, besuchte Annette auch sie und „fand Herrn Mertens sehr aufgedunsen und übel aussehend . . . Die angesetzten Tage vergingen, sie setzte noch drei zu, dann ward es ihr zu viel, obwohl in Paulinens Garten gerade Ausgrabungen im Gange waren, die sehr interessant zu werden versprachen, da man bereits ein römisches Bad aufgefunden hatte. Sie ging den letzten Vormittag noch zu Mertens, der ihr sagte, daß er noch an diesem Tage nach St. Thomas fahren werde, einer ihm gehörenden Fabrik, 6—7 Stunden von Bonn. Als Annette am folgenden Tage das Dampfboot bestieg, war das erste Wort, welches sie da hörte, daß Herr Mertens gestern nach Thomas gefahren, und heute morgen dort tot im Bette gefunden sei." „Du kannst denken", fügt sie bei, „wie ich mich erschreckt!" In Bonn hatte sie auch eine Unterhaltung mit Simrock. „Simrock, mein alter Feind, hat mir nun vollends

die unerwartetste Ehre angethan, indem er, während meiner Anwesenheit in Bonn verreist und erst am Vorabend meiner Abreise zurückkommend, mir durch seine Frau schreiben ließ, ‚daß er so dringend wünsche, meine Bekanntschaft zu machen, daß, falls ich mit dem frühesten Dampfboot reise, er, obwohl er schon am Abend wieder in Koblenz sein müsse, mich doch bis Düsseldorf begleiten wolle‘. Ich mußte dies ablehnen und ging statt dessen gleich zu Simrocks, wo ich Ursache hatte, mit meiner Aufnahme vollkommen zufrieden zu sein, und Simrock mir, als auf meine Judenbuche die Rede kam, und ich sagte, sie sei nur ein Bruchstück eines größeren Werks, dessen Inhalt ich andeutete, äußerte — wie es schien, mit großem Ernste — er sei überzeugt, daß ich in diesem Genre das Beste leisten würde, was sich nur leisten ließ.“ [1] Auch auf Freiligrath kam die Rede; Simrock meinte, ob Schücking ihn nicht irgendwo als Hofmeister empfehlen könne. Annette aber setzte Simrock die Eigenschaften eines guten Hofmeisters so klar auseinander, „daß es ihm hierbei etwas gelb und grün vor den Augen zu werden schien.“ [2] In Münster mußte die Ärmste sich „möglichst inkognito halten!“ Einer ihrer Schützlinge hatte ihr nach der Meersburg einen langen Brief geschrieben, daß ihm bei seiner bevorstehenden Abreise nach München noch 130 Rthlr. fehlten. „Da nun mein ganzes Vermögen in drei Thalern bestand, fühlte ich einiges Verlangen, mich seiner Gegenwart zu entziehen. Ich . . . sah niemand als die Rüdiger und Schlüters, denen ich Verschwiegenheit einknüpfte und zog am andern Morgen zu Fuß ab nach Rüschhaus.“ [3]

Hier hatte sie die Mutter zu finden gehofft; diese weilte jedoch immer noch in Bökendorf, so daß Annette die ersten Wochen Zeit hatte, sich von den Strapazen und Zerstreuungen der Reise zu erholen. Auf einen Brief Schückings erwidert sie am 11. Sept. 1842: „Ich gäbe viel darum, liebes Herz, wenn

---

[1] Schücking, Briefe 108. [2] Ebd. 109 f.
[3] Vgl. die ausführliche Schilderung der Reise IV. 318—323.

Sie gerade dieses Mal so recht offen und ausführlich geschrieben hätten, ganz wie zu Ihrem Mütterchen; denn ich sitze hier ganz mutterseelen allein, und weder Hahn noch Huhn kräht nach den Briefen, die ich bekomme, und mich verlangte so nach einem recht langen, warmen, lieben; aber das konnten Sie freilich nicht wissen, das erstere nämlich. Von der Mitte dieses Monats an bin ich nicht mehr allein, also schon in der Woche, die heute beginnt. Daß Briefe an mich erbrochen würden, ist fortan gar keine Gefahr mehr vorhanden, selbst wenn ich grade abwesend sein sollte; aber ich wünsche dennoch dringend, sie allein zu bekommen, um nicht genötigt zu sein, sie vorzulesen, wo man dann, noch unvertraut mit dem Inhalte, beim Übergehen so leicht ungeschickt stockt." Sie vereinbart dann mit Schücking, er solle fortan jeden ersten des Monats schreiben, sie wolle am 15. die Antwort zur Post geben. Dieser Brief zeigt deutlich genug, wie ängstlich Annette die wirkliche Natur ihres Verhältnisses zu Schücking vor den Verwandten und der Mutter insbesondere zu verbergen trachtete. Selbst die Schwester und Laßberg, welche die Dichterin wohl mit ihrem „Seelenfreund" zu necken pflegten, dürften schwerlich die ganz eigentümliche Art dieser Freundschaft geahnt haben. Geradezu brennend wurde zu derselben Zeit diese Frage der Korrespondenz mit Schücking wegen eines anderen Umstandes. Durch „Klatschereien" war einzelnes über das frühere Verhältnis Schückings zu der jungen Frau Rüdiger, das zwar übertrieben sein mochte, aber immerhin der Dame empfindliche Unannehmlichkeiten bereiten konnte, in Gefahr, in die Öffentlichkeit zu dringen. „Daß diese Klatscherei ... fast in der Geburt erstickt ist, haben wir teils Schlüters zu verdanken, teils dem Umstande, daß die Bornstedt mich ganz auf dieselbe Weise angegriffen und dadurch ihrem boshaften Plane zwei Köpfe gegeben hat, die sich einander auffraßen." Es war wie „ein Schwert des Damokles", das den Freundinnen „sichtbar geworden war". Elise Rüdiger forderte infolgedessen ihr Porträt und ihre Briefe von Schücking zurück, und Annette glaubte ein Gleiches thun zu sollen. „Du wunderst dich wohl,

daß ich auch mein Bild und meine Briefe zurückverlangt habe? Mein gutes Herz, das habe ich bloß aus Rücksicht für Elisen gethan; mich dünkte, es war ein Opfer, was ich ihrem Selbstgefühl schuldig war, um der Sache so ganz das trübe Ansehen eines Austausches alter Liebespfänder zu nehmen. Zum Glück ist jetzt von ihr selbst die Idee ausgegangen, daß dieses gar nicht nötig sei, und sie ist in ihrem letzten Briefe ganz der Meinung, daß ich dir mein Porträt doch ja lassen solle . . . Mit den Briefen ist es ein anderes; manche sind gefährlich für Elisen, und diese müssen durchaus aus der Welt — auch dieser Brief darf das Leben nicht behalten; deshalb lasse ich mich auch so ruhig gehen mit dem lieben alten Du, dem es mir recht schwer wird, fortan zu entsagen."[1]

Je größer die Unruhe, in die Annette und die Freundin durch die boshafte Schwätzsucht der Bornstedt versetzt waren, um so angenehmer muß ein Gedanke der Dichterin berühren, den sie im selben Briefe auseinandersetzt. „Zu meinen Gedichten ist noch manches recht Gelungene hinzugekommen, und die Pastete ist bald gar. Dann habe ich aber einen Plan damit... Liebes Herz, die arme — freilich nicht besonders schätzbare — Bornstedt ist sehr, sehr unglücklich, von jedermann verlassen, in eine Melancholie versunken, daß man allgemein für ihren Verstand fürchtet, von ihrem Liebhaber fortwährend schändlich betrogen und geplündert — während man in ihrem jetzigen Zustand nicht wagen darf, eine Aufklärung herbeizuführen — und gewiß in großer Geldnot, vielleicht hungernd, obwohl sie alle dergleichen

[1] Schücking, Briefe 97ff. Über die eigentümliche vermittelnde Stellung, die Annette den beiden jungen Leuten gegenüber, besonders nach der förmlichen „Lösung" des Verhältnisses einnahm, läßt sich nach den Schücking-Briefen allein ein endgültiges Urteil nicht fällen. Daß sie das Beste beider sowohl als das moralisch Gebotene einzig anstrebte, muß bei ihrem sonstigen Charakter und nach den Worten der Herausgeberin der Briefe unbedingt angenommen werden. Ob sie aber auch objektiv immer das Richtige traf, kann dabei fraglich bleiben. Principiell wenigstens wird der Moralist einzelnes nicht ohne Bedenken finden. Aber noch einmal: die Briefe allein genügen nicht, den Fall, wie er thatsächlich vorlag, zu entscheiden.

[illegible] von heftiger Empörung zurückweist, aber sie hat keine einzige Stunde mehr. Übrigens werde ich mich ihr nie wieder, aber ich möchte [illegible] nur kein Mitleid zu fühlen. [illegible] dem Erwerb durch Schriftstellerei, [illegible] . . . Nun hat sie sich, gewiß mehr aus [illegible] als [illegible] an Velhagen und Klasing um eine zweite Auflage ihrer ‚Pilgerklänge' gewandt . . . und die furchtbar demütigende Antwort erhalten, daß er dieses nicht anders übernehmen könne, als wenn sie ein Empfehlungsschreiben von mir beibrächte . . . Es versteht sich, daß die Bornstedt lieber erfriert und verhungert, als mir darum ankömmt . . . Was meinst du nun, liebes Herz . . . soll ich nicht, unter Forderung der strengsten Verschwiegenheit, Velhagen meine Gedichte umsonst anbieten, falls er der Bornstedt ein ordentliches Honorar zukommen läßt, ohne ihr den Grund anzugeben? Da mir dieses Rettungsmittel einmal eingefallen ist, glaube ich es, nach meinem Gewissen, nicht zurückweisen zu dürfen" (106). Der Plan zerfiel von selbst, da die Bornstedt Münster verließ und lange Zeit gänzlich verschollen war, so daß Annette „mit dem besten Willen keine Hand darin haben konnte", den „Pilgerklängen" zu einer zweiten Ausgabe zu verhelfen.

Mit der Gesundheit ging es in Rüschhaus „leidlich. Von meinen Gesichtsschmerzen bin ich, gottlob, total geheilt, durch eine wahrhaft wunderbar wirkende Salbe, die mir ein altes Laienschwesterchen in Meersburg gegeben. Aber übrigens ist mir doch zuweilen hundsschlecht, und ich kann des Klimas noch ganz und gar nicht gewöhnen (sic!), obwohl ich alle Tage renne wie ein Postbote."[1] Endlich machte Annette, des Alleinseins müde, einen längeren Ausflug nach Münster, der ihr jedoch, wie es scheint, äußerst übel bekam. „Ich versichere dich," schreibt sie der Tante Sophie, „ich war ganz herunter und so mutlos wie Anno 1830, bei dem miserabeln Aufenthalt in Münster. — Man sollte einem Halbgenesenden nie sagen, wie

[1] Schücking, Briefe 104.

bedenklich es mit ihm gestanden hat, denn Rückfälle kommen immer, und dieser war ein arger Rückfall, so daß ich schon halb und halb darauf gefaßt war, den Winter nicht hier bleiben zu können... Jetzt habe ich mich wieder ans Klima gewöhnt und bin, unbeschrieen, flink auf den Strümpfen."[1]

Inzwischen war auch die Mutter zurückgekehrt, und nun begann Annette in Sorge wegen deren Herzleidens zu sein. Anfangs freilich schien es, als sei die Zeit, in der das Übel am stärksten aufzutreten pflegte, „glücklich vorübergegangen, ohne andere Fatalität, als daß ich einmal tüchtig ausgeschimpft worden bin, weil ich morgens um fünf an ihrer Thür herum lusterte (‚wie eine Katze‘, sagt Mama), was freilich dumm war, aber man hatte mir die Sache so gefährlich gemacht, daß sich meine Unruhe doch wohl begreifen läßt... Hätte ich diesen Winter eine Ahnung davon gehabt, ich hätte keine ruhige Stunde in Meersburg verlebt, aber wie ich Mama jetzt sehe, so resolut und munter, und wie sie so rüstig nach Hülshoff hin und her segelt, kann ich mir ihren früheren Zustand gar nicht vorstellen. Nochmals, Gott erhalte nur alles, wie es jetzt ist, dann will ich gar nichts anderes wünschen." Zwei Tage nach diesem Briefe stellte sich indes bei der Mutter das Herzklopfen unerwartet wieder ein, und die Angst wuchs. Man versicherte Annette zwar, „alle Ärzte sagten, es seien nichts wie die Nerven, und nicht im geringsten gefährlich" — aber die besorgte Tochter wollte doch selbst „nach Münster und mit den Doktoren sprechen... Ach Gott!" schreibt sie, „was lebt man doch in Not und Sorgen, wenn man angefangen hat, alt und für sich und die Seinigen apprehensiv zu werden!"[2]

[1] IV. 324. [2] IV. 325.

XVIII. Die Gedichte.

1842.

Trotz aller eigenen und fremden Krankheit war Annette fleißig. Sie suchte nicht bloß durch den Onkel August Material für Schücking zu sammeln, der für das Bauersche „Deutschland" die Bearbeitung „Westfalen" übernommen hatte, sondern sie ließ demselben Onkel auch sagen, „sie arbeite fleißig an ihrem Buche über Westfalen (Bei uns zu Lande auf dem Lande) und habe außerdem einen dicken Band Gedichte zum Drucke fertig; im Auslande gehe es ihr sehr gut, sie habe jetzt acht gute Recensionen bekommen, und drei Verleger hätten sich ihr angeboten — hier zu Lande (in Westfalen) spiele sie aber noch immer die Rolle des begossenen Hundes."[1]

So rasch ging es nun freilich mit dem „dicken Band Gedichte" doch nicht, und fertig war er noch lange nicht. Am 10. (?) Oktober 1842 heißt es in einem Briefe an Schücking: „Meine Gedichte werden denn doch gegen Ostern erscheinen können. Bis vor kurzem habe ich wenig daran gethan, aber seit es draußen kalt und kotig geworden ist, habe ich mich in meine Winterpoesie gehüllt; es ist doch sonderbar, daß zum Dichten eigentlich schlechtes Wetter gehört, — ein neuer Beweis, daß nur die Sehnsucht poetisch ist und nicht der Besitz. Säße mein liebstes Kind mir noch gegenüber, ich würde wieder zwei Gedichte täglich machen; jetzt lasse ich es langsamer angehn, aber es giebt doch was, und ich bin neugierig auf Ihr Urteil über das Spätere. NB. Velhagen scheint doch an dem Verlage

[1] An Sophie von Haxthausen. Rüschhaus 25. Sept. 1842. IV. 327.

meiner Gedichte etwas gelegen; die Rüdiger sagt, daß er Nanny Scheibler angegangen, ihm denselben zu verschaffen; dies zur Nachricht, wegen Cotta, der nicht halb so bereit scheint, und Sie mögen nun selbst bestimmen, was ich thun soll."[1]

Am 27. Dezember meldet sie demselben Freunde von Hülshoff aus: „Ich habe soeben ein größeres Gedicht beendigt von ohngefähr 600—700 Versen, ‚Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers', sieben Abteilungen, eine Grimmsche Sage zum Grunde; sie gefällt sehr. Meine späteren Gedichte sind fast alle zu lang, um Ihnen eins davon zu schicken; ich habe mich Ihrer Mahnung erinnert, die Sammlung durch einiges recht Hervorstechende zu komplettieren. NB. Die Auflage bei Hüffer ist vergriffen, und Werner meint, ich soll jetzt alles zusammen herausgeben; was meinen Sie? Den Grafen von Thal mal gewiß, auch die Schlacht im Loener Bruch; ich hätte aber auch Lust, die andern Sachen durchzuarbeiten, und nur die Geistlichen Lieder fortzulassen." [2]

Kurz nach diesem Briefe befiel Annette eine schwere Krankheit. „Sechs Wochen lang war sie recht miserabel daran, hustete sich halbtot und erschreckte die Leute durch ihr Fieber so, daß man einige Nächte bei ihr wachte." „Die Fatalität kam recht mal à propos, mitten in der Arbeit, und ich habe sechs Wochen meines Lebens gleichsam in den Brunnen werfen müssen. Vielleicht ist's gut, denn ich fand des Dichtens und Korrigierens gar kein Ende, sehe jetzt aber wohl ein, daß ich mit dem Vorhandenen vorläufig zufrieden sein und nur rasch die Vollendung der Abschrift besorgen muß."[3] Die kleine Besserung Mitte Februar hielt nicht an, „im März war die Dichterin wieder höchst elend, so daß sie jeden Tag zu sterben meinte. Was mir fehlt? Ich habe es für Schwindsucht gehalten; es sollen aber nur innere Nervenkrämpfe sein, und jetzt scheint es auch so." Man brachte die Kranke nach Münster, damit sie immer unter den Augen des Arztes sei. Dort erholte sie sich

[1] Schücking, Briefe 125. [2] Ebd. 149. [3] Ebd. 161.

XVIII. Die Gedichte.

(1842.)

Trotz aller eigenen und fremden Krankheit war Annette fleißig. Sie suchte nicht bloß durch den Onkel August Material für Schücking zu sammeln, der für das Bauersche „Deutschland" die Bearbeitung „Westfalen" übernommen hatte, sondern sie ließ demselben Onkel auch sagen, „sie arbeite fleißig an ihrem Buche über Westfalen [Bei uns zu Lande auf dem Lande] und habe außerdem einen dicken Band Gedichte zum Drucke fertig; im Auslande gehe es ihr sehr gut, sie habe jetzt acht gute Recensionen bekommen, und drei Verleger hätten sich ihr angeboten — hier zu Lande (in Westfalen) spiele sie aber noch immer die Rolle des begossenen Hundes."[1]

So rasch ging es nun freilich mit dem „dicken Band Gedichte" doch nicht, und fertig war er noch lange nicht. Am 10. (?) Oktober 1842 heißt es in einem Briefe an Schücking: „Meine Gedichte werden denn doch gegen Ostern erscheinen können. Bis vor kurzem habe ich wenig daran gethan, aber seit es draußen kalt und kotig geworden ist, habe ich mich in meine Winterpoesie gehüllt; es ist doch sonderbar, daß zum Dichten eigentlich schlechtes Wetter gehört, — ein neuer Beweis, daß nur die Sehnsucht poetisch ist und nicht der Besitz. Säße mein liebstes Kind mir noch gegenüber, ich würde wieder zwei Gedichte täglich machen; jetzt lasse ich es langsamer angehn, aber es giebt doch was, und ich bin neugierig auf Ihr Urteil über das Spätere. NB. Velhagen scheint doch an dem Verlage

[1] An Sophie von Haxthausen. Rüschhaus 25. Sept. 1842. IV. 327.

meiner Gedichte etwas gelegen; die Rüdiger sagt, daß er Nanny Scheibler angegangen, ihm denselben zu verschaffen; dies zur Nachricht, wegen Cotta, der nicht halb so bereit scheint, und Sie mögen nun selbst bestimmen, was ich thun soll."[1]

Am 27. Dezember meldet sie demselben Freunde von Hülshoff aus: „Ich habe soeben ein größeres Gedicht beendigt von ohngefähr 600—700 Versen, ‚Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers', sieben Abteilungen, eine Grimmsche Sage zum Grunde; sie gefällt sehr. Meine späteren Gedichte sind fast alle zu lang, um Ihnen eins davon zu schicken; ich habe mich Ihrer Mahnung erinnert, die Sammlung durch einiges recht Hervorstechende zu komplettieren. NB. Die Auflage bei Hüffer ist vergriffen, und Werner meint, ich soll jetzt alles zusammen herausgeben; was meinen Sie? Den Grafen von Thal mal gewiß, auch die Schlacht im Loener Bruch; ich hätte aber auch Lust, die andern Sachen durchzuarbeiten, und nur die Geistlichen Lieder fortzulassen."[2]

Kurz nach diesem Briefe befiel Annette eine schwere Krankheit. „Sechs Wochen lang war sie recht miserabel daran, hustete sich halbtot und erschreckte die Leute durch ihr Fieber so, daß man einige Nächte bei ihr wachte." „Die Fatalität kam recht mal à propos, mitten in der Arbeit, und ich habe sechs Wochen meines Lebens gleichsam in den Brunnen werfen müssen. Vielleicht ist's gut, denn ich fand des Dichtens und Korrigierens gar kein Ende, sehe jetzt aber wohl ein, daß ich mit dem Vorhandenen vorläufig zufrieden sein und nur rasch die Vollendung der Abschrift besorgen muß."[3] Die kleine Besserung Mitte Februar hielt nicht an, „im März war die Dichterin wieder höchst elend, so daß sie jeden Tag zu sterben meinte. Was mir fehlt? Ich habe es für Schwindsucht gehalten; es sollen aber nur innere Nervenkrämpfe sein, und jetzt scheint es auch so." Man brachte die Kranke nach Münster, damit sie immer unter den Augen des Arztes sei. Dort erholte sie sich

[1] Schücking, Briefe 125. [2] Ebd. 149. [3] Ebd. 161.

denn auch wirklich und konnte anfangs Mai nach Hülshoff übersiedeln und schon selbst über ihre Kranheit scherzen: „Die Nerven sind schändliche Biester, zu denen Gott gesagt hat, wie zum Satan im Buche Hiob: ‚Plag ihn, schlag ihn, zehre ihm das Fleisch von den Gebeinen, aber über sein Leben sollst du keine Macht haben.“[1] Während all der Zeit mußte natürlich die Vorbereitung des Manuskriptes der Gedichte ruhen, aber in den Pfingstferien sollte ein Student als Copist auf 8—14 Tage von Münster nach Rüschhaus kommen, „und von da an bin ich jede Stunde bereit, meine Künste auf dem schlaffen Seil zu produzieren. ‚Ei was werden die Leute die Augen aufreißen, was der Schelmuffsky für ein brav Kerl ist!‘ Übrigens erwarte ich, ernstlich gesprochen, keinen so schlagenden Erfolg, wie Ihre Liebe Ihnen vorspiegelt; zuvörderst keinen schnellen, ich muß Zeit haben und mich, wie andere schlechte Poeten, mit der Nachwelt trösten. Ich wollte, wir könnten unsern Nachruhm wie einen Pfauenschweif hinter uns ausbreiten und beäugeln; aber da würde freilich mancher einen traurigen Gänseschwanz zu sehen bekommen oder gar nichts.“[2]

Endlich am 24. Juni kann Annette aus Abbenburg, wohin sie mit der Mutter nach Pfingsten gereist war, an Schücking melden: „Die Abschrift meiner Gedichte ist fast fertig, alles mit meiner eigenen Pfote. Die Interpunktionen? Kyrie eleison! Da muß der Korrektor nachhelfen. Aber mit den Abschreibern das war nichts; der eine ließ mir z. B. die Thränen in ‚den Winter‘ steigen und die ‚Räder‘ bellen.“[3]

Von Abbenburg kehrte Annette im Spätsommer nach Rüschhaus zurück. Den Winter sollte sie wieder in Meersburg zubringen. In Rüschhaus hatte sie mehrere liebe Besuche. So weilte Hanne Hassenpflug, die Schwester Amaliens, längere Zeit bei ihr. Auch die Freundin Rüdiger aus Münster suchte sie heim, fand die Dichterin aber etwas „gleichgültig“. Annette beeilte sich, in einem Brief vom 4. September 1843

[1] Ebd. 188. [2] Ebd. 188. [3] Ebd. 212.

dieserhalb Aufklärung zu geben: „Lieb Lies! Das Herz hätte mir springen mögen, daß ich Sie wieder hatte in meinem eigenen Rüschhaus (in dem für uns so viele Geister umgehen) und daß ich dabei denken mußte, vielleicht noch einmal so, — und nachher, was Gott will und ein rundes Jahr so gnädig ist, uns übrig zu lassen — aber ich werde leicht schroff, wenn sich die Bewegung in mir zum Unerträglichen steigert. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir ist! — ich genieße jedes Abendrot, jede Blume im Garten wie eine Sterbende. — Die letzte Schweizerreise hat mich zu viel gekostet! — wären Sie nur die drei Wochen [vor der Abreise] noch hier! wir wollten keine Minute verkommen, keinen Schmetterling unbemerkt fliegen lassen und für ein ganzes Jahr vorausleben. Es ist heute recht herbstlich, die Sonne bereits untergegangen und hat nur ein paar schlechte gelbliche Streifen in den grauen Regenwolken hinterlassen, — in meinem Zimmerchen dämmert's, daß ich kaum die Feder mehr sehen kann, und die Eichen draußen rauschen so feucht und schaurig, daß einem grauen sollte, und doch dünkt mich, ich wüßte mir nichts Lieberes als hier — hier — nur hier! wenn's auch nie anders wäre! — ich muß aufhören, lieb Herz, es ist wirklich ganz finster."

An einer andern Stelle des Briefes heißt es: „Sehr ernst und eigen gestimmt bin ich auch; denn ich habe gestern und heute bis Mittag Papiere durchgesehen und verbrannt, und damit manches Stück Vergangenheit hinter mir [so!] geworfen, was freilich schon seit Jahren mit Gras bewachsen, doch unter dem Lesen wieder so frisch aus dem Grabe stieg, daß ich wollte, ich hätte lieber blind zugebrannt, dann wäre es mir wenig gewesen — jetzt ist es mir wie ein halber Mord. — Man liest alte Briefe so selten und thut für seine Ruhe wohl daran; denn es giebt nichts Schmerzlicheres. Die Toten bekommen wieder Seele und Leib — wir müssen sie zum zweitenmale begraben, und die Lebenden, älter und kälter geworden, sehen uns so frisch und jugendwarm an, berühren so hundert kleine längst vergessene Stichworte, bei denen uns doch einmal das Herz gewaltig

geklopft hat, daß wir über sie und uns weinen möchten, daß wir miteinander so ledern geworden. Was ist aus meinen Jugendfreundinnen geworden? — Die eine Hälfte ist ganz in Hauswirtschaft, Mann und Kindern aufgegangen, — die andere jetzt grämliche alte Jungfern, an denen weder Götter und [so!] Menschen Freude haben können, und in denen nicht mehr Poesie ist wie in einer getrockneten Pflaume .... Laßt die Zeit kommen wie den Tod! der obendrein vielleicht früher kommt und die ganze Jeremiade überflüssig macht; aber mir war nun mal so zu Mute, und gegen wen soll ich mein Herz entladen, wenn nicht gegen Sie, mein anderes Ich, oder vielmehr meine abhanden gekommene Hälfte, da Sie gerade alles haben, was mir fehlt und was mir so wohl thut, als eine Art von Eigentum in Ihnen an mich zu schließen ... Wie machen es doch manche, trotz aller Jahre und Täuschungen ... so frisch zu bleiben? so voll Streben, Unruhe, Freude an Plänen, Erfolgen? — Im Grunde sind sie doch zu beneiden, und wir thun unrecht, an Älteren unangenehm zu finden, was uns doch an der Jugend rührt und freut. — Geistesfrische sollten wir in jeder Gestalt ehren und wollen sie doch durchaus nach den Jahren modifiziert haben — die Jugend soll ihr Feuer nach außen sprühen, das Alter es nach innen wärmen und leuchten lassen — die Jugend streben, das Alter das Erstrebte grün und lebendig erhalten. — Ob diese Forderungen gerecht sind? Manche haben im Alter noch so blutwenig gefunden (oder behalten können), daß die Gabe, mit immer neuer Freude und Sehnsucht zu suchen, nur eine Billigkeit des Schicksals ist, die wir ihnen gern gönnen und sie eher darum bewundern sollten." [1]

Es scheint, daß eine gemeinsame Reise der beiden Freundinnen geplant war: „Richten Sie sich doch so ein, daß wir gegen den 20. oder 21. abreisen können. Das Nähere muß freilich noch besprochen werden, und ich denke mal mit der Hanne [Hassenpflug] herüber zu kommen. ... Ich habe mir vorge-

[1] An Elise von Hohenhausen. 4. Sept. 1843. Vgl. Frankf. Zeitung 1896 Nr. 205. Erstes Morgenblatt.

nommen, diese Reise mit Ihnen recht aus dem Grunde zu genießen, — nämlich als Reise mit Ihnen, sonst ist mir der Weg fast überbekannt, sonderlich bis Koblenz, wo ich sonst bei meinen öfteren Besuchen am Rhein meiner armen Thielemann so oft entgegen gefahren bin, — das ist auch eine düstere Stelle in meinem Leben, — ich muß Ihnen nochmal recht von der Thielemann erzählen, — ich habe sie sehr lieb gehabt, ihr hinsichtlich meiner Geistesbildung sehr viel zu verdanken, und doch denkt jedermann nur an ihre späteren, freilich jahrelangen gestörten Stimmungen und vergißt, was sie war, solange sie ihrer mächtig blieb. In mir soll ihr wenigstens eine treue Erinnerung bewahrt bleiben."

So schwer Annetten der Abschied von Rüschhaus fiel, die Notwendigkeit eines Winteraufenthaltes im Süden lag für sie und die Ihrigen viel zu klar zu Tage. So ging's denn Ende September rheinabwärts, und gerade ein Jahr nach ihrer Abreise zog Annette wieder in die alte Meersburg ein. Manches fand sie verändert, „als läge ein Decennium dazwischen". Anderes freilich war auch geblieben — „als wär's gestern". Im allgemeinen war sie „recht gern da". „Was ich in meiner Einsamkeit treibe? Ich lese, beendige die Abschrift meiner Gedichte und sehe mir in der Dämmerung über den See das Abendrot an, was mir zuliebe in diesem Jahre unvergleichlich schön glüht."... Wenn die Abschrift einmal erst ganz fertig sei, wollte sie nicht Schücking damit belasten, sondern Laßberg hatte sich angeboten, mit Cotta wegen Übernahme des Verlags zu unterhandeln.[1] Davon aber wollte Schücking mit Recht nichts hören, und Annette sah auch bald ein, „daß es für alle Parteien am besten sein möchte, wenn meine Unterhandlungen mit Cotta durch Sie gehen. Laßberg ist hierin mit mir einverstanden; er hat sich anfangs sehr freudig angeboten, und nun kommt's ihm wie ein Riesenwerk vor ... zudem wird ihm der Gedanke, Cotta'n Geldforderungen zu machen, jede Stunde beklemmender."[2] Nachdem Annette dann dem Freunde, der inzwischen Mitredacteur

[1] Schücking, 230. [2] Ebd. 233.

an der Augsburger Allgemeinen Zeitung geworden war, noch ausführlich über sein Verhalten Cotta gegenüber geschrieben hat, heißt es: „Sie sehn, Levin, ich möchte gern alles für Sie thun, was ich kann; nun geben Sie mir dagegen aber auch ein Versprechen, und zwar ein ernstes und unverbrüchliches, Ihr Ehrenwort, wie Sie es einem Manne geben und halten würden, daß Sie an meinen Gedichten auch nicht eine Silbe willkürlich ändern wollen. Ich bin in diesem Punkte unendlich empfindlicher, als Sie es noch wissen, und würde grade jetzt, nachdem ich Sie so dringend gewarnt, höchstens mich äußerlich zu fassen suchen, aber es Ihnen nie vergeben und einer innern Erkältung nicht vorbeugen können. Habe ich bei Ihrem romantischen und malerischen Westfalen über manches weggesehen, so traten dort Umstände ein, die besondere Berücksichtigung verlangten: wir waren uns noch um vieles fremder; Sie, ein angehender Schriftsteller in unbequemen Verhältnissen, der seine ganze Hoffnung auf diese Arbeit setzte, hatten mich um die Balladen gebeten . . . und waren nun, sobald sie Ihnen mißfielen, in der verzweifelten Lage, aus Höflichkeit mit blutendem Herzen Ihr eignes Werk, nach Ihrer Ansicht, verderben zu müssen . . . Sie können also keine Parallele von damals zu jetzt ziehen, und wenn Sie es dennoch thun, so täuschen Sie sich auf eine für unser so liebes und fruchtbringendes Verhältnis höchst traurige Art. Haben Sie mir aber Ihr Ehrenwort gegeben, so stelle ich Ihnen alles mit dem vollsten Vertrauen zu und will Ihnen dann die Sache möglichst erleichtern."[1]

Auf das von Schücking umgehend schriftlich abgegebene Versprechen erfolgte dann die Zusendung des Manuskriptes. Am 11. Januar 1844 schreibt Annette an ihre Tante Sophie: „Faul bin ich nicht gewesen, da thu' ich mir selbst zu kurz, ich habe mich vielmehr reine kaput geschrieben, und morgen geht die ganze Pastete an Schücking ab, „der dann sehn mag, wie er mit Cotta fertig wird".[2]

[1] Schücking, 235.
[2] IV, 328.

Wie Cotta zu dem Verlag der Gedichte kam, erzählt sie dem Onkel August: „Mit meinem litterarischen Treiben geht's gut. Cotta hat mir, da ich seit einem Jahr nichts mehr ins Morgenblatt geschickt hatte, einen überhöflichen, bittenden Brief geschrieben und ein Prachtexemplar der Nibelungen (Folio mit Holzschnitten) geschenkt. Hierauf habe ich ihm den Verlag eines Bandes meiner Gedichte, dem auch die ältern zum Teil einverleibt sind, angeboten. — Als Antwort hat er weitläufig auseinandergesetzt, wie wenig oder nichts er andern, selbst Uhlanden und Lenau'n für die erste Auflage gegeben habe, und sich dann zu 500 Thl. für die erste Auflage verstanden und für jede größere 1000 in Aussicht gestellt, obwohl der Kontrakt nur auf eine Auflage von 1200 Exemplaren lautet, und zwar auf meinen eigenen Wunsch, da ich eine vielleicht momentane Stimmung des Publikums nicht benutzen mag, Cotta'n möglicherweise in Schaden zu bringen. Sind die Gedichte es wert, oder hält das Publikum sie wenigstens dafür, so bekomme ich doch später meine 1000 Thl.[1] — Es ist seltsam, wie man an einem Orte — (hier in Oberdeutschland, Sachsen ꝛc.) so gut angesehen und zugleich an einem andern (Westfalen) durchgängig schlimmer als übersehen sein kann. Ich muß mich mehr, als ich selbst weiß, der schwäbischen Schule zuneigen. — Das Buch erscheint zur Michaelis-Messe . . . Zunächst erscheint dann wohl ein Buch über Westfalen, was freilich lange noch nicht fertig ist; aber ich schreibe schnell, wenn ich mal dran komme, was sogleich geschehen soll, wenn ich in Rüschhaus zur Ruhe gekommen bin. Gott gebe, daß mir Stimmung und passable Gesundheit bleiben, um noch recht viel verdienen zu können; denn ich möchte gar zu gerne zwei kleine Stiftungen machen . . . Der Anfang ist gemacht, zu der ersten habe ich meinen Brautschatz überwiesen und zum Behuf der letzteren ein hübsches, massiv gebautes

[1] Über die verschiedenen Bedingungen des Kontraktes vgl. Schücking, Briefe 249 ff., 262 f., 272 f. Cotta gab für die erste Auflage von 1200 Exemplaren 700 Gulden. Angeboten waren ursprünglich 500 Gulden für 1000 Exempl.

und bewohnbares Gartenhaus vor dem Thore von Meersburg gekauft.“ [1]

So sehr Annetten der Aufenthalt im Süden verhältnismäßig ein Opfer war, weil eine so weite Entfernung sie von Heimat und Freunden schied, so hatte sie sich doch immer mehr von der Notwendigkeit desselben überzeugt und sich sogar in der Nähe der Schwester, und „in der Luft, die ihr allein zusagte und endlich wohl ihre heimische werden mußte“ [2] — ein Haus gekauft, das ihr nötigenfalls als eigenes Heim dienen konnte. Das Haus und wie sie dazu gekommen war, schildert sie der Tante Sophie: „Es ist ein großes Gartenhaus, liegt grade Jennys Garten und Häuschen gegenüber und ist wenigstens noch einmal so groß; es heißt ‚das Fürstenhäuschen‘, weil einer der letzten Bischöfe es gebaut hat, um dort im Sommer die Nachmittage zuzubringen, sowohl der herrlichen Aussicht wegen als auch weil er kränklich war und die Luft dort so rein ist. Es enthält fünf Piecen, zwar klein, aber doch brauchbar; . . . das Gebäude ist im besten Zustande, sehr fest und massiv aus gehauenen Steinen aufgeführt, das Dach noch im vorigen Jahre durchaus repariert, nur die Fenster sind alle fort, bloß Läden da, die gottlob immer fest geschlossen gewesen sind, so daß die Zimmer nicht gelitten haben. Hierzu gehört ein Jauchert (etwas mehr wie ein Morgen) Rebland, sehr gut im stande gehalten und mit lauter guten Sorten bepflanzt, Muskateller, Traminer, Gutedel ꝛc. ꝛc., die in guten Jahren etwa zwanzig Ohm Wein bringen sollen. — Die Hälfte davon hat eine sehr gute Lage nach Süden, die andere weniger; es gehört auch noch ein Bleichplätzchen dazu; ein Brunnen ist nicht da, aber grade daneben eine Quelle, die Sommer und Winter fließt. Diese niedliche Miniaturbesitzung, die ihre Herren weit weg in Freiburg hatte, war jedermanns Augenmerk, und als sie zum Verkauf kam, strömten alle Honoratioren zu. Ich ging auch hin, warum, weiß ich kaum, — ich dachte wohl, es

[1] IV. 335. Brief vom 2. August 1844.
[2] Brief an Schücking 13. Dez. 1843.

wäre hübsch, wenn ich es kaufen könnte, um es einstens, da es doch an Jennys Garten stößt, ihren Kindern zu hinterlassen; aber es fiel mir nicht ein, daß ich es könnte. Sowie ich hereinkam, fragte mich einer der Honoratioren: ‚Wollen Sie mitbieten?‘ Ich sagte: ‚vielleicht, je nachdem es fällt‘, worauf gleich mehrere der Herren fortgingen, auch mehrere der Bauern, und die andern blieben ruhig sitzen und boten nicht, außer einem Bauern, der auch bald still schwieg, als ich ganz piano anfing, gegen ihn zu bieten, und so wurde mir schon nach ein paar Minuten die Geschichte für 400 Thaler zugeschlagen — was sagst du dazu? Alle sagen, ich hätte lächerlich wohlfeil gekauft — die Reben allein kosteten hier in schlechter Lage ebensoviel und in guter wenigstens das Doppelte, und das Haus hätte ich ganz umsonst. Der Verkauf ist zwar noch nicht bestätigt, aber alle sagen, das werde nicht ausbleiben, da die Besitzer dieser Kleinigkeit zugleich ganz große, anstoßende Strecken mit haben versteigern lassen, die alle so hoch aufgetrieben sind, daß dieser kleine Schaden gegen den großen Profit gar nicht in Betracht kommt und sie gewiß deshalb die Auktion nicht umstoßen werden. Das Geld dazu bekomme ich jedenfalls für die erste Ausgabe meiner Gedichte; giebt's mir Cotta nicht, so haben mir schon andere höher geboten — ich habe rechte Freude an dem Kauf." [1]

Annette lachte recht, als man ihr nachher erzählte, die ‚Honoratioren‘ und Bauern hätten nur deshalb nicht geboten, weil sie gedacht, sie sei eine sehr reiche Dame und werde sehr hoch hinaufsteigern. Am meisten freute sie sich, „daß es nicht irgend ein Armer gewesen, von dem sie so billig gekauft habe".

Nun galt es, das Haus in einen wohnlichen Zustand zu bringen. Ein ländliches Malergenie erhielt bald den Auftrag,

[1] IV. 329 f. Brief vom 11. Januar 1844. „Der Weinberg liegt an der Landstraße nach Friedrichshafen ungefähr vier Minuten vor dem Thore von Meersburg. Der Erbauer des Pavillons war der Domherr Jakob Fugger († 1620), welcher ihn seinem Vetter, dem Bischof Fugger, von Konstanz vermachte."

die nötigen Anstreicherarbeiten zu besorgen. „Der Mann hatte sich eine Ehre daraus gemacht, mit allem Aufgebot seines dekorativen Talentes und seiner Farbentöpfe das kleine Bauwerk blau, rot, weiß, gelb und grün herauszustaffieren. Das Fräulein erschrak nicht wenig, als sie sah, wie geschmackvoll ihr Auftrag ausgeführt worden; aber sie brachte es nicht über ihr Herz, einen Einwand zu machen, und noch weniger, den guten Koloristen durch den Befehl zu kränken, mit irgend einer passenden Farbe seine ganze Regenbogenpracht zu übertünchen."[1]

Einer der ersten Besuche, die sie in ihrem Buenretiro empfing, war ihr „liebes Kind" mit seiner jungen Gemahlin. Nachdem Schücking vor zwei Jahren seine Stellung als Erzieher des Fürsten Wrede angetreten hatte, begannen auch bald schon Annettens Sorgen um das sittliche und zeitliche Wohl des Freundes. Die Luft am kleinen Fürstenhofe war keine reine und gesunde, der Umgang des jungen Erziehers, wenn auch nicht immer ein verführerischer, so doch stets ein anrüchiger. Dabei galt der Fürst trotz seines Aufwandes und seiner ausgedehnten Güter als verschuldet. Annette war daher nicht abgeneigt, Schücking auf einen andern Plan eingehen zu sehen, dem zufolge er Redacteur der Freiburger Zeitung werden sollte, falls Laßberg für die Richtung Schückings gutstehe. Laßberg „sitzt in diesem Augenblick hinter seinem Schreibtisch und giebt dem Herrn von Recke sein Ehrenwort hinsichtlich deiner moralischen und politischen Ansichten ... Lieber Levin, ich kenne dich zehnmal besser wie Laßberg und weiß, daß du, obwohl weder Demagog noch Freigeist, doch nicht zur Hälfte so loyal und orthodox bist, wie der gute alte Herr es meint; bedenke, daß ein Mann, der dich liebt und allgemein geachtet ist, sein Ehrenwort für dich giebt, und geh auf nichts ein, wenn du fühlst, es nicht erfüllen zu können."[2] „Auch gäbe ich vieles darum, daß die Fürstin schon da wäre; diese Art Junggesellen-Wirtschaft hört dann auf — wenn sie bleibt, für immer —,

[1] Schücking, Lebenserinnerungen II. 11. [2] Schücking, Briefe 84.

und es mag leicht ein solcher Abstrich eintreten, wie beim Freiligrath vor und nach seiner Heurath. Denn eine tugendhafte Frau hat immer großen Einfluß auf ihren Mann, wenn er sie auch nicht liebt, jedenfalls ist sie die gebietende Fürstin und hat den geselligen Ton anzugeben." [1] Drei Monate später war die Fürstin tot, und Annette wird immer eindringlicher in ihren Mahnungen an den Freund: „Nun komme ich zu etwas, was mir eigentlich am meisten auf dem Herzen liegt, weshalb gerade ich es bis zuletzt verschoben habe, deine Lage nämlich. Wüßtest du, wieviel ich an dich denke, wie manche Stunde ich wach in meinem Bette liege und mich über deine Zukunft zergrübele und zersorge! Levin, mein einziges geliebtes Kind, du bist in sehr schlimmer Umgebung. Das Herz ist mir so voll, ich möchte dir so alles auf einmal sagen, und doch ist's am besten, ich warte ab, wie sich die Dinge gestalten; was nutzt's, Fälle zu erörtern, die vielleicht niemals eintreten! Aber ich fürchte, mit dem Tode der guten, wahrscheinlich totgequälten Fürstin weicht das letzte sittliche Bild, an dem sich eine ehrliche Seele noch aufrichten kann, aus eurem Hause; mehr will ich jetzt nicht sagen und dich nur noch bitten, ihres Sterbebettes und dessen, was sie darauf gebracht hat, nie zu vergessen und dich fest zu deinen Zöglingen zu halten. Es ist die ehrenvollste und in Zukunft vielleicht die einzige ehrenvolle Stellung, die du nehmen kannst, wenn jeder voraussetzen darf, du seiest da aus Liebe zu den armen Kindern, und um ihnen reell zu nützen. Ich wollte, ich könnte bei dir sein, dann wär' mir nicht bange; was mir vielleicht an Klugheit abginge, würde meine Liebe und Sorge ersetzen, die dein Bestes zehnmal schärfer im Auge hält als ihr eigenes. Könnte ich dich nur einmal eine Stunde wieder hier haben, hinter dem Teller mit aufgesparten Birnen und Nüssen!" (116.)

In ihrem nächsten Brief wird sie noch eindringlicher und spricht klar und deutlich über das, was sie fürchtet. „Es würde

[1] Ebd. 86.

die nötigen Anstreicherarbeiten zu besorgen. „Der Mann hatte sich eine Ehre daraus gemacht, mit allem Aufgebot seines dekorativen Talentes und seiner Farbentöpfe das kleine Bauwerk blau, rot, weiß, gelb und grün herauszustaffieren. Das Fräulein erschrak nicht wenig, als sie sah, wie geschmackvoll ihr Auftrag ausgeführt worden; aber sie brachte es nicht über ihr Herz, einen Einwand zu machen, und noch weniger, den guten Koloristen durch den Befehl zu kränken, mit irgend einer passenden Farbe seine ganze Regenbogenpracht zu übertünchen.“[1]

Einer der ersten Besuche, die sie in ihrem Buenretiro empfing, war ihr „liebes Kind“ mit seiner jungen Gemahlin. Nachdem Schücking vor zwei Jahren seine Stellung als Erzieher des Fürsten Wrede angetreten hatte, begannen auch bald schon Annettens Sorgen um das sittliche und zeitliche Wohl des Freundes. Die Luft am kleinen Fürstenhofe war keine reine und gesunde, der Umgang des jungen Erziehers, wenn auch nicht immer ein verführerischer, so doch stets ein anrüchiger. Dabei galt der Fürst trotz seines Aufwandes und seiner ausgedehnten Güter als verschuldet. Annette war daher nicht abgeneigt, Schücking auf einen andern Plan eingehen zu sehen, dem zufolge er Redacteur der Freiburger Zeitung werden sollte, falls Laßberg für die Richtung Schückings gutstehe. Laßberg „sitzt in diesem Augenblick hinter seinem Schreibtisch und giebt dem Herrn von Recke sein Ehrenwort hinsichtlich deiner moralischen und politischen Ansichten . . . Lieber Levin, ich kenne dich zehnmal besser wie Laßberg und weiß, daß du, obwohl weder Demagog noch Freigeist, doch nicht zur Hälfte so loyal und orthodox bist, wie der gute alte Herr es meint; bedenke, daß ein Mann, der dich liebt und allgemein geachtet ist, sein Ehrenwort für dich giebt, und geh auf nichts ein, wenn du fühlst, es nicht erfüllen zu können.“[2] „Auch gäbe ich vieles darum, daß die Fürstin schon da wäre; diese Art Junggesellen-Wirtschaft hört dann auf — wenn sie bleibt, für immer —,

[1] Schücking, Lebenserinnerungen II. 11. [2] Schücking, Briefe 84.

und es mag leicht ein solcher Abstrich eintreten, wie beim Freiligrath vor und nach seiner Heurath. Denn eine tugendhafte Frau hat immer großen Einfluß auf ihren Mann, wenn er sie auch nicht liebt, jedenfalls ist sie die gebietende Fürstin und hat den geselligen Ton anzugeben." [1] Drei Monate später war die Fürstin tot, und Annette wird immer eindringlicher in ihren Mahnungen an den Freund: „Nun komme ich zu etwas, was mir eigentlich am meisten auf dem Herzen liegt, weshalb gerade ich es bis zuletzt verschoben habe, deine Lage nämlich. Wüßtest du, wieviel ich an dich denke, wie manche Stunde ich wach in meinem Bette liege und mich über deine Zukunft zergrübele und zersorge! Levin, mein einziges geliebtes Kind, du bist in sehr schlimmer Umgebung. Das Herz ist mir so voll, ich möchte dir so alles auf einmal sagen, und doch ist's am besten, ich warte ab, wie sich die Dinge gestalten; was nutzt's, Fälle zu erörtern, die vielleicht niemals eintreten! Aber ich fürchte, mit dem Tode der guten, wahrscheinlich totgequälten Fürstin weicht das letzte sittliche Bild, an dem sich eine ehrliche Seele noch aufrichten kann, aus eurem Hause; mehr will ich jetzt nicht sagen und dich nur noch bitten, ihres Sterbebettes und dessen, was sie darauf gebracht hat, nie zu vergessen und dich fest zu deinen Zöglingen zu halten. Es ist die ehrenvollste und in Zukunft vielleicht die einzige ehrenvolle Stellung, die du nehmen kannst, wenn jeder voraussetzen darf, du seiest da aus Liebe zu den armen Kindern, und um ihnen reell zu nützen. Ich wollte, ich könnte bei dir sein, dann wär' mir nicht bange; was mir vielleicht an Klugheit abginge, würde meine Liebe und Sorge ersetzen, die dein Bestes zehnmal schärfer im Auge hält als ihr eigenes. Könnte ich dich nur einmal eine Stunde wieder hier haben, hinter dem Teller mit aufgesparten Birnen und Nüssen!" (116.)

In ihrem nächsten Brief wird sie noch eindringlicher und spricht klar und deutlich über das, was sie fürchtet. „Es würde

[1] Ebd. 86.

doch gar zu miserabel lauten, der Mann, dem die Kinder der seligen Fürstin anvertraut sind, ist der Pylades des Bruders, der Schwester, des Vettern jener Person, die der Fürstin den Sarg gezimmert hat' . . . Bedenken Sie, daß ich mich im Innern für Sie verantwortlich gemacht habe, sowohl für Ihr äußeres als inneres Wohl, und jeder Ihrer Fehlschritte mir mitten durchs Herz geht. Gott weiß, wie gern ich Sie unter diesen Umständen von einer honnetten Neigung befangen säh', aber nur von einer recht honnetten. Ich will Sie nicht ermüden und bitte nur noch, denken Sie recht oft an mich, es ist gewiß gut: ich denke sehr, sehr viel an Sie." (127 ff.)

Der Wunsch Annettens nach einer „honnetten Neigung" für Schücking sollte rasch genug in Erfüllung gehen. Schon im nächsten Brief (15. Nov. 1842) heißt es als Antwort auf einen Punkt des Schückingschen Briefes: „Aber was brauchen Sie sich mit allen Schriftstellerinnen anzulegen? Mein kleines Pferd schlägt mir über die Stränge! Die Michels noch in vollem Flor, und nun gar die Gall dazu! Elise hat Ihnen gleich eine der beiden als Frau zugedacht; meinetwegen, ich gebe meinen edelmütigen Konsens . . . Von der Gall wissen wir nichts, können sie uns also so reizend denken, wie wir wollen; wer weiß, ob sie nicht ein gebratener Engel ist!" (144.)[1]

Vorläufig steht aber immer noch die Stellung Schückings beim Fürsten im Vordergrund der Sorgen Annettens, die nicht müde wird, dem Freunde zuzureden. Sie fürchtet schließlich selbst darin zu weit zu gehen: „Lieber Levin, mein liebstes Herz, Sie haben noch immer alles freundlich aufgenommen, was Ihr Mütterchen Ihnen gesagt hat; Sie wissen wohl, daß es aus einem treuen, für Sie unablässig sinnenden und sorgenden

[1] Luise Freiin von Gall war am 19. September 1808 zu Darmstadt als Tochter eines hessischen Generals geboren. In ihrem ersten Lebensjahre hatte sie ihren Vater verloren und zog mit der Mutter nach Ungarn und Wien. Als auch die Mutter 1841 gestorben war, kehrte Luise nach Darmstadt zurück, wo sie im Hause ihres Oheims freundliche Aufnahme fand. Ihre erste schriftstellerische Leistung war das 1842 veröffentlichte Lustspiel: Das böse Gewissen.

Herzen kommt. Nicht wahr, mein lieb Kind, du wirst mir nicht tückisch? Wenn ich anfing, meine Sermone einzupacken, dann könnten Sie nur denken, daß es anfing, mit der Liebe schlecht zu stehen; denn es ist immer hart, Ihnen dergleichen zu schreiben, und ich würde es schwerlich um jemand anderes thun; aber du bist mein einzig lieb Kind, und ich will dir lieber mal lästig und langweilig erscheinen, als mich durch Schweigen an der Treue zu versündigen. Noch eins muß ich dir sagen, und zwar wieder als dein Mütterchen: Wie ist's, daß du so wenig Liebe zu den Kindern hast? Rühren dich diese armen Geschöpfe nicht, deren einziger Halt und einziger moralischer Leitstern du bist? Es kommt mir vor, als sähest du die Pflicht, ihre Unschuld zu überwachen und ihren Geist zu entwickeln, fast als eine unbillig aufgebürdete Last an, und doch bist du deshalb da, und gerade dies ist dasjenige, was deine Stellung adelt und sie in allen honnetten Augen ehrwürdig und schön macht. Mich dünkt, ich in deiner Lage würde die Kinder schon aus Mitleid lieb haben, und wenn sie Kretins wären, und das sind sie doch wahrlich nicht . . . Unterrichtgeben ist zwar, wie ich aus Erfahrung weiß, eine höchst unangenehme Sache, besonders wenn man andere Arbeiten vor der Hand hat; aber du hast es doch einmal übernommen, und die Kinder dürfen nicht dabei zu kurz kommen, daß du lieber schriftstellerst." (166 ff.)

Gegen Schluß des Briefes kommt Annette dann aber ausführlich auch „zu der Gall. Ob sie zu meiner Schwiegertochter paßt? Das könnte ganz wohl sein; schön und geistreich scheint sie wenigstens unwidersprechlich, und ich wäre sehr begierig, sie zu sehen . . . Es ist mir äußerst erfreulich, Levin, daß Sie in Ihrer jetzigen Verlassenheit einen geistigen Anhalt und Trost in ihr gefunden haben, und wenn es Gottes Wille ist, kann sie Ihnen allerdings dereinst vielleicht noch mehr werden. Dennoch muß ich dich bitten, liebstes Kind, sei vorsichtig mit der Feder und hüte dich vor jedem Wort, was dich binden könnte; die Liebe wird weder durch Schönheit noch Talent noch selbst

Achtbarkeit bedingt, sondern liegt einzig in den eignen Augen und eignem Herzen, und wo diese nicht das gewisse Unbeschreibliche finden, was sie grade anspricht, da hilft alle Engelhaftigkeit nichts." [1]

Trotz ihrer Krankheit wiederholt Annette auch in ihrem folgenden Brief die dringende Mahnung: „Suchen Sie die Gall persönlich kennen zu lernen, ehe Sie sich zu weit mit ihr einlassen: und dann heiraten Sie nicht ohne ein festes, wenn auch bescheidenes Einkommen Ihrerseits; unter diesen beiden Bedingungen haben Sie den vollständigen Segen derjenigen, die mit aller Liebe und Treue einer Mutter für Sie fühlen wird, solange noch ein Atemzug in ihr ist." [2]

Der nächste Brief Schückings brachte die gute Nachricht, daß er dem Fürsten gekündigt und Hoffnung habe, Redacteur an der Augsburger Allgem. Zeitung zu werden. Ein Zusammentreffen mit Frl. von Gall war verabredet. Daher erneute und eindringlichste Bitte Annettens, der Freund möge sich doch ja nicht übereilen. „Ich bin voll der besten Hoffnungen und so herzensfroh, daß deine Neigung sich so ehrenvoll fixiert hat, und doch ist mir jetzt, wo die Entscheidung bevorsteht, so ängstlich, und ernst zu Mute, als sollte ich selbst heiraten. Du bist ein Westfale, deshalb ein geborener Philister, und das Bedürfnis nach heiterer Ruhe ist bei dir auf die Dauer das allervorherrschendste. Du bist zart von Nerven, deshalb auch kurzen Aufregungen sehr zugänglich, aber bald überreizt; eine derartige Frau würde dich im ersten Vierteljahre vielleicht bis zur Vergötterung exaltieren, im zweiten und dritten bedeutend ermüden, und endlich würdest du lieber in die erste beste Pfahlbürgerkneipe gehen, um nur mal eine ruhige ordinäre Stunde zu verleben. Auch ihre Anforderungen an die Welt sind bei deiner vorläufig bescheidenen Lage sehr zu prüfen. Sie scheint mir glänzend erzogen und an einen bewundernden Kreis gewöhnt; dergleichen entwöhnt sich nicht leicht. Ihre Unlust an Hofbällen und der großen Welt will nichts beweisen; sehr lebhafte und dabei, wie

[1] Schücking, Briefe 171 f. [2] Ebd. 182.

du selbst sagst, etwas eitle Personen, die an einen engern Zirkel, wo sie die erste Rolle spielen, gewöhnt sind, fühlen sich nie wohl, wo sie sich schmählich genieren und mit so vielen pari gehen müssen. Aber diese täglichen kleinern Zirkel im eigenen Hause sind gerade das Geldfressende, und ich weiß kaum, was kläglicher ist: in Schulden geraten oder jeden Mittag Wassersuppen essen, um abends die Leute mit Zuckerbrezeln bewirten zu können. Mein gutes Herz, du darfst mir nichts übel nehmen und begreifst die Angst deines Mütterchens, wo ihr einziges, liebes Kind auf dem Punkte steht, über seine ganze Zukunft zu entscheiden. Beobachte die Gall zwischen Menschen und wie sie dir da zuerst erscheint, ehe sie sich noch ausschließlich mit dir beschäftigt; nachher ist's zu spät. Völlig Verliebte oder gar Verlobte sind immer einsamer Natur und möchten nur in einer Hütte unter vier Augen leben; aber das hält nicht an, und die alte, angeborene Natur kommt über kurz oder lang immer wieder durch. Es sind noch zwei Umstände, die ich jetzt, wo dein Geschick an einem Haare schwebt, nicht übergehen darf, magst du meine Liebe darin nun erkennen oder verkennen. Die Gall ist protestantisch; das macht zwar mir wenigstens für ihre Person nichts aus; aber sie könnte fordern, daß ihre Kinder in gleicher Religion erzogen würden. Wär's möglich, Levin, daß du in einem Augenblicke der Leidenschaft oder des Leichtsinns darauf eingingst? Ich weiß, du bist kein orthodoxer Katholik, hast es aber doch oft gegen mich und andere ausgesprochen, daß du deine angeborene Glaubensform bei weitem für die bessere und der Moralität zuträglichere hältst. Darum bitte ich dich, wie ich bitten kann, Levin, gieb kein solches öffentliches Zeichen einer Schwäche, die dich in deinen eigenen und anderer Augen herabsetzen müßte. Bedenk, was du alles für den Besitz e i n e s Herzens aufgäbst: alle deine hiesigen Lieben, die du tödlich betrüben und den freien Äußerungen ihrer Zuneigung fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg wälzen würdest. Mein liebes, liebes Kind! Du weißt, daß dieses keine Drohung sein soll, nur ein Auffrischen des dir wohl Bekannten, ein

Erinnern an Verhältnisse, die du vielleicht halb vergessen hast, deren Resultate aber wenigstens einem fast das Herz brechen würden. Nun zu dem andern Punkte. Lieber Levin, du bist leichtsinnig, oder vielmehr, wenn du etwas lebhaft wünschest, so machst du dir selbst was weis und siehst, im umgekehrten Sprichwort, ein Kamel für eine Mücke an. Du bist deiner beiden Eltern echtes Kind; ich will hiermit deinem armen, guten Vater nicht zu nahe treten, den ich vielleicht gerade deshalb so lieb habe und begreife, weil ich an dir sehe, wie man ihm in manchen Stücken ähnlich und doch großer Anhänglichkeit wert sein kann. Deshalb bitte ich, wie nur eine Mutter bitten kann, verlobe dich, wann du willst, heute, morgen, aber heirate nicht ohne festen Grund unter den Füßen, nicht auf einige hundert Gulden, die bei sparsamer Wirtschaft allenfalls für Zweie ausreichen . . ."

Schücking seinerseits spricht der Braut auch schon bald (Ellingen, 11. Dez. 1842) über sein eigentümliches Verhältnis zu Annette: „ . . . Daß Sie die Gedichte der Droste so schön finden, freut mich außerordentlich. Die Droste war mir eine Freundin meiner Mutter, und ich habe in ihr eine Mutter wiedergefunden: es giebt kein innigeres und wohlthuenderes Verhältnis wie das zwischen ihr und mir, wie es kein angenehmeres Leben für mich gegeben, [als] wenn ich bei ihr auf ihrem einsamen Waldschlößchen mich habe verwöhnen lassen wie ein rechtes Muttersöhnchen, das sich die Weinsaucen, die Apfelpfannkuchen u. s. w. selber am großen Küchenfeuer zusammenkochte und währenddes die Fülle der schönsten Gespenstergeschichten erzählen ließ . . . Sie brauchen deshalb nicht eifersüchtig zu werden, meine teure Braut, wenn ich Ihnen dessen auch wert scheinen sollte. Die Droste wird stark in den Vierziger sein und sieht noch älter aus, weil sie kränklich ist: da kann man jemanden wohl sehr lieb haben, aber — eifersüchtig braucht man doch nicht darauf zu sein. Sie hat eine ganz frappante Ähnlichkeit mit mir, die wirklich bei einer Mutter und ihrem Sohn nicht größer sein könnte, äußerlich und innerlich,

nur hat sie unendlich mehr originelle Poesie als ich in sich. Sie ist eine ganz eigentümliche, in jeder Beziehung originelle und tiefgediegene Erscheinung. Nur hat eine ganz verkehrte, ganz aristokratische Erziehung alle ihre Talente an der Entwicklung gehindert. Ich muß Ihnen noch viel, sehr viel von meinem guten Mütterchen erzählen, wenn wir mal ruhig zusammen plaudern können."

In einem der folgenden Schreiben (Mondsee, 6. März 1843) heißt es: „Hör mal, Liebste, thu mir einen Gefallen, der dir keine Mühe macht — schreib einmal ein paar Zeilen an die Droste nur des Inhalts, daß ihre Gedichte dir so gut gefallen und daß es dir eine Befriedigung sei, ihr dies auszusprechen, wie es sie vielleicht auch freue zu hören, daß ihre Gedichte in der Ferne ein Echo und die verdiente Bewunderung gefunden. Kennst du den Grafen von Thal? er steht in Wolffs poetischem Hausschatz und ist wunderschön. Sie sitzt jetzt einsam auf ihrem Waldschlößchen, und ich möchte ihr gerne eine kleine Freude machen oder vielmehr eine große, denn ich weiß, daß es ihr eine größere sein würde, als eine Menge lobender Kritiken, gegen welche sie fürchterlich hochmütig ist — sie hat alle drei Hochmüte, den aristokratischen, den Damen- und den Dichterhochmut, aber sie ist trotzdem die liebenswürdigste Erscheinung, die man denken kann, sie ist natürlich in höchstem Grade, eine Beobachtungsgabe, die wirklich merkwürdig ist, originell in jeder Beziehung, in der Musik vielleicht noch größer denn als Dichterin, sie besitzt ein Herz voll Wohlwollen und Güte und ist doch schlau und klug wie eine Schlange, die innersten Gedanken einem aus dem Herzen lesend. Sie ist klein, hat die allergrößten Augen, die ein Mensch gehabt, solange die Welt steht, und sieht damit in der Nähe die Infusionstierchen in den Wassertropfen, fünf oder sechs Schritte weit aber fast nichts mehr. Sie kleidet sich wie ein bürgerliches Madämchen in ein schwarz Merinokleid oder sitzt wie eine Türkin in höchster Saloppheit auf einem ungeheueren schwarzen Kanapee, und doch sieht man auf den ersten Augenblick, daß man eine durch Geist und

Geburt hochgestellte Dame vor sich hat. Ihr Talent steht weit über dem aller unserer lebenden Dichter — aber bei ihrer grenzenlosen Gleichgültigkeit gegen das Urteil der Welt, wie sie heutzutage ist, hat sie nie sich die Mühe gegeben, um Ruhm zu ringen. Daß sie jetzt eine bedeutende Sammlung Gedichte zum Druck vorbereitet, daran bin ich eigentlich schuld, denn ich habe ihr keine Ruhe gelassen, und als wir uns vorigen Winter zusammen auf der alten Meersburg einquartiert hatten, hat sie täglich ein oder zwei Gedichte liefern müssen. Ob sie einen großen Ruhm bekommt, weiß ich aber doch nicht; sie schreibt alle ihre Sachen so leicht hin, als ob es lauter Impromptus wären, und giebt sich nicht die Mühe, das zu schaffen, was sie schaffen könnte. Wenn es dir Spaß macht, Luise, deinem Schwiegermütterchen zu schreiben in dem Gedanken, daß du sie erfreust, dann thu es — aber ganz sans gêne — sie ist die Einfachheit selbst. Mich mußt du aber aus dem Spiel lassen, doch wie du willst, du kannst auch sagen, daß du durch mich von ihr gehört."[1]

Trotz der wiederholten Warnungen Annettens verlobte sich Schücking doch knall und fall kurz nach seinem Eintreffen in Darmstadt, wo Luise von Gall bei ihrem Onkel wohnte. Auch mit der Heimführung der Braut zögerte er nicht mehr lange, sobald er erst seiner Stellung bei der Allgemeinen Zeitung sicher war. Es muß etwas auffallen, daß er diese Vermählung, die bereits am 7. Oktober 1843 stattfand, seiner mütterlichen Freundin erst am 2. November mitteilt. Annette suchte sich mit dieser Eile und Rücksichtslosigkeit so gut abzufinden, als sie eben vermochte, und auch der jungen Gattin gegenüber strebte sie ehrlich nach einem richtigen Verhältnis und Verkehrston. Besonders da bald darauf Schücking in der Verlagsangelegenheit der Gedichte Annettens sich dieser gegenüber so freundschaftlich erwies, schien es ihr eine Pflicht der Dankbarkeit, auch der Gattin gemütlicher gegenüberzutreten.

[1] Vgl. die beiden Briefe in: Frankfurter Zeitung Nr. 335 (1899) und Monatsschrift für kathol. Lehrerinnen. Paderborn, 1900. XIII. S. 56 ff.

So ganz leicht wurde ihr dies freilich nicht. Erst in einem Briefe v. 29. Febr. 1844 heißt es: „Gott segne ihn (Schücking) für seine Treue, ich habe ihn außerordentlich lieb, außerordentlich, und Sie auch schon sehr, meine gute Herzensluise, meine Levinsfrau! Gottlob, das Eis ist gebrochen, ich habe Ihnen vertraut geschrieben wie einer Tochter und könnte jetzt ebensowenig in einen noch halb fremden Ton zurück, wie es mir anfangs schwer war, die rechte Linie zwischen vertraut und doch wieder fremd zu treffen; es ist vorüber, und ich wüßte jetzt kein Wort, was ich nicht ebenso frei gegen Sie aussprechen würde, wie gegen Levin selbst.“[1]

Im Laufe des Frühjahrs 1844 wollte Schücking von Augsburg aus den Freunden auf der Meersburg seine junge Frau zuführen. „Wir alle freuen uns darauf, selbst Mama erweicht sich gegen ihn, da sie hört, wie Jenny und Laßberg ihn loben.“[2] Annette ist ganz mütterliche Sorge, den Reisenden im Städtchen ein passendes Unterkommen zu suchen, da sie längere Zeit sich aufhalten wollen. Laßberg wird sie gewiß gleich auf das Schloß einladen, aber man muß die Einladung doch erst abwarten. Andere Sorgen kommen dazu. Einen Augenblick lang ist sogar ein Zusammentreffen mit der Rüdiger zu befürchten — dann wird um die Osterzeit Annette selbst wieder krank, aber schließlich läßt alles sich noch gut an. Am 26. April kann Schücking ihr seine Ankunft in allernächste Aussicht stellen: „Gott, was haben wir uns alles zu erzählen, vom hundertsten ins tausendste, zwei Jahre liegen zwischen heut' und der Zeit, wo ich Sie zum letztenmal sah, und was ist darin für mich nicht alles passiert! Wie ist es mir schlecht und wie gut ist es mir gegangen in der Zeit!“[3]

Am 6. Mai 1844 trafen die Erwarteten dann auch wirklich ein. „Ich fand [Annette]“, schreibt Schücking, „leider sehr verändert. Ihre Gesundheit war — vielleicht hatte ich es früher bei stetem Zusammenleben nicht so wahrgenommen — doch ein

[1] Schücking, Briefe 289. [2] IV. 331. [3] Schücking, Briefe 302.

Geburt hochgestellte Dame vor sich hat. Ihr Talent steht weit über dem aller unserer lebenden Dichter — aber bei ihrer grenzenlosen Gleichgültigkeit gegen das Urteil der Welt, wie sie heutzutage ist, hat sie nie sich die Mühe gegeben, um Ruhm zu ringen. Daß sie jetzt eine bedeutende Sammlung Gedichte zum Druck vorbereitet, daran bin ich eigentlich schuld, denn ich habe ihr keine Ruhe gelassen, und als wir uns vorigen Winter zusammen auf der alten Meersburg einquartiert hatten, hat sie täglich ein oder zwei Gedichte liefern müssen. Ob sie einen großen Ruhm bekommt, weiß ich aber doch nicht; sie schreibt alle ihre Sachen so leicht hin, als ob es lauter Impromptus wären, und giebt sich nicht die Mühe, das zu schaffen, was sie schaffen könnte. Wenn es dir Spaß macht, Luise, deinem Schwiegermütterchen zu schreiben in dem Gedanken, daß du sie erfreust, dann thu es — aber ganz sans gêne — sie ist die Einfachheit selbst. Mich mußt du aber aus dem Spiel lassen, doch wie du willst, du kannst auch sagen, daß du durch mich von ihr gehört."[1]

Trotz der wiederholten Warnungen Annettens verlobte sich Schücking doch knall und fall kurz nach seinem Eintreffen in Darmstadt, wo Luise von Gall bei ihrem Onkel wohnte. Auch mit der Heimführung der Braut zögerte er nicht mehr lange, sobald er erst seiner Stellung bei der Allgemeinen Zeitung sicher war. Es muß etwas auffallen, daß er diese Vermählung, die bereits am 7. Oktober 1843 stattfand, seiner mütterlichen Freundin erst am 2. November mitteilt. Annette suchte sich mit dieser Eile und Rücksichtslosigkeit so gut abzufinden, als sie eben vermochte, und auch der jungen Gattin gegenüber strebte sie ehrlich nach einem richtigen Verhältnis und Verkehrston. Besonders da bald darauf Schücking in der Verlagsangelegenheit der Gedichte Annettens sich dieser gegenüber so freundschaftlich erwies, schien es ihr eine Pflicht der Dankbarkeit, auch der Gattin gemütlicher gegenüberzutreten.

[1] Vgl. die beiden Briefe in: Frankfurter Zeitung Nr. 335 (1899) und Monatsschrift für kathol. Lehrerinnen. Paderborn, 1900. XIII. S. 56 ff.

So ganz leicht wurde ihr dies freilich nicht. Erst in einem Briefe v. 29. Febr. 1844 heißt es: „Gott segne ihn (Schücking) für seine Treue, ich habe ihn außerordentlich lieb, außerordentlich, und Sie auch schon sehr, meine gute Herzensluise, meine Levinsfrau! Gottlob, das Eis ist gebrochen, ich habe Ihnen vertraut geschrieben wie einer Tochter und könnte jetzt ebensowenig in einen noch halb fremden Ton zurück, wie es mir anfangs schwer war, die rechte Linie zwischen vertraut und doch wieder fremd zu treffen; es ist vorüber, und ich wüßte jetzt kein Wort, was ich nicht ebenso frei gegen Sie aussprechen würde, wie gegen Levin selbst.“[1]

Im Laufe des Frühjahrs 1844 wollte Schücking von Augsburg aus den Freunden auf der Meersburg seine junge Frau zuführen. „Wir alle freuen uns darauf, selbst Mama erweicht sich gegen ihn, da sie hört, wie Jenny und Laßberg ihn loben.“[2] Annette ist ganz mütterliche Sorge, den Reisenden im Städtchen ein passendes Unterkommen zu suchen, da sie längere Zeit sich aufhalten wollen. Laßberg wird sie gewiß gleich auf das Schloß einladen, aber man muß die Einladung doch erst abwarten. Andere Sorgen kommen dazu. Einen Augenblick lang ist sogar ein Zusammentreffen mit der Rüdiger zu befürchten — dann wird um die Osterzeit Annette selbst wieder krank, aber schließlich läßt alles sich noch gut an. Am 26. April kann Schücking ihr seine Ankunft in allernächste Aussicht stellen: „Gott, was haben wir uns alles zu erzählen, vom hundertsten ins tausendste, zwei Jahre liegen zwischen heut' und der Zeit, wo ich Sie zum letztenmal sah, und was ist darin für mich nicht alles passiert! Wie ist es mir schlecht und wie gut ist es mir gegangen in der Zeit!“[3]

Am 6. Mai 1844 trafen die Erwarteten dann auch wirklich ein. „Ich fand [Annette]“, schreibt Schücking, „leider sehr verändert. Ihre Gesundheit war — vielleicht hatte ich es früher bei stetem Zusammenleben nicht so wahrgenommen — doch ein

[1] Schücking, Briefe 289. [2] IV. 331. [3] Schücking, Briefe 302.

Geburt hochgestellte Dame vor sich hat. Ihr Talent steht weit über dem aller unserer lebenden Dichter — aber bei ihrer grenzenlosen Gleichgültigkeit gegen das Urteil der Welt, wie sie heutzutage ist, hat sie nie sich die Mühe gegeben, um Ruhm zu ringen. Daß sie jetzt eine bedeutende Sammlung Gedichte zum Druck vorbereitet, daran bin ich eigentlich schuld, denn ich habe ihr keine Ruhe gelassen, und als wir uns vorigen Winter zusammen auf der alten Meersburg einquartiert hatten, hat sie täglich ein oder zwei Gedichte liefern müssen. Ob sie einen großen Ruhm bekommt, weiß ich aber doch nicht; sie schreibt alle ihre Sachen so leicht hin, als ob es lauter Impromptus wären, und giebt sich nicht die Mühe, das zu schaffen, was sie schaffen könnte. Wenn es dir Spaß macht, Luise, deinem Schwiegermütterchen zu schreiben in dem Gedanken, daß du sie erfreust, dann thu es — aber ganz sans gêne — sie ist die Einfachheit selbst. Mich mußt du aber aus dem Spiel lassen, doch wie du willst, du kannst auch sagen, daß du durch mich von ihr gehört."[1]

Trotz der wiederholten Warnungen Annettens verlobte sich Schücking doch knall und fall kurz nach seinem Eintreffen in Darmstadt, wo Luise von Gall bei ihrem Onkel wohnte. Auch mit der Heimführung der Braut zögerte er nicht mehr lange, sobald er erst seiner Stellung bei der Allgemeinen Zeitung sicher war. Es muß etwas auffallen, daß er diese Vermählung, die bereits am 7. Oktober 1843 stattfand, seiner mütterlichen Freundin erst am 2. November mitteilt. Annette suchte sich mit dieser Eile und Rücksichtslosigkeit so gut abzufinden, als sie eben vermochte, und auch der jungen Gattin gegenüber strebte sie ehrlich nach einem richtigen Verhältnis und Verkehrston. Besonders da bald darauf Schücking in der Verlagsangelegenheit der Gedichte Annettens sich dieser gegenüber so freundschaftlich erwies, schien es ihr eine Pflicht der Dankbarkeit, auch der Gattin gemütlicher gegenüberzutreten.

[1] Vgl. die beiden Briefe in: Frankfurter Zeitung Nr. 336 (1899) und Monatsschrift für kathol. Lehrerinnen. Paderborn, 1900. XIII. S. 56 ff.

So ganz leicht wurde ihr dies freilich nicht. Erst in einem Briefe v. 29. Febr. 1844 heißt es: „Gott segne ihn (Schücking) für seine Treue, ich habe ihn außerordentlich lieb, außerordentlich, und Sie auch schon sehr, meine gute Herzensluise, meine Levinsfrau! Gottlob, das Eis ist gebrochen, ich habe Ihnen vertraut geschrieben wie einer Tochter und könnte jetzt ebensowenig in einen noch halb fremden Ton zurück, wie es mir anfangs schwer war, die rechte Linie zwischen vertraut und doch wieder fremd zu treffen; es ist vorüber, und ich wüßte jetzt kein Wort, was ich nicht ebenso frei gegen Sie aussprechen würde, wie gegen Levin selbst.“[1]

Im Laufe des Frühjahrs 1844 wollte Schücking von Augsburg aus den Freunden auf der Meersburg seine junge Frau zuführen. „Wir alle freuen uns darauf, selbst Mama erweicht sich gegen ihn, da sie hört, wie Jenny und Laßberg ihn loben.“[2] Annette ist ganz mütterliche Sorge, den Reisenden im Städtchen ein passendes Unterkommen zu suchen, da sie längere Zeit sich aufhalten wollen. Laßberg wird sie gewiß gleich auf das Schloß einladen, aber man muß die Einladung doch erst abwarten. Andere Sorgen kommen dazu. Einen Augenblick lang ist sogar ein Zusammentreffen mit der Rüdiger zu befürchten — dann wird um die Osterzeit Annette selbst wieder krank, aber schließlich läßt alles sich noch gut an. Am 26. April kann Schücking ihr seine Ankunft in allernächste Aussicht stellen: „Gott, was haben wir uns alles zu erzählen, vom hundertsten ins tausendste, zwei Jahre liegen zwischen heut' und der Zeit, wo ich Sie zum letztenmal sah, und was ist darin für mich nicht alles passiert! Wie ist es mir schlecht und wie gut ist es mir gegangen in der Zeit!“[3]

Am 6. Mai 1844 trafen die Erwarteten dann auch wirklich ein. „Ich fand [Annette]“, schreibt Schücking, „leider sehr verändert. Ihre Gesundheit war — vielleicht hatte ich es früher bei stetem Zusammenleben nicht so wahrgenommen — doch ein

[1] Schücking, Briefe 289. [2] IV. 331. [3] Schücking, Briefe 302.

gewaltig schwächliches und gebrechliches Ding; sie erfüllte mich mit tiefer Sorge. Auch machte mir ihr jetziger Aufenthalt einen melancholischen Eindruck. Sie wohnte nicht mehr in ihrem alten, doch ziemlich komfortabel eingerichteten Quartier, sondern nach ihrem Wunsch hatte man ihr ein Turmgemach in einem anderen Gebäudeteil, zu dem es nicht so viele Treppen zu ersteigen gab und wo sie in noch größerer Ungestörtheit weilen konnte, neu eingerichtet, und die Kahlheit, die weißen Kalkwände dieses noch nicht lange fertig gewordenen Raumes hatten etwas kerkerhaft Bedrückendes. Doch hatte sie alle ihre kleinen Schätze da bei einander und war mit dem Tausche sehr zufrieden. Konnte sie doch jetzt leichter hinaus zu ihrem geliebten kleinen Besitztum, das sie unterdes erworben und das sie mit großem Stolze uns zeigte . . . Die Zeit des Zusammenseins, welche uns vergönnt war, verflog rasch — nach acht [richtiger 14] Tagen mußten wir scheiden, und der biedere alte Ritter, der nun schon fünfundsiebzig Jahre zählte, aber immer noch so geistesfrisch und frohen Mutes ‚auf der aeltesten Burg Teutschlands' saß, kredenzte uns in seinem trefflichen Meersburger 1834er den Abschiedstrunk. Dann [20. Mai] entführte der Dampfer uns quer über den See den Türmen von Konstanz zu, und Annette schrieb in ihrer stillen Kemnate unterdes ihr schönes Gedicht:

„Lebt wohl, es kann nicht anders sein,
Spannt flatternd eure Segel aus,
Laßt mich in meinem Schloß allein,
Im öden geisterhaften Haus.

Lebt wohl und nehmt mein Herz mit euch
Und meinen letzten Sonnenstrahl;
Er scheide, scheide nur sogleich,
Denn scheiden muß er doch einmal.

Laßt mich an meines Sees Bord,
Mich schaukelnd an der Wellen Strich,
Allein mit meinem Zauberwort,
Dem Alpengeist und meinem Ich.

Verlassen, aber einsam nicht,
Erschüttert, aber nicht zerdrückt,
Solange noch das heil'ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt;

Solange mir der frische Wald
Aus jedem Blatt Gesänge rauscht,
Aus jeder Klippe, jedem Spalt
Befreundet mir der Elfe lauscht;

Solange noch der Arm sich frei
Und wallend mir zum Äther streckt,
Und jedes wilden Geiers Schrei
In mir die wilde Muse weckt."[1]

Wahrlich! ein ebenso trauriges, als trotziges Abschiedswort, das keine besonders gemütliche Stimmung voraussetzt. In der That war es während des Besuches zu einer kleinen Spannung gekommen. Annette schreibt später, sie habe niemals den Unterschied zwischen Briefdichtung und Wahrheit stärker empfunden als bei diesem Besuche. Es scheint, daß die junge Frau den rechten Ton verfehlte und den Unterschied des Alters zu sehr hervortreten ließ, wofür Annette sehr empfindlich war. Selbst die verschiedene Art zu singen führte zu einem Gegensatz. Nach dem bei dieser Gelegenheit entstandenen Gedicht „Zum zweitenmale will ein Wort" scheint Schücking eine Bemerkung über die Gattin empfindlich aufgenommen, ja an der Liebe Annettens zu der jungen Frau gezweifelt zu haben. „Doch du", sagt sie zu Schücking,

. . . „Doch du", „das tiefversenkte Blut
In meinem Herzen, durftest denken,
So wolle ich mein eigen Gut,
So meine eigne Krone kränken?
O, sorglos floß mein Wort und bunt,
Im Glauben, daß es dich ergötze,
Daß nicht geschaffen dieser Mund
Zu einem Hauch, der dich verletze.

Du zweifelst an der Sympathie
Zu einem Wesen dir zu eigen?
So sag' ich nur, du konntest nie
Zum Gletscher ernster Treue steigen.
Sonst wüßtest du, daß auf den Höhn
Das schnöde Unkraut schrumpft zusammen,
Und daß wir dort den Phönix sehn,
Wo unsre liebsten Cedern flammen." (Ges. W. III. 196.)

[1] Schücking, Lebenserinnerungen II. 11 f.

Am 29. Mai kehrte das junge Paar noch einmal zu einem viertägigen Besuch nach Meersburg zurück. Von Augsburg aus trafen dann bald Briefe und Geschenke für die Gastfreunde ein, für die Annette am 20. Juni in einem herzlichen Schreiben an Frau Schücking dankt. „Daß und wie sehr ich Sie vermisse, brauche ich nicht zu sagen; ich bin sehr fleißig, lese, lerne, zeichne, habe aber zum Dichten erst die halbe Stimmung wiedergewonnen; ich finde eben keine Teilnahme, weiß nicht, wem ich Freude damit machen könnte, und so möchte ich es lieber bloß denken. Doch habe ich gestern und vorgestern einiges zu stande gebracht und hoffe nun im Zuge zu bleiben.“ Von einer eben erscheinenden Erzählung Luisens sagt Annette: „ich muß diesem Ihrem neuesten Produkt unbedingt den Vorzug vor allen frühern . . . geben; es liegt eine tiefe Herzlichkeit, eine einfache Natürlichkeit und Richtigkeit der Gefühle darin, die mir wenigstens über alles geht. Ob mein Urteil mit dem allgemeinen übereinstimmt, weiß ich freilich nicht, da ich zu wenig Neues lese, um genau zu wissen, bis zu welchem Punkte der gegenwärtige Geschmack seinen Cyklus durchlaufen hat, seine nächste Richtung läßt sich zwar mit Gewißheit voraussagen, ich weiß aber nicht, wieweit er schon das Übergewicht dahin genommen hat.“ „Ad vocem ‚Traube‘ [Name des Wirtshauses, in dem die Schückings in Meersburg wohnten]: das Haus ist mir förmlich fatal, seit ihr nicht mehr darin seid. In den ersten Tagen wäre ich gern hinein gegangen, um eure zurückgelassenen Papierschnitzel und Bindfäden zu sehn, ehe sie ausgefegt würden; ich habe es aber versäumt, und jetzt wäre es mir schrecklich öde darinnen, und es ist mir nur lieb, daß die Läden zu sind — also noch kein neuer Mietsmann. Lieber Levin, ich besuche jetzt unsre alten Plätze am See sehr selten oder vielmehr gar nicht. Die alten Erinnerungen sind notwendig durch neue verdrängt, und da prädominieren die Figelei und der öde Stein; solche Plätze sind eben nur, was man selbst hineinlegt. Ich wollte, ich wäre in diesem Augenblicke gesund und könnte auf dem öden Stein stehen — am liebsten mit euch...

Und nun Adieu, meine teuren Kinder, schreibt mir bald und gedenkt meiner mit Liebe; der kleine Junge ist gut und die Luise auch, alle beide sehr lieb, und Levins Mütterchen ist sehr beruhigt und glücklich, ihn mit ihren eigenen Augen so glücklich gesehn zu haben und mit so begründeter Aussicht, es immer zu bleiben. Adieu.' Gott segne euch alle Tage eures Lebens ... Mama läßt freundlichst grüßen. Wir vermissen euch alle, und ihr kommt täglich im Gespräch vor."[1]

Fast ein Jahr später schrieb Annette der Tante: „Seine [Schückings] Frau habe ich in Meersburg kennen gelernt; sie ist sehr schön, sehr talentvoll, hat aber auch die Gabe ... das zu wissen, weshalb sie mir doch nicht recht zu Gemüte wollte. Ihn macht sie aber sehr glücklich, hat ihn ungeheuer lieb und ist, was mir am besten gefällt, eine sehr gute Wirtin."[2]

In demselben Briefe v. 20. Juni 1844 an Frau Schücking klagt Annette schon über „die Vorqualen der Abreise, das Packen... und die Abschiedsbesuche nach Berg, Herschberg und Wartensee... nach jedem Ort für mehrere Tage, auch noch nach Konstanz und Bischofszell. Mir wird schon im voraus schwarz vor den Augen... Wenn der Druck meiner Gedichte vielleicht eher vollendet sein sollte, als wir es jetzt denken, und man Ihnen die Freiexemplare sendet, so schicken Sie dieselben nicht, bevor Sie mir geschrieben. Die meisten sollen ja doch versendet werden, und es wäre unnützes Porto, sie erst nach Rüschhaus gehen zu lassen."[3]

Am 2. Aug. schrieb sie dem Onkel August: „Wir erwarten täglich Werner, der uns abholen, in den ersten Tagen dieses Monates hier und vor Ende desselben in Hülshoff sein will... Ich habe jetzt zweimal ein ganzes Jahr hier zugebracht, ein paar recht schöne friedliche Abschnitte meines Lebens, in denen ich viel gearbeitet und mich jedem Fleckchen der Umgebung eingewöhnt habe, und Gott weiß, ob ich wieder herkomme... Ich bin hier jedesmal gesunder gewesen, als sonst seit 15 Jahren,

[1] Schücking, Briefe 303 ff.
[2] IV. 343.
[3] Schücking, Briefe 309.

wenigstens was die Brustbeschwerden betrifft, und vergesse ganz, was es thut, niemals einen freien Atemzug zu haben.“[1]

Eigentlich freundschaftlichen Umgang hatte Annette nur mit zwei Damen gehabt. Nicht weit von Meersburg wohnte auf Schloß Herschberg die Fürstin Salm-Reifferscheidt-Krautheim, geb. Hohenlohe, deren Schwiegervater in zweiter Ehe die einzige Tochter der Fürstin Gallitzin geheiratet hatte. Neben der Nachbarschaft wird besonders auch der letztere Umstand ein Grund gewesen sein, der die Fürstin mit den Bewohnern des Dagobertsschlosses in engere Beziehungen brachte. Annette und die Fürstin waren bald erklärte Freundinnen, und wie sie früher von „ihrer Herzogin“, so spricht sie jetzt von ihrer Fürstin.

Die zweite Meersburger Freundin war eine junge talentvolle Engländerin, Philippa Pearsall, die mit ihrem Vater in Wartensee am andern Ufer des Bodensees wohnte. Annette hatte die jüngere, damals noch protestantische Freundin sehr ins Herz geschlossen, weil sie nicht bloß sehr ernsten, religiösen Strebens war, sondern auch trotz ihrer Jugend viel Leid erduldet hatte. Wie oft mag die Dichterin wohl von der Höhe ihrer Terrasse hinaus über den See geschaut haben, ob nicht die Freundin komme, und dann, wenn sie deren Segel erblickte, geseufzt haben:

„O, könnte ich der Möve gleich
Umkreisen es in luft'gen Ringen,
O, wäre mein der Lüfte Reich,
Mein junge, lebensfrische Schwingen!“[2]

In Philippa fand Annette auch eine verständige Verehrerin ihrer Poesie, weshalb sie ihr unbefangen ihre Schätze mitteilte.

Scherzhaft schildert sie selbst ihren übrigen Meersburger Verkehr: „Meine Hauptliebschaft hier...ist ein allerliebstes altes Jüngferchen aus Konstanz, Frl. Lottchen Ittner, Tochter eines Gelehrten,

[1] Vgl. den ganzen Brief VI. 336 ff.

[2] An Philippa. III. 414. Philippa trat um die Zeit des Todes Annettens zur kath. Kirche zurück. Auch die übrige Familie, Vater, Mutter und Bruder, wurden katholisch.

die Latein spricht wie Wasser, aber vor Blödigkeit fast ihr Schürzchen zerreißt, wenn man sie anredet ... Man kann sie nicht ohne Rührung ansehen; sie hat ein Gesichtchen, worin die Güte förmlich festgetrocknet ist, und bringt ihre Zeit damit hin, kranken oder sonst verlassenen Leuten vorzulesen, — die Zeitungen, wenn's anders nicht sein kann, obwohl ihr diese in den Tod zuwider sind. — Meine zweite ‚Liebe' ist der Provisor in der Apotheke, meinem Turm gegenüber, auch ein kleines, grauköpfiges Wurzelmännchen, der aus bloßer Treue schon der vierten Generation derselben Familie dient, obwohl ihm 10 mal bessere Stellen angeboten sind, jetzt einen schlimmen Herrn hat, der die Armen drückt, und aus seinem dünnen Provisorbeutel den Leuten das Geld zusteckt, womit sie seinen Herrn bezahlen. Ich habe ihm lange nachgestellt und ihn oft in meinen Turm zur Münzschau eingeladen, aber der ägyptische Joseph will nicht daran, und ich mag mich begnügen, ihn aus der Ferne zu betrachten, wie er seines Herrn krummbeinige, eheleibliche Kretins an die Mauer spazieren trägt ... Wenn die Schwaben gut sind, so sind sie gleich recht gut, sonst durchgängig etwas dickhäutig und dickköpfig, aber durch die Bank fromme Schlucker, und das Sprichwort ‚ehrlich wie ein Schwab' ist nicht umsonst da. Es wohnen hier noch viele ehemalige Diener und Beamte der letzten Fürstbischöfe von Konstanz, und ich habe mich bei diesen Leuten aus der guten alten Schule, die so ehrerbietig sind und doch so würdig ihre Stelle auszufüllen wissen, recht erholt von der geistreichen Taktlosigkeit unseres modernen Bürgerstandes." [1]

Auch jetzt wieder hatte die Dichterin manche interessante und berühmte Leute kennen gelernt. Den Professor Oken, der ihr auf Eppishausen, wegen seines „laigen Cynismus" etwas unangenehm war, fand sie jetzt durch das Alter sehr gemildert, liebenswürdig und freundlich, „originell und unnüse wie Jakob Grimm". Die „anderen berühmten Leute" waren wieder „lauter Niebelungenreuter, die viel zu gelehrt sprachen,

[1] IV. 337.

wenigstens was die Brustbeschwerden betrifft, und vergesse ganz, was es thut, niemals einen freien Atemzug zu haben."[1]

Eigentlich freundschaftlichen Umgang hatte Annette nur mit zwei Damen gehabt. Nicht weit von Meersburg wohnte auf Schloß Herschberg die Fürstin Salm-Reifferscheidt-Krautheim, geb. Hohenlohe, deren Schwiegervater in zweiter Ehe die einzige Tochter der Fürstin Gallitzin geheiratet hatte. Neben der Nachbarschaft wird besonders auch der letztere Umstand ein Grund gewesen sein, der die Fürstin mit den Bewohnern des Dagobertsschlosses in engere Beziehungen brachte. Annette und die Fürstin waren bald erklärte Freundinnen, und wie sie früher von „ihrer Herzogin", so spricht sie jetzt von ihrer Fürstin.

Die zweite Meersburger Freundin war eine junge talentvolle Engländerin, Philippa Pearsall, die mit ihrem Vater in Wartensee am andern Ufer des Bodensees wohnte. Annette hatte die jüngere, damals noch protestantische Freundin sehr ins Herz geschlossen, weil sie nicht bloß sehr ernsten, religiösen Strebens war, sondern auch trotz ihrer Jugend viel Leid erduldet hatte. Wie oft mag die Dichterin wohl von der Höhe ihrer Terrasse hinaus über den See geschaut haben, ob nicht die Freundin komme, und dann, wenn sie deren Segel erblickte, geseufzt haben:

„O, könnte ich der Möve gleich
Umkreisen es in luft'gen Ringen,
O, wäre mein der Lüfte Reich,
Mein junge, lebensfrische Schwingen!"[2]

In Philippa fand Annette auch eine verständige Verehrerin ihrer Poesie, weshalb sie ihr unbefangen ihre Schätze mitteilte.

Scherzhaft schildert sie selbst ihren übrigen Meersburger Verkehr: „Meine Hauptliebschaft hier...ist ein allerliebstes altes Jüngferchen aus Konstanz, Frl. Lottchen Ittner, Tochter eines Gelehrten,

[1] Vgl. den ganzen Brief VI. 336 ff.

[2] An Philippa. III. 414. Philippa trat um die Zeit des Todes Annettens zur kath. Kirche zurück. Auch die übrige Familie, Vater, Mutter und Bruder, wurden katholisch.

die Latein spricht wie Wasser, aber vor Blödigkeit fast ihr Schürzchen zerreißt, wenn man sie anredet . . . Man kann sie nicht ohne Rührung ansehen; sie hat ein Gesichtchen, worin die Güte förmlich festgetrocknet ist, und bringt ihre Zeit damit hin, kranken oder sonst verlassenen Leuten vorzulesen, — die Zeitungen, wenn's anders nicht sein kann, obwohl ihr diese in den Tod zuwider sind. — Meine zweite ‚Liebe' ist der Provisor in der Apotheke, meinem Turm gegenüber, auch ein kleines, grauköpfiges Wurzelmännchen, der aus bloßer Treue schon der vierten Generation derselben Familie dient, obwohl ihm 10 mal bessere Stellen angeboten sind, jetzt einen schlimmen Herrn hat, der die Armen drückt, und aus seinem dünnen Provisorbeutel den Leuten das Geld zusteckt, womit sie seinen Herrn bezahlen. Ich habe ihm lange nachgestellt und ihn oft in meinen Turm zur Münzschau eingeladen, aber der ägyptische Joseph will nicht daran, und ich mag mich begnügen, ihn aus der Ferne zu betrachten, wie er seines Herrn krummbeinige, eheleibliche Kretins an die Mauer spazieren trägt . . . Wenn die Schwaben gut sind, so sind sie gleich recht gut, sonst durchgängig etwas dickhäutig und dickköpfig, aber durch die Bank fromme Schlucker, und das Sprichwort ‚ehrlich wie ein Schwab' ist nicht umsonst da. Es wohnen hier noch viele ehemalige Diener und Beamte der letzten Fürstbischöfe von Konstanz, und ich habe mich bei diesen Leuten aus der guten alten Schule, die so ehrerbietig sind und doch so würdig ihre Stelle auszufüllen wissen, recht erholt von der geistreichen Taktlosigkeit unseres modernen Bürgerstandes." [1]

Auch jetzt wieder hatte die Dichterin manche interessante und berühmte Leute kennen gelernt. Den Professor Oken, der ihr auf Eppishausen, wegen seines „laigen Cynismus" etwas unangenehm war, fand sie jetzt durch das Alter sehr gemildert, liebenswürdig und freundlich, „originell und unnüse wie Jakob Grimm". Die „anderen berühmten Leute" waren wieder „lauter Niebelungenreuter, die viel zu gelehrt sprachen,

[1] IV. 337.

als daß ich sie verstanden hätte.“ „Drei Flitterwochen“ brachte auch Guido Görres mit seiner jungen Frau auf der Meersburg zu. „Er hat eine ungeheure Ähnlichkeit mit meinem Onkel August Haxthausen und zwar auf den ersten abord nicht von der vorteilhaftesten Seite, gewinnt aber ungemein im Umgange, wo er bedeutenden Geist nebst großer Gutmütigkeit und Offenheit entwickelt.“[1]

Endlich, Ende August oder anfangs September, traf der Bruder Werner auf der Meersburg ein, und nun ging's auch bald mit der nicht besonders gekräftigten Mutter „auf die Räder“, Westfalen zu. „Vom Dampfboot brachte Annette einen Husten mit“, abends um neun fuhr sie bei Mondschein ohne Anhalten durch Münster und langte spät am 28. Sept. in Rüschhaus an. Hier klärte sich sofort auch ein unangenehmes Mißverständnis. Auf der Meersburg hatte man seit Juni von Schücking keine Zeile mehr erhalten, was umsomehr auffallen mußte, als man von Woche zu Woche auf die Freiexemplare der Gedichte oder doch wenigstens auf Nachricht über deren Herausgabe wartete. Es scheint sogar, daß die Schwester Jenny sich in einem deutlichen Brief dieserhalb nach Augsburg wendete und Aufklärung erbat. Diesmal war Schücking jedoch ohne Schuld. In der Meinung, Annette sei bereits in Westfalen, hatte er alles, was sie erwartete, schon seit Wochen nach Münster geschickt. In Rüschhaus selbst fand Annette den Wechsel auf den Betrag des Honorars — 700 Gulden — den sie endossieren und durch Schücking realisieren lassen sollte. Trotz des Kopfwehs, „von dem ihr die Augen überlaufen“, schreibt sie denn auch gleich am folgenden Tage wegen dieses Wechsels und bittet den Freund, das Geld möglichst bald nach Meersburg zu schicken, um damit den Kaufpreis für das Gartenhaus zu erlegen. Als sie einige Tage später auch die Büchersendung erhielt, sah sie mit Freuden, wie Cotta „generöser Weise die Zahl der Freiexemplare von 12 auf 16 vermehrt hatte.“

[1] Schücking, Briefe 313.

Obgleich Annette eine abgesagte Feindin des Verschenkens von Freiexemplaren war, so mußten doch Ausnahmen gemacht werden. So schickte sie denn zur Weihnachtszeit auch ein solches nebst anderen kleinen Geschenken an die Fürstin Salm und begleitete die Sendung sogar mit einem ausführlicheren Brief.[1] Die Fürstin kargte ihrerseits nicht mit ihren Gaben. Nebst

[1] Wir teilen nachstehend den unseres Wissens bisher ungedruckten Brief aus der Kladde im Wortlaut mit:

„Meine teure Fürstin!

Obwohl mir seit einigen Tagen, infolge einer Erkältung, wieder recht unwohl ist, so kann ich doch dies Paket nicht abgehen lassen, ohne mich Ihnen, meine gütige Freundin, wenigstens mit einigen Zeilen zu vergegenwärtigen. — Ich denke so viel an Sie und höre nun durch meine Schwester, daß Sie auch an mich denken, daß Sie von mir reden und sogar für mich zeichnen. — Sie sind doch gar zu lieb! und ich wollte, ich könnte Ihnen recht etwas Liebes wieder thun. — Würden die Tage nur heller, daß ich mit meinem Ausschneiden voran käme oder wenigstens mein Daguerrotyp könnte aufnehmen lassen. — Jetzt mache ich mir vorläufig die Freude, allerlei dummes kleines Zeug für Sie zusammen zu bringen, damit Sie überall an das Nettle erinnert werden und auch sehen, wie es überall an Sie gedacht hat. Wäre das Paket an Jenny größer, so würde ich manches hineinschmuggelen, aber nun kann ich nur einige Küpferchen unterbringen. — Bitte, lassen Sie mich doch wissen, welche darunter der guten Fr. von Katzmann gefallen, damit ich ihr dieselben später schicke. Es zieht sich mit meiner Kiste ungebührlich in die Länge, namentlich einiges, was ich mir für Laßberg wünschte, weiß ich noch gar nicht aufzutreiben. — Sehr gern hätte ich Ihnen, teure Fürstin, jetzt gleich meine Gedichte geschickt, die längst für Sie bereit liegen, aber das Buch ist gar zu dick und könnte das eigentliche Paket wie eine Feder auf den Rücken nehmen, und nun fürchte ich, bis die Kiste ankommt, sind Ihnen die Gedichte schon steinalt. Ich habe dies an Jenny geschrieben in der Hoffnung, Laßberg werde auf den glücklichen Gedanken kommen, Ihnen sein (gleich von Stuttgart geschicktes) Exemplar, was gewiß noch neu und sauber wie aus dem Laden ist, zu Füßen zu legen, wofür er dann das Kistenbuch an sich nehmen könnte — ob er es merken wird? ihn geradezu darum bitten, mag ich nicht; — Jenny hat auch ein Exemplar, was aber schon vielfach verliehen und besudelt ist. Nur Sie sollten es nicht sehen, damit mein Geschenk nicht allen Effekt verliere, und nun schwätze ich selbst aus der Schule. — Meinem lieben Mütterchen geht es, gottlob, sehr wohl — ihr Herzklopfen ist freilich noch immer auf Tag und Stunde da, aber so gelinde, daß man es kaum Leiden, kaum noch eine Unbequemlichkeit nennen kann, und übrigens ist sie kerngesund und steckt mich armen Tropf zehnmal in die Tasche. — Doch will ich nicht klagen, ich muß mich wohl

als daß ich sie verstanden hätte." „Drei Flitterwochen" brachte auch Guido Görres mit seiner jungen Frau auf der Meersburg zu. „Er hat eine ungeheure Ähnlichkeit mit meinem Onkel August Haxthausen und zwar auf den ersten abord nicht von der vorteilhaftesten Seite, gewinnt aber ungemein im Umgange, wo er bedeutenden Geist nebst großer Gutmütigkeit und Offenheit entwickelt."[1]

Endlich, Ende August oder anfangs September, traf der Bruder Werner auf der Meersburg ein, und nun ging's auch bald mit der nicht besonders gekräftigten Mutter „auf die Räder", Westfalen zu. „Vom Dampfboot brachte Annette einen Husten mit", abends um neun fuhr sie bei Mondschein ohne Anhalten durch Münster und langte spät am 28. Sept. in Rüschhaus an. Hier klärte sich sofort auch ein unangenehmes Mißverständnis. Auf der Meersburg hatte man seit Juni von Schücking keine Zeile mehr erhalten, was umsomehr auffallen mußte, als man von Woche zu Woche auf die Freiexemplare der Gedichte oder doch wenigstens auf Nachricht über deren Herausgabe wartete. Es scheint sogar, daß die Schwester Jenny sich in einem deutlichen Brief dieserhalb nach Augsburg wendete und Aufklärung erbat. Diesmal war Schücking jedoch ohne Schuld. In der Meinung, Annette sei bereits in Westfalen, hatte er alles, was sie erwartete, schon seit Wochen nach Münster geschickt. In Rüschhaus selbst fand Annette den Wechsel auf den Betrag des Honorars — 700 Gulden — den sie endossieren und durch Schücking realisieren lassen sollte. Trotz des Kopfwehs, „von dem ihr die Augen überlaufen", schreibt sie denn auch gleich am folgenden Tage wegen dieses Wechsels und bittet den Freund, das Geld möglichst bald nach Meersburg zu schicken, um damit den Kaufpreis für das Gartenhaus zu erlegen. Als sie einige Tage später auch die Büchersendung erhielt, sah sie mit Freuden, wie Cotta „generöser Weise die Zahl der Freiexemplare von 12 auf 16 vermehrt hatte."

[1] Schücking, Briefe 315.

Obgleich Annette eine abgesagte Feindin des Verschenkens von Freiexemplaren war, so mußten doch Ausnahmen gemacht werden. So schickte sie denn zur Weihnachtszeit auch ein solches nebst anderen kleinen Geschenken an die Fürstin Salm und begleitete die Sendung sogar mit einem ausführlicheren Brief.[1] Die Fürstin kargte ihrerseits nicht mit ihren Gaben. Nebst

[1] Wir teilen nachstehend den unseres Wissens bisher ungedruckten Brief aus der Kladde im Wortlaut mit:

„Meine teure Fürstin!

Obwohl mir seit einigen Tagen, infolge einer Erkältung, wieder recht unwohl ist, so kann ich doch dies Paket nicht abgehen lassen, ohne mich Ihnen, meine gütige Freundin, wenigstens mit einigen Zeilen zu vergegenwärtigen. — Ich denke so viel an Sie und höre nun durch meine Schwester, daß Sie auch an mich denken, daß Sie von mir reden und sogar für mich zeichnen. — Sie sind doch gar zu lieb! und ich wollte, ich könnte Ihnen recht etwas Liebes wieder thun. — Würden die Tage nur heller, daß ich mit meinem Ausschneiden voran käme oder wenigstens mein Daguerrotyp könnte aufnehmen lassen. — Jetzt mache ich mir vorläufig die Freude, allerlei dummes kleines Zeug für Sie zusammen zu bringen, damit Sie überall an das Nettle erinnert werden und auch sehen, wie es überall an Sie gedacht hat. Wäre das Paket an Jenny größer, so würde ich manches hineinschmuggelen, aber nun kann ich nur einige Käpferchen unterbringen. — Bitte, lassen Sie mich doch wissen, welche darunter der guten Fr. von Katzmann gefallen, damit ich ihr dieselben später schicke. Es zieht sich mit meiner Kiste ungebührlich in die Länge, namentlich einiges, was ich mir für Laßberg wünschte, weiß ich noch gar nicht aufzutreiben. — Sehr gern hätte ich Ihnen, teure Fürstin, jetzt gleich meine Gedichte geschickt, die längst für Sie bereit liegen, aber das Buch ist gar zu dick und könnte das eigentliche Paket wie eine Feder auf den Rücken nehmen, und nun fürchte ich, bis die Kiste ankommt, sind Ihnen die Gedichte schon steinalt. Ich habe dies an Jenny geschrieben in der Hoffnung, Laßberg werde auf den glücklichen Gedanken kommen, Ihnen sein (gleich von Stuttgart geschicktes) Exemplar, was gewiß noch neu und sauber wie aus dem Laden ist, zu Füßen zu legen, wofür er dann das Kistenbuch an sich nehmen könnte — ob er es merken wird? ihn geradezu darum bitten, mag ich nicht; — Jenny hat auch ein Exemplar, was aber schon vielfach verliehen und besudelt ist. Nur Sie sollten es nicht sehen, damit mein Geschenk nicht allen Effekt verliere, und nun schwätze ich selbst aus der Schule. — Meinem lieben Mütterchen geht es, gottlob, sehr wohl — ihr Herzklopfen ist freilich noch immer auf Tag und Stunde da, aber so gelinde, daß man es kaum Leiden, kaum noch eine Unbequemlichkeit nennen kann, und übrigens ist sie kerngesund und steckt mich armen Tropf zehnmal in die Tasche. — Doch will ich nicht klagen, ich muß mich wohl

manchen Aquarellzeichnungen der Fürstin und ihrer Tochter besaß Annette auch das Album der Fürstin Gallitzin mit Einzeichnungen Goethes, Jacobis und vieler anderen litterarischen Berühmtheiten jener Zeit. Aus der in Aussicht gestellten herzlicheren Korrespondenz mit der Fürstin Salm scheint indes nichts geworden zu sein, denn nur zu bald zwangen die Verhältnisse wieder zu einem mündlichen Verkehr.

sehr in acht nehmen, habe alle Augenblicke etwas weg, aber ernstlich krank hat mich dieser Winter doch noch nicht gemacht, was ich von wenigen seiner Vorgänger sagen kann. -- In den Herbstferien war mein Neffe von Bedburg mit dem Sohne des dortigen Direktors Säul hier, und da habe ich Sie recht hergewünscht, damit Sie selbst hörten, wie die beiden Knaben von Ihrem Polly sprachen, was er für ein gar gutes, herziges Kind sei — ich hätte gar nicht nötig gehabt, ihn ihrer Fürsorge zu empfehlen, doch habe ich es auch hieran nicht fehlen lassen, und beide haben mir mit merkwürdig väterlichem Anstande ihr Bestes versprochen. — Sie gehören nämlich beide zu den sogenannten Tutoren der Anstalt, denen die Aufsicht über die anderen anvertraut ist. Und nun, meine teure Fürstin, muß ich Ihnen für diesmal Lebewohl sagen, es geht eben heute unendlich schlecht mit dem Schreiben, mir ist durch und durch catharreux zu Mute, und aufrichtig gesagt, denke ich mir diese Zeilen als halbes Gemeingut (d. h. in Meersburg überreicht und vielleicht dort teilweise vorgelesen), was mich nicht wenig geniert. — Darf ich aber mit Sicherheit nur auf Ihre lieben gütigen Augen rechnen, so fürchte ich, erhalten Sie das nächste Mal eine längere Epistel, als Ihnen sie zu lesen Geduld bleibt. Bitte, antworten Sie mir doch einige Zeilen, damit die Korrespondenz in den Gang kommt, denn ich verspreche mir gar große Freude davon, Sie werden mich noch als eine arge Schwätzerin kennen lernen und eine ausgezeichnete Schlechtschreiberin, denn heute nehme ich mich zusammen, und dies ist (Gott sei's geklagt) meine Paradeschrift. — Empfehlen Sie, ich bitte Sie, mich gütigst Ihrem Herrn Gemahl und der Prinzeß Auguste. — 1000 herzliche Grüße an meine liebe Katzmann und Frl. Adele, Fanny und Lori dürfen mich nicht vergessen, und Sie, meine teure Fürstin, müssen ohne Gnade lieb behalten Ihre Annette Droste-Hülshoff."

Das Original dieses Briefes wurde uns freundlich mitgeteilt von Frl. Elisabeth Weber in Nieheim. Der nicht datierte Brief stammt jedenfalls aus dem Winter nach dem Erscheinen der Gedichte, und zwar aus dessen Anfang, da er sie noch nicht ernstlich krank gemacht hatte, was man von der zweiten Hälfte des Winters bis März nicht sagen konnte. So werden wir wohl das Schreiben in den November 1845 setzen dürfen. — Das Daguerrotyp wurde im folgenden Sommer gemacht und am 30. Juni 1846 nach Meersburg geschickt.

XIX. Die Trennung.

1845—1846.

In Rüschhaus begann für Annette eine schwere Zeit. Bei ihrer Ankunft fand sie „ihre liebe alte Amme sehr kümmerlich. Nach einigen Wochen brach die Brustwassersucht völlig bei ihr aus, und seitdem habe ich," schreibt Annette an Schücking, „ein Leben gehabt, wie ich es keinem Türken gönnen möchte, — Tag und Nacht das Jammern gehört und das Elend vor Augen. Mama wollte mich umquartieren, aber die Köchin, die neben der Alten schlief, hatte einen gar zu festen Schlaf und konnte es auch der Alten nicht recht machen; so setzte ich es durch, unten zu bleiben." Das Elend dauerte vom Ende Oktober bis zum 23. Februar, wo „die gute Alte" begraben wurde. Annette selbst war die ganze Zeit über krank gewesen, die letzten Wochen sogar bettlägerig — schreiben konnte sie schon seit dem November nicht mehr — so daß die Mutter sie gleich nach der Amme Tod nach Hülshoff brachte.[1] Dort erholte sie sich „in acht Tagen unglaublich und war kaum noch krank zu nennen, nur sehr schwach, — ein sichrer Beweis, daß alles rein nervös war".[2]

Ihre guten Stunden benutzte Annette fleißig zum Niederschreiben einiger Erzählungen, mit denen es aber nicht recht voran wollte, der Stoff war schön, aber nicht auf westfälischem Boden, und so fehlten ihr alle Quellen, Bücher wie Menschen, um sich wegen der Lokalitäten Rats zu erholen. Alle Augenblicke fiel ihr der Schlagbaum vor der Nase zu. „Hätte ich diese Erzählungen nicht versprochen — und bald — ich ließ sie wenigstens vorläufig ruhn; nun aber quäle ich mich umsonst ab, wie

[1] Schücking, Briefe 333. [2] Ebd.

ein im Traum Laufender."[1] Zwischendurch machte sie Gedichte; die gerieten gut. „Ich werde sie zum Teil ins Kölner Feuilleton geben müssen und zwar umsonst, um eine schlechte Erzählung der Frau v. Hohenhausen flott zu machen; diese weiß aber NB. nichts davon . . . Diese hat eine Erzählung geschrieben, die noch langweiliger als tugendhaft ist, was hier viel sagen will. Nun heißt's aber: Flott gemacht! aber wie? Da will ich denn versuchen, der Kölner Zeitung, die sich wiederholt um meine Mitwirkung bemüht hat, dieselbe für einige Zeit unentgeltlich anzubieten; dafür muß sie die Erzählung gegen anständiges Honorar nehmen."[2]

Im übrigen lebte Annette den Winter über sehr still in Rüschhaus, einem „der unveränderlichsten Orte, wo man den Flug der Zeit am wenigsten gewahr wird". Über den Verlust der alten Amme und ihre Vereinsamung schreibt sie an Johanna Hassenpflug (27. April 1845): „Du begreifst, liebe Hanne, daß dieser Verlust mir sehr nahe geht. Ich war seit vielen Jahren an sie gewöhnt, und ihre Treue hat auch jede Liebe und Andenken wohl verdient; so ist es mir denn auch, als hätte ich eine nahe Verwandte verloren. Ich lebe jetzt einsamer als je. Junkmann ist fort, in Bonn, wird von da nach Berlin gehen, um zu promovieren, und dann hoffentlich nicht nach Münster zurück, wo nichts für ihn zu machen ist. Lutterbeck auch fort, Professor in [Gießen]; der Maler Sprick tot. Mein guter Blinder [Schlüter] vergebens operiert und seitdem so lichtscheu, daß er sich gar nicht mehr so weit bis zu uns hinaus wagt; Schücking wohl für immer in Süddeutschland fixiert, sehr glücklich in seiner Ehe und seinem nagelneuen Söhnchen. So ist mein alter Kreis gänzlich gesprengt, und es hat mir bisher an Zeit und Gesundheit, folglich auch wohl an Lust gefehlt, mir einen neuen zu bilden, obwohl dieses, wenn ich mal das Bedürfnis fühlen sollte, nicht schwer werden wird; denn es giebt viele sehr

[1] Schücking, Briefe 323. Es handelt sich hier wahrscheinlich um das Fragment: „Joseph". Vgl. IV. 539.

[2] Ebd. 323 f.

gescheite und nette Leute in Münster, und jedermann macht gern bei schönem Wetter kleine Landpartieen . . . doch fühle ich durchaus keinen Mangel an Gesellschaft; ich stecke immer über und über in Arbeiten, und meine Rüdiger ist mir mehr wie zehn andere. Sie kommt zuweilen, schreibt oft, und jeder ihrer Briefe macht mir einen heiteren Tag." Aber auch auf den persönlichen Verkehr mit dieser Freundin mußte Annette bald verzichten, da der Oberregierungsrat Rüdiger im Sommer 1845 nach Minden versetzt wurde.

Besuche aus dem Paderbornschen, die für den Frühling 1845 in Rüschhaus sich angesagt hatten, blieben aus. Dafür freute Annette sich denn umsomehr auf den Mai, wo sie selbst zu den Verwandten sollte. „Wir würden schon eher kommen, wenn der lange Winter nicht alles so weit hinausgeschoben hätte. — Wäsche, Arbeit in Feld und Garten, und nun findet sich zum Überfluß, daß in meinem Zimmer ein Balken einstürzen will, und wir vor der Abreise uns noch mit Maurern und Zimmerleuten herumarbeiten müssen. Du wirst dich wohl des immerwährenden Fleckens am Plafond . . . erinnern . . . Am Dache war aber durchaus nichts zu finden, und die Leute hier herum glauben an ein unsichtbares Loch, durch das unser Hausspuk (du kennst ihn ja wohl, der mit der weißen Timpmütze) aus- und eingeht . . . In den nächsten Tagen soll nun der Plafond heruntergenommen werden, und ich wage es wirklich nicht mehr, in der Sofaecke darunter zu sitzen, und muß jeden Augenblick aufsehen, ob die Pastete nicht herunterkommt . . . Wie wächst doch das Verlangen des Wiedersehens, wenn nicht nur so lange Zeit, sondern auch viel Wunderliches, Fremdes dazwischen gelegen hat! Alles anders! Andre Gegend, andre Sprache und Sitte! Du glaubst nicht, wie ich mich wieder an jedem alten Gesichte freue! Die Zeit läuft immer schneller, — sogar dieser endlose Winter ist hingegangen wie ein Traum! . . . Und nun Adieu, — nach vier Wochen heißt es jeden Morgen: ‚Frau Möhne, watt schwitze ich!' und jeden Mittag ärgern wir uns, daß wir die Hälfte zu sagen vergessen, obwohl uns der Mund nicht still-

ein im Traum Laufender."[1] Zwischendurch machte sie Gedichte; die gerieten gut. „Ich werde sie zum Teil ins Kölner Feuilleton geben müssen und zwar umsonst, um eine schlechte Erzählung der Frau v. Hohenhausen flott zu machen; diese weiß aber NB. nichts davon . . . Diese hat eine Erzählung geschrieben, die noch langweiliger als tugendhaft ist, was hier viel sagen will. Nun heißt's aber: Flott gemacht! aber wie? Da will ich denn versuchen, der Kölner Zeitung, die sich wiederholt um meine Mitwirkung bemüht hat, dieselbe für einige Zeit unentgeltlich anzubieten; dafür muß sie die Erzählung gegen anständiges Honorar nehmen."[2]

Im übrigen lebte Annette den Winter über sehr still in Rüschhaus, einem „der unveränderlichsten Orte, wo man den Flug der Zeit am wenigsten gewahr wird". Über den Verlust der alten Amme und ihre Vereinsamung schreibt sie an Johanna Hassenpflug (27. April 1845): „Du begreifst, liebe Hanne, daß dieser Verlust mir sehr nahe geht. Ich war seit vielen Jahren an sie gewöhnt, und ihre Treue hat auch jede Liebe und Andenken wohl verdient; so ist es mir denn auch, als hätte ich eine nahe Verwandte verloren. Ich lebe jetzt einsamer als je. Junkmann ist fort, in Bonn, wird von da nach Berlin gehen, um zu promovieren, und dann hoffentlich nicht nach Münster zurück, wo nichts für ihn zu machen ist. Lutterbeck auch fort, Professor in [Gießen]; der Maler Sprick tot. Mein guter Blinder [Schlüter] vergebens operiert und seitdem so lichtscheu, daß er sich gar nicht mehr so weit bis zu uns hinaus wagt; Schücking wohl für immer in Süddeutschland fixiert, sehr glücklich in seiner Ehe und seinem nagelneuen Söhnchen. So ist mein alter Kreis gänzlich gesprengt, und es hat mir bisher an Zeit und Gesundheit, folglich auch wohl an Lust gefehlt, mir einen neuen zu bilden, obwohl dieses, wenn ich mal das Bedürfnis fühlen sollte, nicht schwer werden wird; denn es giebt viele sehr

[1] Schücking, Briefe 323. Es handelt sich hier wahrscheinlich um das Fragment: „Joseph". Vgl. IV. 539.

[2] Ebd. 323 f.

gescheite und nette Leute in Münster, und jedermann macht gern bei schönem Wetter kleine Landpartieen . . . doch fühle ich durchaus keinen Mangel an Gesellschaft; ich stecke immer über und über in Arbeiten, und meine Rüdiger ist mir mehr wie zehn andere. Sie kommt zuweilen, schreibt oft, und jeder ihrer Briefe macht mir einen heiteren Tag." Aber auch auf den persönlichen Verkehr mit dieser Freundin mußte Annette bald verzichten, da der Oberregierungsrat Rüdiger im Sommer 1845 nach Minden versetzt wurde.

Besuche aus dem Paderbornschen, die für den Frühling 1845 in Rüschhaus sich angesagt hatten, blieben aus. Dafür freute Annette sich denn umsomehr auf den Mai, wo sie selbst zu den Verwandten sollte. „Wir würden schon eher kommen, wenn der lange Winter nicht alles so weit hinausgeschoben hätte. — Wäsche, Arbeit in Feld und Garten, und nun findet sich zum Überfluß, daß in meinem Zimmer ein Balken einstürzen will, und wir vor der Abreise uns noch mit Maurern und Zimmerleuten herumarbeiten müssen. Du wirst dich wohl des immerwährenden Fleckens am Plafond . . . erinnern . . . Am Dache war aber durchaus nichts zu finden, und die Leute hier herum glauben an ein unsichtbares Loch, durch das unser Hausspuk (du kennst ihn ja wohl, der mit der weißen Timpmütze) aus- und eingeht . . . In den nächsten Tagen soll nun der Plafond heruntergenommen werden, und ich wage es wirklich nicht mehr, in der Sofaecke darunter zu sitzen, und muß jeden Augenblick aufsehen, ob die Pastete nicht herunterkommt . . . Wie wächst doch das Verlangen des Wiedersehens, wenn nicht nur so lange Zeit, sondern auch viel Wunderliches, Fremdes dazwischen gelegen hat! Alles anders! Andre Gegend, andre Sprache und Sitte! Du glaubst nicht, wie ich mich wieder an jedem alten Gesichte freue! Die Zeit läuft immer schneller, — sogar dieser endlose Winter ist hingegangen wie ein Traum! . . . Und nun Adieu, — nach vier Wochen heißt es jeden Morgen: ‚Frau Möhne, watt schwitze ich!' und jeden Mittag ärgern wir uns, daß wir die Hälfte zu sagen vergessen, obwohl uns der Mund nicht still-

gestanden ist. Ach Gott, das sind doch die besten Zeiten! Adieu."[1]

In Abbenburg war das Leben infolge der Erkrankung des Onkels Fritz von Haxthausen anfangs ein stilles. Dann aber im Juli, wo der Onkel so weit hergestellt war, daß er täglich einige Stunden Besuch ertragen konnte, ward es für Annette „zum Schwindeligwerden. Alle Tage 3—4 Besuche und jeder 3—4 Mann stark: neun verwandte Familien, vier benachbarte, nebst diversen Pastören, die sich alle einbilden, jede Woche wenigstens einmal nachsehen zu müssen, wie die Besserung fortschreitet. Der Onkel hat's bequem: sobald ihm der Lärm zu arg wird, zieht er sich als Rekonvalescent in seine Privatzimmer zurück, wohin niemand folgen darf; aber Mama und ich führen ein wahres Schenkwirtsleben, — wir liegen oft noch im Bette, wenn schon ein Wagen anrollen kommt, und alle bleiben bis zum späten Abend. Denken Sie, Mama'n bekommt dies Leben à merveille, sie ist kregel wie ein Bienchen . . . ich hingegen kann's gar nicht aushalten; ich bin den ganzen Sommer leidend gewesen und muß mich täglich über Macht aufrappeln. Wenn ich mich darin zugäbe, könnte ich jeden Abend bitterlich weinen."[2] „Sie glauben nicht, wie konfus mich diese Lebensweise macht; ich bin so schwindelig wie eine Eule — nicht metaphorisch, sondern wirklich, körperlich; es klingelt mir seit lange fortwährend in den Ohren, und ich sehe alles doppelt."[3]

[1] An Sophie v. Haxthausen. 23. April 1845. IV. 339.

[2] Brief vom 25. Aug. 1845. Schücking, Briefe. 347 f.

[3] Ebd. 349. Eine über 60 Jahre alte Frau in der Nähe von Nieheim, Tochter eines früheren Mühlenpächters aus der „Bökendorfer Mühle", erinnert sich heute noch deutlich Annettens als einer Dame von etwa 45 Jahren „mit besonders gewölbten Augen. Sie war mit ihrer Mutter öfter in Abbenburg, 1/2 Stunde von Bökendorf, und brachte mir einmal eine Puppe mit. Auch konnte sie wunderbare Märchen erzählen. Einmal sagte sie im Beisein meiner Mutter, sie könne den Menschen ihre Gedanken aus den Augen lesen. Sie machte dann sofort bei der Mutter auch die Probe und traf das Richtige. Hierüber wurde viel gesprochen, und das Fräulein übte dieses Gedankenlesen oft im Scherze, was dann stets überraschend gut geriet. Ich habe das Fräulein nur leidend gekannt. Sie lag viel und schnitt Silhouetten oder zeichnete

Als dann Annette „ihr Pensum an Besuchen" im Paderbornschen abgemacht, ging's Ende September wieder in die alte Klause mit dem erneuten Balken und Plafond. Sie litt wieder viel an Husten, der ihr dann „für sechs Wochen in die linke Seite fuhr und dort als Rose aufblühte, die sich lange nicht geben wollte".[1] Erst im folgenden Januar konnte sie der Tante Sophie melden, „sie sei jetzt wieder homöopathisch und ihr Leiden sei fast ganz gehoben. Aber seit 14 Tagen sei ihr jetzt dafür das linke Ohr fast ganz zugeschwollen, es brauste ihr darin wie ein Mühlenwehr, und sie begreife jetzt wohl, weshalb taube Leute gewöhnlich so einfältig sind; sie sei auch halb simpel; sonst sei sie diesen Winter ungewöhnlich wohl."[2]

In anderer Beziehung war der Winter voller Kreuz. Annette hätte als Grund ihres Schweigens gegen Schücking ein „ganzes Heer von Trubeln und wirklichen Unfällen, das sie seit vier Monaten verstört hatte, aufmarschieren lassen" können. Aber „wozu das? Es ist ja jetzt vorüber, manches am Ende nur leere Angst gewesen, und anderes bereits halb verschmerzt. — Wir haben binnen wenigen Monaten viel Angst ausgestanden, doch ist gottlob nur ein Schlag niedergefallen: wir haben den guten Onkel Fritz Haxthausen verloren, ein recht betrübender Verlust, jedoch einer, wie viele im Leben vorkommen und womit man sich abfinden muß. Aber daß Mama und ich, seine einzigen Pfleger — denn er war zuletzt hier in Münster — zwei Monate voraus wußten, er sterbe an Magenkrebs und werde wahrscheinlich zuletzt verhungern, das war sehr hart und über-

---

mit Tusche. Auch hatte sie stets Papierblättchen, oft ganz winzige, sowie Bleistift oder Feder zum Griff bereit, um ihre Gedanken zu notieren. Papier nannte sie stets ‚ein kostbares Material' . . . . Des Fräuleins Cousine [?] Ludowina v. Haxthausen bat die Kranke öfter, doch mit zu den Nachbarn zu fahren, diese oder jene Gesellschaft zu besuchen, worauf das Fräulein zu sagen pflegte: ‚Ich habe nicht einmal Zeit krank zu sein'. Letzteres erzählte Ludowinas alte Jungfer Maria Settchen öfter." — (Durch freundliche Mitteilung von Frl. Elisabeth Weber in Nieheim.)

[1] An August v. Haxthausen. 22. Nov. 1845. IV. 351.

[2] IV. 352.

stieg zuweilen wirklich unsere Kräfte. Der Himmel ließ es nicht zum äußersten kommen, ein Schlagfluß trat früher hinzu."[1]

Annette verfaßte den Totenzettel, aber „nur ganz kurz; die langen schwülstigen Zettel waren ihr immer zuwider, und in diesem Falle, der sie so nahe anging, schienen sie ihr unerträglich".[2]

Der Dichterruhm des westfälischen Freifräuleins schlug immer weitere Wellen. Männer wie Zedlitz und Kühne schrieben glänzende Recensionen; selbst in Münster war diesmal das Eis gebrochen und die in Cottas Klassiker-Verlag erschienene Sammlung als voll anerkannt worden.[3] Aus der Ferne kamen ehrende Anerkennungen. Wie der Onkel August aus Berlin meldete, machten die Gedichte dort „furore. Du weißt aber", schreibt Annette der Schwester, „wie August die Taschen immer voll Mandeln und Rosinen hat, und ihm wird auch jeder das Beste darüber sagen, doch scheint's jedenfalls gut zu stehen, wenn man auch zwei Drittel subtrahiert". Schon von Abbenburg (5. Juli 1845) konnte sie dem Bruder Werner melden: „Ich habe wieder einen wunderlichen Brief bekommen von einer jetzt berühmten Klavierspielerin (sie unterschreibt sich ‚Kammervirtuosin Sr. Majestät des Kaisers von Österreich') Klara Wieck, die an einen Komponisten Robert Schumann verheiratet ist, der seit kurzem durch eine Oper, Das Paradies und die Peri, Aufsehen gemacht hat. Sie schreibt etwas ängstlich und sehr komplimentös; ihr Mann wünsche eine neue Oper zu komponieren, sei aber mit den vorhandenen Texten und Schriftstellern nicht zufrieden und habe so oft geäußert, wie glücklich es ihn machen würde, von mir eine Dichtung zu diesem Zwecke erhalten zu können, wie er aber nicht den Mut habe, mich darum zu bitten, daß ich es ihr, als seiner Frau, verzeihen werde, wenn sie unter der Hand wage, was er nicht wagen möge, da es ihr eine gar zu große Freude wäre, wenn sie ihn mit einer Zusage überraschen könnte

[1] An Schücking. 7. Februar 1846. Schücking, Briefe 353.
[2] An Sophie v. Haxthausen. 19. Januar 1846. IV. 356.
[3] Schücking, Briefe 359.

u. s. w. Der Brief war von Dresden datiert." Annette meint, „sie könne sich nicht dazu entschließen; das Operntextschreiben ist etwas gar zu Klägliches und Handwerksmäßiges, obwohl es viel einbringen kann."[1] Es scheint denn auch, daß sie endgültig ablehnte. Vielleicht hätte sie dies nicht so leicht gethan, wenn sie gewußt hätte, daß es sich wohl weniger um einen Operntext als um eine Dichtung von der Art der Mooreschen lyrischen Erzählung handelte, wie sie ganz zum eigensten Gebiete Drosteſcher Poesie gehört hätte.

Eine andere ehrenvolle Anerkennung ihres Talentes wurde der Dichterin durch eine Sendung aus Breslau. Von dort schickte ihr Landsmann, der eben zum Fürstbischof ernannte Melchior von Diepenbrock, ihr nebst einigen von ihm selbst verfaßten Schriften ein — wie es scheint — sehr anerkennendes Schreiben über die „Gedichte" und bat für einen Freund, den Grafen O'Donnel, um ein Autograph. Als solches sendet ihm Annette jenes Gedicht über die Verantwortlichkeit des „Wortes":

„Das Wort ist ein beschwingter Pfeil,
Und ist es einmal deinem Bogen
Zu Freuden oder Leid entflogen,
Vergeblich schreckt dich seine Eil'." u. s. w.[2]

In dem Begleitbrief heißt es: „Jeder will heutzutage nur geben und keiner nehmen, nämlich seine eigenen Ideen und Ansichten, und die anderen werden in der Regel nur angehört, um zu sehen, wie man sie am besten zustutzen und unter seine eigene Fahne als Bundesgenossen bringen oder als in ihren eigenen Worten gefangene Gegner darstellen kann. — Es ist so allgemein geworden, Stolz als Zeichen eines festen, Unglauben als eines freien und eine gewisse Verderbtheit der Meinung als Beweis eines originellen Geistes zu betrachten, und es sind leider selbst ausgezeichnete und im Grunde gute Menschen so häufig von dieser Meinung angesteckt und deshalb geneigt, gerade dem sie wohlwollen, auch einen Teil ihrer Freisinnigkeit vorauszusetzen, nachzuspüren und aufzubürden.

[1] IV. 345. [2] Vgl. II¹. 464.

stieg zuweilen wirklich unsere Kräfte. Der Himmel ließ es nicht zum äußersten kommen, ein Schlagfluß trat früher hinzu."[1]

Annette verfaßte den Totenzettel, aber „nur ganz kurz; die langen schwülstigen Zettel waren ihr immer zuwider, und in diesem Falle, der sie so nahe anging, schienen sie ihr unerträglich".[2]

Der Dichterruhm des westfälischen Freifräuleins schlug immer weitere Wellen. Männer wie Zedlitz und Kühne schrieben glänzende Recensionen; selbst in Münster war diesmal das Eis gebrochen und die in Cottas Klassiker-Verlag erschienene Sammlung als voll anerkannt worden.[3] Aus der Ferne kamen ehrende Anerkennungen. Wie der Onkel August aus Berlin meldete, machten die Gedichte dort „furore. Du weißt aber", schreibt Annette der Schwester, „wie August die Taschen immer voll Mandeln und Rosinen hat, und ihm wird auch jeder das Beste darüber sagen, doch scheint's jedenfalls gut zu stehen, wenn man auch zwei Drittel subtrahiert". Schon von Abbenburg (5. Juli 1845) konnte sie dem Bruder Werner melden: „Ich habe wieder einen wunderlichen Brief bekommen von einer jetzt berühmten Klavierspielerin (sie unterschreibt sich ‚Kammervirtuosin Sr. Majestät des Kaisers von Österreich') Klara Wieck, die an einen Komponisten Robert Schumann verheiratet ist, der seit kurzem durch eine Oper, Das Paradies und die Peri, Aufsehen gemacht hat. Sie schreibt etwas ängstlich und sehr komplimentös; ihr Mann wünsche eine neue Oper zu komponieren, sei aber mit den vorhandenen Texten und Schriftstellern nicht zufrieden und habe so oft geäußert, wie glücklich es ihn machen würde, von mir eine Dichtung zu diesem Zwecke erhalten zu können, wie er aber nicht den Mut habe, mich darum zu bitten, daß ich es ihr, als seiner Frau, verzeihen werde, wenn sie unter der Hand wage, was er nicht wagen möge, da es ihr eine gar zu große Freude wäre, wenn sie ihn mit einer Zusage überraschen könnte

[1] An Schücking. 7. Februar 1846. Schücking, Briefe 353.
[2] An Sophie v. Haxthausen. 19. Januar 1846. IV. 355.
[3] Schücking, Briefe 359.

u. s. w. Der Brief war von Dresden datiert." Annette meint, „sie könne sich nicht dazu entschließen; das Operntextschreiben ist etwas gar zu Klägliches und Handwerksmäßiges, obwohl es viel einbringen kann."[1] Es scheint denn auch, daß sie endgültig ablehnte. Vielleicht hätte sie dies nicht so leicht gethan, wenn sie gewußt hätte, daß es sich wohl weniger um einen Operntext als um eine Dichtung von der Art der Mooreschen lyrischen Erzählung handelte, wie sie ganz zum eigensten Gebiete Drostescher Poesie gehört hätte.

Eine andere ehrenvolle Anerkennung ihres Talentes wurde der Dichterin durch eine Sendung aus Breslau. Von dort schickte ihr Landsmann, der eben zum Fürstbischof ernannte Melchior von Diepenbrock, ihr nebst einigen von ihm selbst verfaßten Schriften ein — wie es scheint — sehr anerkennendes Schreiben über die „Gedichte" und bat für einen Freund, den Grafen O'Donnel, um ein Autograph. Als solches sendet ihm Annette jenes Gedicht über die Verantwortlichkeit des „Wortes":

„Das Wort ist ein beschwingter Pfeil,
Und ist es einmal deinem Bogen
Zu Freuden oder Leid entflogen,
Vergeblich schreckt dich seine Eil'." u. s. w.[2]

In dem Begleitbrief heißt es: „Jeder will heutzutage nur geben und keiner nehmen, nämlich seine eigenen Ideen und Ansichten, und die anderen werden in der Regel nur angehört, um zu sehen, wie man sie am besten zustutzen und unter seine eigene Fahne als Bundesgenossen bringen oder als in ihren eigenen Worten gefangene Gegner darstellen kann. — Es ist so allgemein geworden, Stolz als Zeichen eines festen, Unglauben als eines freien und eine gewisse Verderbtheit der Meinung als Beweis eines originellen Geistes zu betrachten, und es sind leider selbst ausgezeichnete und im Grunde gute Menschen so häufig von dieser Meinung angesteckt und deshalb geneigt, gerade dem sie wohlwollen, auch einen Teil ihrer Freisinnigkeit vorauszusetzen, nachzuspüren und aufzubürden.

[1] IV. 345. [2] Vgl. II. 464.

Wir bekommen dadurch mitunter so wunderliche Auslegungen fremder Geistesprodukte zu Gesicht, an die der Verfasser nie gedacht hat, daß Sie fühlen, wie schwierig und gewagt jeder Versuch immer bleibt gegen solche absichtliche Blindheit bei allen Schriften, die, wenngleich mit entschieden moralischen Tendenzen, doch den profanen zugeteilt werden. Ich sehe aus jedem kritischen Blatt mit Erschrecken, was der Wunsch, immer dem Buch seine eigenen Ansichten oder Albernheiten unterzulegen, aus dem Bestgemeinten machen kann. Hat der Himmel mich bisher vor Fehlgriffen bewahrt, so sehe ich doch ein, wie ohne Gottes besonderen Segen der bloße gute Wille in seiner ganzen Schwäche dasteht . . . Sie beten gewiß für Ihre Landsleute, beten Sie auch für mich, hochgeehrter Landsman! Unser gemeinschaftliches Vaterland ist bisher noch gottlob ziemlich frei vom allgemeinen Typhus der Demoralisation; was dort wächst, ist wenigstens nicht in der Wurzel angesteckt; so müssen wir alle zusammen halten, hoch oder gering; und wer nur eines Scherfleins Herr ist, soll es hergeben zum Baue des Dammes gegen Sittenlosigkeit und Unnatur, der die Irreligiösität so sicher folgt, wie der Sünde der Tod."[1]

War auch die Aufnahme der Cottaschen Sammlung eine viel freundlichere als jene der münsterschen, so kann doch, mit heutigen Zahlen gemessen, der Verschleiß von 1200 Exemplaren in 17 Jahren nicht gerade ein Erfolg genannt werden, zumal wenn man bedenkt, daß diesmal der Dichterin die ganze tonangebende Kritik durch Schücking und die übrigen Freunde zu Gebote stand. Die Zeiten waren eben ungünstig. Man verlangte nach „Zeitstimmen", aber nicht nach solchen, wie das „ultraloyale" Freifräulein sie bot, die sich sogar herausnahm, auf den „modernen Geisterjanhagel" zu schimpfen.

Das Jahr 1848 bereitete sich vor. Die Geister zeigten immer deutlicher und kühner, wessen Kinder sie seien. Die Scheidung der Parteien griff stets weiter um sich. Auch in

[1] Vgl. den ganzen Brief IV. 346 ff.

das Leben Annettens sollte sie scharf einschneiden und ihr einen der besten und einflußreichsten Freunde rauben.

Mit Schücking war Annette seit dem Erscheinen ihrer Gedichte in guter Freundschaft geblieben, wenn auch nach Ansicht einiger die alte Vertraulichkeit gelitten haben mochte. Briefe vom 29. September und 31. Oktober 1844, die zwar teilweise Geschäftliches[1] enthalten, zeigen das Fortbestehen der Freundschaft. Dann aber muß sich Schücking am 14. Februar 1845 über ein auffallendes Schweigen Annettens beklagen. Nicht einmal zu der Geburt eines Sohnes (19. Dez. 1844) hat sie

[1] Eine große Unannehmlichkeit war der Dichterin aus der Unkenntnis oder dem Übersehen buchhändlerischer Gepflogenheiten erwachsen. Sie hatte vergessen, sich mit Hüffer, dem Verleger der ersten Gedichtsammlung vom Jahre 1838, auseinanderzusetzen, ehe sie dieselben Gedichte in der neuen Sammlung bei Cotta veröffentlichte. Nach Aussagen Hüffers und des Buchhalters glaubte sie, es seien von der Hüfferschen Ausgabe etwa noch 17—18 Exemplare vorhanden. (Schücking, Briefe 320.) Beim Erscheinen der Cottaschen Sammlung erhob Hüffer, ohne der Dichterin oder ihrem Bruder ein Wort zu sagen, unmittelbar bei Cotta Einspruch gegen die Verletzung seiner Rechte. Wie empfindlich die ganze Sache für Annette war, liest man am besten in den Briefen selbst nach. Im Verlauf zeigte sich Hüffer zuvorkommender. Er hätte für jedes bis zum Erscheinen der Cottaschen Ausgabe nicht verkaufte Exemplar den vollen Ladenpreis verlangen können, er wollte „sich aber bloß als meinen Kommissionär ansehen und neben Druck und sonstigen Kosten nur gewisse Prozente ... nehmen". Die Bücher kamen an, es waren statt 300 nur 172, dabei die Rechnung, und diese machte trotz der minutiösesten Berechnung nur 63 Thaler; im Laden kostete das Buch 25 Silbergroschen. Die Auflage war 500 Exemplare stark. „Hüffer hat also 328 Exemplare verkauft und dafür 272 Thaler eingenommen." (Ebd. 338.) Hermann Hüffer (Deutsche Rundschau XXIV. 4 S. 82) stellte diese Behauptungen Annettens — wahrscheinlich aus den Geschäftsbüchern des Verlegers — dahin richtig, daß 1. nur 400 Exemplare gedruckt wurden, 2. nur 74 Exemplare zum Preise von $16^2/_3$ Groschen, also für 41 Thaler, verkauft waren, 3. daß die von Hüffer verlangten 64 Thaler den noch fehlenden Ersatz der Druckkosten darstellten. Annette spricht aus dem Gedächtnis nur von 63 Thalern und sagt, es seien Abzüge für Porto und sonstige Auslagen zu den wirklichen Druckkosten gekommen. Daß sie zwischen Laden- und Buchhändlerpreis nicht unterscheidet, ist verzeihlich. Seltsam bleibt nur, wie von den 400 gedruckten Exemplaren 172 ihr zurückgegeben und nur 74 verkauft sein sollen. Denn Pflicht-, Recensions- und Freiexemplare haben doch schwerlich die Höhe von 154 betragen.

Wir bekommen dadurch mitunter so wunderliche Auslegungen fremder Geistesprodukte zu Gesicht, an die der Verfasser nie gedacht hat, daß Sie fühlen, wie schwierig und gewagt jeder Versuch immer bleibt gegen solche absichtliche Blindheit bei allen Schriften, die, wenngleich mit entschieden moralischen Tendenzen, doch den profanen zugeteilt werden. Ich sehe aus jedem kritischen Blatt mit Erschrecken, was der Wunsch, immer dem Buch seine eigenen Ansichten oder Albernheiten unterzulegen, aus dem Bestgemeinten machen kann. Hat der Himmel mich bisher vor Fehlgriffen bewahrt, so sehe ich doch ein, wie ohne Gottes besonderen Segen der bloße gute Wille in seiner ganzen Schwäche dasteht . . . Sie beten gewiß für Ihre Landsleute, beten Sie auch für mich, hochgeehrter Landsman! Unser gemeinschaftliches Vaterland ist bisher noch gottlob ziemlich frei vom allgemeinen Typhus der Demoralisation; was dort wächst, ist wenigstens nicht in der Wurzel angesteckt; so müssen wir alle zusammen halten, hoch oder gering; und wer nur eines Scherfleins Herr ist, soll es hergeben zum Baue des Dammes gegen Sittenlosigkeit und Unnatur, der die Irreligiösität so sicher folgt, wie der Sünde der Tod."[1]

War auch die Aufnahme der Cottaschen Sammlung eine viel freundlichere als jene der münsterschen, so kann doch, mit heutigen Zahlen gemessen, der Verschleiß von 1200 Exemplaren in 17 Jahren nicht gerade ein Erfolg genannt werden, zumal wenn man bedenkt, daß diesmal der Dichterin die ganze tonangebende Kritik durch Schücking und die übrigen Freunde zu Gebote stand. Die Zeiten waren eben ungünstig. Man verlangte nach „Zeitstimmen", aber nicht nach solchen, wie das „ultraloyale" Freifräulein sie bot, die sich sogar herausnahm, auf den „modernen Geisterjanhagel" zu schimpfen.

Das Jahr 1848 bereitete sich vor. Die Geister zeigten immer deutlicher und kühner, wessen Kinder sie seien. Die Scheidung der Parteien griff stets weiter um sich. Auch in

[1] Vgl. den ganzen Brief IV. 346 ff.

das Leben Annettens sollte sie scharf einschneiden und ihr einen der besten und einflußreichsten Freunde rauben.

Mit Schücking war Annette seit dem Erscheinen ihrer Gedichte in guter Freundschaft geblieben, wenn auch nach Ansicht einiger die alte Vertraulichkeit gelitten haben mochte. Briefe vom 29. September und 31. Oktober 1844, die zwar teilweise Geschäftliches [1] enthalten, zeigen das Fortbestehen der Freundschaft. Dann aber muß sich Schücking am 14. Februar 1845 über ein auffallendes Schweigen Annettens beklagen. Nicht einmal zu der Geburt eines Sohnes (19. Dez. 1844) hat sie

[1] Eine große Unannehmlichkeit war der Dichterin aus der Unkenntnis oder dem Übersehen buchhändlerischer Gepflogenheiten erwachsen. Sie hatte vergessen, sich mit Hüffer, dem Verleger der ersten Gedichtsammlung vom Jahre 1838, auseinanderzusetzen, ehe sie dieselben Gedichte in der neuen Sammlung bei Cotta veröffentlichte. Nach Aussagen Hüffers und des Buchhalters glaubte sie, es seien von der Hüfferschen Ausgabe etwa noch 17–18 Exemplare vorhanden. (Schücking, Briefe 320.) Beim Erscheinen der Cottaschen Sammlung erhob Hüffer, ohne der Dichterin oder ihrem Bruder ein Wort zu sagen, unmittelbar bei Cotta Einspruch gegen die Verletzung seiner Rechte. Wie empfindlich die ganze Sache für Annette war, liest man am besten in den Briefen selbst nach. Im Verlauf zeigte sich Hüffer zuvorkommender. Er hätte für jedes bis zum Erscheinen der Cottaschen Ausgabe nicht verkaufte Exemplar den vollen Ladenpreis verlangen können, er wollte „sich aber bloß als meinen Kommissionär ansehen und neben Druck und sonstigen Kosten nur gewisse Prozente ... nehmen“. Die Bücher kamen an, es waren statt 300 nur 172, dabei die Rechnung, und diese machte trotz der minutiösesten Berechnung nur 63 Thaler; im Laden kostete das Buch 25 Silbergroschen. Die Auflage war 500 Exemplare stark. „Hüffer hat also 328 Exemplare verkauft und dafür 272 Thaler eingenommen.“ (Ebd. 338.) Hermann Hüffer (Deutsche Rundschau XXIV. 4 S. 82) stellte diese Behauptungen Annettens — wahrscheinlich aus den Geschäftsbüchern des Verlegers — dahin richtig, daß 1. nur 400 Exemplare gedruckt wurden, 2. nur 74 Exemplare zum Preise von 16²/₃ Groschen, also für 41 Thaler, verkauft waren, 3. daß die von Hüffer verlangten 64 Thaler den noch fehlenden Ersatz der Druckkosten darstellten. Annette spricht aus dem Gedächtnis nur von 63 Thalern und sagt, es seien Abzüge für Porto und sonstige Auslagen zu den wirklichen Druckkosten gekommen. Daß sie zwischen Laden- und Buchhändlerpreis nicht unterscheidet, ist verzeihlich. Seltsam bleibt nur, wie von den 400 gedruckten Exemplaren 172 ihr zurückgegeben und nur 74 verkauft sein sollen. Denn Pflicht-, Recensions- und Freiexemplare haben doch schwerlich die Höhe von 154 betragen.

ihm Glück gewünscht. Dafür teilt er ihr aber auch jetzt erst mit, daß sie Patin des Kindes geworden ist. „Ich habe Sie keck ins Kirchenbuch schreiben lassen, Ihrer Erlaubnis sicher, und so sind Sie nun in geistliche Affinität und Verwandtschaft gekommen.“[1] Auf diesen Brief antwortet Annette am 9. März, erklärt ihr Schweigen durch eigene wie fremde Krankheit und plaudert dann im alten Ton über alle möglichen Personen und Dinge. Zwischen März bis Juni wird wohl ein Brief Annettens verloren sein, da Schücking sich am 15. Juni entschuldigt, auf zwei Briefe nicht geantwortet zu haben. Am 25. Aug. 1845 schickt dann Annette von Abbenburg aus an den Freund einige Gedichte für seine Zeitung, die sie unter den erschwerendsten Umständen zum größten Teil abends im Bett gemacht hat. Auch verspricht sie ihm, im nächsten Winter recht fleißig Beiträge, besonders prosaische zu liefern. Sie freut sich schon auf Meersburg wegen der Nähe von Augsburg, wo sie dann die Freunde und das kleine Patchen zu sehen hofft. Sie weiß also noch nicht, daß Schücking nicht mehr nach Augsburg zurückkehren, sondern an die Redaktion der Kölnischen Zeitung gehen will.[2]

Für das von Schücking auf 1846 in damals ungewöhnlich reicher Ausstattung mit Beiträgen von A. W. von Schlegel, Arndt, Gutzkow, Simrock u. a. herausgegebene „Rheinische Jahrbuch“ lieferte sie zwei Gedichte: „Gastrecht“ und „Auch ein Beruf“; Dräxler-Manfred, der sich mit einer Empfehlung Schückings an sie gewendet hatte, erhielt für das „Rheinische Taschenbuch“ das Gedicht „Mondesaufgang“.

Am 6. Dezember 1845 schreibt Annette der Schwester: „Von Schücking habe ich kürzlich Briefe; er wohnt jetzt in Köln — redigiert das Feuilleton der Kölner Zeitung und das Rheinische Jahrbuch . . . Junkmann und mehrere andere aus Münster haben ihn in Köln gesehn, sehr mager und blaß, aber von der besten Laune und noch immer entzückt von seiner Luise und seinem kleinen Lothar gefunden. Er soll sich kindlich freuen,

---

[1] Schücking, Briefe 329. [2] Ebd. 347 ff.

Westfälinger zu sehen, und überhaupt in seinem Wesen ganz unverändert sein."

So kam der Anfang des Jahres 1846, zu welchem Schücking der Freundin seine eben erschienenen Gedichte schickte. Annette las dieselben mit großem Unbehagen. Ihre Eindrücke erkennen wir am besten an einem Brief an Elise Rüdiger v. 30. Januar 1846, in dem es heißt: „Er tritt darin als entschiedener Demagog auf. Völkerfreiheit! Preßfreiheit! alle die bis zum Ekel gehörten Themas der neuen Schreier." Auch von Junkmann fürchtet sie, „er befinde sich in den Händen der Demagogen und habe vielleicht schon einige anrüchige Aufsätze auf dem Gewissen". „Großer Gott! daß alle Dichter doch so wandelbar sind! Daß man auf nichts bei ihnen bauen kann, keine jahrelange Kenntnis ihres Charakters! Ich fürchte, und wahrlich mit großer Betrübnis, daß Junkmann über kurz oder lang auch zu denen gehören wird, die ich wünschen muß nicht so genau gekannt zu haben." Was das aber bei Annette bedeutete, wußte die Freundin, der sie am 13. November 1845 geschrieben hatte: „Freiligraths ‚Leipzigs Toten' finde ich doch recht schön und fürchte, es wird Schaden genug anrichten. Kraß ist's zwar, hinsichtlich der Grundsätze bis zur Scheußlichkeit, aber sonst weniger schwülstig und mit Ausrufungen überladen als manche seiner frühern Gedichte und muß auf Gleichdenkende und selbst noch Schwankende einen unseligen Einfluß ausüben, da ich ultraloyale Seele mich nicht enthalten konnte, tief davon ergriffen zu werden, als so entstellend und boshaft ich es erkannte. Aber mein Mitleiden mit Freiligrath ist rein tot. Mag's ihm schlecht gehen! Er verdient's nicht besser!" Das ist sicher scharf und hart; es zeigt aber, wie tief die persönliche innerste Abneigung Annettens gegen jedes Demagogentum ging, wie sie nicht erst von den Verwandten dazu aufgestachelt werden mußte oder nur äußerlich mit den Vertretern jener Richtung brach.

Wie tief die augenblickliche Gereiztheit Annettens ging, zeigt deutlich eine andere Bemerkung vom 30. Januar an Elise Rüdiger. In einem nicht mehr vorhandenen Brief scheint

ihm Glück gewünscht. Dafür teilt er ihr aber auch jetzt erst mit, daß sie Patin des Kindes geworden ist. „Ich habe Sie keck ins Kirchenbuch schreiben lassen, Ihrer Erlaubnis sicher, und so sind Sie nun in geistliche Affinität und Verwandtschaft gekommen."[1] Auf diesen Brief antwortet Annette am 9. März, erklärt ihr Schweigen durch eigene wie fremde Krankheit und plaudert dann im alten Ton über alle möglichen Personen und Dinge. Zwischen März bis Juni wird wohl ein Brief Annettens verloren sein, da Schücking sich am 15. Juni entschuldigt, auf zwei Briefe nicht geantwortet zu haben. Am 25. Aug. 1845 schickt dann Annette von Abbenburg aus an den Freund einige Gedichte für seine Zeitung, die sie unter den erschwerendsten Umständen zum größten Teil abends im Bett gemacht hat. Auch verspricht sie ihm, im nächsten Winter recht fleißig Beiträge, besonders prosaische zu liefern. Sie freut sich schon auf Meersburg wegen der Nähe von Augsburg, wo sie dann die Freunde und das kleine Patchen zu sehen hofft. Sie weiß also noch nicht, daß Schücking nicht mehr nach Augsburg zurückkehren, sondern an die Redaktion der Kölnischen Zeitung gehen will.[2]

Für das von Schücking auf 1846 in damals ungewöhnlich reicher Ausstattung mit Beiträgen von A. W. von Schlegel, Arndt, Gutzkow, Simrock u. a. herausgegebene „Rheinische Jahrbuch" lieferte sie zwei Gedichte: „Gastrecht" und „Auch ein Beruf"; Dräxler-Manfred, der sich mit einer Empfehlung Schückings an sie gewendet hatte, erhielt für das „Rheinische Taschenbuch" das Gedicht „Mondesaufgang".

Am 6. Dezember 1845 schreibt Annette der Schwester: „Von Schücking habe ich kürzlich Briefe; er wohnt jetzt in Köln — redigiert das Feuilleton der Kölner Zeitung und das Rheinische Jahrbuch . . . Junkmann und mehrere andere aus Münster haben ihn in Köln gesehn, sehr mager und blaß, aber von der besten Laune und noch immer entzückt von seiner Luise und seinem kleinen Lothar gefunden. Er soll sich kindlich freuen,

---

[1] Schücking, Briefe 329. [2] Ebd. 347 ff.

Westfälinger zu sehen, und überhaupt in seinem Wesen ganz unverändert sein."

So kam der Anfang des Jahres 1846, zu welchem Schücking der Freundin seine eben erschienenen Gedichte schickte. Annette las dieselben mit großem Unbehagen. Ihre Eindrücke erkennen wir am besten an einem Brief an Elise Rüdiger v. 30. Januar 1846, in dem es heißt: „Er tritt darin als entschiedener Demagog auf. Völkerfreiheit! Preßfreiheit! alle die bis zum Ekel gehörten Themas der neuen Schreier." Auch von Junkmann fürchtet sie, „er befinde sich in den Händen der Demagogen und habe vielleicht schon einige anrüchige Aufsätze auf dem Gewissen". „Großer Gott! daß alle Dichter doch so wandelbar sind! Daß man auf nichts bei ihnen bauen kann, keine jahrelange Kenntnis ihres Charakters! Ich fürchte, und wahrlich mit großer Betrübnis, daß Junkmann über kurz oder lang auch zu denen gehören wird, die ich wünschen muß nicht so genau gekannt zu haben." Was das aber bei Annette bedeutete, wußte die Freundin, der sie am 13. November 1845 geschrieben hatte: „Freiligraths ‚Leipzigs Toten' finde ich doch recht schön und fürchte, es wird Schaden genug anrichten. Kraß ist's zwar, hinsichtlich der Grundsätze bis zur Scheußlichkeit, aber sonst weniger schwülstig und mit Ausrufungen überladen als manche seiner frühern Gedichte und muß auf Gleichdenkende und selbst noch Schwankende einen unseligen Einfluß ausüben, da ich ultraloyale Seele mich nicht enthalten konnte, tief davon ergriffen zu werden, als so entstellend und boshaft ich es erkannte. Aber mein Mitleiden mit Freiligrath ist rein tot. Mag's ihm schlecht gehen! Er verdient's nicht besser!" Das ist sicher scharf und hart; es zeigt aber, wie tief die persönliche innerste Abneigung Annettens gegen jedes Demagogentum ging, wie sie nicht erst von den Verwandten dazu aufgestachelt werden mußte oder nur äußerlich mit den Vertretern jener Richtung brach.

Wie tief die augenblickliche Gereiztheit Annettens ging, zeigt deutlich eine andere Bemerkung vom 30. Januar an Elise Rüdiger. In einem nicht mehr vorhandenen Brief scheint

Schücking den Gedanken hingeworfen zu haben, gemeinschaftlich mit Annetten ein kleines Gut am Rhein zu kaufen und in gemeinsamer Arbeit zu bewohnen. „Großer Gott!“ ruft Annette, die diesen Plan als Berechnung des Eigennutzes auffaßt, aus, „wäre es möglich, daß dieser Mensch, dem ich so viel Gutes gethan habe, schon auf meinen Tod spekulierte, weil er denkt, ich mache es nicht lange mehr! Darüber könnte ich doch weinen!“[1]

Unter diesen Umständen mag man ermessen, wie schwer ihr eine Antwort an Schücking selbst auf die Zusendung der Gedichte wurde. Diese erfolgte am 7. Februar und kreuzte sich mit einem

[1] Über die Gedichte Schückings schrieb ein jüngerer Bekannter an Annette die folgenden Zeilen, die zugleich ein Beweis sind, wie die münsterschen Kreise von dem Verhältnis der beiden dachten: „Schückings Gedichte habe ich eben zur Hand genommen und einen großen Teil derselben gelesen. Ein hübsches Talent — aber nichts Ureignes an dem kleinen Manne. Wohl hat er recht, wenn er Sie sein Mütterchen nennt. Mit Ihrem besten Herzblut haben Sie ihn ja groß gezogen — und ihn förmlich zum Dichter gemacht. Zum Danke dafür mußte er Sie natürlich entsetzlich bestehlen. Freilich ist der Diebstahl fein und gewandt verübt, wie es dem Talente geziemt — aber es bleibt immer ein Diebstahl. Ich in Ihrer Stelle forderte von Schücking ein gutes Teil des Honorars, das er von Cotta erhalten. Nicht bloß Worte und Wendungen, die seiner modernen Natur ganz fremd sind und Ihnen allein gehören, hat er entlehnt — nicht bloß Strophen geschaffen, bei deren Lesen ich es herausfühle, daß der eine Teil Ihrem Ideenkreise, der andere seinem entsprungen ist — sondern ganze Gedichte sind als abgeschwächte Umbildungen ohne die Ihrigen nicht denkbar. Wie ich das letzte meine, dürfte ein Beispiel besser andeuten. Rufen Sie sich Ihre herrliche Mergelgrube ins Gedächtnis zurück — und werfen dann einen Blick in Schückings ‚Mondnacht‘. Die Stoffe sind disparat — und doch sind beide Gedichte einem Urquell entsprungen. Selbst in der Form schließen sie sich aneinander. Ich möchte wetten, der Gedanke der Mergelgrube hat die mattere Mondnacht ins Leben gerufen . . . Sollte Schücking, wozu er einen Anlauf genommen zu haben scheint, sich von dem sein Talent befruchtenden Urquell entfernen — dann möchte ich ihm das Prognostikon stellen, daß es mit seiner Poesie aus ist. Sonne und Mond, die, wie es mir eben beifällt, in den beispielsweise erwähnten Gedichten eine Rolle — wenn auch eine wesentlich verschiedene — spielen, dürften Ihre beiderseitigen geistigen Beziehungen treffend andeuten. Bei alle dem kann ich mir denken, wie es Ihrem schönen Herzen wohlthun mag, in dem . . . . . . Dichter sich wieder zu finden. Münster, 24. Febr. 1846. v. K . . .“

drängenden Brief Schückings vom 6. Februar. Annettens Brief hebt an: „Mein lieber Levin! Ich habe soeben einen Brief zerrissen, weil er sich gar zu kläglich ausnahm . . . Lassen Sie mich lieber Ihnen danken für Ihr liebes Geschenk. Wie es mich gefreut hat, mögen Sie daraus abnehmen, daß ich es unter Umständen, die wohl geeignet waren, mich allen Interessen, außer den allernächsten, zu entrücken, bereits dreimal durchgelesen habe. Es ist ein schönes Buch, kein einziges schlechtes oder auch nur mittelmäßiges Gedicht darin, und dagegen vieles von überraschender Schönheit; z. B. unter den Balladen: Ebbo Wittingau, Hiarni, Herzog Ludwig von Augsburg, Sage von Boppard, Ein Besuch, Mißklänge; unter den andern: Linde und Eiche, Warst du im Wald, Meinem Lothar, O'Connell, Westfalen, Das alte Stift, Die politischen Dichter, Die Prozession, Landsknechtslieder ... Daß Sie Ihre Gedichte nicht wohl nach Meersburg schicken können, sehe ich ein; doch wäre es sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie dem alten Laßberg mal schrieben und dies anführten. Das ehrt ihn, er sieht dann, daß Sie an ihn gedacht, und ist vielleicht so hitzig auf das ‚donum authoris', daß er es sich dennoch ausbittet; vielleicht auch läßt er es statt dessen aus Tübingen kommen und schreibt hinein: ‚Ex intentione authoris'".

Sowohl dieser Anfang als auch der ganze Rest des Briefes muß denjenigen seltsam anmuten, der ihn mit dem Schreiben an El. Rüdiger zusammenhält. Annette trifft bisweilen den Ton des „treuen Mütterchens" zum Verwechseln ähnlich. Sogar ein bißchen Bosheit gegen andere Freunde läuft mit unter, und wäre nicht das Folgende geschehen, so würde selbst ein Eingeweihter in diesem Schreiben nicht das Ende einer langjährigen Freundschaft geahnt haben. Wie wenig übrigens auch Annette selbst am 7. Febr. an einen Abbruch der Korrespondenz dachte, geht aus der scherzhaften Bemerkung hervor, jetzt, wo dem Schückingschen Paare ein Mädchen geboren sei, komme ihr Lotharchen ganz herunter, was sie aber nicht leide. „Sie erwähnen des armen Stümpchens gar nicht in Ihrem letzten Briefe; das geht

nicht, ein Brief ohne meinen Patenjungen!... Das nächste Mal muß ich einen ordentlichen Bericht haben, oder die Freundschaft hat ein Ende.“ [1]

Die Gedichte Schückings allein haben also den Abbruch der Beziehungen zwischen Annette und ihm nicht verschuldet. Sie haben wohl die geheime Kluft erweitert, unüberbrückbar hat sie ein anderes gemacht. Mit den Gedichten fast gleichzeitig hatte Schücking auch einen Roman veröffentlicht: „Die Ritterbürtigen“, in welchem der westfälische Adel nicht gerade im günstigsten Licht erschien.[2] Den konservativen Lesern kam die ganze Tendenz des Buches in Anbetracht der Zeitverhältnisse nur wie eine große Schmeichelei gegen den „Pöbel des Zeitgeistes“ vor. Die verwerteten thatsächlichen Motive waren außerdem derart, daß sie notwendig auf einen mit den aristrokratischen Verhältnissen sehr vertrauten Zeugen raten ließen, dem Schücking seine Kenntnis der Dinge verdanke. Sobald dieser Roman in den westfälischen Adelskreisen bekannt zu werden anfing, konnte es nicht ausbleiben, daß der Verdacht des „Verrats“ zuerst auf diejenige Familie fiel, welche mit Schücking am meisten und vertrautesten verkehrt hatte. Das war um so schlimmer, als vor kaum einem Jahr eine Arbeit Annettens über Westfalen, die in den „Historisch-politischen Blättern“ — glücklicherweise anonym — erschienen war, den Gegenstand der allgemeinsten Entrüstung von Adel und Geistlichkeit ihrer Heimat gebildet hatte. Man ahnte, dank der zartesten Verschwiegenheit Guido Görres', den Namen der Verfasserin nicht, was jedoch Annette und die eingeweihten

[1] Schücking, Briefe 355.

[2] Schücking hatte der Dichterin bereits am 15. Juni 1845 das demnächstige Erscheinen der Gedichte und des Romans angezeigt. Über letzteren heißt es: „Er hat drei Bände, war also ein hübsch Stück Arbeit. Er spielt in Westfalen; eine ehrgeizige, politische Dame steht im Vordergrunde; der Roman ist überhaupt halb politischer Roman, halb Intriguenstück. Na, Sie werden sehen... Er beginnt den Reigen eines Cyklus von Romanen unter dem Gesamttitel ‚Zeiten und Sitten‘; nach ihm, sehr bald, wird kommen: ‚Eine dunkle That‘, ein andrer Name für das Stiftsfräulein, das ich wieder abdrucken lasse“. (Schücking, Briefe 344.)

Verwandten nicht hinderte, die Vorwürfe und Anklagen gegen den unbekannten Missethäter zu hören und die in den „Historisch-politischen Blättern“ erfolgte scharfe „Erwiderung“ zu lesen. Witterte man doch in dem Aufsatz Annettens einen aristokratischen Verfasser und eine volksfeindliche Tendenz, und das im Jahre 1846! Die eingeweihten Familienglieder verlebten unter diesen Umständen bange Tage in der beständigen Furcht, ein unbedachtes Wort könne den ganzen Sturm der Entrüstung auf sie lenken. Annetten gegenüber machte man kein Hehl daraus, daß sie wohl besser gethan hätte, dem Vorurteil der Angehörigen gegen das öffentliche Schriftstellern mehr Rechnung zu tragen. Daß für Schücking, der sie hauptsächlich in ihrer Thätigkeit bestärkt hatte, und gegen den immer noch einzelne Abneigungen bestanden, manches harte Wort abfiel, läßt sich denken.

Und nun kamen die Gedichte und der Roman Schückings dazu! Was aber für Annette persönlich noch besonders empfindlich sein mußte, war der Umstand, daß mit den „Ritterbürtigen“ fast gleichzeitig der Roman „Eine dunkle That“ erschien, für welchen sie selbst in Meersburg gearbeitet, ja gewissermaßen ihr Selbstporträt gezeichnet hatte. Auch gemeinsame Erlebnisse und Erinnerungen hatte Schücking in diesen Roman eingewoben. . . Er läßt das Stiftsfräulein zu Bernhard die Worte sagen, die, vielleicht einstmals von Annettens eigenen Lippen gesprochen, uns einen Schlüssel für das Verhältnis der Dichterin zu Levin Schücking geben, das so eigentümlicher Art ist, daß es nicht leicht wird, es mit einem gangbaren Worte zu bezeichnen, geschweige denn zu erschöpfen. ‚Ich will wie eine Verwandte für Sie sorgen; ich will jemand haben, für den ich sorgen kann wie ein Weib, an dem ich eine geistige Stütze habe, denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus; meine Gedanken gehen darüber hinaus und bewegen sich in einem Felde, das nur Sie auch betreten; aber wenn ich auch so gedankenarm wäre wie meine Köchin — es wäre doch dasselbe; ich will jemand haben, der mein ist und dem ich wie einem geduldigen Kamele alles aufpacken kann, was an Liebe und

Wärme, an Drang zu pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten in mir ist und übersprudelt! . . . Aber wenn Sie Kamel deshalb glauben oder jemals sich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Thörin und würfe mich Ihnen an den Hals, so sind Sie nicht nur ein eitler Geck, sondern Sie sind noch etwas Schlimmeres, ein verdorbener Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältnis keinen Begriff hat".[1] Nun trat diese an sich vielfach treffende intimste Selbstschilderung im ungeeignetsten Augenblick auf den großen Markt des Lebens!

Wie sehr alles auf Annette in dieser Zeit einstürmte, zeigt am besten ihr Brief an Schlüter vom Ostermontag 1846.

Der münstersche Freund war zwar, wie sich nicht leugnen läßt, vor dem litterarisch regeren Schücking seit drei Jahren bedeutend in den Hintergrund getreten, ohne daß indes die äußern Beziehungen oder gar die wirkliche Freundschaft aufgehört hätten. Nur in der Korrespondenz war eine merkliche Stockung eingetreten. In den Tagebüchern Schlüters heißt es:

„1842 kehrt Fräulein von Droste aus der Schweiz zurück; sie hatte allen etwas mitgebracht, mir eine Bernsteinspitze, und las aus ihren interessanten Heidebildern vor, welche sie gedichtet hatte.

„Besuch vom Fräulein in den Weihnachtsferien.

„Ende Mai [1843]. In den Osterferien mit Junkmann die zweite Auflage ins klare gebracht. Frl. von Droste war in Münster sehr unwohl; sie sagt Junkmann und mir vom Bette aus die sieben Romanzen vom Roßtäuscher vor.

„In den Pfingstferien mit der Rätin Rüdiger und Grube bei sehr schlechtem Wetter nach Rüschhaus gefahren. Wir trafen Jenny Hüger, die für das Fräulein abschrieb. Auch Frau von Droste war zugegen. Altertümer besehen. Fräulein schildert Madame Mathieu, jetzige Kinkel, ehemals Hans Mogel genannt; recitierte den ‚Roßtäuscher', singt ihre Minnelieder. Einige Wochen nachher kam Fräulein durch Münster, um mit ihrer Mutter nach Abbenburg zu reisen; sie las einen langen Brief von Schücking vor, der sich mit Frl. v. Gall verlobt hat.

[1] Schücking, Briefe VIII.

„184[5] Sonntag überraschte uns Frl. v. Droste; sie wollte zu ihrem kranken Onkel in Paderborn. — Mit Mutter gelesen Hippels schöne ‚Handzeichnungen‘, die Frl. v. Droste empfohlen hatte.“

Alle diese Aufzeichnungen beweisen deutlich den ununterbrochenen Verkehr mit dem alten Freunde auch während jener Jahre (1841—46), aus denen uns nicht bloß kein Brief erhalten ist, sondern in denen wohl auch keiner geschrieben wurde.[1]

In den Briefen an Schücking kommt Annette wiederholt auf Schlüter und seinen Freundeskreis zu sprechen, das eine und andere Mal freilich in nicht gerade angenehmer Weise: „Bei Schlüters ist alles beim alten, — immer gleich wohlwollend, mildthätig und ehrenwert, nur hat die Lombard . . . den steif gelehrt frommen Ton dort sehr gesteigert, — wenigstens giebt sie ihn an und hält ihn fest . . .; und zudem leidet die frühere Harmlosigkeit des guten Schlüterchens jetzt sehr unter Autor-Ärger und Sorgen, denn er ist überaus ehrgeizig, und von seinen vielen gelehrten oder frommen Brochüren, bald Übersetzungen, bald propre crû, hat noch keine besonders Glück gemacht. NB. Die endlosen Sonette ‚Welt und Glaube‘ sind auch von ihm; er leugnet's zwar, aber ich und viele andre wissen es aus ganz sichrer Quelle, nämlich von demjenigen, dem er sie diktiert hat; nur einige wenige darunter sollen von der Lombard sein... Obwohl die Sonnette zum Sterben langweilig sind, habe ich ihnen dennoch, ihrer Tendenz und teilweisen Derbheit halber, bei einer gewissen Klasse, einigen Erfolg prophezeit, und es trifft auch schon ein.“[2]

Im Brief vom 7. Februar 1846, dem letzten an Schücking, heißt es: „Von Schlüters höre ich blutwenig; das Professorchen wird älter, kälter und immer kränklicher, mag keine Fußtouren mehr unternehmen — schreiben hat er nie gemocht, — ich kann jetzt auch weder schreiben noch kommen: so bleibt es beim Hinundhergrüßen, wenn sich die seltene Gelegenheit dazu findet.

[1] Schlüters letztes Schreiben stammt aus dem Jahre 1841.

[2] Schücking, Briefe 335 f.

Wärme, an Drang zu pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten in mir ist und übersprudelt! . . . Aber wenn Sie Kamel deshalb glauben oder jemals sich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Thörin und würfe mich Ihnen an den Hals, so sind Sie nicht nur ein eitler Geck, sondern Sie sind noch etwas Schlimmeres, ein verdorbener Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältnis keinen Begriff hat'".[1] Nun trat diese an sich vielfach treffende intimste Selbstschilderung im ungeeignetsten Augenblick auf den großen Markt des Lebens!

Wie sehr alles auf Annette in dieser Zeit einstürmte, zeigt am besten ihr Brief an Schlüter vom Ostermontag 1846.

Der münstersche Freund war zwar, wie sich nicht leugnen läßt, vor dem litterarisch regeren Schücking seit drei Jahren bedeutend in den Hintergrund getreten, ohne daß indes die äußern Beziehungen oder gar die wirkliche Freundschaft aufgehört hätten. Nur in der Korrespondenz war eine merkliche Stockung eingetreten. In den Tagebüchern Schlüters heißt es:

„1842 kehrt Fräulein von Droste aus der Schweiz zurück; sie hatte allen etwas mitgebracht, mir eine Bernsteinspitze, und las aus ihren interessanten Heidebildern vor, welche sie gedichtet hatte.

„Besuch vom Fräulein in den Weihnachtsferien.

„Ende Mai [1843]. In den Osterferien mit Junkmann die zweite Auflage ins klare gebracht. Frl. von Droste war in Münster sehr unwohl; sie sagt Junkmann und mir vom Bette aus die sieben Romanzen vom Roßtäuscher vor.

„In den Pfingstferien mit der Rätin Rüdiger und Grube bei sehr schlechtem Wetter nach Rüschhaus gefahren. Wir trafen Jenny Hüger, die für das Fräulein abschrieb. Auch Frau von Droste war zugegen. Altertümer besehen. Fräulein schildert Madame Mathieu, jetzige Kinkel, ehemals Hans Mogel genannt; recitierte den ‚Roßtäuscher', singt ihre Minnelieder. Einige Wochen nachher kam Fräulein durch Münster, um mit ihrer Mutter nach Abbenburg zu reisen; sie las einen langen Brief von Schücking vor, der sich mit Frl. v. Gall verlobt hat.

[1] Schücking, Briefe VIII.

„184[5] Sonntag überraschte uns Frl. v. Droste; sie wollte zu ihrem kranken Onkel in Paderborn. — Mit Mutter gelesen Hippels schöne ‚Handzeichnungen‘, die Frl. v. Droste empfohlen hatte.“

Alle diese Aufzeichnungen beweisen deutlich den ununterbrochenen Verkehr mit dem alten Freunde auch während jener Jahre (1841—46), aus denen uns nicht bloß kein Brief erhalten ist, sondern in denen wohl auch keiner geschrieben wurde.[1]

In den Briefen an Schücking kommt Annette wiederholt auf Schlüter und seinen Freundeskreis zu sprechen, das eine und andere Mal freilich in nicht gerade angenehmer Weise: „Bei Schlüters ist alles beim alten, — immer gleich wohlwollend, mildthätig und ehrenwert, nur hat die Lombard . . . den steif gelehrt frommen Ton dort sehr gesteigert, — wenigstens giebt sie ihn an und hält ihn fest . . .; und zudem leidet die frühere Harmlosigkeit des guten Schlüterchens jetzt sehr unter Autor-Ärger und Sorgen, denn er ist überaus ehrgeizig, und von seinen vielen gelehrten oder frommen Brochüren, bald Übersetzungen, bald propre crû, hat noch keine besonders Glück gemacht. NB. Die endlosen Sonette ‚Welt und Glaube‘ sind auch von ihm; er leugnet's zwar, aber ich und viele andre wissen es aus ganz sichrer Quelle, nämlich von demjenigen, dem er sie diktiert hat; nur einige wenige darunter sollen von der Lombard sein... Obwohl die Sonnette zum Sterben langweilig sind, habe ich ihnen dennoch, ihrer Tendenz und teilweisen Derbheit halber, bei einer gewissen Klasse, einigen Erfolg prophezeit, und es trifft auch schon ein.“[2]

Im Brief vom 7. Februar 1846, dem letzten an Schücking, heißt es: „Von Schlüters höre ich blutwenig; das Professorchen wird älter, kälter und immer kränklicher, mag keine Fußtouren mehr unternehmen — schreiben hat er nie gemocht, — ich kann jetzt auch weder schreiben noch kommen: so bleibt es beim Hinundhergrüßen, wenn sich die seltene Gelegenheit dazu findet.

---

[1] Schlüters letztes Schreiben stammt aus dem Jahre 1841.

[2] Schücking, Briefe 335 f.

Doch weiß ich, daß Schlüterchen vergnügt ist, — vergnügt in seinem Gott, seinem Bewußtsein, ‚Welt und Glauben' geschrieben zu haben, und der Diktatur über ein neues Elf-Uhr-Kränzchen, das dem früheren bedeutend nachsteht und ihm somit ein um so angenehmeres Gefühl von Überlegenheit giebt. Das soll kein Spott sein, Levin: ich habe Schlüterchen von Herzen lieb, stelle seinen Charakter und seine Kenntnisse sehr hoch; so war es mir sehr leid, daß er sich in ein Feld wagte, wo keine Lorbeern für ihn wachsen konnten, und freut es mich jetzt sehr, daß die Umstände eine angenehme und natürliche Enttäuschung herbeiführen, denn seine jetzige Umgebung schwört nicht höher als bei den endlosen Sonetten."[1]

So schreibt man über einen Freund nur an jemand, dem man noch mehr vertraut ist oder den man dies doch glauben lassen will. Doch das Blatt sollte sich nur allzu rasch wenden.

Schlüter selbst eröffnet am 23. März 1846 von neuem den Briefwechsel durch ein zwar humoristisch lautendes, im Grunde aber doch wehmütiges Schreiben: „Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist Frl. Hüger bei Ihnen und ich in Münster; ich wollte, es wäre umgekehrt, oder vielmehr ich wäre mit ihr bei Ihnen. Wieder ist ein Winter vergangen, wo Sie zu haben sind, doch war nichts von Ihnen zu haben. Im Sommer sind Sie in der Schweiz, dann ist ganz und gar nichts von Ihnen zu haben. Sie aber in der Kühle wie in der Schwüle huldigen der Feder, ziehen vom Leder, wie ein Hahn vom Wiehme mit Ungestüme zu gebieten sämtlichem Federvieh, welches schreibt: Das sind Sie! Freilich ist Tinte besser als Blut, ein Tintenfaß besser als ein Herz, aus jenem schreibt man für die Ewigkeit (?), aus diesem nur für die Zeit (?).

„Keine Briefe, keinen Brief, kein Briefchen, keine Zeile, kein Zeilchen konnte der Haushalt wie diesen Winter missen, selbst das i, welches einst der Papst an einen Missionär als Antwort nach Indien schrieb, ward mir nicht schriftlich zu teil, sondern nur mimisch; ein Strich — und sogar ein Pünktchen

[1] Ebd. 361.

dazu — hätte einen zu großen Tintenaufwand erfordert. O Frauenherzen! O tempi passati! als ich von Ihnen Briefe erhielt, worauf J. 1½ Stunden vorzulesen hatte, z. B. einmal, als wir bei 10° Kälte zwischen 12 und 2 auf Maurizheide auf und abspazierten. Gedenken Sie noch der beiden jugendlichen Porträts in dem Kästchen? O wie eitel ist alles! Wie schießen die Schifflein dahin! Auch die Freundschaft ist Eitelkeit, Wind, nichts als Wind! Der Frühling wird kommen, ist vielmehr schon gekommen, ich werde keine Knospen vom Gewürzbäumchen bekommen, ich werde kein Veilchen bekommen, keine Zeile, keinen Gruß! — Das Fräulein ist für mich zerstoben und verflogen, existiert für mich gar nicht mehr, ein Porträt von ihr, wie es ehemals war, ist noch vorhanden, aber das Herz, die Gefühle, das freundliche Angedenken, die freundliche Güte mochte sie lenken zu anderm Gebiete; mir blieb eine Niete. Das Herz ist gewandert, hat meandert, ist gänzlich verandert, Fräulein, Fräulein, Fräulein! Ungetreues Fräulein, wankelmütiges Fräulein, unbeständiges Fräulein, unartiges Fräulein, böses Fräulein! Ganz und gar nichts mehr aus Ihnen macht sich und einmal für immer Sie gründlich zu vergessen sucht: ehemals Ihr Freund und Diener C. Schl."

Selbst auf diesen so dringenden Brief erfolgte jedoch immer noch keine schriftliche Antwort. Allein der Freund ließ sich nicht abhalten, am 2. April wieder zu schreiben: „Liebes Fräulein! Indem ich von Nanny Scheibler vernehme, daß Sie einen Roman zu lesen wünschen, bin ich so frei, Ihnen Fr. Bremers „Darlekarlier" [Innerhalb Darlekarlien] zu übersenden, wovon ich glaube, daß er Ihnen gefallen wird, hoffe, daß Sie ihn noch nicht gelesen haben, und es lieben und loben würde, wenn Sie Anlaß nehmen wollten, über das überaus interessante Hauptthema des ganzen Buchs, das sich Ihnen bald klar genug kund geben wird, sich einmal in Ihrer Weise gleichfalls poetisch vernehmen zu lassen. Sie haben einmal auf mein Begehren über Silesius sich ausgesprochen, thun Sie es auch dieses Mal über den vorgeschlagenen Text; ich weiß, es wird eigentümlich schön

werden. Syry scheint mir eine idealisierte Bettina sein zu sollen, wenigstens durch die Lektüre der letztern veranlaßt zu sein. Schücking hat einen elenden Roman, ‚Die Ritterbürtigen‘, in drei Bänden geschrieben; er verletzt darin Pietät und religiöses Gefühl, zeigt sich auch als ein erbärmliches, altes Klatschweib, das dem Pöbel des Zeitgeistes die Füße leckt. Mag er laufen, ich werde an ihn schwerlich je wieder schreiben und womöglich auch nicht mehr denken. Dennoch beruht, was ich berichte, auf einem Bericht, dem ich aber zu trauen Ursache habe. Leben Sie wohl, liebes Fräulein, Gott mache Sie wieder gesund und gebe Ihnen seinen Frieden!"[1]

Da endlich, Ostermontag, 13. April, rafft sich Annette auf, „greift zur Feder und zieht vom Leder", wie Schlüter scherzte, und schreibt diesem von Hülshoff aus, wohin sie wegen des Festes gegangen war: „Mein liebster, teuerster Freund! Wie beschämt muß ich vor Ihnen stehen! und bin doch im Grunde nicht halb so schlimm, als ich aussehe, vielmehr hat das Bestreben, es wenigstens hinternach recht gut zu machen, mich erst vollkommen in den Ruf der scheinbaren Undankbarkeit gebracht. Wie hat mich schon Ihr erster Brief gefreut und gerührt, ein Brief, so liebevoll und komisch zugleich, daß er hätte den Leichtsinnigsten weinen und den Traurigsten lachen machen können. Traurig war ich allerdings noch etwas, als Nachwehn einer eben überstandenen schweren Zeit, und unwohl dazu, als er mich aus meiner Apathie aufrüttelte. Da mir nun das Schreiben bei meiner argen rheumatischen Eingenommenheit des Kopfes, an der ich seit Monaten leide, schwer wird, konnte ich nur in sehr unterbrochenen Absätzen antworten und näherte mich bereits bedeutend dem Schlusse, als die unheilvolle Geschichte des Bankdirektors B. ausbrach. Hoffentlich hat das Gerücht die Folgen übertrieben, aber die ersten Nachrichten lauteten so gefährlich, ich hörte so viele bekannte Namen nennen, daß ich mir Münster

[1] Der Kopie dieses Briefes fügte Schlüter die Worte bei: „Später sagte mir Schücking, es sei ihm leid, dieses Buch geschrieben zu haben; hätte er es nicht gethan, jetzt thue er es nicht mehr."

nur als einen Ort der Zerstörung dachte, wohin nichts unpassender kommen könnte, als ein scherzhafter Brief; so zerriß ich den meinigen. Ihnen scheint das übertrieben; aber man nannte mir Freunde Ihres Hauses, T., L., als hart Getroffene. Gottlob haben die späteren Gerüchte den früheren eine, auch wohl ein paar Nullen gestrichen und dies Unglück in verdrießliche aber doch zu überwindende Verluste verwandelt. Nun kam Ihr Paket, Brief und Buch. Ach, liebster, treuester meiner Freunde! wie gütig von Ihnen und wie beschämend für mich! Ich nahm mir auch gleich vor, die Lyry zu besingen, möge sich mir nun das richtige Verständnis eröffnen oder auch nicht, nur um Ihnen zu zeigen, wie gern ich Ihren Wünschen nachkomme. Also nochmals meinen herzlichsten Dank für die Mitteilung des sehr interessanten Buches und meinen viel, viel innigern für die Liebe, die, wie es in dem besten aller Bücher heißt, nicht irrt, nicht zürnt, noch hadert. Kommt Ihnen die Anführung einer Bibelstelle bei dieser Gelegenheit wie eine Profanation vor? Sie wissen nicht, was ich in den letzten Tagen gelitten habe und welche durchdringende Erquickung mir Ihre treue, vertrauensvolle Freundschaft gerade jetzt sein muß." Hier folgt nun in der Handschrift die von Schlüter bei Veröffentlichung der Briefe unterdrückte Auslassung Annettens über Schücking, die in herben, zürnenden Worten einem bis ins tiefste gekränkten Herzen Luft macht. Die Gerechtigkeit, welche sie Schücking selbst in diesem Augenblick noch widerfahren läßt, beweist, daß sie auch den Tadel mit Überlegung abwog. Die Ausdrücke sind vielleicht um so schärfer, als die Wunde gerade einen Tag vorher durch einen Brief aus Münster wieder aufgerissen war. Es hieß darin, in einer größern Gesellschaft sei offen behauptet worden, Schücking habe seine Quellen zu dem Roman von Annette. War diese Behauptung auch grundfalsch und Annette sowohl wie ihre Verwandten an dem Roman unschuldig, so mußte es sie doch aufs tiefste betrüben und bei den wiederholten Unannehmlichkeiten, die ihre Schriftstellerei ihr nun schon gebracht hatte, auch in sich unsicher machen. Sie schreibt:

werden. Syry scheint mir eine idealisierte Bettina sein zu sollen, wenigstens durch die Lektüre der letztern veranlaßt zu sein. Schücking hat einen elenden Roman, ‚Die Ritterbürtigen', in drei Bänden geschrieben; er verletzt darin Pietät und religiöses Gefühl, zeigt sich auch als ein erbärmliches, altes Klatschweib, das dem Pöbel des Zeitgeistes die Füße leckt. Mag er laufen, ich werde an ihn schwerlich je wieder schreiben und womöglich auch nicht mehr denken. Dennoch beruht, was ich berichte, auf einem Bericht, dem ich aber zu trauen Ursache habe. Leben Sie wohl, liebes Fräulein, Gott mache Sie wieder gesund und gebe Ihnen seinen Frieden!"[1]

Da endlich, Ostermontag, 13. April, rafft sich Annette auf, „greift zur Feder und zieht vom Leder", wie Schlüter scherzte, und schreibt diesem von Hülshoff aus, wohin sie wegen des Festes gegangen war: „Mein liebster, teuerster Freund! Wie beschämt muß ich vor Ihnen stehen! und bin doch im Grunde nicht halb so schlimm, als ich aussehe, vielmehr hat das Bestreben, es wenigstens hinternach recht gut zu machen, mich erst vollkommen in den Ruf der scheinbaren Undankbarkeit gebracht. Wie hat mich schon Ihr erster Brief gefreut und gerührt, ein Brief, so liebevoll und komisch zugleich, daß er hätte den Leichtsinnigsten weinen und den Traurigsten lachen machen können. Traurig war ich allerdings noch etwas, als Nachwehn einer eben überstandenen schweren Zeit, und unwohl dazu, als er mich aus meiner Apathie aufrüttelte. Da mir nun das Schreiben bei meiner argen rheumatischen Eingenommenheit des Kopfes, an der ich seit Monaten leide, schwer wird, konnte ich nur in sehr unterbrochenen Absätzen antworten und näherte mich bereits bedeutend dem Schlusse, als die unheilvolle Geschichte des Bankdirektors B. ausbrach. Hoffentlich hat das Gerücht die Folgen übertrieben, aber die ersten Nachrichten lauteten so gefährlich, ich hörte so viele bekannte Namen nennen, daß ich mir Münster

[1] Der Kopie dieses Briefes fügte Schlüter die Worte bei: „Später sagte mir Schücking, es sei ihm leid, dieses Buch geschrieben zu haben; hätte er es nicht gethan, jetzt thue er es nicht mehr."

nur als einen Ort der Zerstörung dachte, wohin nichts unpassender kommen könnte, als ein scherzhafter Brief; so zerriß ich den meinigen. Ihnen scheint das übertrieben; aber man nannte mir Freunde Ihres Hauses, T., L., als hart Getroffene. Gottlob haben die späteren Gerüchte den früheren eine, auch wohl ein paar Nullen gestrichen und dies Unglück in verdrießliche aber doch zu überwindende Verluste verwandelt. Nun kam Ihr Paket, Brief und Buch. Ach, liebster, treuester meiner Freunde! wie gütig von Ihnen und wie beschämend für mich! Ich nahm mir auch gleich vor, die Syry zu besingen, möge sich mir nun das richtige Verständnis eröffnen oder auch nicht, nur um Ihnen zu zeigen, wie gern ich Ihren Wünschen nachkomme. Also nochmals meinen herzlichsten Dank für die Mitteilung des sehr interessanten Buches und meinen viel, viel innigern für die Liebe, die, wie es in dem besten aller Bücher heißt, nicht irrt, nicht zürnt, noch hadert. Kommt Ihnen die Anführung einer Bibelstelle bei dieser Gelegenheit wie eine Profanation vor? Sie wissen nicht, was ich in den letzten Tagen gelitten habe und welche durchdringende Erquickung mir Ihre treue, vertrauensvolle Freundschaft gerade jetzt sein muß." Hier folgt nun in der Handschrift die von Schlüter bei Veröffentlichung der Briefe unterdrückte Auslassung Annettens über Schücking, die in herben, zürnenden Worten einem bis ins tiefste gekränkten Herzen Luft macht. Die Gerechtigkeit, welche sie Schücking selbst in diesem Augenblick noch widerfahren läßt, beweist, daß sie auch den Tadel mit Überlegung abwog. Die Ausdrücke sind vielleicht um so schärfer, als die Wunde gerade einen Tag vorher durch einen Brief aus Münster wieder aufgerissen war. Es hieß darin, in einer größern Gesellschaft sei offen behauptet worden, Schücking habe seine Quellen zu dem Roman von Annette. War diese Behauptung auch grundfalsch und Annette sowohl wie ihre Verwandten an dem Roman unschuldig, so mußte es sie doch aufs tiefste betrüben und bei den wiederholten Unannehmlichkeiten, die ihre Schriftstellerei ihr nun schon gebracht hatte, auch in sich unsicher machen. Sie schreibt:

„. . . Ich stehe in dem Verdacht, ihm das Material zu seinen Giftmischereien geliefert zu haben. . . . Schücking hat an mir gehandelt wie mein grausamster Todfeind und, was unglaublich scheint, ist sich dessen gar nicht bewußt. Aber mein Adoptivsohn! jahrelanger Hausfreund! O Gott, wer kann sich vor einem Hausdiebe hüten!... Schlüter, ich bin wie zerschlagen! – O Gott, wie weit kann Schriftstellereitelkeit und die Sucht, Effekt in der Welt zu machen, führen — selbst einen sonst gutmütigen Menschen! — denn das bleibt Schücking —; die Gerechtigkeit nötigt mich, dies selbst in diesem schweren Momente anzuerkennen. In seinem letzten Briefe konnte er mir Geld für einige Gedichte im Feuilleton schicken. — Seine Zeilen strahlen vor Freude hierüber, und das war kein Betrug. Er liebt mich, er liebt Sie, er liebt Westfalen überhaupt und hat bei seinem Buche an nichts gedacht, als Eugène Sue den Rang abzulaufen. . . . Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, er schlägt vor der Kirche die Zunge aus, und hier findet keine Entschuldigung statt, höchstens eine: ‚Herr, vergieb ihm, er weiß nicht, was er thut.‘ — Lassen Sie uns für ihn beten, Christi Blut ist auch für ihn geflossen, und Gott hat tausend Wege, die Verirrten wieder zu sich zurückzuführen, oft durch Not und Kummer, und die sehe ich bei Schückings Lust am Glanze und der Unhaltbarkeit seines Talentes in nicht zu weiter Ferne voraus.“[1]

Nach dieser Auslassung bricht Annette den Brief ab und fährt erst später wieder ruhiger fort:

„Nachmittags. Ich komme von einem Spaziergange, die Luft ist so blau, die Vögel so fröhlich, Gottes Segen quillt so reichlich aus den Schollen, wer sollte sich da nicht beruhigt und in seiner Hand wohlgeborgen fühlen! Nichts mehr von Odiosis! ich würde Sie sehr um Verzeihung bitten, Sie damit belästigt zu haben, wäre dies nicht grade der eigentlichste Kern der Freundschaft, daß sie auch das Leid des Freundes nicht missen

[1] Vgl. Schlüter, Briefe 187, ferner Litterarische Rundschau 1894, Nr. 6, Sp. 194 f., und Deutscher Hausschatz 1891, S. 253 f.

will, so wenig wie seine Freuden, oder wenn nicht der Kern, doch die ihm zunächst liegende, ihn umschlingende Faserhülle; der Kern heißt freilich anders; ein Glauben, ein Hoffen, ein gemeinsames Wirken. Ich sehne mich recht mal wieder zu Ihnen, mein Freund, aber obschon ich mich sonst nicht übler befinde als früher, in manchem Betracht sogar besser, so bringt mir jedoch jede anhaltende Bewegung, z. B. von Ihrem Hause bis an Mauriz-Thor einen Kopfschmerz zuwege, der nicht nachläßt, bis ich eine Nacht darüber geschlafen, und dieses wiederholt sich täglich; ich habe es wochenlang nacheinander versucht, wogegen ich nur höchst selten Kopfschmerz habe, wenn ich mich ruhig verhalte, und auch dann wieder nur durch längeres Bücken herbeigeführt; so ist es kein unvermeidliches, aber ein auf den leisesten Ruf bereitstehendes Übel, was Körper und Geist in sehr empfindliche Schranken absperrt. Fällt aber, solange ich hier bin, eine Fahrgelegenheit nach Münster vor, so komme ich doch, und wäre es auch nur auf die eine liebe Elf-Uhr- oder noch lieber Mittagsstunde; mich verlangt so, eure treuen, lieben Gesichter wiederzusehen — euch alle — den Vater, Mütterchen, Therese, es ist keiner unter den Ihrigen, zu dessen Liebe und Diskretion ich nicht das allervollkommenste Zutrauen hätte ... Ich habe immer sehr viel an mein Professorchen gedacht, und bin seit kurzem häufiger veranlaßt worden, mehr als je an eben dasjenige zu denken, welches da bleibt, wie es ist, und wahrlich sehr wohl daran thut, nicht wandert, nicht meandert, am wenigsten sich gänzlich verandert. Wüßten Sie, mein lieber Freund, wie mich der Gedanke an Sie aufrichtet und erfrischt, es müßte Sie doch sehr freuen."[1]

Ob Annette wohl auch an Schücking ein Wort über all die Wirrnisse geschrieben, oder Schücking bei der Freundin nicht, wie später bei Schlüter, ein Wort des Bedauerns geäußert hat? Die Herausgeberin der Briefe sagt darüber kein Wort in der Einleitung, und ein weiterer Brief als der vom 7. Febr. 1846 ist nicht abgedruckt.

[1] Schlüter, Briefe 186 f.

„. . . Ich stehe in dem Verdacht, ihm das Material zu seinen Giftmischereien geliefert zu haben. . . . Schücking hat an mir gehandelt wie mein grausamster Todfeind und, was unglaublich scheint, ist sich dessen gar nicht bewußt. Aber mein Adoptivsohn! jahrelanger Hausfreund! O Gott, wer kann sich vor einem Hausdiebe hüten!... Schlüter, ich bin wie zerschlagen! — O Gott, wie weit kann Schriftstellereitelkeit und die Sucht, Effekt in der Welt zu machen, führen — selbst einen sonst gutmütigen Menschen! — denn das bleibt Schücking —; die Gerechtigkeit nötigt mich, dies selbst in diesem schweren Momente anzuerkennen. In seinem letzten Briefe konnte er mir Geld für einige Gedichte im Feuilleton schicken. — Seine Zeilen strahlen vor Freude hierüber, und das war kein Betrug. Er liebt mich, er liebt Sie, er liebt Westfalen überhaupt und hat bei seinem Buche an nichts gedacht, als Eugène Sue den Rang abzulaufen. . . . Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, er schlägt vor der Kirche die Zunge aus, und hier findet keine Entschuldigung statt, höchstens eine: ‚Herr, vergieb ihm, er weiß nicht, was er thut.‘ — Lassen Sie uns für ihn beten, Christi Blut ist auch für ihn geflossen, und Gott hat tausend Wege, die Verirrten wieder zu sich zurückzuführen, oft durch Not und Kummer, und die sehe ich bei Schückings Lust am Glanze und der Unhaltbarkeit seines Talentes in nicht zu weiter Ferne voraus."[1]

Nach dieser Auslassung bricht Annette den Brief ab und fährt erst später wieder ruhiger fort:

„Nachmittags. Ich komme von einem Spaziergange, die Luft ist so blau, die Vögel so fröhlich, Gottes Segen quillt so reichlich aus den Schollen, wer sollte sich da nicht beruhigt und in seiner Hand wohlgeborgen fühlen! Nichts mehr von Odiosis! ich würde Sie sehr um Verzeihung bitten, Sie damit belästigt zu haben, wäre dies nicht grade der eigentlichste Kern der Freundschaft, daß sie auch das Leid des Freundes nicht missen

[1] Vgl. Schlüter, Briefe 187, ferner Litterarische Rundschau 1894, Nr. 6, Sp. 194 f., und Deutscher Hausschatz 1891, S. 253 f.

will, so wenig wie seine Freuden, oder wenn nicht der Kern, doch die ihm zunächst liegende, ihn umschlingende Faserhülle; der Kern heißt freilich anders; ein Glauben, ein Hoffen, ein gemeinsames Wirken. Ich sehne mich recht mal wieder zu Ihnen, mein Freund, aber obschon ich mich sonst nicht übler befinde als früher, in manchem Betracht sogar besser, so bringt mir jedoch jede anhaltende Bewegung, z. B. von Ihrem Hause bis an Mauriz-Thor einen Kopfschmerz zuwege, der nicht nachläßt, bis ich eine Nacht darüber geschlafen, und dieses wiederholt sich täglich; ich habe es wochenlang nacheinander versucht, wogegen ich nur höchst selten Kopfschmerz habe, wenn ich mich ruhig verhalte, und auch dann wieder nur durch längeres Bücken herbeigeführt; so ist es kein unvermeidliches, aber ein auf den leisesten Ruf bereitstehendes Übel, was Körper und Geist in sehr empfindliche Schranken absperrt. Fällt aber, solange ich hier bin, eine Fahrgelegenheit nach Münster vor, so komme ich doch, und wäre es auch nur auf die eine liebe Elf-Uhr- oder noch lieber Mittagsstunde; mich verlangt so, eure treuen, lieben Gesichter wiederzusehen — euch alle — den Vater, Mütterchen, Therese, es ist keiner unter den Ihrigen, zu dessen Liebe und Diskretion ich nicht das allervollkommenste Zutrauen hätte . . . Ich habe immer sehr viel an mein Professorchen gedacht, und bin seit kurzem häufiger veranlaßt worden, mehr als je an eben dasjenige zu denken, welches da bleibt, wie es ist, und wahrlich sehr wohl daran thut, nicht wandert, nicht meandert, am wenigsten sich gänzlich verandert. Wüßten Sie, mein lieber Freund, wie mich der Gedanke an Sie aufrichtet und erfrischt, es müßte Sie doch sehr freuen."[1]

Ob Annette wohl auch an Schücking ein Wort über all die Wirrnisse geschrieben, oder Schücking bei der Freundin nicht, wie später bei Schlüter, ein Wort des Bedauerns geäußert hat? Die Herausgeberin der Briefe sagt darüber kein Wort in der Einleitung, und ein weiterer Brief als der vom 7. Febr. 1846 ist nicht abgedruckt.

[1] Schlüter, Briefe 186 f.

„. . . [illegible] das [illegible] zu einem [illegible] geliefert zu haben. . . . Schücking hat [illegible] Talent und, was [illegible] gar nicht beruhige. Aber mein [illegible] O [illegible], wer kann sich [illegible] zerschlagen! — [illegible] und die Sucht, [illegible] — [illegible] sonst gut- [illegible] — [illegible] Schücking —, die Ge- [illegible] schweren Momente [illegible] Briefe konnte er mir Geld [illegible] finden. — Seine Zeilen [illegible] von [illegible] und das war kein Betrug. Er [illegible] überhaupt und hat bei seinem Buche [illegible] als Eugène Sue den Rang abzulaufen. . . . Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, er schlägt vor der Kirche die Zunge aus, und hier findet keine Entschuldigung statt, höchstens eine: ‚Herr, vergieb ihm, er weiß nicht, was er thut.' — Lassen Sie uns für ihn beten, Christi Blut ist auch für ihn geflossen, und Gott hat tausend Wege, die Verirrten wieder zu sich zurückzuführen, oft durch Not und Kummer, und die sehe ich bei Schückings Lust am Glanze und der Unhaltbarkeit seines Talentes in nicht zu weiter Ferne voraus."[1]

Nach dieser Auslassung bricht Annette den Brief ab und fährt erst später wieder ruhiger fort:

„Nachmittags. Ich komme von einem Spaziergange, die Luft ist so blau, die Vögel so fröhlich, Gottes Segen quillt so reichlich aus den Schollen, wer sollte sich da nicht beruhigt und in seiner Hand wohlgeborgen fühlen! Nichts mehr von Odiosis! ich würde Sie sehr um Verzeihung bitten, Sie damit belästigt zu haben, wäre dies nicht grade der eigentlichste Kern der Freundschaft, daß sie auch das Leid des Freundes nicht missen

[1] Vgl. Schlüter, Briefe 187, ferner Litterarische Rundschau 1894, Nr. 6, Sp. 194 f. und Deutscher Hausschatz 1891, S. 253 f.

will, so wenig wie seine Freuden, oder wenn nicht der Kern, doch die ihm zunächst liegende, ihn umschlingende Faserhülle; der Kern heißt freilich anders; ein Glauben, ein Hoffen, ein gemeinsames Wirken. Ich sehne mich recht mal wieder zu Ihnen, mein Freund, aber obschon ich mich sonst nicht übler befinde als früher, in manchem Betracht sogar besser, so bringt mir jedoch jede anhaltende Bewegung, z. B. von Ihrem Hause bis an Mauriz-Thor einen Kopfschmerz zuwege, der nicht nachläßt, bis ich eine Nacht darüber geschlafen, und dieses wiederholt sich täglich; ich habe es wochenlang nacheinander versucht, wogegen ich nur höchst selten Kopfschmerz habe, wenn ich mich ruhig verhalte, und auch dann wieder nur durch längeres Bücken herbeigeführt; so ist es kein unvermeidliches, aber ein auf den leisesten Ruf bereitstehendes Übel, was Körper und Geist in sehr empfindliche Schranken absperrt. Fällt aber, solange ich hier bin, eine Fahrgelegenheit nach Münster vor, so komme ich doch, und wäre es auch nur auf die eine liebe Elf-Uhr- oder noch lieber Mittagsstunde; mich verlangt so, eure treuen, lieben Gesichter wiederzusehen — euch alle — den Vater, Mütterchen, Therese, es ist keiner unter den Ihrigen, zu dessen Liebe und Diskretion ich nicht das allervollkommenste Zutrauen hätte . . . Ich habe immer sehr viel an mein Professorchen gedacht, und bin seit kurzem häufiger veranlaßt worden, mehr als je an eben dasjenige zu denken, welches da bleibt, wie es ist, und wahrlich sehr wohl daran thut, nicht wandert, nicht meandert, am wenigsten sich gänzlich verandert. Wüßten Sie, mein lieber Freund, wie mich der Gedanke an Sie aufrichtet und erfrischt, es müßte Sie doch sehr freuen."[1]

Ob Annette wohl auch an Schücking ein Wort über all die Wirrnisse geschrieben, oder Schücking bei der Freundin nicht, wie später bei Schlüter, ein Wort des Bedauerns geäußert hat? Die Herausgeberin der Briefe sagt darüber kein Wort in der Einleitung, und ein weiterer Brief als der vom 7. Febr. 1846 ist nicht abgedruckt.

[1] Schlüter, Briefe 186 f.

Als die Dichterin im September von Hülshoff aus nach Meersburg reiste, ließ sie Schlüter in Münster zu sich bitten, da sie selbst zu krank war, zu ihm zu gehen. Bevor der Freund aber eintraf, wurde ihr der Besuch einer Bekannten angesagt. „Die hatte mich vorüberfahren sehen“ und kam, „mir die Anzeige des ‚Rheinischen Jahrbuchs‘ zu bringen und mich zu bitten, Maßregeln zur Unterdrückung meiner Charakteristik bei lebendigem Leibe zu ergreifen. Mir war dieser Gedanke ebenfalls höchst widrig; so ärgerte ich mich tüchtig.“ In der Anzeige des von Kinkel herausgegebenen Jahrbuchs „Vom Rhein“ war nämlich ein Aufsatz Schückings „Annette von Droste-Hülshoff“ verzeichnet, der zwischen einer Charakteristik A. W. v. Schlegels und einer solchen Karl Simrocks zum Abdruck kommen sollte. Unter den obwaltenden Umständen mußte dieses Vorhaben, ein Charakterbild des Freifräuleins vom Verfasser der „Ritterbürtigen“ zu bringen, doppelt als eine Indiskretion erscheinen. Als Annette daher in Bonn ankam, bat sie Junkmann, zu Kinkel zu gehen, die bewußte Charakteristik im Manuskript durchzulesen, und falls sie nicht diskreter sei, als sich überhaupt von der Charakteristik einer noch lebenden Person erwarten lasse, Schücking in ihrem Namen um Unterdrückung derselben zu bitten. Junkmann schob die Sache aber volle 14 Tage hinaus und brachte dann die Nachricht, er sei um ein Geringes zu spät gekommen, die Charakteristik komme eben aus der Presse.

Von Bonn aus ließ Annette nicht bloß den Schückings im nahen Köln keine Einladung zukommen, sondern in einem Brief an Elise Rüdiger schreibt sie sogar: „Die Schückings ließen zu meiner großen Erleichterung nichts von sich hören.“

Als der Verleger später ein Exemplar des „Jahrbuchs“ mit der bewußten Charakteristik nach Hülshoff schickte, ließ sie es ruhig dort, wo es „bis zum jüngsten Tage ruhen mochte. Mein Entschluß, mich von allen litterarischen Bekanntschaften, außer von Ihnen (Elise), immer mehr zurückzuziehen, wird immer fester, sowie der, niemals eine Recension oder kritischen Aufsatz zu lesen; sie sind bei der jetzigen Parteiwut und den

überhandnehmenden persönlichen Antipathieen und Sympathieen immer einseitig, parteiisch und sehr häufig nicht einmal im Einklang mit dem eigenen Urteile des Schreibers, der nur seinem Freunde zulieb versucht, ob es ihm gelingen will, irgend einigen dummen Teufeln von Nachbetern schwarz für weiß vorzumachen. Das ist doch kläglich!"

Zu den litterarischen Bekanntschaften, von denen Annette sich nach und nach zurückziehen wollte, gehörte übrigens Schlüter nicht. Ihm hatte sie im Gegenteil bei ihrer letzten Unterredung in Münster das Versprechen gegeben, die Handschrift des „Geistlichen Jahres" noch einmal vorzunehmen, um sie druckfertig zu machen, damit der Freund sie dann ganz oder zum Teil dereinst veröffentliche, wie es seiner Überzeugung nach das beste sei.

Es ist schwer zu denken, daß Schücking auch für Annettens Herz jetzt schon tot gewesen sei; so leicht konnte sie einen Mann, dem sie so viel gewesen und der einige Jahre hindurch eine solche Stelle in ihrem Leben eingenommen hatte, gewiß nicht vergessen; auch liegt es im ganzen Charakter Annettens, daß, wenn sie seiner gedachte, dies mehr in Trauer als in Bitterkeit geschah. Allein die eigentliche Freundschaft hatte seit dem April 1846 ihr Ende.

Die Litteraturgeschichte hat sich dieser Freundschaft nur zu freuen. Ihr verdanken wir die Mehrzahl der Gedichte, welche seit dem „Geistlichen Jahr" entstanden, und das ist wahrlich nicht der minder kostbare Teil der Schöpfungen Annettens. Das soll Schücking immer unvergessen bleiben. Dabei wäre es aber unrecht, zu mißkennen, daß Schlüter zu den Anfängen, den drei größeren erzählenden Gedichten, und zum Lebenswerk Annettens, dem „Geistlichen Jahre", Pate stand. Er war gewiß nicht so beweglich und modern wie Schücking, aber wer möchte leugnen, daß er durch die Autorität seines Wissens, seiner Lauterkeit und Frömmigkeit mehr als jener einen erziehenden, regelnden, moralisch wie selbst ästhetisch wohlthuenden Einfluß auf Annette ausübte?

Als die Dichterin im September von Hülshoff aus nach Meersburg reiste, ließ sie Schlüter in Münster zu sich bitten, da sie selbst zu krank war, zu ihm zu gehen. Bevor der Freund aber eintraf, wurde ihr der Besuch einer Bekannten angesagt. „Die hatte mich vorüberfahren sehen“ und kam, „mir die Anzeige des ‚Rheinischen Jahrbuchs‘ zu bringen und mich zu bitten, Maßregeln zur Unterdrückung meiner Charakteristik bei lebendigem Leibe zu ergreifen. Mir war dieser Gedanke ebenfalls höchst widrig; so ärgerte ich mich tüchtig.“ In der Anzeige des von Kinkel herausgegebenen Jahrbuchs „Vom Rhein“ war nämlich ein Aufsatz Schückings „Annette von Droste-Hülshoff“ verzeichnet, der zwischen einer Charakteristik A. W. v. Schlegels und einer solchen Karl Simrocks zum Abdruck kommen sollte. Unter den obwaltenden Umständen mußte dieses Vorhaben, ein Charakterbild des Freifräuleins vom Verfasser der „Ritterbürtigen“ zu bringen, doppelt als eine Indiskretion erscheinen. Als Annette daher in Bonn ankam, bat sie Junkmann, zu Kinkel zu gehen, die bewußte Charakteristik im Manuskript durchzulesen, und falls sie nicht diskreter sei, als sich überhaupt von der Charakteristik einer noch lebenden Person erwarten lasse, Schücking in ihrem Namen um Unterdrückung derselben zu bitten. Junkmann schob die Sache aber volle 14 Tage hinaus und brachte dann die Nachricht, er sei um ein Geringes zu spät gekommen, die Charakteristik komme eben aus der Presse.

Von Bonn aus ließ Annette nicht bloß den Schückings im nahen Köln keine Einladung zukommen, sondern in einem Brief an Elise Rüdiger schreibt sie sogar: „Die Schückings ließen zu meiner großen Erleichterung nichts von sich hören.“

Als der Verleger später ein Exemplar des „Jahrbuchs“ mit der bewußten Charakteristik nach Hülshoff schickte, ließ sie es ruhig dort, wo es „bis zum jüngsten Tage ruhen mochte. Mein Entschluß, mich von allen litterarischen Bekanntschaften, außer von Ihnen (Elise), immer mehr zurückzuziehen, wird immer fester, sowie der, niemals eine Recension oder kritischen Aufsatz zu lesen; sie sind bei der jetzigen Parteiwut und den

überhandnehmenden persönlichen Antipathieen und Sympathieen immer einseitig, parteiisch und sehr häufig nicht einmal im Einklang mit dem eigenen Urteile des Schreibers, der nur seinem Freunde zulieb versucht, ob es ihm gelingen will, irgend einigen dummen Teufeln von Nachbetern schwarz für weiß vorzumachen. Das ist doch kläglich!"

Zu den litterarischen Bekanntschaften, von denen Annette sich nach und nach zurückziehen wollte, gehörte übrigens Schlüter nicht. Ihm hatte sie im Gegenteil bei ihrer letzten Unterredung in Münster das Versprechen gegeben, die Handschrift des „Geistlichen Jahres" noch einmal vorzunehmen, um sie druckfertig zu machen, damit der Freund sie dann ganz oder zum Teil dereinst veröffentliche, wie es seiner Überzeugung nach das beste sei.

Es ist schwer zu denken, daß Schücking auch für Annettens Herz jetzt schon tot gewesen sei; so leicht konnte sie einen Mann, dem sie so viel gewesen und der einige Jahre hindurch eine solche Stelle in ihrem Leben eingenommen hatte, gewiß nicht vergessen; auch liegt es im ganzen Charakter Annettens, daß, wenn sie seiner gedachte, dies mehr in Trauer als in Bitterkeit geschah. Allein die eigentliche Freundschaft hatte seit dem April 1846 ihr Ende.

Die Litteraturgeschichte hat sich dieser Freundschaft nur zu freuen. Ihr verdanken wir die Mehrzahl der Gedichte, welche seit dem „Geistlichen Jahr" entstanden, und das ist wahrlich nicht der minder kostbare Teil der Schöpfungen Annettens. Das soll Schücking immer unvergessen bleiben. Dabei wäre es aber unrecht, zu mißkennen, daß Schlüter zu den Anfängen, den drei größeren erzählenden Gedichten, und zum Lebenswerk Annettens, dem „Geistlichen Jahre", Pate stand. Er war gewiß nicht so beweglich und modern wie Schücking, aber wer möchte leugnen, daß er durch die Autorität seines Wissens, seiner Lauterkeit und Frömmigkeit mehr als jener einen erziehenden, regelnden, moralisch wie selbst ästhetisch wohlthuenden Einfluß auf Annette ausübte?

Als die Dichterin im September von Hülshoff aus nach Meersburg reiste, ließ sie Schlüter in Münster zu sich bitten, da sie selbst zu krank war, zu ihm zu gehen. Bevor der Freund aber eintraf, wurde ihr der Besuch einer Bekannten angesagt. „Die hatte mich vorüberfahren sehen" und kam, „mir die Anzeige des ‚Rheinischen Jahrbuchs' zu bringen und mich zu bitten, Maßregeln zur Unterdrückung meiner Charakteristik bei lebendigem Leibe zu ergreifen. Mir war dieser Gedanke ebenfalls höchst widrig; so ärgerte ich mich tüchtig." In der Anzeige des von Kinkel herausgegebenen Jahrbuchs „Vom Rhein" war nämlich ein Aufsatz Schückings „Annette von Droste-Hülshoff" verzeichnet, der zwischen einer Charakteristik A. W. v. Schlegels und einer solchen Karl Simrocks zum Abdruck kommen sollte. Unter den obwaltenden Umständen mußte dieses Vorhaben, ein Charakterbild des Freifräuleins vom Verfasser der „Ritterbürtigen" zu bringen, doppelt als eine Indiskretion erscheinen. Als Annette daher in Bonn ankam, bat sie Junkmann, zu Kinkel zu gehen, die bewußte Charakteristik im Manuskript durchzulesen, und falls sie nicht diskreter sei, als sich überhaupt von der Charakteristik einer noch lebenden Person erwarten lasse, Schücking in ihrem Namen um Unterdrückung derselben zu bitten. Junkmann schob die Sache aber volle 14 Tage hinaus und brachte dann die Nachricht, er sei um ein Geringes zu spät gekommen, die Charakteristik komme eben aus der Presse.

Von Bonn aus ließ Annette nicht bloß den Schückings im nahen Köln keine Einladung zukommen, sondern in einem Brief an Elise Rüdiger schreibt sie sogar: „Die Schückings ließen zu meiner großen Erleichterung nichts von sich hören."

Als der Verleger später ein Exemplar des „Jahrbuchs" mit der bewußten Charakteristik nach Hülshoff schickte, ließ sie es ruhig dort, wo es „bis zum jüngsten Tage ruhen mochte. Mein Entschluß, mich von allen litterarischen Bekanntschaften, außer von Ihnen (Elise), immer mehr zurückzuziehen, wird immer fester, sowie der, niemals eine Recension oder kritischen Aufsatz zu lesen; sie sind bei der jetzigen Parteiwut und den

überhandnehmenden persönlichen Antipathieen und Sympathieen immer einseitig, parteiisch und sehr häufig nicht einmal im Einklang mit dem eigenen Urteile des Schreibers, der nur seinem Freunde zulieb versucht, ob es ihm gelingen will, irgend einigen dummen Teufeln von Nachbetern schwarz für weiß vorzumachen. Das ist doch kläglich!"

Zu den litterarischen Bekanntschaften, von denen Annette sich nach und nach zurückziehen wollte, gehörte übrigens Schlüter nicht. Ihm hatte sie im Gegenteil bei ihrer letzten Unterredung in Münster das Versprechen gegeben, die Handschrift des „Geistlichen Jahres" noch einmal vorzunehmen, um sie druckfertig zu machen, damit der Freund sie dann ganz oder zum Teil dereinst veröffentliche, wie es seiner Überzeugung nach das beste sei.

Es ist schwer zu denken, daß Schücking auch für Annettens Herz jetzt schon tot gewesen sei; so leicht konnte sie einen Mann, dem sie so viel gewesen und der einige Jahre hindurch eine solche Stelle in ihrem Leben eingenommen hatte, gewiß nicht vergessen; auch liegt es im ganzen Charakter Annettens, daß, wenn sie seiner gedachte, dies mehr in Trauer als in Bitterkeit geschah. Allein die eigentliche Freundschaft hatte seit dem April 1846 ihr Ende.

Die Litteraturgeschichte hat sich dieser Freundschaft nur zu freuen. Ihr verdanken wir die Mehrzahl der Gedichte, welche seit dem „Geistlichen Jahr" entstanden, und das ist wahrlich nicht der minder kostbare Teil der Schöpfungen Annettens. Das soll Schücking immer unvergessen bleiben. Dabei wäre es aber unrecht, zu mißkennen, daß Schlüter zu den Anfängen, den drei größeren erzählenden Gedichten, und zum Lebenswerk Annettens, dem „Geistlichen Jahre", Pate stand. Er war gewiß nicht so beweglich und modern wie Schücking, aber wer möchte leugnen, daß er durch die Autorität seines Wissens, seiner Lauterkeit und Frömmigkeit mehr als jener einen erziehenden, regelnden, moralisch wie selbst ästhetisch wohlthuenden Einfluß auf Annette ausübte?

XX. Die letzten Jahre.

1846—1848.

Neben all dem seelischen Leid, das ihr der unangenehme Zwischenfall mit Schücking gebracht hatte, trug Annette im Frühjahr 1846 auch besonders schwer an körperlichem Elend aller Art. Anfangs war Rede davon, sie solle mit der Mutter im Sommer wieder nach der Meersburg ziehen, allein bald stellte sich die Unmöglichkeit einer so weiten Reise für die Dichterin ein. Da aber die Freifrau, die sich durch den Tod ihres Bruders Fritz sehr angegriffen fühlte, notwendig eine Veränderung brauchte, so trat sie am 1. Juli die Reise nach dem Süden allein an. Es war für Annette schwer, die Mutter nicht begleiten zu dürfen, „aber die Gründe waren überwiegend und ließen ihr keine Wahl". All ihre Hoffnung setzte sie auch jetzt wieder auf eine homöopathische Kur; half diese „jetzt nicht, so mußte sie sich drein ergeben, ihre Unbequemlichkeiten bis an ihr Grab zu tragen, und war dann auch mit Gottes Willen zufrieden".[1]

Die Kur wollte sie in Rüschhaus beginnen, „um wenigstens die ersten Pulver recht in Ruhe wirken zu lassen"; dann hatte sie vor, „nach Hülshoff zu gehen, zu dem armen Werner, der nach ihrer Ansicht recht miserabel da unten saß zwischen all dem Kinderlärm und doch, wenn er oben war, niemanden hatte, der ihm zur Hand ging". Die Mama hatte zwar „wenig fiducit zu ihrer Pflege und meinte, die beiden Geschwister würden zu viel disputieren"; aber wenn Annette „auch bei Gesunden oft zu wenig Rücksicht nahm, so glaubte sie doch nicht, daß man ihr

[1] Vgl. Brief an Jenny, Rüschhaus 30. Juni 1846.

dies bei Kranken nachsagen könne."[1] Einstweilen war aber an eine Übersiedlung nach Hülshoff nicht zu denken.

Solange die Mutter noch zugegen war, hielt Annette sich mit aller Gewalt aufrecht, kaum aber war jene abgereist, so „fiel sie zusammen wie ein Taschenmesser. Sechs bis siebenmal im Tage Erbrechen, ein erstickender Husten und Schleimandrang, immer Fieber, kein Schlaf."[2]

So lebte sie in vollster Einsamkeit auf den Arzt harrend und inzwischen immer leidend in ihrem Rüschhaus Tag um Tag, Woche um Woche. Nach Hülshoff konnte sie immer noch nicht, obwohl der Bruder etwas ungeduldig wurde und das ganze Unwohlsein der Schwester für „Schulkrankheit" hielt und Diät, Verlassen der Einsamkeit und vor allem Bewegung anriet. „An letzterer habe ich mich denn auch," schreibt Annette der Freundin, „in der ersten Zeit halb tot exerziert, bis ich umfiel und endlich das Bett hüten mußte. Ach, lieb Lies, da war Rüschhaus gar kein liebes, heimliches Winkelchen mehr! Ich sah den ganzen Tag nur die niedrigen Balken meines Schlafzimmers, und außer dreimal im Tage sah keine Seele nach mir, da die Ernte im Gange war, und auch die Köchin viel daran half. Von eins bis sieben war das Haus ringsum verschlossen, — ich mutterseelen allein darin, fiebernd und würgend. Bedurfte ich etwas Unvorhergesehenes, so mußte ich aus dem Bette klettern und mir selber Rat schaffen, oder wenn ich gerade im Fieberschweiß lag, geduldig aushalten bis zur Erlösungsstunde. Ich habe dies in meinem Eremitenleben sonst auch schon mitgemacht, aber nicht krank. Dann freute mich diese tiefe Einsamkeit, da mir Küche und Keller ja offen standen und ich im Notfalle an der steinernen Gartenbank meine Leute sehr leicht anrufen konnte; aber jetzt kam ich mir oft vor wie ein armer Soldat, der sich auf dem Schlachtfelde verblutet. Freilich war dies meine eigene Schuld, ich hätte ja nur Jennchen oder Anna zu Hause behalten können; aber die Leute sahen alle so eilfertig aus, rannten und

[1] Ebd. [2] Brief an Elise Rüdiger. Meersburg, 4. Febr. 1847.

XX. Die letzten Jahre.

(1846—1848.)

Neben all dem seelischen Leid, das ihr der unangenehme Zwischenfall mit Schücking gebracht hatte, trug Annette im Frühjahr 1846 auch besonders schwer an körperlichem Elend aller Art. Anfangs war Rede davon, sie solle mit der Mutter im Sommer wieder nach der Meersburg ziehen, allein bald stellte sich die Unmöglichkeit einer so weiten Reise für die Dichterin ein. Da aber die Freifrau, die sich durch den Tod ihres Bruders Fritz sehr angegriffen fühlte, notwendig eine Veränderung brauchte, so trat sie am 1. Juli die Reise nach dem Süden allein an. Es war für Annette schwer, die Mutter nicht begleiten zu dürfen, „aber die Gründe waren überwiegend und ließen ihr keine Wahl". All ihre Hoffnung setzte sie auch jetzt wieder auf eine homöopathische Kur; half diese „jetzt nicht, so mußte sie sich drein ergeben, ihre Unbequemlichkeiten bis an ihr Grab zu tragen, und war dann auch mit Gottes Willen zufrieden".[1]

Die Kur wollte sie in Rüschhaus beginnen, „um wenigstens die ersten Pulver recht in Ruhe wirken zu lassen"; dann hatte sie vor, „nach Hülshoff zu gehen, zu dem armen Werner, der nach ihrer Ansicht recht miserabel da unten saß zwischen all dem Kinderlärm und doch, wenn er oben war, niemanden hatte, der ihm zur Hand ging". Die Mama hatte zwar „wenig fiducit zu ihrer Pflege und meinte, die beiden Geschwister würden zu viel disputieren"; aber wenn Annette „auch bei Gesunden oft zu wenig Rücksicht nahm, so glaubte sie doch nicht, daß man ihr

[1] Vgl. Brief an Jenny, Rüschhaus 30. Juni 1846.

dies bei Kranken nachsagen könne."[1] Einstweilen war aber an eine Übersiedlung nach Hülshoff nicht zu denken.

Solange die Mutter noch zugegen war, hielt Annette sich mit aller Gewalt aufrecht, kaum aber war jene abgereist, so „fiel sie zusammen wie ein Taschenmesser. Sechs bis siebenmal im Tage Erbrechen, ein erstickender Husten und Schleimandrang, immer Fieber, kein Schlaf."[2]

So lebte sie in vollster Einsamkeit auf den Arzt harrend und inzwischen immer leidend in ihrem Rüschhaus Tag um Tag, Woche um Woche. Nach Hülshoff konnte sie immer noch nicht, obwohl der Bruder etwas ungeduldig wurde und das ganze Unwohlsein der Schwester für „Schulkrankheit" hielt und Diät, Verlassen der Einsamkeit und vor allem Bewegung anriet. „An letzterer habe ich mich denn auch," schreibt Annette der Freundin, „in der ersten Zeit halb tot exerziert, bis ich umfiel und endlich das Bett hüten mußte. Ach, lieb Lies, da war Rüschhaus gar kein liebes, heimliches Winkelchen mehr! Ich sah den ganzen Tag nur die niedrigen Balken meines Schlafzimmers, und außer dreimal im Tage sah keine Seele nach mir, da die Ernte im Gange war, und auch die Köchin viel daran half. Von eins bis sieben war das Haus ringsum verschlossen, — ich mutterseelen allein darin, fiebernd und würgend. Bedurfte ich etwas Unvorhergesehenes, so mußte ich aus dem Bette klettern und mir selber Rat schaffen, oder wenn ich gerade im Fieberschweiß lag, geduldig aushalten bis zur Erlösungsstunde. Ich habe dies in meinem Eremitenleben sonst auch schon mitgemacht, aber nicht krank. Dann freute mich diese tiefe Einsamkeit, da mir Küche und Keller ja offen standen und ich im Notfalle an der steinernen Gartenbank meine Leute sehr leicht anrufen konnte; aber jetzt kam ich mir oft vor wie ein armer Soldat, der sich auf dem Schlachtfelde verblutet. Freilich war dies meine eigene Schuld, ich hätte ja nur Jennchen oder Anna zu Hause behalten können; aber die Leute sahen alle so eilfertig aus, rannten und

[1] Ebd. [2] Brief an Elise Rüdiger. Meersburg, 4. Febr. 1847.

XX. Die letzten Jahre.

(1846—1848.)

Neben all dem seelischen Leid, das ihr der unangenehme Zwischenfall mit Schücking gebracht hatte, trug Annette im Frühjahr 1846 auch besonders schwer an körperlichem Elend aller Art. Anfangs war Rede davon, sie solle mit der Mutter im Sommer wieder nach der Meersburg ziehen, allein bald stellte sich die Unmöglichkeit einer so weiten Reise für die Dichterin ein. Da aber die Freifrau, die sich durch den Tod ihres Bruders Fritz sehr angegriffen fühlte, notwendig eine Veränderung brauchte, so trat sie am 1. Juli die Reise nach dem Süden allein an. Es war für Annette schwer, die Mutter nicht begleiten zu dürfen, „aber die Gründe waren überwiegend und ließen ihr keine Wahl“. All ihre Hoffnung setzte sie auch jetzt wieder auf eine homöopathische Kur; half diese „jetzt nicht, so mußte sie sich drein ergeben, ihre Unbequemlichkeiten bis an ihr Grab zu tragen, und war dann auch mit Gottes Willen zufrieden“.[1]

Die Kur wollte sie in Rüschhaus beginnen, „um wenigstens die ersten Pulver recht in Ruhe wirken zu lassen“; dann hatte sie vor, „nach Hülshoff zu gehen, zu dem armen Werner, der nach ihrer Ansicht recht miserabel da unten saß zwischen all dem Kinderlärm und doch, wenn er oben war, niemanden hatte, der ihm zur Hand ging“. Die Mama hatte zwar „wenig fiducit zu ihrer Pflege und meinte, die beiden Geschwister würden zu viel disputieren“; aber wenn Annette „auch bei Gesunden oft zu wenig Rücksicht nahm, so glaubte sie doch nicht, daß man ihr

[1] Vgl. Brief an Jenny, Rüschhaus 30. Juni 1846.

dies bei Kranken nachsagen könne."[1] Einstweilen war aber an eine Übersiedlung nach Hülshoff nicht zu denken.

Solange die Mutter noch zugegen war, hielt Annette sich mit aller Gewalt aufrecht, kaum aber war jene abgereist, so „fiel sie zusammen wie ein Taschenmesser. Sechs bis siebenmal im Tage Erbrechen, ein erstickender Husten und Schleimandrang, immer Fieber, kein Schlaf."[2]

So lebte sie in vollster Einsamkeit auf den Arzt harrend und inzwischen immer leidend in ihrem Rüschhaus Tag um Tag, Woche um Woche. Nach Hülshoff konnte sie immer noch nicht, obwohl der Bruder etwas ungeduldig wurde und das ganze Unwohlsein der Schwester für „Schulkrankheit" hielt und Diät, Verlassen der Einsamkeit und vor allem Bewegung anriet. „An letzterer habe ich mich denn auch," schreibt Annette der Freundin, „in der ersten Zeit halb tot exerziert, bis ich umfiel und endlich das Bett hüten mußte. Ach, lieb Lies, da war Rüschhaus gar kein liebes, heimliches Winkelchen mehr! Ich sah den ganzen Tag nur die niedrigen Balken meines Schlafzimmers, und außer dreimal im Tage sah keine Seele nach mir, da die Ernte im Gange war, und auch die Köchin viel daran half. Von eins bis sieben war das Haus ringsum verschlossen, — ich mutterseelen allein darin, fiebernd und würgend. Bedurfte ich etwas Unvorhergesehenes, so mußte ich aus dem Bette klettern und mir selber Rat schaffen, oder wenn ich gerade im Fieberschweiß lag, geduldig aushalten bis zur Erlösungsstunde. Ich habe dies in meinem Eremitenleben sonst auch schon mitgemacht, aber nicht krank. Dann freute mich diese tiefe Einsamkeit, da mir Küche und Keller ja offen standen und ich im Notfalle an der steinernen Gartenbank meine Leute sehr leicht anrufen konnte; aber jetzt kam ich mir oft vor wie ein armer Soldat, der sich auf dem Schlachtfelde verblutet. Freilich war dies meine eigene Schuld, ich hätte ja nur Jennchen oder Anna zu Hause behalten können; aber die Leute sahen alle so eilfertig aus, rannten und

---

[1] Ebd. [2] Brief an Elise Rüdiger. Meersburg, 4. Febr. 1847.

XX. Die letzten Jahre.

(1846—1848.)

Neben all dem seelischen Leid, das ihr der unangenehme Zwischenfall mit Schücking gebracht hatte, trug Annette im Frühjahr 1846 auch besonders schwer an körperlichem Elend aller Art. Anfangs war Rede davon, sie solle mit der Mutter im Sommer wieder nach der Meersburg ziehen, allein bald stellte sich die Unmöglichkeit einer so weiten Reise für die Dichterin ein. Da aber die Freifrau, die sich durch den Tod ihres Bruders Fritz sehr angegriffen fühlte, notwendig eine Veränderung brauchte, so trat sie am 1. Juli die Reise nach dem Süden allein an. Es war für Annette schwer, die Mutter nicht begleiten zu dürfen, „aber die Gründe waren überwiegend und ließen ihr keine Wahl". All ihre Hoffnung setzte sie auch jetzt wieder auf eine homöopathische Kur; half diese „jetzt nicht, so mußte sie sich drein ergeben, ihre Unbequemlichkeiten bis an ihr Grab zu tragen, und war dann auch mit Gottes Willen zufrieden".[1]

Die Kur wollte sie in Rüschhaus beginnen, „um wenigstens die ersten Pulver recht in Ruhe wirken zu lassen"; dann hatte sie vor, „nach Hülshoff zu gehen, zu dem armen Werner, der nach ihrer Ansicht recht miserabel da unten saß zwischen all dem Kinderlärm und doch, wenn er oben war, niemanden hatte, der ihm zur Hand ging". Die Mama hatte zwar „wenig fiducit zu ihrer Pflege und meinte, die beiden Geschwister würden zu viel disputieren"; aber wenn Annette „auch bei Gesunden oft zu wenig Rücksicht nahm, so glaubte sie doch nicht, daß man ihr

[1] Vgl. Brief an Jenny, Rüschhaus 30. Juni 1846.

dies bei Kranken nachsagen könne."[1] Einstweilen war aber an eine Übersiedlung nach Hülshoff nicht zu denken.

Solange die Mutter noch zugegen war, hielt Annette sich mit aller Gewalt aufrecht, kaum aber war jene abgereist, so „fiel sie zusammen wie ein Taschenmesser. Sechs bis siebenmal im Tage Erbrechen, ein erstickender Husten und Schleimandrang, immer Fieber, kein Schlaf."[2]

So lebte sie in vollster Einsamkeit auf den Arzt harrend und inzwischen immer leidend in ihrem Rüschhaus Tag um Tag, Woche um Woche. Nach Hülshoff konnte sie immer noch nicht, obwohl der Bruder etwas ungeduldig wurde und das ganze Unwohlsein der Schwester für „Schulkrankheit" hielt und Diät, Verlassen der Einsamkeit und vor allem Bewegung anriet. „An letzterer habe ich mich denn auch," schreibt Annette der Freundin, „in der ersten Zeit halb tot exerziert, bis ich umfiel und endlich das Bett hüten mußte. Ach, lieb Lies, da war Rüschhaus gar kein liebes, heimliches Winkelchen mehr! Ich sah den ganzen Tag nur die niedrigen Balken meines Schlafzimmers, und außer dreimal im Tage sah keine Seele nach mir, da die Ernte im Gange war, und auch die Köchin viel daran half. Von eins bis sieben war das Haus ringsum verschlossen, — ich mutterseelen allein darin, fiebernd und würgend. Bedurfte ich etwas Unvorhergesehenes, so mußte ich aus dem Bette klettern und mir selber Rat schaffen, oder wenn ich gerade im Fieberschweiß lag, geduldig aushalten bis zur Erlösungsstunde. Ich habe dies in meinem Eremitenleben sonst auch schon mitgemacht, aber nicht krank. Dann freute mich diese tiefe Einsamkeit, da mir Küche und Keller ja offen standen und ich im Notfalle an der steinernen Gartenbank meine Leute sehr leicht anrufen konnte; aber jetzt kam ich mir oft vor wie ein armer Soldat, der sich auf dem Schlachtfelde verblutet. Freilich war dies meine eigene Schuld, ich hätte ja nur Jennchen oder Anna zu Hause behalten können; aber die Leute sahen alle so eilfertig aus, rannten und

[1] Ebd. [2] Brief an Elise Rüdiger. Meersburg, 4. Febr. 1847.

schnauften so furchtbar, daß es mir gar nicht einfiel, jemand dem großen Werke zu entziehen. Lieber ging ich nach Hülshoff."[1]

Zu allem Unglück war auch der homöopathische Arzt, Dr. Bönninghausen, bis anfangs August verreist, so daß Annette erst am 5. dieses Monats ihr „erstes Pülverchen nehmen" konnte. „Sobald ich besser bin," schreibt sie der Tante Sophie, „gehe ich wirklich nach Hülshoff, aber eher nicht, denn ich kann jetzt gar kein Geräusch vertragen, und hier ist's so schön stille; und ich langweile mich gar nicht, sondern zeichne in den besseren Stunden und möchte so gern ein kleines Buch mit eigenen Kompositionen für August zu stande bringen. Er hat mich immer so zum Zeichnen angetrieben; darum denke ich, es freut ihn vielleicht."[2]

Endlich, am 28. August, war sie so weit, Schlüter, dem allein von den Freunden ihr Aufenthalt in Rüschhaus bekannt war, von ihrer wirklichen Übersiedelung nach Hülshoff Kunde zu schicken: „Ich bin auf dem Punkte, nach Hülshoff auszuwandern. Mein guter Bruder will es so und hat recht daran; denn so verführerisch, ich möchte sagen betäubend lieblich mein Klausnerleben auch ist, so ist es doch allerdings nicht geeignet, jemanden, der sehr an den Nerven und noch mehr an Apprehensionen leidet, wieder zurecht zu helfen. Also in Gottes Namen. Ich schicke Ihnen den Hellmuth mit vielem Dank zurück; er hat mir viel genützt, so geschwind er sich von der Sache abmacht; denn mein Wissen war hier wieder gar arges Stückwerk, ohne Ordnung und System, rein Aufgeschnapptes, und es hat mich sehr gefreut, endlich einmal etwas, wenn auch Kurzes, doch Gründliches darüber zu lesen. Die beiden Lateiner nehme ich mit, ich stecke mitten darin in beiden und sage jetzt kein Wort darüber, nur so viel: Beide haben ihren Wert, aber eins derselben macht mich halb närrisch vor Vergnügen. Was für ein liebes, liebes Tierchen von einem Buche, aber welches sage ich nicht. Sollten Sie es nicht erraten? ich kann mir

[1] Ebd. [2] An Sophie von Haxthausen.

nicht denken, daß wir nicht denselben Geschmack hätten . . . Adieu, liebster, bester Freund, meine Rosse stampfen und schnauben. Ich befürchte einiges Heimweh nach Rüschhaus; es bleibt hier gar vieles zurück, viel Erinnerungen, viel Träume, mein ganzes liebes Zusammenleben mit mir selbst unter blauem Himmel und Waldesgrün . . . Mein Trost ist fortan die fast wöchentliche Fahrgelegenheit nach Münster, wo ich mich dann doch mitunter werde einschmuggeln können." [1]

In Hülshoff „empfingen Werner und Line mich an der Treppe jubelnd und spottend, daß die Langeweile mich endlich hergetrieben, wurden aber mäuschenstill, als ich so elend aus dem Wagen stieg und nach einigen Minuten im Wohnzimmer ohnmächtig wurde. Man brachte mich gleich in meine Stube, und ich kann nicht anders sagen, als daß ich bis zu meiner Abreise die sorgsamste, zärtlichste Pflege dort genossen habe."

Am 5. Sept. schreibt die Dichterin an Schlüter: „Ich bin in Hülshoff und recht krank, an allerlei, am plagendsten an meinem nervösen Kopfweh, das seit sechs Tagen völlig überhand genommen hat. Ich kann Ihnen deshalb für dieses Mal nur die Hand drücken und weiter nichts . . . Betet doch ein wenig für mich, ihr meine Lieben. Der Schmerz nimmt mir so oft die Gedankenklarheit zum brünstigen Gebete, wenn ich es grade am nötigsten hätte. Adieu Vater, Mutter, Therese, Christoph, mein liebster, mein bewährtester Freund. Ich habe euch sehr lieb, das wißt ihr wohl, aber schreiben kann ich heute nicht mehr." [2]

Trotz aller Pflege verschlimmerte sich die Krankheit zu einer Blutruhr, und selbst als eine Besserung eingetreten war, schien es der Dichterin doch unratsam, sich den Rauheiten eines westfälischen Winters auszusetzen. „Ich sagte, ‚nach Meersburg!' Werner meinte, er wolle froh sein, wenn er mich nur bis Bonn hätte; dort sei auch schon Bergluft und sehr geschickte Ärzte. Der arme Schelm war ganz betrübt; Reisen schien ihm eigentlich

[1] Schlüter, Briefe 194 f. [2] Ebd. 200.

unmöglich, und bleiben noch schlimmer. Er gab mir seinen Heinrich mit, der gerade in den Münchener Ferien dort war, und fuhr selbst mit bis Münster, um zu sehen, wie mir das Fahren bekomme; aber das Rütteln that mir wohl. In Münster legte ich mich gleich zu Bette und ließ Schlüters herüber bitten ... Der Weg bis Bonn wurde mir recht schwer. Hätte ich den Heinrich nicht bei mir gehabt, der mich fortwährend im Arme hielt und überhaupt pflegte wie eine Wartfrau, ich wäre im ersten besten Dorfe liegen geblieben. Er verließ mich mit der Überzeugung, daß ich in Bonn bleiben werde, was auch Pauline, deren Empfang rührend herzlich war, als ausgemacht annahm. Mir wurde in Bonn besser oder wenigstens bequemer. Die inneren Krämpfe fingen an, sich nach Fieberart auf gewisse Stunden zu beschränken, wo sie freilich um so ärger hantierten; ich gewann aber freie Zeit, wo ich sogar aufstehen und Besuche sehen konnte ... [Junkmann] nahm sehr bewegt Abschied von mir, als ich den scheinbar tollen Entschluß ausführte, ganz allein die weitere Reise nach Meersburg zu unternehmen. — Ich fühlte mich sehr krank, glaubte nicht an Besserung und wollte bei den Meinigen sterben. Ich machte mich in der letzten Zeit stärker, als ich war, um Paulinens Widerstand zu besiegen, die mich nicht begleiten konnte; ... und mich mit großer Liebe und Sorge entließ. Sie hatte alles gethan, mir die Reise zu erleichtern, mir alle Karten für Dampfboote und Eisenbahnen, sogar für die Omnibus bis Freiburg verschafft ... und zugleich ein Empfehlungsschreiben vom Direktor der Kölnischen Dampfschiffahrt, was an sämtliche Wagen- und Schiffskondukteure gerichtet, ihnen jede Rücksicht für mich auf die Seele band. So bin ich übergekommen, saß so bequem wie in meinem Bette, d. h. bis Freiburg. ... So fühlte ich mich in Freiburg so wenig erschöpft, daß, statt, wie früher beschlossen, Extrapost zu nehmen, ich mich dem Eilwagen anzuvertrauen beschloß, obwohl er abends abging. Meine Empfehlungen waren zu Ende, aber mein Glück verließ mich auch hier nicht. Ich hatte bis Mitternacht einen Beiwagen ganz für mich allein;

dann mußte ich freilich in den allgemeinen Rumpelkasten voll schnarchender Männer und Frauensleute, die brummend und ächzend zusammenrückten, als ich mich einschob. Dann ging das Schnarchen wieder an; ich allein war wach bei dieser scheußlichen Bergfahrt und merkte allein, wie den Pferden die Kniee oft fast einbrachen und der Wagen wirklich schon anfing, rückwärts zu rollen. Mein vis-à-vis stieß mich unaufhörlich mit den Knieen, und die Köpfe meiner Nachbarn baumelten an mir herum; doch gottlob nicht lange. Es war noch stockfinster, als wir mit der Post nach Konstanz zusammentrafen, und siehe da! meine ganze Bagage kugelte und kletterte zum Wagen hinaus, und ich war wieder frei! frei! und machte mir ein schönes Lager aus Kissen und Mantel, auf dem ich es sehr leidlich aushalten konnte bis nach Stockach, wo ich um zehn Uhr ankam, gleich Extrapost nahm und in Meersburg die Meinigen noch bei Tisch traf."[1] (1. Oktober nachmittags 2 Uhr.)

Annette war auf der Dagobertsburg zwar erwartet, aber auf ein so frühes Eintreffen hatte man nicht gerechnet. Sehr erfreut war sie über die ihr zur Wohnung bestimmten drei Zimmer zu ebener Erde, wo sie sich bald häuslich einrichtete. Lange Zeit konnte sie ihre Gemächer nicht verlassen und nahm außer der Fürstin Salm auch keinen Besuch an. „Dennoch habe ich Gesellschaft genug in meiner Spiegelei. Laßberg kommt jeden Nachmittag auf eine Stunde, und Mama und Jenny bringen regelmäßig die Abende bei mir zu. Dann wird aber alles Aufregende im Gespräch vermieden, und ich höre, auf einen großen Lehnsessel an der Schattenseite des Ofens gekauert, ganz behaglich an, was von Tagesbegebenheiten, kleinen Abenteuern auf Spaziergängen 2c. vorgebracht wird. Überhaupt langweile ich mich gar nicht; meine Phantasie arbeitet nur zu sehr, und ich muß aus allen Kräften dagegen ankämpfen. Jede etwas unebene Stelle an der Wand, ja jede Falte im Kissen bildet sich mir gleich zu mitunter recht schönen Gruppen aus, und jedes

[1] An Elise Rüdiger 4. Februar 1847.

zufällig gesprochene, etwas ungewöhnliche Wort steht gleich als Titel eines Romans oder einer Novelle vor mir, mit allen Hauptmomenten der Begebenheit. Sie sehen, wie überreizt ich noch bin. Gott, dürfte ich jetzt schreiben, d. h. diktieren, wie leicht würde es mir werden! Aber wie bald würde ich auch wieder alle viere von mir strecken! Meine Spiegelei ist ganz reizend, heizt sich vortrefflich, faßt jeden Sonnenblick auf und ist durch den Widerschein des Sees selbst in den trübsten Tagen immer hell. Dazu vor mir auf dem Tische immer ein Paar Töpfe in voller Blüte aus dem Treibhause; wenn ich aufsehe, der immer lebendige, oft himmlisch beleuchtete See mit seinen Fahrzeugen und die Alpen. Ich spüre auch gar nichts vom Winter und freue mich deshalb auch gar nicht auf den Frühling mit seinem garstigen Äquinoktium, was mich immer krank macht, um so weniger, da ich doch vor dem Eintritt beständiger Sommerwärme, etwa um das Ende Mais oder anfangs Juni das Zimmer nicht verlassen soll."[1]

Gleich zu Anfang ihres Aufenthaltes in Meersburg hatten die Verwandten zwei Ärzte zur Kranken gerufen: „einen aus der Stadt und den sehr geschickten Brunnenarzt von Überlingen. Da habe ich denn viele Medizin geschluckt und bin immer elender danach geworden, zuletzt so nervenschwach, daß mir jedes Wort klang wie eine Posaune, und zuweilen im Stockfinstern mir das Zimmer für einige Sekunden erleuchtet schien, wie vom grellsten Sonnenschein, und ich die kleinsten Gegenstände genau unterscheiden konnte; . . . und dabei Fieber und Beklemmung, — immer halb tot husten! Ach Lies, ich war schrecklich elend und wünschte auch gar nicht, wieder besser zu werden, nur tot! tot! —

[1] Während des wiederholten Aufenthaltes in der Meersburg hatte Annette verschiedene Wohnungen inne. Zuerst den ganz abgelegenen nordwestlichen Turm (Schlüter, Briefe 183 f.); dann für einige Zeit das frühere Quartier der Mutter (IV. 308); während eines dritten Aufenthaltes endlich den runden Turm nebst den zwei anliegenden Zimmern zu vier Fenstern. Im Turm war die Aussicht am schönsten und weitesten bis über die Insel Mainau hinaus westlich. Von allen Fenstern sah sie über die Unterstadt hin auf den See und die Alpenkette.

Endlich erklärte der Brunnenarzt, mir tauge keine Medizin, ohne Ausnahme; ich sei in allen inneren Teilen völlig gesund, aber meine Nerven in einem Zustande der Überreizung, wie ihm noch nie vorgekommen. Er habe mir Dosen gegeben, wie sie für ein eben geborenes Kind paßten, und ich habe die ihnen entsprechenden Zufälle bekommen, als ob er mich mit ganzen Pfunden vergiftet hätte. Er fügte hinzu: Könnte ich an Homöopathie glauben, so wäre dies das einzige, was ich bei Ihnen anwenden möchte; aber so leben Sie wenigstens homöopathisch. Ich sage jetzt aus voller Überzeugung, daß Ihr natürlicher Widerwille gegen Gewürze, Wein 2c. Ihr größtes Glück gewesen ist, und Ihre Hartnäckigkeit, 17 Jahre lang keine Arznei zu nehmen, das Klügste, was Sie thun konnten. Ich kann Ihnen nichts verordnen als die möglichste geistige und körperliche Ruhe. Liegen Sie ganz still. Schlafen? Soviel Sie irgend können. Denken? Wo möglich gar nicht, oder nur Angenehmes, was Sie nicht aufregt. So werden Sie sich wahrscheinlich allmählich von selbst erholen. Und so ist es auch gekommen; ich bin jetzt eigentlich hergestellt, aber noch ungeheuer schwach und reizbar, kann noch keine drei Seiten nacheinander lesen, und dieser ist mein erster Brief, an dem ich gewiß schon 14 Tage lang schreibe."[1]

Unter solchen Umständen war an litterarisches Schaffen nicht zu denken. Selbst nur wenige Lieder aus den „letzten Gaben" dürften während dieses letzten Aufenthaltes im Süden entstanden sein, da die meisten bereits früher erschienen oder doch in Zeitschriften zu 1846 und 1847 gedruckt sind. Nur das Gedicht „An Philippa" mit seinen Todesahnungen möchte in diese Zeit fallen. So lebte sie still dahin und hatte nur mit den Verwandten, den Klosterfrauen, Philippa Pearsall und den beiden Damen vom nahen Herschberg einigen Verkehr. Diese letzteren, d. h. „die liebe fromme Fürstin Salm und ihre älteste Tochter, Prinzessin Auguste, besuchten sie oft und brachten ihr

[1] An Elise Rüdiger 4. Februar 1847.

Zeichnungen und zierliche Aquarelle, die sie für ihr Album gemacht, woran sie große Freude hatte. Die übrige Zeit verbrachte sie in stillen Studien — wohl auch, infolge der immer mehr sich aufdrängenden Todesahnungen, in frommer Zurückgezogenheit und in dem Umgang mit den heranwachsenden Kindern der Schwester, denen sie ihr vollstes Interesse zuwendete."[1] „Ihre Stimmung," schreibt eine der Nichten, war, soviel ich mich erinnere, gleichmäßig — immer freundlich. Sie hatte uns Kinder oft bei sich und erzählte uns gern aus alten Zeiten, von Westfalen und den schon verstorbenen Verwandten. Im übrigen las sie viel, schrieb wenig, strickte, empfing Besuche oder machte deren im oberen Hause bei der Schwester oder spazierte. Ich habe nie jemand gekannt, der solch eine Vorliebe dafür hatte, allein zu sein, wie sie. Sie soll die Gewohnheit, laut mit sich selbst zu reden, in hohem Grade gehabt haben, wie es bei jemand von so äußerst lebhafter Phantasie kaum anders sein konnte. Bei ihren Andachtsbüchern scheint sie die Abwechselung nicht geliebt zu haben, — sie hatte hier nur eines im Gebrauch, eine stark abgenutzte Nachfolge Christi mit kurzer beigefügter Gebetssammlung. Den Gottesdienst konnte sie bei ihrer schwachen Gesundheit jedenfalls weit weniger besuchen, als sie gewünscht haben wird, umsomehr, da die Pfarrkirche hier an einem ebenso schönen als ungünstigen Orte liegt; — über der Stadt auf einem Hügel, sehr ausgesetzt dem Zuge, der Kälte und den hier so heftigen Stürmen. Ich weiß es nicht genau, meine aber, daß sie meist die Kirche im Lehrerseminar, die etwas besser gelegen ist, besuchte. — Es ist eine Täuschung Schückings, wenn er schreibt, die Tante sei während ihres letzten Jahres in Meersburg, besonders im Winter schlimmer krank gewesen; ängstlich nervös und beklemmten Atems war sie zeitweilig wie früher, allein weder die Ihrigen noch der Arzt hatten Grund zur Unruhe."

Mit dem Monat Mai 1847, der ausnahmsweise mild und schön war, verließ Annette auf Stunden ihre „Spiegelei", um

[1] Schriftliche Mitteilung.

sich die vorgeschriebene Bewegung zu machen. Ohne eine Stufe steigen zu müssen, konnte sie von dem kleinen Gang vor ihren Zimmern auf die Gartenterrasse gehen. An der mit Zinnen gekrönten Terrassenmauer ging sie dann auf und ab, zählte gewissenhaft Schritte und Gänge und bewunderte dabei See und Berge.

„Schreit' ich über die Terrasse
Wie ein Geist am Runenstein,
Seh' ich unter mir die blasse
Alte Stadt im Mondenschein, —
Und am Walle pfeift es weidlich,
— Sind es Käuze oder Knaben?
Ist mir selber oft nicht deutlich,
Ob ich lebend, ob begraben!"

Später dehnte sie den Weg dann auch wohl bis zum eigenen Besitztum aus und sah mit besonderer Freude und kindlichem Wohlgefallen das Gedeihen ihrer Reben. Mit der herannahenden rauhen Jahreszeit hörten diese längeren Spaziergänge zwar wieder auf, um so gemütlicher gestaltete sich aber dann wieder das Leben mit Verwandten und Freunden. Nur die Mutter fehlte, da sie nach Westfalen zurückgekehrt war.

So nahte das Frühjahr 1848 und mit ihm nicht bloß das von Annette stets so gefürchtete Äquinoktium, sondern auch die Frühlingsstürme, die über Frankreich und Deutschland dahinbrausen sollten. Der alte Freiherr auf der Meersburg setzte dem drohenden Gewitter eine Zeitlang den unerschütterlichen Gleichmut seines Optimismus entgegen und suchte auch der ängstlichen Schwägerin die eigene Unbesorgtheit einzureden. Annette aber bebte bei jedem neuen Stoß; sie blieb dabei, daß es auch in Meersburg nicht ohne Gewalt und Plünderung abgehen werde. „Sie meinte sicher, wir würden einst rasch über den See in die Schweiz flüchten müssen, und sicherlich in einem Segelschiffe, was freilich je nach dem Wetter nicht angenehm gewesen wäre." Es traf damals oben auf der Seewarte der alten Meersburg wirklich ein, was Annette wie prophetisch in dem Gedicht vom „Strandwächter am deutschen Meere und seinem Neffen vom

Lande“ gesagt hatte. So oft auch der „letzte Ritter“ den ängstlichen Andeutungen seiner Schwägerin erwidert haben mag:

„Ruhig, mein Junge, die Springflut kömmt,
Laß sie steigen, sie wird schon sinken“,

schließlich kann sich auch der alte Wächter eines Schreckens nicht mehr erwehren und muß nun selbst „Gnad' uns Gott!“ rufen, weil er die „westlichen Todeslader“, „das fremde Gezücht des Geisterjanhagels“ geschaut, das aus dem Westen Wind gesäet, der nun nach der Pariser Februarrevolution in März-Stürmen über Deutschland aufging.

Wirklich klopfte die Revolution, als sie in Baden zum Ausbruch kam, auch an die Pforte des Dagoberts-Schlosses an. Gerade der Seekreis war unter den ersten, die die Freischärler unsicher machten. Vor dem Rathaus von Meersburg wurde die Republik ausgerufen. „Eine Menge bedrohter Bürger des Städtchens floh in die alte Meersburg; Laßberg ließ alle ein, die mit Waffen sich versehen konnten, und war entschlossen, jeden Angriff mit Gewalt abzuweisen; vor der Entschiedenheit des Greisen zog sich die wütende, feige Bande beschämt zurück.“[1] Aus der Schweiz traf ebenfalls der eine oder andere Flüchtling nach der Niederlage des Sonderbundes auf der Meersburg ein, so daß es an erschütternden Unterhaltungen auf dem Schlosse nicht fehlte.

Am 10. April, dem Geburtstage Laßbergs, war Annette vor lauter Husten und Beklemmung nicht im stande, dem Schwager persönlich ihren Glückwunsch darzubringen. Sie schrieb ihm:

„Grad' heute, wo ich gar zu gern
Dir hätt' ein herzlich Wort gesagt,
Grad' heute hat mein böser Stern
Mit argem Husten mich geplagt;
Doch wär' ich wohl hinaufgeklommen,
Wär' nicht mein Schwesterlein gekommen
Und hätt' es ernst mir untersagt.“

Das waren Annettens letzte Verse. In ihren beständigen Todesahnungen hatte sie schon vorher poetisch Abschied von

[1] Hist.-pol. Blätter 53, 318.

allen Lieben genommen, und es berührt äußerst wohlthuend, in diesem Testament die Sicherheit der Heilshoffnung der früher so arg von Kleinmut heimgesuchten Dichterin zu lesen:

„Geliebte, wenn mein Geist geschieden,
So weint mir keine Thräne nach,
Denn wo ich weile, da ist Frieden,
Dort leuchtet mir ein ew'ger Tag.

Wo aller Erdengram verschwunden,
Soll euer Bild mir nicht vergehn,
Und Linderung für eure Wunden,
Für euren Schmerz will ich erflehn.

Weht nächtlich seine Seraphsflügel
Der Friede übers Weltenreich,
So denkt nicht mehr an meinen Hügel,
Denn von den Sternen grüß' ich euch!"[1]

Der Husten des April verlor sich mit der besseren Jahreszeit. Laßberg schrieb am 6. Mai an seine Schwiegermutter: „... besonders Nette, welche jetzt recht gesund aussieht und eine lebhafte Gesichtsfarbe gewonnen hat". Die Spaziergänge wurden wieder aufgenommen, auf einem derselben mit einer Freundin auch der Kirchhof von Meersburg besucht, wo man am Grabe Mesmers ausruhte. Ob Annette ahnte, daß sie bald in der Nähe für immer ruhen sollte?

Am 19. Mai machte sie noch den gewohnten Spaziergang an der Terrasse und erzählte freudig, sie habe wohlgezählte 6000 Schritte gemacht. Später hatte sie noch Lust, mit der Schwester ein Duett zu singen. Es war das letzte Mal.[2]

Was auch die Verwandten von den oft ausgesprochenen Todesahnungen glauben mochten, die nun zwar jahrelang wiederkehrten und dem Anscheine nach durch das Allgemeinbefinden Lügen gestraft wurden, Annette ließ sich nicht dadurch beirren.

So schreibt der Bruder Werner an Schlüter: „Euer Wohlgeboren Vermutung, daß die Verstorbene ihr nahes Ende bereits länger geahnt habe, wird durch einen Brief meiner Schwester,

[1] III. 441. [2] Hüffer 328.

Lande" gesagt hatte. So oft auch der „letzte Ritter" den ängstlichen Andeutungen seiner Schwägerin erwidert haben mag:

„Ruhig, mein Junge, die Springflut kömmt,
Laß sie steigen, sie wird schon sinken",

schließlich kann sich auch der alte Wächter eines Schreckens nicht mehr erwehren und muß nun selbst „Gnad' uns Gott!" rufen, weil er die „westlichen Todeslader", „das fremde Gezücht des Geisterjanhagels" geschaut, das aus dem Westen Wind gesäet, der nun nach der Pariser Februarrevolution in März-Stürmen über Deutschland aufging.

Wirklich klopfte die Revolution, als sie in Baden zum Ausbruch kam, auch an die Pforte des Dagoberts-Schlosses an. Gerade der Seekreis war unter den ersten, die die Freischärler unsicher machten. Vor dem Rathaus von Meersburg wurde die Republik ausgerufen. „Eine Menge bedrohter Bürger des Städtchens floh in die alte Meersburg; Laßberg ließ alle ein, die mit Waffen sich versehen konnten, und war entschlossen, jeden Angriff mit Gewalt abzuweisen; vor der Entschiedenheit des Greisen zog sich die wütende, feige Bande beschämt zurück."[1] Aus der Schweiz traf ebenfalls der eine oder andere Flüchtling nach der Niederlage des Sonderbundes auf der Meersburg ein, so daß es an erschütternden Unterhaltungen auf dem Schlosse nicht fehlte.

Am 10. April, dem Geburtstage Laßbergs, war Annette vor lauter Husten und Beklemmung nicht im stande, dem Schwager persönlich ihren Glückwunsch darzubringen. Sie schrieb ihm:

„Grad' heute, wo ich gar zu gern
Dir hätt' ein herzlich Wort gesagt,
Grad' heute hat mein böser Stern
Mit argem Husten mich geplagt;
Doch wär' ich wohl hinaufgeklommen,
Wär' nicht mein Schwesterlein gekommen
Und hätt' es ernst mir untersagt."

Das waren Annettens letzte Verse. In ihren beständigen Todesahnungen hatte sie schon vorher poetisch Abschied von

[1] Hist.-pol. Blätter 53, 318.

allen Lieben genommen, und es berührt äußerst wohlthuend, in diesem Testament die Sicherheit der Heilshoffnung der früher so arg von Kleinmut heimgesuchten Dichterin zu lesen:

„Geliebte, wenn mein Geist geschieden,
So weint mir keine Thräne nach,
Denn wo ich weile, da ist Frieden,
Dort leuchtet mir ein ew'ger Tag.

Wo aller Erdengram verschwunden,
Soll euer Bild mir nicht vergehn,
Und Linderung für eure Wunden,
Für euren Schmerz will ich erflehn.

Weht nächtlich seine Seraphsflügel
Der Friede übers Weltenreich,
So denkt nicht mehr an meinen Hügel,
Denn von den Sternen grüß' ich euch!"[1]

Der Husten des April verlor sich mit der besseren Jahreszeit. Laßberg schrieb am 6. Mai an seine Schwiegermutter: „. . . besonders Nette, welche jetzt recht gesund aussieht und eine lebhafte Gesichtsfarbe gewonnen hat". Die Spaziergänge wurden wieder aufgenommen, auf einem derselben mit einer Freundin auch der Kirchhof von Meersburg besucht, wo man am Grabe Mesmers ausruhte. Ob Annette ahnte, daß sie bald in der Nähe für immer ruhen sollte?

Am 19. Mai machte sie noch den gewohnten Spaziergang an der Terrasse und erzählte freudig, sie habe wohlgezählte 6000 Schritte gemacht. Später hatte sie noch Lust, mit der Schwester ein Duett zu singen. Es war das letzte Mal.[2]

Was auch die Verwandten von den oft ausgesprochenen Todesahnungen glauben mochten, die nun zwar jahrelang wiederkehrten und dem Anscheine nach durch das Allgemeinbefinden Lügen gestraft wurden, Annette ließ sich nicht dadurch beirren.

So schreibt der Bruder Werner an Schlüter: „Euer Wohlgeboren Vermutung, daß die Verstorbene ihr nahes Ende bereits länger geahnt habe, wird durch einen Brief meiner Schwester,

[1] III. 441. [2] Hüffer 328.

der Laßberg, vollständig bestätigt. Nach demselben bereitete dieselbe sich längere Zeit täglich auf den Tod vor; ihr Charakter hatte sich in der letzten Zeit fast gänzlich geändert, indem sie all ihre sonstigen Fehler und Schwächen ablegte und nur mehr für andere lebte." [1]

„Am 21. Mai Sonntag, war die liebe, gute Fürstin Salm bei uns, die sie so lieb hatte. — Alle waren froh und munter. Den folgenden Morgen ließ sie unserer Mutter durch die Jungfer, die in ihrem Nebenzimmer schlief, sagen, daß sie in der Nacht etwas Blut ausgeworfen habe. Natürlich wurde gleich der Arzt, Dr. Kraus, gerufen; es schien ihm nichts Bedenkliches. Sie war gleich bereit, die hl. Sakramente zu empfangen. Der Arzt meinte, sie solle noch etwas warten, es sei gar keine Gefahr da. Er schrieb ihr nur vor, einige Zeit ganz ruhig zu Bett zu bleiben und nichts zu sprechen. So ging der Montag und Dienstag ruhig hin; das Blutspeien wiederholte sich nicht.

„Den 24. war unsere Mutter bis 12 Uhr bei ihr, ging zum Essen hinauf, und ich blieb bei ihr bis 2 Uhr. Da kam meine Schwester, und ich ging fort. Als nun die Tante von einer Milchspeise aß, die ihr gebracht war, kam ihr wieder ein wenig Blut in den Mund, und sie schickte meine Schwester, um es zu sagen, hinauf. Es war ein sehr weiter Weg bis zum Eßzimmer — meine Schwester kehrte gleich zurück, auch die Mutter folgte ihr sogleich, aber sie fanden sie nicht mehr lebend. — Der Arzt war auch gleich gerufen worden, konnte aber nur bestätigen, daß der Tod ganz schnell und ganz sanft stattgefunden habe [wahrscheinlich infolge eines Herzschlages]. Mein Gott, welch ein Schrecken, obwohl im Grunde ohne Ursache, denn Tante Nette war schon lange darauf vorbereitet. Aber welch ein Schmerz für uns! Ihre Lage war ruhig, als wenn sie schliefe. Es war ein prächtiger, sonniger Tag. Auch als sie begraben wurde." [2]

[1] Ungedruckter Brief d. d. 28. Juni 1848.

[2] Schriftliche Mitteilung der Freiin Hildegard von Laßberg. Bei Hüffer, 328, finden sich einige weitere Angaben. So soll Annette noch in

Still, wie sie gelebt hatte und gestorben war, wurde sie zu Grabe bestattet. Die Stürme des Revolutionsjahres verschlangen für weitere Kreise die Kunde ihres Scheidens.

Auf dem Meersburger „Frieden", fernab von der heimatlichen Heide und der „stillen Heimat", wurde ihre sterbliche Hülle am 26. Mai 1848 in der nordöstlichen Ecke an der Kirchhofsmauer beigesetzt. Im Angesicht der Schweizer Berge, des schwäbischen Meeres und der reichen Gefilde harrt ihr Leib der Auferstehung. Auf dem in die Mauer eingelassenen einfachen gotischen, längst vom Ephen umrankten Grabstein steht ihr Wappen, ihr Name und der Weihespruch ihres Lebens und Wirkens: „Ehre dem Herrn." Später errichtete die Schwester rechts neben ihrem Grab eine Kapelle, in welcher der am 15. März 1855 als 85jähriger verstorbene Freiherr v. Laßberg beigesetzt wurde. Mutter († 1. März 1853) und Schwester († 29. Dezember 1859) ruhen in westfälischer Erde.

* * *

So ward und war, lebte und starb Freiin Anna Elisabeth, der Welt bekannt als Annette von Droste-Hülshoff und „Deutschlands größte Dichterin," die nach Vilmars Wort „an Eigentümlichkeit des Gehaltes wie der Form die meisten Dichter der Neuzeit übertrifft und die erste Dichterin von wahrem Beruf in

der Nacht beim ersten Blutspeien den im Schloß anwesenden Arzt haben rufen lassen, aber verboten haben, der Schwester etwas mitzuteilen. „Gern hätte sie gleich am nächsten Tage die Sakramente empfangen, aber der Arzt widerriet es, weil sie die Anstrengung nicht ertragen könne, auch keine dringende Gefahr zu erkennen sei." Am 22. habe der Bluthusten „freilich nur in geringem Maße fortgedauert. Die Ärzte gaben gute Hoffnung. Am 23. nach einer guten Nacht konnte die Kranke wieder Nahrung zu sich nehmen. Am 24. schien sie ziemlich wohl; die Nacht war gut gewesen, der Atem leichter als seit vielen Wochen. Um 11 Uhr kam der Arzt, war zufrieden und versprach, im Nachmittag der Fürstin gute Hoffnung zu bringen. Der Arzt saß noch mit den Eltern zu Tisch, als die Nichte ihn auf Annettens Wunsch zur Kranken rief. Als er kam, hatte ein Herzschlag dem Leben ein Ende gesetzt".

Deutschland ist“. In seinem allbekannten Sonett zeichnet uns Paul Heyse ihr Dichter- und Charakter-Profil:

„Ein Herz, so stark, das Schwerste zu verwinden,
So warm, um leicht in Flammen aufzugehn,
So tief, um ahnend Tiefstes zu verstehn,
So weich, um nur in Starrheit Halt zu finden;

Ein Geist, geschaffen, Geister zu ergründen,
Stolz, um Gemeines groß zu übersehn,
Demütig, wenn ein Lebenswerk geschehn
Und seine Spur verweht schien von den Winden;

Einsam erwachsen auf der Heimat Flur,
Einsam trotz innig ernstem Liebessehnen,
Im stillen sammelnd ewigen Gewinn,

Allein an Gott dich klammernd und Natur —
Zu Perlen reiften dir all deine Thränen:
So warst du Deutschlands größte Dichterin!“

Zum Schluß unserer Darstellung sei uns gestattet, den dichterisch entworfenen Zügen dieses Bildes im einzelnen nachzugehen, das Treffende hervorzuheben, aber auch die etwa nötig scheinenden Verbesserungen anzubringen.

Sehr richtig und bezeichnend hebt Heyse an Annette das Herz hervor; denn trotz allem entgegenstehenden Anschein ist die Gemütsseite bei der Dichterin die hervorragendste, und Schlüter trifft das Richtige, wenn er die Poesie der Freundin als eine durchaus lyrisch-subjektive bezeichnet. Nur wer das Innere, das eigentümliche Gemütsleben Annettens von Droste kennt, wird den tiefsten Sinn und die ganze Kraft ihrer Dichtungen empfinden. Und es war vielleicht nicht zum mindesten die Unkenntnis vom Leben und Wesen der Dichterin, was sich bisher dem Eindringen ihrer Werke in die weitesten Kreise entgegenstellte. Zuerst entwickelte sich bei ihr die Liebe zur Musik; die Lust an der Dichtkunst gewann erst später die Oberhand. Das zeigt, wie stark schon von frühester Jugend die subjektive Gemütsseite das Bedürfnis fühlte, sich auszuströmen und zu bethätigen, während erst später Selbsterziehung und Willenskraft den Weg

fanden, das bewegte Innere in anscheinend objektiven Dichtungen ins Gleichgewicht und zum künstlerischen Ausdruck zu bringen. Aber selbst die ersten größeren Jugenddichtungen lassen noch das Überwallen und Vorwalten des Gefühls in einer störenden, den Kunstwert mindernden Weise zu Tage treten. Erst nachdem Annette gleichsam innerlich mit sich fertig geworden und ihre äußeren Verhältnisse nach des Vaters Tode und der Schwester Heirat zu einem endgültigen Abschluß gekommen waren, beginnen auch ihre dichterischen Hervorbringungen einen ganz bestimmten, festen, charakteristischen Ton anzuschlagen. Die Aufgaben, welche sie sich in ihren größeren Dichtungen — dem St. Bernhard — dem Vermächtnis des Arztes — der Schlacht im Lohner Bruch — dem Spiritus familiaris, stellt, sind keineswegs alltägliche, es sind Stoffe, die man für gewöhnlich unter einer weiblichen Feder nicht zu finden erwartet, Nachtseiten der Natur, des Lebens, der Geschichte und „Religion". Aber mit welch festen Pinselstrichen entwirft sie diese Bilder des Schauerns und Entsetzens! Man fühlt und sieht es ihnen an, daß die Hand erst zum Pinsel griff, nachdem das Herz der Schrecken Herr geworden, daß die Künstlerin nicht mehr im Stoff, sondern über demselben stand, wenn es auch immerhin ein Denkmal für die Gemütsseite der Dichterin bleibt, daß sie sich solchen Stoffen zuwendete. Es kann gefragt werden, ob den ursprünglichen Anlagen Annettens, dem Grundton ihres Gemütes diese Klangfarbe des Schaurigen, diese Neigung zum Entsetzlichen eigen gewesen sei. Wir glauben diese Frage verneinen zu sollen. Liest man die unbefangenen Briefe an Schlüter, Schücking, Elise von Hohenhausen u. s. w., in denen sie unter dem wohlthuenden Einfluß der Freundschaft ihr innerstes Wesen wie eine Blume im Sonnenschein entfaltet, so tritt uns, von krankhaften Ausnahmen abgesehen, ein solcher Reichtum unverkümmerter Heiterkeit, unbefangen scherzenden Humors entgegen, daß wir nicht anstehen können, eine echte Lebensfreude, ein Bedürfnis nach unverfälschter heiterer Gemütlichkeit als tiefsten Grund dieser Seele anzunehmen. Dafür spricht auch wieder die große Liebe

Deutschland ist". In seinem allbekannten Sonett zeichnet uns Paul Heyse ihr Dichter- und Charakter-Profil:

> „Ein Herz, so stark, das Schwerste zu verwinden,
> So warm, um leicht in Flammen aufzugehn,
> So tief, um ahnend Tiefstes zu verstehn,
> So weich, um nur in Starrheit Halt zu finden;
>
> Ein Geist, geschaffen, Geister zu ergründen,
> Stolz, um Gemeines groß zu übersehn,
> Demütig, wenn ein Lebenswerk geschehn
> Und seine Spur verweht schien von den Winden;
>
> Einsam erwachsen auf der Heimat Flur,
> Einsam trotz innig ernstem Liebessehnen,
> Im stillen sammelnd ewigen Gewinn,
>
> Allein an Gott dich klammernd und Natur —
> Zu Perlen reiften dir all deine Thränen:
> So warst du Deutschlands größte Dichterin!"

Zum Schluß unserer Darstellung sei uns gestattet, den dichterisch entworfenen Zügen dieses Bildes im einzelnen nachzugehen, das Treffende hervorzuheben, aber auch die etwa nötig scheinenden Verbesserungen anzubringen.

Sehr richtig und bezeichnend hebt Heyse an Annette das Herz hervor; denn trotz allem entgegenstehenden Anschein ist die Gemütsseite bei der Dichterin die hervorragendste, und Schlüter trifft das Richtige, wenn er die Poesie der Freundin als eine durchaus lyrisch-subjektive bezeichnet. Nur wer das Innere, das eigentümliche Gemütsleben Annettens von Droste kennt, wird den tiefsten Sinn und die ganze Kraft ihrer Dichtungen empfinden. Und es war vielleicht nicht zum mindesten die Unkenntnis vom Leben und Wesen der Dichterin, was sich bisher dem Eindringen ihrer Werke in die weitesten Kreise entgegenstellte. Zuerst entwickelte sich bei ihr die Liebe zur Musik; die Lust an der Dichtkunst gewann erst später die Oberhand. Das zeigt, wie stark schon von frühester Jugend die subjektive Gemütsseite das Bedürfnis fühlte, sich auszuströmen und zu bethätigen, während erst später Selbsterziehung und Willenskraft den Weg

fanden, das bewegte Innere in anscheinend objektiven Dichtungen ins Gleichgewicht und zum künstlerischen Ausdruck zu bringen. Aber selbst die ersten größeren Jugenddichtungen lassen noch das Überwallen und Vorwalten des Gefühls in einer störenden, den Kunstwert mindernden Weise zu Tage treten. Erst nachdem Annette gleichsam innerlich mit sich fertig geworden und ihre äußeren Verhältnisse nach des Vaters Tode und der Schwester Heirat zu einem endgültigen Abschluß gekommen waren, beginnen auch ihre dichterischen Hervorbringungen einen ganz bestimmten, festen, charakteristischen Ton anzuschlagen. Die Aufgaben, welche sie sich in ihren größeren Dichtungen — dem St. Bernhard — dem Vermächtnis des Arztes — der Schlacht im Lohner Bruch — dem Spiritus familiaris, stellt, sind keineswegs alltägliche, es sind Stoffe, die man für gewöhnlich unter einer weiblichen Feder nicht zu finden erwartet, Nachtseiten der Natur, des Lebens, der Geschichte und „Religion“. Aber mit welch festen Pinselstrichen entwirft sie diese Bilder des Schauerns und Entsetzens! Man fühlt und sieht es ihnen an, daß die Hand erst zum Pinsel griff, nachdem das Herz der Schrecken Herr geworden, daß die Künstlerin nicht mehr im Stoff, sondern über demselben stand, wenn es auch immerhin ein Denkmal für die Gemütsseite der Dichterin bleibt, daß sie sich solchen Stoffen zuwendete. Es kann gefragt werden, ob den ursprünglichen Anlagen Annettens, dem Grundton ihres Gemütes diese Klangfarbe des Schaurigen, diese Neigung zum Entsetzlichen eigen gewesen sei. Wir glauben diese Frage verneinen zu sollen. Liest man die unbefangenen Briefe an Schlüter, Schücking, Elise von Hohenhausen u. s. w., in denen sie unter dem wohlthuenden Einfluß der Freundschaft ihr innerstes Wesen wie eine Blume im Sonnenschein entfaltet, so tritt uns, von krankhaften Ausnahmen abgesehen, ein solcher Reichtum unverkümmerter Heiterkeit, unbefangen scherzenden Humors entgegen, daß wir nicht anstehen können, eine echte Lebensfreude, ein Bedürfnis nach unverfälschter heiterer Gemütlichkeit als tiefsten Grund dieser Seele anzunehmen. Dafür spricht auch wieder die große Liebe

zur Natur, zum Einfachen und Unscheinbaren bei Dingen und Menschen. Wie beim Vater, so tritt auch bei der Tochter die Vorliebe für „gedrucktes Blumengesichten“. für das Geheimnisvolle, Dunkle und Schaurige der heiteren Gemütsanlage nicht entgegen. Andererseits ist ihr Humor und ihre heitere Lebendigkeit nicht der Rückschlag einer melancholischer Selbstzerfleischung, wie bei so manchem Künstler, sondern das Ergebnis angeborenen Temperamentes und erworbener Lebensweisheit. Eine lärmende ist freilich diese Freude nie gewesen: Annette war eben ein Kind der roten Erde und des stillen Münsterlandes, mehr noch eine Droste als eine Harthausen.

War aber auch die Grundanlage eine heitere, so tritt doch früh genug, und zwar bei dem entscheidenden Übergang der Kindheit in die Jugend die Krankheit dazwischen, welche nicht bloß die Entwicklung des Körpers behindert, sondern auch durch den Leib auf die Seelen- und Gemütsstimmung nachteilig einwirkt. Unter dem Drucke des körperlichen Leidens entstehen die Jugendwerke, denen allen — den litterarisch unvollendeten wie vollendeten — der Stempel des Krankhaften mehr oder minder deutlich aufgedrückt ist. Die Dichterin kann nicht des Lebens, ja nicht einmal mehr des unbefangenen Glaubens ihrer Kindheit froh werden. Sie lebt, aber sie fühlt sich beständig in einer Atmosphäre des Todes und Hinwelkens; sie glaubt, glaubt unerschütterlich; aber es umweht sie eine Luft der Angst und Furcht, es möge dem lauernden Feinde gelingen, ihr das Gut dieses Glaubens zu rauben, ja es muß ihr bisweilen scheinen, dieses Unglück sei bereits eingetreten. Zuletzt sieht sie sogar aus den ungewissen Tagen der Zukunft das Ungetüm des Irrsinns eine Zeitlang seine Fangarme gegen ihr armes, zermartertes Gehirn ausstrecken, und nur in blindester Hingabe an den Heiland, in rückhaltlosester Selbstaufopferung an ihren Schöpfer findet sie noch Beruhigung. Ein solcher Zustand war nicht der normale, ursprüngliche, aber er wurde infolge der andauernden Schwäche in gewissem Sinne eine krankhafte zweite Natur, die nur langsam den anfänglich so kindlich heiteren

Sinn wieder, wenigstens für das äußere Leben, zur Herrschaft gelangen ließ. In der Seele freilich blieb auch dann immer noch ein bitterer Untergrund der Angst und Furcht zurück.

Annette besaß wirklich ein „Herz so stark, das Schwerste zu verwinden“. Bei diesem „Schwersten“ an etwas Einzelnes, etwa an die vielbesprochene Jugendliebe zu denken, halten wir für Unrecht. Ebensowenig darf man darunter etwa die „Opposition“ verstehen, in der Annette nach Schückings Andeutung „sich in mancher Beziehung, bei mancher Frage zu der sie umgebenden geistigen Strömung in einer aristokratisch-feudalen Welt stellen“ mußte.[1] Annette war glücklich in ihrer Familie und in den Verhältnissen, in welche die Vorsehung sie gesetzt hatte. Daß sie bei vorkommender Gelegenheit Fehler der Adeligen ebenso scharf verurteilte als jene der Nichtadeligen, daß sie beim Volk und Bürgerstand Tugenden und Vorzüge anerkannte, verhindert nicht, daß sie jeder revolutionären Bestrebung abhold war. Gerade die „aristokratische Ader“ und der „Rokoko“ in den Poesieen Annettens fielen dem sonstigen Freund dieser Poesieen sehr unangenehm auf.[2] Es wäre nichts unrichtiger, als sich eine Droste-Hülshoff mit gebrochenem Herzen oder mit unzufriedenem, reformendurstigem Sinn vorzustellen.

[1] Einleitung in die Ges. Werke. S. 46.

[2] Vgl. Briefe Freiligraths.

Brüssel, 31. Okt. 1844.

An Karl Heuberger. „. . . Auch in den Gedichten des Fräuleins von Droste-Hülshoff ist viel Schönes, Tiefes, Inniges — daneben aber auch viel Unklarheit und Verworrenheit. Nicht minder fühlt man überall die Aristokratin heraus. Merkwürdig ist übrigens der Natursinn dieser Dichterin und ihre Virtuosität im Schildern westfälischer Moor- und Heidegegenden. Darin liegt hauptsächlich ihre Force.“

Brüssel, 11. Dez. 1844.

An Schücking. „. . . Die Droste ist trotz ihrer heraldischen und Rokokoliebhabereien eine rechte, echte Dichterin. Sie weiß einem nicht nur die Phantasie in Brand zu stecken, sondern rührt, wenn sie will, auch das Herz; „Des alten Pfarrers Woche“, „Die beschränkte Frau“ und solche Sachen sind mir über alles lieb geworden. Das sind Stücke, nach denen man wieder greift, auf die man immer gern zurückkommt. Sonst hat mich auch manches in dem dicken Bande choquiert.“

zur Natur, zum Einfachen und Unscheinbaren bei Dingen und Menschen. Wie beim Vater, so steht auch bei der Tochter die Vorliebe für „gedrucktes Blutvergießen", für das Geheimnisvolle, Dunkle und Schaurige der heiteren Gemütsanlage nicht entgegen. Andererseits ist ihr Humor und ihre heitere Lebendigkeit nicht der Rückschlag tiefer melancholischer Selbstzerfleischung, wie bei so manchem Komiker, sondern das Ergebnis angeborenen Temperamentes und erworbener Lebensweisheit. Eine lärmende ist freilich diese Freude nie gewesen; Annette war eben ein Kind der roten Erde und des stillen Münsterlandes, mehr noch eine Droste als eine Haxthausen.

War aber auch die Grundanlage eine heitere, so tritt doch früh genug, und zwar bei dem entscheidenden Übergang der Kindheit in die Jugend die Krankheit dazwischen, welche nicht bloß die Entwicklung des Körpers behindert, sondern auch durch den Leib auf die Seelen- und Gemütsstimmung nachteilig einwirkt. Unter dem Drucke des körperlichen Leidens entstehen die Jugendwerke, denen allen — den litterarisch unvollendeten wie vollendeten — der Stempel des Krankhaften mehr oder minder deutlich aufgedrückt ist. Die Dichterin kann nicht des Lebens, ja nicht einmal mehr des unbefangenen Glaubens ihrer Kindheit froh werden. Sie lebt, aber sie fühlt sich beständig in einer Atmosphäre des Todes und Hinwelkens; sie glaubt, glaubt unerschütterlich; aber es umweht sie eine Luft der Angst und Furcht, es möge dem lauernden Feinde gelingen, ihr das Gut dieses Glaubens zu rauben, ja es muß ihr bisweilen scheinen, dieses Unglück sei bereits eingetreten. Zuletzt sieht sie sogar aus den ungewissen Tagen der Zukunft das Ungetüm des Irrsinns eine Zeitlang seine Fangarme gegen ihr armes, zermartertes Gehirn ausstrecken, und nur in blindester Hingabe an den Heiland, in rückhaltlosester Selbstaufopferung an ihren Schöpfer findet sie noch Beruhigung. Ein solcher Zustand war nicht der normale, ursprüngliche, aber er wurde infolge der andauernden Schwäche in gewissem Sinne eine krankhafte zweite Natur, die nur langsam den anfänglich so kindlich heiteren

Sinn wieder, wenigstens für das äußere Leben, zur Herrschaft gelangen ließ. In der Seele freilich blieb auch dann immer noch ein bitterer Untergrund der Angst und Furcht zurück.

Annette besaß wirklich ein „Herz so stark, das Schwerste zu verwinden“. Bei diesem „Schwersten“ an etwas Einzelnes, etwa an die vielbesprochene Jugendliebe zu denken, halten wir für Unrecht. Ebensowenig darf man darunter etwa die „Opposition“ verstehen, in der Annette nach Schückings Andeutung „sich in mancher Beziehung, bei mancher Frage zu der sie umgebenden geistigen Strömung in einer aristokratisch-feudalen Welt stellen“ mußte.[1] Annette war glücklich in ihrer Familie und in den Verhältnissen, in welche die Vorsehung sie gesetzt hatte. Daß sie bei vorkommender Gelegenheit Fehler der Adeligen ebenso scharf verurteilte als jene der Nichtadeligen, daß sie beim Volk und Bürgerstand Tugenden und Vorzüge anerkannte, verhindert nicht, daß sie jeder revolutionären Bestrebung abhold war. Gerade die „aristokratische Ader“ und der „Rokoko“ in den Poesieen Annettens fielen dem sonstigen Freund dieser Poesieen sehr unangenehm auf.[2] Es wäre nichts unrichtiger, als sich eine Droste-Hülshoff mit gebrochenem Herzen oder mit unzufriedenem, reformendurstigem Sinn vorzustellen.

[1] Einleitung in die Ges. Werke. S. 46.

[2] Vgl. Briefe Freiligraths.

Brüssel, 31. Okt. 1844.

An Karl Heuberger. „. . . Auch in den Gedichten des Fräuleins von Droste-Hülshoff ist viel Schönes, Tiefes, Inniges — daneben aber auch viel Unklarheit und Verworrenheit. Nicht minder fühlt man überall die Aristokratin heraus. Merkwürdig ist übrigens der Natursinn dieser Dichterin und ihre Virtuosität im Schildern westfälischer Moor- und Heidegegenden. Darin liegt hauptsächlich ihre Force.“

Brüssel, 11. Dez. 1844.

An Schücking. „. . . Die Droste ist trotz ihrer heraldischen und Rokokoliebhabereien eine rechte, echte Dichterin. Sie weiß einem nicht nur die Phantasie in Brand zu stecken, sondern rührt, wenn sie will, auch das Herz; „Des alten Pfarrers Woche“, „Die beschränkte Frau“ und solche Sachen sind mir über alles lieb geworden. Das sind Stücke, nach denen man wieder greift, auf die man immer gern zurückkommt. Sonst hat mich auch manches in dem dicken Bande choquiert.“

Annette hat gelitten, wie alle, der eine so, der andere so, leiden müssen, aber sie selbst würde erstaunen, wenn man sie als eine von besonders schwerem „Geschick" Heimgesuchte betrachten wollte. So hat sie ihr Heil auch niemals in der „Starrheit" gesucht. Weder ihre Briefe noch ihre Gedichte tragen eine Spur solcher „Starrheit". Oder sind nicht gerade die persönlichsten Lieder, das ganze „Geistliche Jahr" von einer Gefühlsinnigkeit, Unmittelbarkeit und Aufgeregtheit, daß sie den Leser völlig gefangen nehmen? Und bricht die ganze Welt der Gefühle nicht jeden Augenblick für den Kenner merklich durch die leichte Hülle der Objektivität auch der weltlichen Dichtungen? Mag die Leidenschaft auch noch so verhalten sein, ist sie darum weniger lebendig und stark? In der Form mag vielleicht eine gewisse „Starrheit" sich bemerklich machen, aber es handelt sich dann um die Sprödigkeit des sprachlichen Werkzeugs, bisweilen auch sogar um die Ungelenkigkeit eines eigentümlichen Gedankens, niemals aber um einen Stahlpanzer, den die Dichterin sich als Schutz anlegte, oder um eine täuschende Eisdecke über aufgeregten Wogen.

Es ist nicht ohne Einfluß auf die Durchschnittsidee über Annette geblieben, daß einzelne Freunde sie als eine Art weiblichen Byron betrachteten, und doch ist nichts grundfalscher als eine solche Benennung, falls man dieselbe nicht ganz besonders auf einzelne Dichtungen oder Dichtungsarten des Lords beschränkt. Von einer Byronschen Zerfahrenheit kann bei dem katholischen Edelfräulein keine Rede sein — auch nicht in den geistlichen Liedern, an die vielleicht wohl zumeist gedacht werden könnte. Annette hat den Stachel des Zweifels in ihrem Fleische gefühlt, aber dieser Stachel ist niemals dauernd in das Heiligtum des Willens vorgedrungen — sie ist versucht worden, sie mag gefehlt haben, aber sie hat gekämpft, — gekämpft sogar häufig dort, wo nach dem Zeugnis des Liedes selbst Geduld und einfaches Verachten das beste gewesen wäre, weil es nicht die Geister der Finsternis waren, die sie bedrängten, sondern die Wahneindrücke kranker Nerven, — kurz, sie hat als Christin gekämpft,

im Gebete Kraft gesucht und mit der Gnade gesiegt, so daß sie „Halt fand nicht in Starrheit“, sondern in festem Glauben und aufrichtiger Liebe. Vielleicht ist es gerade dieser leidenschaftlich festgehaltene, mit dem höheren Willen trotz entgegenstehender Eindrücke fest umklammerte Glaube, der auf viele den Eindruck der Starrheit macht. Sie unterscheiden nicht hinreichend zwischen Versuchung und Kampf, Natur und Übernatur. Jedenfalls werden sie Schückings Zeugnis glauben, wenn er von der Dichterin Grundstimmung und Gemütsrichtung sagt: „In ihrer durchaus einfach angelegten Natur, ihrem völlig anspruchslosen Sichgeben und Sein, in ihrer inneren Eintracht mit dem, was sie umgab . . . stellte sie eine durchaus harmonische Erscheinung dar. — Diese innere Harmonie drückte sich durch eine stets gleichmäßige heitere Seelenstimmung aus. Zwar galt sicherlich auch bei ihr das Wort Bulwers: ‚Dig but deep enough, and under all earth runs water, under all life runs grief‘, aber ihre gewöhnliche Stimmung war eine stete, sich nicht verändernde, ruhige Heiterkeit, in welcher sie mit dem naivsten und reizendsten Humor erzählend, plaudernd, ihre Sammlungen ordnend, ihren Phantasieen oder ihren kleinen Sorgen nachhängend sich stets als die Gleiche zeigte. Was etwa von Leidenschaft in ihrer Natur lag, das hat ihr ungewöhnlich scharfer, realistisch mit dem Leben rechnender Verstand stets gezähmt; sie hat ein Feuer niemals in sich emporlodern und die Harmonie ihres Seins, ihres Lebensganges und den Einklang mit ihrer Umgebung stören lassen.“[1]

So mißverständlich oder falsch also die vier ersten Zeilen des Heyseschen Sonetts, so schlagend richtig sind die vier folgenden.

„Ein Geist, geschaffen, Geister zu ergründen.“ Über diesen „Geist“ schreibt Schlüter äußerst treffend in seinem Nachruf: „Ihr ernster, zum Nachsinnen, ja mitunter zum Grübeln geneigter Geist trieb sie, die Resultate ihrer reichen Beobachtungen der Natur und des Menschenlebens, der Sitten

[1] Einleitung in die Ges. Werke S. 46.

Annette hat gelitten, wie alle, der eine so, der andere so, leiden müssen, aber sie selbst würde erstaunen, wenn man sie als eine von besonders schwerem „Geschick" Heimgesuchte betrachten wollte. So hat sie ihr Heil auch niemals in der „Starrheit" gesucht. Weder ihre Briefe noch ihre Gedichte tragen eine Spur solcher „Starrheit". Oder sind nicht gerade die persönlichsten Lieder, das ganze „Geistliche Jahr" von einer Gefühlsinnigkeit, Unmittelbarkeit und Aufgeregtheit, daß sie den Leser völlig gefangen nehmen? Und bricht die ganze Welt der Gefühle nicht jeden Augenblick für den Kenner merklich durch die leichte Hülle der Objektivität auch der weltlichen Dichtungen? Mag die Leidenschaft auch noch so verhalten sein, ist sie darum weniger lebendig und stark? In der Form mag vielleicht eine gewisse „Starrheit" sich bemerklich machen, aber es handelt sich dann um die Sprödigkeit des sprachlichen Werkzeugs, bisweilen auch sogar um die Ungelenkigkeit eines eigentümlichen Gedankens, niemals aber um einen Stahlpanzer, den die Dichterin sich als Schutz anlegte, oder um eine täuschende Eisdecke über aufgeregten Wogen.

Es ist nicht ohne Einfluß auf die Durchschnittsidee über Annette geblieben, daß einzelne Freunde sie als eine Art weiblichen Byron betrachteten, und doch ist nichts grundfalscher als eine solche Benennung, falls man dieselbe nicht ganz besonders auf einzelne Dichtungen oder Dichtungsarten des Lords beschränkt. Von einer Byronschen Zerfahrenheit kann bei dem katholischen Edelfräulein keine Rede sein — auch nicht in den geistlichen Liedern, an die vielleicht wohl zumeist gedacht werden könnte. Annette hat den Stachel des Zweifels in ihrem Fleische gefühlt, aber dieser Stachel ist niemals dauernd in das Heiligtum des Willens vorgedrungen — sie ist versucht worden, sie mag gefehlt haben, aber sie hat gekämpft, — gekämpft sogar häufig dort, wo nach dem Zeugnis des Liedes selbst Geduld und einfaches Verachten das beste gewesen wäre, weil es nicht die Geister der Finsternis waren, die sie bedrängten, sondern die Wahneindrücke kranker Nerven, — kurz, sie hat als Christin gekämpft,

im Gebete Kraft gesucht und mit der Gnade gesiegt, so daß sie „Halt fand nicht in Starrheit“, sondern in festem Glauben und aufrichtiger Liebe. Vielleicht ist es gerade dieser leidenschaftlich festgehaltene, mit dem höheren Willen trotz entgegenstehender Eindrücke fest umklammerte Glaube, der auf viele den Eindruck der Starrheit macht. Sie unterscheiden nicht hinreichend zwischen Versuchung und Kampf, Natur und Übernatur. Jedenfalls werden sie Schückings Zeugnis glauben, wenn er von der Dichterin Grundstimmung und Gemütsrichtung sagt: „In ihrer durchaus einfach angelegten Natur, ihrem völlig anspruchslosen Sichgeben und Sein, in ihrer inneren Eintracht mit dem, was sie umgab . . . stellte sie eine durchaus harmonische Erscheinung dar. — Diese innere Harmonie drückte sich durch eine stets gleichmäßige heitere Seelenstimmung aus. Zwar galt sicherlich auch bei ihr das Wort Bulwers: ‚Dig but deep enough, and under all earth runs water, under all life runs grief‘, aber ihre gewöhnliche Stimmung war eine stete, sich nicht verändernde, ruhige Heiterkeit, in welcher sie mit dem naivsten und reizendsten Humor erzählend, plaudernd, ihre Sammlungen ordnend, ihren Phantasieen oder ihren kleinen Sorgen nachhängend sich stets als die Gleiche zeigte. Was etwa von Leidenschaft in ihrer Natur lag, das hat ihr ungewöhnlich scharfer, realistisch mit dem Leben rechnender Verstand stets gezähmt; sie hat ein Feuer niemals in sich emporlodern und die Harmonie ihres Seins, ihres Lebensganges und den Einklang mit ihrer Umgebung stören lassen.“[1]

So mißverständlich oder falsch also die vier ersten Zeilen des Heyseschen Sonetts, so schlagend richtig sind die vier folgenden.

„Ein Geist, geschaffen, Geister zu ergründen.“ Über diesen „Geist“ schreibt Schlüter äußerst treffend in seinem Nachruf: „Ihr ernster, zum Nachsinnen, ja mitunter zum Grübeln geneigter Geist trieb sie, die Resultate ihrer reichen Beobachtungen der Natur und des Menschenlebens, der Sitten

[1] Einleitung in die Ges. Werke S. 46.

und der feinen, vielfach verschlungenen Bewegungen des Menschenherzens und ihres analysierenden Nachdenkens in Poesie zu kleiden und zum dauernden Ausdruck zu bringen. Seltsam vereinte sich in ihr mit einem gefühlvollen, die menschlichen Zustände jedes Alters, jeder Lebensepoche, jedes Ranges, Standes, Geschäftes und jeder Situation innig mitempfindenden Herzen eine ungewöhnliche Gabe, die verwickeltsten Zustände zergliedernd zu entwirren und so sie klar durchschauend zu begreifen und vollkommen zu beurteilen. Sie übte diese Gabe nachmals schier bis zur Leidenschaft, und nichts war vor ihrem psychologischen Seciermesser sicher.

„Aber nur Wohlwollen und die innige Teilnahme, die sie ihrer Umgebung, allem Menschlichen, ja allem Lebendigen schenkte, erregte in ihr das Verlangen, auch außer sich klar, richtig und wahr zu sehen, wie in ihrem eigenen Innern, und ihre seltene Pietät und Herzensgüte wußte jedem auch noch so Unbedeutenden und Kleinen Wert zu verleihen und durch ihre Darstellung ihm ein Interesse beizulegen; ihre Menschen- und Herzens-Kenntnis führte sie nicht zur selbstgefälligen Geringschätzung und Verachtung, sondern stets, wo nicht zur Bewunderung, doch zur teilnehmenden Anerkennung und Wertschätzung von Charakteren und Gemütern, welche andere hochmütig auf dem Standpunkte ihrer Bildung übersehen zu dürfen geglaubt hätten. Einer jeden Gestalt und Weise, welcher der Schöpfer Dasein und Leben gegönnt, eine gerechte und unparteiische Würdigung zuzuwenden strebend und so an allem Leben sich erfreuend, suchte sie die Anschauungen, Erinnerungen, Ereignisse ihres Lebens, die Erzählungen und Sagen, welche sie angeregt hatten, wie es sich eben traf, rein objektiv, treu und wahr in ein Bild zu fassen und es in einer schmucklosen, aber markierten und höchst bestimmten Sprache poetisch auszudrücken, stets bemüht, mehr für die Sache als für die Form und Einkleidung oder für ihre Subjektivität den Leser zu interessieren.

„An ihren Poesieen ist in den Natur- wie Seelenschilderungen objektive Wahrheit, Gehalt, feinste Richtigkeit und unverküm-

mertes, ursprüngliches menschliches Fühlen, bei Abwesenheit jeder falschen Sentimentalität, gerühmt worden, sowie daß dieselben, nirgends der Konvenienz und Mode huldigend, stets ihre ursprüngliche Eigentümlichkeit und Frische bewahren."[1]

Ihre Briefe, besonders jene an Schücking, um von ungedruckten zu schweigen, sind ein beredtes Zeugnis für ihr Bedürfnis, „Geister zu ergründen", d. h. die Menschen um sich zu studieren, zu analysieren und mit einem gutmütigen Spotte, der sich selbst bei Gelegenheit auch nicht verschont, zu schildern. Daß sie dabei immer die Grenzen innehielt, wollen wir nicht behaupten; im allgemeinen aber hat Joh. Claassen recht, wenn er sagt: „In jüngeren Jahren namentlich war dieser so begabte kritische Geist von Natur nur allzu geneigt, nicht allein nach Mädchenweise an Personen, zumal des andern Geschlechts, seinen Spott zu üben, sondern an allem, was ihr begegnete, Menschen, Büchern, Kunstwerken, sein höchst durchschauendes, alles Lächerliche scharf erkennendes Vermögen zu üben. Wer und was mag da vor der Beurteilerin sicher gewesen sein! Aber das Beurteilen, sei es Bekritteln, geschah doch immer ohne den sonst allzu häufigen Stolz des Selbstbewußtseins oder gar der Selbstüberhebung; es lag reine Gutmütigkeit zu Grunde und es war weit von der Absicht entfernt, andere zu verletzen. Es war eben auch Natur, welche, durch Bildung veredelt, in späteren Jahren zu einem Vermögen höchst verständiger und sachlicher, dabei stets wohlwollender Kritik ausreifte."[2]

„Je älter sie wurde," sagt auch eine Freundin in ihren Aufzeichnungen, „je mehr lernte sie die Gemütsseite der Menschen schätzen und verstehen. Sie war nicht mehr kalt und spöttisch, wie zuweilen in der Jugend; ihr ganzes Wesen war milde, großartige Güte geworden, und der Scharfblick des Spottes hatte sich in den liebenswürdigsten Humor verwandelt, der nie verletzte."

[1] Schlüter, Briefe, 3.

[2] Claassen, Denkmal. 2. Aufl. S. 95.

Hauptsächlich aber ist zu beachten, daß sie nach dem Zeugnis aller in Beurteilung Andersdenkender, besonders in religiöser Beziehung, sich auf den Standpunkt des zu Beurteilenden stellte und jedem guten Glauben, jedem ehrlichen Wollen vollste Gerechtigkeit angedeihen ließ, ohne darum natürlich die abweichenden Meinungen selbst zu teilen; daß sie wirklich von Herzen tolerant, aber nicht im mindestens indifferent war. Sie wußte gar zu wohl, daß Glauben eine Gnade sei und daß Gott sich selbst das Gericht über das Innere des Nebenmenschen vorbehalten hat. Treffend hat sie dieses ihr Wesen ausgedrückt in dem Lied auf den 14. Sonntag nach Pfingsten:

> . . „Und wenn an deines Tempels Thor
> Steht einer einsam ausgeschlossen,
> Des Thränen doch vor Gott geflossen,
> Des Seufzer doch erreicht sein Ohr:
> Dem magst du deine Rechte reichen
> Und deuten aufwärts nach dem Blau,
> Wo allen glühn der Sterne Zeichen,
> Für alle sinkt der milde Tau . . .
>
> Ja, selbst an des Verruchten Blick,
> Der Erd' und Himmel möchte höhnen,
> Mußt du in Milde dich gewöhnen,
> Darfst schaudern, — aber nicht zurück.
> O, kannst du ihn in Jesu Christ
> Umschleichen, spähend seine Wunden,
> Dann erst hast du den Stein gefunden,
> Dann weißt du, wer dein Nächster ist."[1]

Auch darin hat Heyse recht, wenn er Annette „stolz" nennt, „um Gemeines groß zu übersehn". Die Dichterin hat ja gewiß ihre menschlichen Schwächen und Fehler gehabt, allein was beim geistigen Verkehr mit ihr, sei es in ihrem Leben oder in ihren Schriften so wohlthuend und auf die Dauer immer stärker das Herz ergreift, ist jene völlige Abwesenheit alles dessen, was man im gewöhnlichen Sprachgebrauch das „Gemeine" nennt.

Es geht durch das ganze Wesen und Treiben Annettens

[1] I. 2. 189 f.

ein Zug kindlich-jungfräulichen Edelsinns, nicht prüde ängstlich und ausschließlich, aber immer maß- und taktvoll, so daß in ihrer Gegenwart der brave Arme und natürliche Landmann sich gemütlich, der fade Aristokrat oder eitle Bürger sich verstimmt fühlen mußte. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß Annette ihrer geistigen Überlegenheit sich bewußt wurde, ja es darf nicht geleugnet werden, daß sie in jüngeren Jahren mit Vorliebe jene Gesellschaften aufsuchte, wo sie Gelegenheit fand, ihren Geist zu zeigen und zu üben. Bonn mit seinen gelehrten, litterarischen und künstlerischen Kreisen war ihr daher zeitweilig lieber als Münster, wo sie zu sehr in ihrem Vaterland war, um als Prophet zu gelten. Diese Vorliebe jedoch entsprach im Grunde einem geistigen Bedürfnis, es war der Drang, auch jene Seelen- und Geisteskräfte zu bethätigen und zur naturgemäßen Entfaltung zu bringen, die in ihrer heimatlichen Umgebung nicht hinreichend Anregung und Nahrung fanden. Sobald daher in der Freundschaft mit Schlüter und später mit Schücking diese Anregung geboten ward, tritt auch die Vorliebe für Bonn und fremde litterarische Kreise zurück. Der Schaffensdrang Annettens bedurfte zu seiner Bethätigung äußerer Reizmittel, ihre Ehrsucht allein hätte nicht hingereicht, sie ihrer beschaulichen Ruhe, die eine große innere Thätigkeit verbarg, zu entreißen. Was hätte Annette leisten oder, sagen wir richtiger, liefern können, wenn sie wie manche Schriftsteller um den Ruhm hätte schreiben wollen! Bei ihrem innern Reichtum, bei ihrer Phantasie und Gemütstiefe, bei der Leichtigkeit ihrer Schaffensart — kurz bei ihrem Genie war noch so bald nicht zu fürchten, daß sie sich „ausgeschrieben“ habe. Was wir von ihr besitzen, sind ja eigentlich nur Sturzwellen des überwallenden Bornes. Nach einer schweren Krankheit will sie sich geistig gesund schreiben und liefert die erste Hälfte des „Geistlichen Jahres“ — um sich über eine andere seelisch trübe Zeit hinwegzuhelfen, wirft sie des „Arztes Vermächtnis“ hin. Bei Herausgabe der Gedichte fehlt eine dritte größere Erzählung — rasch wird unter dem Hochdruck augenblicklicher Schreiblust der

„Christian“ fertig gestellt. Schücking bittet um Beihilfe für das Malerische und romantische Westfalen, und nun fliegt aus Rüschhaus Woche um Woche ein Blatt mit einer oder mehreren Balladen, die zu den besten unseres Litteraturschatzes zählen. Später gar geht der jüngere Freund mit ihr eine Wette ein — und nun folgt Tag auf Tag ein Gedicht, in wenigen Monaten ist ein Band zusammen und darunter kein einziges nach alter Schablone ... Schlüter drängt um Vollendung des „Geistlichen Jahres“, die Dichterin giebt endlich nach, und wiederum entsteht in wenigen Monaten ein halbes Bändchen der gewaltigsten und originellsten Gedichte. Rechnet man alle Zeit zusammen, die diese Dichtungen beanspruchten, und hält man daneben die Zahl der Jahre, welche von Entstehung der ersten bis zu derjenigen der letzten, also von 1818—1840, verflossen, so möchte man es bedauern, daß Annette nicht in einer Lage sich befand, welche ihr einigermaßen fortgesetzte litterarische Arbeit zur Pflicht gemacht hätte.

Die Einschränkung in der Hervorbringung poetischer Werke war indes nicht ganz Annettens eigene Schuld. Von den vielen Krankheiten und den gesellschaftlich verwandtschaftlichen Pflichten abgesehen, die ihr Stunden und Tage raubten, waren auch die Zeiten noch nicht gekommen, daß man es für passend gehalten hätte, ein westfälisches Edelfräulein als Schriftstellerin von Beruf auftreten zu sehen. Wir glauben gern, daß durch einen solchen Lebensberuf eine größere Einheit und sichtbare Fülle in das jetzt anscheinend planlos verlaufene Leben gekommen wäre, allein verurteilen können wir Annette nicht, wenn sie sich den allgemeinen Anschauungen der Ihrigen teils aus Unkenntnis ihres inneren Reichtums, teils um des lieben Friedens willen unterwarf. Schlimmsten Falles hat die Litteratur dadurch an Menge der Schöpfungen verloren, neue Seiten hätten wir an der Dichterin wohl kaum kennen lernen. Wir haben allen Grund zu glauben, daß Annette uns ihren litterarischen Charakter ganz gegeben hat, und damit hat sie uns ihr Bestes und Reichstes geschenkt.

Wie sie sich durch keine Ruhmbegierde zum Schreiben drängen ließ, so war sie hinwiederum „demütig, wenn ein Lebenswerk geschehn und seine Spur verweht schien von den Winden“. Der Mißerfolg ihrer ersten Sammlung konnte sie nicht entmutigen, die Anerkennung der zweiten Ausgabe allein nicht bewegen, weiteres zu schaffen. Es wäre thöricht und es stände mit ihren eigenen brieflichen Äußerungen im Widerspruch, wollte man sagen, sie sei abgestumpft gewesen gegen Lob oder Tadel. Daß sie beides mit den Ohren ihrer Verwandten hörte, die mehr als sie selbst von der öffentlichen Meinung auf diesem Gebiete abhängig waren, ist gewiß; sie selbst stand in ihrem genialen „Hochmut“, wie Schücking scherzend sagt, d. h. in dem Vollbewußtsein von ihrer Kunst über den damaligen, selbst namhaften Kritikern. Es war keine verletzte Eitelkeit, sondern Folge persönlicher Beobachtung der litterarischen Welt, wenn sie überhaupt nicht allzuhoch von der Kritik dachte. Was ihr bei ihrer Schriftstellerei tiefste Herzenssache war, das war der moralische und religiöse Einfluß, den sie dadurch üben konnte. Wo ist der Schriftsteller, der mit ihr betet:

„Laß mich hinfort der Worte Gold
Ausgeben mit des Wuchrers Sorgen . . .
Und eine Feder laß mich nur
Betrachten mit geheimem Beben,
Bedenkend, daß der schwarzen Spur
Folgt leise schleichend Tod und Leben!“

Es hat „sich immer fester in ihr gestellt, daß sie [die Arbeit der geistlichen Lieder] nur zu einer Zeit erscheinen darf, wo der Dichterin ganzes irdisches Streben ihr wohl thöricht erscheinen wird, und dieses Buch vielleicht das einzige ist, dessen sie sich dann freue“.[1]

„Einsam erwachsen auf der Heimatflur,
Im stillen sammelnd ewigen Gewinn —
Allein an Gott dich klammernd und Natur —
So wardst du Deutschlands größte Dichterin!“

[1] Vgl. oben S. 341 und 350.

So möchten wir die letzten sechs Heyseschen Charakterverse abkürzen. Es ist nicht zutreffend, Annette „einsam trotz innig ernstem Liebessehnen" zu nennen. Selten ist einer Frau eine so edle Schar von Freunden und Freundinnen den Lebensweg entlang in Treue und Liebe gefolgt, selten zahlreich auch ist der Kranz edler Verwandten, welche Annette in den schönsten und glücklichsten Verhältnissen umgaben. Die äußere Einsamkeit auf Rüschhaus war keine gezwungene, und war vor allem keine innere Vereinsamung. Ebenso unzutreffend ist die Vorstellung, daß Annettens Gedichte nur ihre zu Perlen gewordenen Thränen seien, eben weil eine solche Vorstellung von der falschen Meinung ausgeht, Annette habe einen besonders leidensvollen Lebensweg gehabt. Richtig dagegen ist, die Entwicklung des Dichtercharakters bei Annette aus einem innigen Anschluß an Gott und Natur, und zwar an die Natur ihrer Heimat herzuleiten. Annette sprach nur aus eigener Erfahrung und hätte sich selbst als leuchtendes Beispiel anführen können, als sie den jüngern Freund mahnte: „Bringen Sie die westfälische Naturwüchsigkeit in die Fremde mit, sehn und hören Sie — d. h. lassen Sie Ihre Gestalten hören und sehn — mit der unblasierten Gemütlichkeit westfälischer Sinne, reden Sie mit den einfachen Lauten, handeln Sie in der einfachen Weise Ihres Vaterlandes, und die Überzeugung wird sich immer mehr in Ihnen befestigen, daß nur das Einfache großartig, nur das ganz Ungesuchte wahrhaft rührend und eindringlich ist." (Schücking, Briefe 226.)

„Sie wissen selbst, liebster Freund," schreibt sie an Schlüter, „daß ich nur im Naturgetreuen durch Poesie veredelt was leisten kann." Aus diesem echten Naturalismus wollte sie sich um keinen Preis in die Irrgänge der Romantik verlocken lassen.

Bezeichnend ist auch, was sie in einem Brief über George Sand sagt: „Für das Buch[1] danke ich Ihnen — es ist eben die Sand! — schön und wahr im einzelnen, excentrisch im

[1] Die beiden Novellen von George Sand: „Melchior" und „Mouny Robin" zwei ihrer unbedeutenderen Schöpfungen.

ganzen. Melchiors Candeur beschränkt sich wieder darauf, daß er sich bisher ohne Liebe, bloß mit schlechten Weibern umhergetrieben, und die letzten Scenen sind empörend durch seinen fast teuflischen Egoismus, den aber, wie ich glaube, die Sand gar nicht herausgefühlt, sondern vielmehr in ihm das Muster eines tiefen, naturkräftigen Gemüts aufzustellen geglaubt hat — als ob selbst der Gottesleugner, im Augenblick vor der Vernichtung, nichts Tieferes und Gewaltigeres zu fühlen hätte als die Wut der Sinnlichkeit. — Doch das ist echt französisch. Mouny Robin dagegen wäre als Thatsache höchst psychologisch merkwürdig, als Erfindung ist's zu nüchtern, fast läppisch, und dem, was Gutes der Art im Deutschen vorhanden ist, gar nicht zu vergleichen. Dieses Gebiet scheint den Franzosen nicht zugänglich, sie verstehen nicht selbst, halb zu glauben, während sie schreiben; darum werden's nur krasse, aus dem Ärmel geschüttelte Erfindungen, die nur wirken wie schlechte Dekorationen oder, wo sie glaubwürdig bleiben wollen (wie hier), nüchterne Beobachtungen, wo sie selbst den Schleier so verdünnen, daß jeder das Licht im Kürbiskopfe dahinter sieht. — Der Deutsche legt dagegen (wenigstens die Neueren) gewöhnlich etwas von ihm nur halb Bezweifeltes zum Grunde — etwas, das ihn beim Erzählen mit einem Schauer überrieselt hat, und dieser Schauer, dieses Schwanken zwischen — geistigem Einfluß? unerklärte[r] Naturkraft? unabsichtliche[r] Täuschung? — läßt er auch über seine Leser herrieseln. Hier ist unser Reich, was wir nur mit den Engländern und Schotten teilen."[1] Diese zufälligen Bemerkungen treffen für Annettens Wesen den Nagel auf den Kopf. Sie will nicht bloß Wahrheit im einzelnen, sondern auch im ganzen. Und denkt man bei der zweiten Bemerkung nicht an ihre eigenen Gespenstergeschichten, wo man auch zu merken glaubt, die Dichterin habe das Erzählte „nur halb bezweifelt"?

Noch einmal: ohne „Gott und die Natur," d. h. ohne die tief religiöse Seele und den Einfluß der westfälischen Natur auf das Gemüt der Dichterin hätten wir keine Droste.

---

[1] An Elise von Hohenhausen. 4. Sept. 1843.

So möchten wir die letzten sechs Heyseschen Charakterverse abkürzen. Es ist nicht zutreffend, Annette „einsam trotz innig ernstem Liebessehnen“ zu nennen. Selten ist einer Frau eine so edle Schar von Freunden und Freundinnen den Lebensweg entlang in Treue und Liebe gefolgt, selten zahlreich auch ist der Kranz edler Verwandten, welche Annette in den schönsten und glücklichsten Verhältnissen umgaben. Die äußere Einsamkeit auf Rüschhaus war keine gezwungene, und war vor allem keine innere Vereinsamung. Ebenso unzutreffend ist die Vorstellung, daß Annettens Gedichte nur ihre zu Perlen gewordenen Thränen seien, eben weil eine solche Vorstellung von der falschen Meinung ausgeht, Annette habe einen besonders leidensvollen Lebensweg gehabt. Richtig dagegen ist, die Entwicklung des Dichtercharakters bei Annette aus einem innigen Anschluß an Gott und Natur, und zwar an die Natur ihrer Heimat herzuleiten. Annette sprach nur aus eigener Erfahrung und hätte sich selbst als leuchtendes Beispiel anführen können, als sie den jüngern Freund mahnte: „Bringen Sie die westfälische Naturwüchsigkeit in die Fremde mit, sehn und hören Sie — d. h. lassen Sie Ihre Gestalten hören und sehn — mit der unblasierten Gemütlichkeit westfälischer Sinne, reden Sie mit den einfachen Lauten, handeln Sie in der einfachen Weise Ihres Vaterlandes, und die Überzeugung wird sich immer mehr in Ihnen befestigen, daß nur das Einfache großartig, nur das ganz Ungesuchte wahrhaft rührend und eindringlich ist.“ (Schücking, Briefe 226.)

„Sie wissen selbst, liebster Freund,“ schreibt sie an Schlüter, „daß ich nur im Naturgetreuen durch Poesie veredelt was leisten kann.“ Aus diesem echten Naturalismus wollte sie sich um keinen Preis in die Irrgänge der Romantik verlocken lassen.

Bezeichnend ist auch, was sie in einem Brief über George Sand sagt: „Für das Buch[1] danke ich Ihnen — es ist eben die Sand! — schön und wahr im einzelnen, excentrisch im

[1] Die beiden Novellen von George Sand: „Melchior“ und „Mouny Robin“ zwei ihrer unbedeutenderen Schöpfungen.

ganzen. Melchiors Candeur beschränkt sich wieder darauf, daß er sich bisher ohne Liebe, bloß mit schlechten Weibern umhergetrieben, und die letzten Scenen sind empörend durch seinen fast teuflischen Egoismus, den aber, wie ich glaube, die Sand gar nicht herausgefühlt, sondern vielmehr in ihm das Muster eines tiefen, naturkräftigen Gemüts aufzustellen geglaubt hat — als ob selbst der Gottesleugner, im Augenblick vor der Vernichtung, nichts Tieferes und Gewaltigeres zu fühlen hätte als die Wut der Sinnlichkeit. — Doch das ist echt französisch. Mouny Robin dagegen wäre als Thatsache höchst psychologisch merkwürdig, als Erfindung ist's zu nüchtern, fast läppisch, und dem, was Gutes der Art im Deutschen vorhanden ist, gar nicht zu vergleichen. Dieses Gebiet scheint den Franzosen nicht zugänglich, sie verstehen nicht selbst, halb zu glauben, während sie schreiben; darum werden's nur krasse, aus dem Ärmel geschüttelte Erfindungen, die nur wirken wie schlechte Dekorationen oder, wo sie glaubwürdig bleiben wollen (wie hier), nüchterne Beobachtungen, wo sie selbst den Schleier so verdünnen, daß jeder das Licht im Kürbiskopfe dahinter sieht. — Der Deutsche legt dagegen (wenigstens die Neueren) gewöhnlich etwas von ihm nur halb Bezweifeltes zum Grunde — etwas, das ihn beim Erzählen mit einem Schauer überrieselt hat, und dieser Schauer, dieses Schwanken zwischen — geistigem Einfluß? unerklärte[r] Naturkraft? unabsichtliche[r] Täuschung? — läßt er auch über seine Leser herrieseln. Hier ist *unser* Reich, was wir nur mit den Engländern und Schotten teilen."[1] Diese zufälligen Bemerkungen treffen für Annettens Wesen den Nagel auf den Kopf. Sie will nicht bloß Wahrheit im einzelnen, sondern auch im ganzen. Und denkt man bei der zweiten Bemerkung nicht an ihre eigenen Gespenstergeschichten, wo man auch zu merken glaubt, die Dichterin habe das Erzählte „nur halb bezweifelt"?

Noch einmal: ohne „Gott und die Natur," d. h. ohne die tief religiöse Seele und den Einfluß der westfälischen Natur auf das Gemüt der Dichterin hätten wir keine Droste.

[1] An Elise von Hohenhausen. 4. Sept. 1843.

Wollen wir ganz erfahren, wie Annette zu „Deutschlands größter Dichterin“ geworden, so vernehmen wir zum Schlusse noch einmal die zusammenfassenden Worte des Schlüterschen Nachrufes:

„Und so ist denn auch diese interessante Erscheinung, diese geheimnisvoll anziehende Gestalt, in der sich altdeutscher, westfälischer Sinn, Gefühl und Weise so lieblich ausprägte und mit allen Vorzügen moderner Bildung aufs unbefangenste verband, aus unserem Kreise dahingegangen, und mehr und mehr entschwindet der lauten, leeren Zeit das tiefe, unendlich inhaltvolle Gedächtnis unserer deutschen Vergangenheit, in welcher zu wurzeln und aus selbem Stamme fröhlich weiter zu treiben und zu grünen ihr immer weniger am Herzen liegt. Allein wie ihre Eichen werden auch die Poesieen der Dahingeschiedenen namentlich die Westfalen noch lange an die alte Zeit und Sitte gemahnen und die leise schmerzliche Sehnsucht der Vergangenheit unter den Stürmen der Gegenwart nicht untergehen lassen, womit es uns zu jenen Zeiten zurückzieht, die bei allen Mängeln und Fehlern doch Gottesfurcht, Frömmigkeit, Einfalt und aufrichtige Treue noch heilig hielten und mit dem von den Urvätern ererbten, religiösen und tiefen Naturgefühl das Heimatland und die alten Laren umfaßten.

„Die Poesieen der Dahingeschiedenen sind durch das ganze deutsche Land erklungen und haben reichen Beifalls bei allen Freunden der Poesie von Sinn und Urteil in weiten Kreisen sich erfreut; aber nicht alle, die diesen originellen Spielen mit Vergnügen Ohr, Herz und Geist zuwendeten, haben vielleicht bemerkt, daß solche Gedichte nicht von der Oberfläche geschöpft, aus verschiedenen Elementen zusammengerafft oder durch bloße Kunst gemacht sein konnten, sondern daß sie Frucht eines gereiften Geistes, eines ausgeprägten Charakters und eines von religiöser Ehrfurcht und herzlicher Menschenliebe durchdrungenen Gemütes

sind, auf deren Stamm sie allein erwachsen konnten. Sie hören das liebliche Sausen im Gezweige der Eichen, doch wissen sie nicht, von wannen und wohin der Wind weht, der sie bewegt. Kännten sie den Ernst, die Einfalt und kindliche Treue, womit die Dichterin dem katholischen Glauben ihrer Väter anhing und denselben, wenn auch nicht zur Schau trug, doch offen und rückhaltlos als den ihren bekannte, bei all ihrer aus Verstand und Menschenliebe zugleich hervorragenden Duldsamkeit und unparteilichen Gerechtigkeit gegen Andersdenkende, die sie stets nicht von ihren eigenen, sondern von deren Standpunkte aus zu beurteilen für Pflicht hielt; kännten sie ihren Ernst, womit sie der innern Vervollkommnung nachstrebte, ihre Pietät und aufopfernde Anhänglichkeit und Treue gegen ihre Angehörigen, ihre Güte und Freundlichkeit, womit sie ihre alte Amme, ihr Gesinde und die Armen in ihrer Umgebung zu behandeln gewohnt war, und von Zeit zu Zeit sogar ihnen kleine Feste und besondere Freuden zu bereiten suchte, damit auch sie einmal ihres Lebens recht froh würden, ihre freudige Bereitwilligkeit, armen Studierenden, Künstlern und sonst in Verlegenheit sich Befindenden zu helfen und zu spenden, die keine Grenzen, als die der Möglichkeit, anerkannte; kännten sie die Zartheit der Teilnahme, womit sie auf Lage, Gefühl und Stimmung ihrer Freunde und Bekannten jederzeit einzugehen wußte und sich bemühte, ihre Freuden wie ihre Schmerzen teilend, ihnen gefällig zu sein; kännten sie ihre seltene aufrichtige Herzensgüte gegen alle Menschen, wohl würden sie dann das Denkmal der Verblichenen mit noch anderen Augen betrachten und mit tiefer Rührung ihre Asche segnen und sagen: Sie ruhe sanft in Gottes Frieden!"[1]

[1] Schlüter, Briefe 9 f.

Wollen wir ganz erfahren, wie Annette zu „Deutschlands größter Dichterin“ geworden, so vernehmen wir zum Schlusse noch einmal die zusammenfassenden Worte des Schlüterschen Nachrufes:

„Und so ist denn auch diese interessante Erscheinung, diese geheimnisvoll anziehende Gestalt, in der sich altdeutscher, westfälischer Sinn, Gefühl und Weise so lieblich ausprägte und mit allen Vorzügen moderner Bildung aufs unbefangenste verband, aus unserem Kreise dahingegangen, und mehr und mehr entschwindet der lauten, leeren Zeit das tiefe, unendlich inhaltvolle Gedächtnis unserer deutschen Vergangenheit, in welcher zu wurzeln und aus selbem Stamme fröhlich weiter zu treiben und zu grünen ihr immer weniger am Herzen liegt. Allein wie ihre Eichen werden auch die Poesieen der Dahingeschiedenen namentlich die Westfalen noch lange an die alte Zeit und Sitte gemahnen und die leise schmerzliche Sehnsucht der Vergangenheit unter den Stürmen der Gegenwart nicht untergehen lassen, womit es uns zu jenen Zeiten zurückzieht, die bei allen Mängeln und Fehlern doch Gottesfurcht, Frömmigkeit, Einfalt und aufrichtige Treue noch heilig hielten und mit dem von den Urvätern ererbten, religiösen und tiefen Naturgefühl das Heimatland und die alten Laren umfaßten.

„Die Poesieen der Dahingeschiedenen sind durch das ganze deutsche Land erklungen und haben reichen Beifalls bei allen Freunden der Poesie von Sinn und Urteil in weiten Kreisen sich erfreut; aber nicht alle, die diesen originellen Spielen mit Vergnügen Ohr, Herz und Geist zuwendeten, haben vielleicht bemerkt, daß solche Gedichte nicht von der Oberfläche geschöpft, aus verschiedenen Elementen zusammengerafft oder durch bloße Kunst gemacht sein konnten, sondern daß sie Frucht eines gereiften Geistes, eines ausgeprägten Charakters und eines von religiöser Ehrfurcht und herzlicher Menschenliebe durchdrungenen Gemütes

sind, auf deren Stamm sie allein erwachsen konnten. Sie hören das liebliche Sausen im Gezweige der Eichen, doch wissen sie nicht, von wannen und wohin der Wind weht, der sie bewegt. Könnten sie den Ernst, die Einfalt und kindliche Treue, womit die Dichterin dem katholischen Glauben ihrer Väter anhing und denselben, wenn auch nicht zur Schau trug, doch offen und rückhaltlos als den ihren bekannte, bei all ihrer aus Verstand und Menschenliebe zugleich hervorragenden Duldsamkeit und unparteilichen Gerechtigkeit gegen Andersdenkende, die sie stets nicht von ihren eigenen, sondern von deren Standpunkte aus zu beurteilen für Pflicht hielt; könnten sie ihren Ernst, womit sie der innern Vervollkommnung nachstrebte, ihre Pietät und aufopfernde Anhänglichkeit und Treue gegen ihre Angehörigen, ihre Güte und Freundlichkeit, womit sie ihre alte Amme, ihr Gesinde und die Armen in ihrer Umgebung zu behandeln gewohnt war, und von Zeit zu Zeit sogar ihnen kleine Feste und besondere Freuden zu bereiten suchte, damit auch sie einmal ihres Lebens recht froh würden, ihre freudige Bereitwilligkeit, armen Studierenden, Künstlern und sonst in Verlegenheit sich Befindenden zu helfen und zu spenden, die keine Grenzen, als die der Möglichkeit, anerkannte; könnten sie die Zartheit der Teilnahme, womit sie auf Lage, Gefühl und Stimmung ihrer Freunde und Bekannten jederzeit einzugehen wußte und sich bemühte, ihre Freuden wie ihre Schmerzen teilend, ihnen gefällig zu sein; könnten sie ihre seltene aufrichtige Herzensgüte gegen alle Menschen, wohl würden sie dann das Denkmal der Verblichenen mit noch anderen Augen betrachten und mit tiefer Rührung ihre Asche segnen und sagen: Sie ruhe sanft in Gottes Frieden!"[1]

[1] Schlüter, Briefe 9 f.

XXI. Zur Geschichte des Nachlasses.

Bald nach dem Tode der Dichterin (28. Juni 1848) schrieb Freiherr Werner v. Droste-Hülshoff an Prof. Schlüter:

„Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich zu benachrichtigen, daß ich im künftigen Monat nach Meersburg gehen und Ihnen dann das bewußte Manuskript [den letzten Teil des „Geistlichen Jahres"], welches meine liebe Schwester, wie ich höre, vollendet hat, mitbringen werde. Ich bin dann so frei, mit Ihnen das weitere wegen der allenfallsigen künftigen Herausgabe dieser Lieder zu besprechen."

Als die Handschrift angekommen war, ging Prof. Schlüter mit Prof. Junkmann eifrig an die Entzifferung, und es kam nach seiner eigenen Versicherung nicht selten vor, daß, wo das Auge den Sehenden im Stiche ließ, das treue Gedächtnis des Blinden aushelfen mußte.

Die Ausgabe sollte Prof. Braun in Bonn besorgen. Inzwischen war auch die Schwester auf der Meersburg nicht unthätig.

„Onkel August . . . hat mir den Nachlaß unserer lieben seligen Nette aufs schönste geordnet, und es hat sich gefunden, daß so viel Schönes da ist, daß ein Band kann herausgegeben werden, der stärker ist als der letzte. Ich werde dir auf einem Zettel bemerken, was ich über die Herausgabe mit ihm überlegt.[1] Ich habe jetzt beinahe alles abgeschrieben, auch die anderswo zerstreuten Gedichte, z. B. in der Kölner Zeitung &c. Die Musik hat H. Jung mir nachgesehen und die durch das Abschreiben ent-

[1] Dieser Zettel fand sich nicht mehr.

standenen Fehler korrigiert. Die Melodieen sind außerordentlich schön; einige waren mir noch ganz unbekannt. Nun bitte ich dich, doch recht nachzusehen, ob du nicht noch Noten von ihr findest; es fehlen mehrere mir bekannte Sachen, als das Lied: ‚Es schwimmt ein Fischlein' — ‚O Wundernacht, ich grüße' — ‚Mich hatte lieblich eingewiegt' — ‚Als ich ein Knabe sorglos'. Von den drei letzten sind die Worte hier; sollte sich die Musik nicht finden, so kann ich sie vielleicht aus dem Gedächtnis zusammenbringen, doch ist's mir lieber, wenn du sie findest. Sollte auf einem großen, sonst unbrauchbaren Blatt etwas stehen, so schreibe es doch auf ein kleines Blättchen und schicke mir, was du gefunden... Ich bin der Meinung, daß man, wenn Cotta will, alles jetzt herausgeben soll, wo das Interesse für die Verstorbene noch rege ist, und auch von den geistlichen Liedern, die den Anfang des Bandes bilden, zugleich ein eigener Abdruck genommen werde, welches Büchelchen dann als Gebetbuch benutzt werden kann.

„Es ist mir leid, daß der gute Herr Junkmann soviel Mühe mit dem Lesen hat, ich habe es wohl gedacht, es geht mir mitunter nicht besser, und ich bin froh, daß es überstanden ist; es sind aber schöne Gedichte darunter, die ich nicht ohne den bittersten Schmerz abschreiben konnte. Meine Abschrift der geistlichen Lieder[1] kann ich schicken, ich muß sie ja doch zum Druck hergeben. Wenn aber alles so gedruckt werden soll, wie ich mit Onkel August überlegt habe, so werde ich auch einen Teil der Gedichte, der Musik und das Lustspiel wohl mitsenden müssen an den Herrn Braun; schreibe mir darüber, lieber Werner! Wie dankbar bin ich den Herren Braun und Junkmann für ihre Teilnahme an dem Nachlasse der lieben seligen Nette, die dies auch wohl um sie verdient hat, denn sie waren ihr stets liebe Freunde."[2]

---

[1] Wahrscheinlich die des ersten Teiles vom „Geistlichen Jahr". Das Original-Manuskript, das Annette ihrer Mutter geschenkt hatte, war in Schlüters Besitz.

[2] Jenny von Laßberg an Werner von Droste-Hülshoff. Meersburg, 10. November 1848.

Wie weit schließlich die Angelegenheit gediehen war, sagt uns folgender Brief des damals in Berlin als Abgeordneter weilenden Prof. Junkmann an Werner v. D.-H.

„Berlin, 9. Nov. 1849. Sitzung. [Bleistift.]

„Geehrtester Herr Freiherr! Wir sind gerade an Kirche und Schule angelangt; ich werde wohl zu Hause keine Zeit haben und möchte doch gleich antworten, um es nicht zu versäumen. Hier auch jeden Augenblick Störung, weil die Amendements vorgelesen, andere zum Unterzeichnen vorgelegt werden.

„1. Ich habe das Manuskript, was Schlüter hat abschreiben [lassen] und ich mit ihm revidiert habe, schon vor einigen Wochen an Braun geschickt, nebst dem kleinen Büchlein der Frau von Laßberg. Antwort von Braun habe ich noch nicht erhalten.

„2. Das Manuskript, was ich mit Braun abgeschrieben habe, ist noch nicht wieder in meinen Händen. Es ist sehr schwierig, allein diese Gedichte zu entziffern. Das beste ist wohl, ich bitte sie mir hier aus von Braun (und will es auch gleich thun), dann kann ich hier noch etwas thun und Weihnacht mit Schlüter in Münster das Weitere versuchen.

„3. Der Plan Ihres Herrn Onkels, die Herausgabe betreffend, gefällt mir. Indes,

„4. und dies ist auch die Antwort betreff Schückings Teilnahme — hat Braun schon an Cotta geschrieben und unterhandelt. Wahrscheinlich hat auch Cotta schon das Schlütersche Manuskript.

„5. Über all diese Sachen spricht sich am besten und kürzesten mündlich. Es wäre gewiß gut, wenn Ihr Herr Onkel und Sie, Herr Freiherr, mit Schlüter und mir die Sachen in einer Sitzung abmachten mündlich.

„6. Sonst habe ich die Ansicht, daß Cotta die Buchhändler-Manipulationen und Einrichtungen am besten versteht. Vielleicht entscheidet er sich für eine zweite Auflage und nimmt dann gleich die 300 Seiten geistlicher und weltlicher Lieder auf. Die prosaischen Stücke werden besser nebst den Kompositionen,

dem Lustspiel und den Briefen (und ihrem Leben?) allein gedruckt. Vielleicht findet sich noch mehr von ihrer Feder, als wir jetzt wissen. Mir scheint, ich kenne noch einen sehr großen Aufsatz Prosa.

„7. Braun muß ernstlich beschäftigt sein mit dem Leben Annettens. Aber ich höre nichts von ihm. Will aber, wie gesagt, gleich nach diesem Briefe schreiben . . .

W. Junkmann."

Erst ein ganzes Jahr später schreibt dann die Schwester Jenny wieder ihrem Bruder Werner:

. . . „Nun will ich dir noch sagen, daß es doch so schön wäre, wenn auch Onkel August zugezogen werden könnte; die Herausgabe der Gedichte interessiert ihn sehr, er hat viel poetisches Genie und ist, wie ich glaube, nicht unpraktisch in diesem Geschäft . . . Auf jeden Fall schreibe doch an Onkel August, daß die Sachen bei dir sind; vielleicht ist's so einzurichten, daß er mit dabei ist . . . Schreibe mir auch über den Verlauf der Sache; diese Gedichte sind mir fast wie meine eigenen Kinder, da ich sie so mühsam ausstudiert und hundertmal gelesen habe, ebenso Hildegard, die mit ganzer Seele daran hängt . . . Ich habe eben die Kriminalgeschichte wieder nachgelesen, und mir scheint immer mehr, daß sie nicht passend ist und man sie weglassen soll; ich lege sie aber doch bei, daß du sie selbst lesen kannst." (11. Nov. 1850.)

An die „Schilderungen aus westfälischer Feder" scheint man erst recht nicht gedacht zu haben. Auch muß sich wohl der ganze Plan, die Herausgabe dem Prof. Braun zu überlassen, zerschlagen haben. Die Gründe sind uns unbekannt. Für die Biographie ist eine andere Feder in Aussicht genommen, allein ebenfalls bald wieder abgelehnt. Auch tritt jetzt plötzlich Schücking wieder in den Vordergrund. Wir sehen dies alles aus dem letzten in der ganzen Angelegenheit uns vorliegenden Briefe Jennys an Werner, dessen Anfang wir Band IV. Seite 13 mitgeteilt haben.

Wie weit schließlich die Angelegenheit gediehen war, sagt uns folgender Brief des damals in Berlin als Abgeordneter weilenden Prof. Junkmann an Werner v. D.-H.

„Berlin, 9. Nov. 1849. Sitzung. [Bleistift.]

„Geehrtester Herr Freiherr! Wir sind gerade an Kirche und Schule angelangt; ich werde wohl zu Hause keine Zeit haben und möchte doch gleich antworten, um es nicht zu versäumen. Hier auch jeden Augenblick Störung, weil die Amendements vorgelesen, andere zum Unterzeichnen vorgelegt werden.

„1. Ich habe das Manuskript, was Schlüter hat abschreiben [lassen] und ich mit ihm revidiert habe, schon vor einigen Wochen an Braun geschickt, nebst dem kleinen Büchlein der Frau von Laßberg. Antwort von Braun habe ich noch nicht erhalten.

„2. Das Manuskript, was ich mit Braun abgeschrieben habe, ist noch nicht wieder in meinen Händen. Es ist sehr schwierig, allein diese Gedichte zu entziffern. Das beste ist wohl, ich bitte sie mir hier aus von Braun (und will es auch gleich thun), dann kann ich hier noch etwas thun und Weihnacht mit Schlüter in Münster das Weitere versuchen.

„3. Der Plan Ihres Herrn Onkels, die Herausgabe betreffend, gefällt mir. Indes,

„4. und dies ist auch die Antwort betreff Schückings Teilnahme — hat Braun schon an Cotta geschrieben und unterhandelt. Wahrscheinlich hat auch Cotta schon das Schlütersche Manuskript.

„5. Über all diese Sachen spricht sich am besten und kürzesten mündlich. Es wäre gewiß gut, wenn Ihr Herr Onkel und Sie, Herr Freiherr, mit Schlüter und mir die Sachen in einer Sitzung abmachten mündlich.

„6. Sonst habe ich die Ansicht, daß Cotta die Buchhändler-Manipulationen und Einrichtungen am besten versteht. Vielleicht entscheidet er sich für eine zweite Auflage und nimmt dann gleich die 300 Seiten geistlicher und weltlicher Lieder auf. Die prosaischen Stücke werden besser nebst den Kompositionen,

dem Lustspiel und den Briefen (und ihrem Leben?) allein gedruckt. Vielleicht findet sich noch mehr von ihrer Feder, als wir jetzt wissen. Mir scheint, ich kenne noch einen sehr großen Aufsatz Prosa.

„7. Braun muß ernstlich beschäftigt sein mit dem Leben Annettens. Aber ich höre nichts von ihm. Will aber, wie gesagt, gleich nach diesem Briefe schreiben . . .

W. Junkmann."

Erst ein ganzes Jahr später schreibt dann die Schwester Jenny wieder ihrem Bruder Werner:

. . . „Nun will ich dir noch sagen, daß es doch so schön wäre, wenn auch Onkel August zugezogen werden könnte; die Herausgabe der Gedichte interessiert ihn sehr, er hat viel poetisches Genie und ist, wie ich glaube, nicht unpraktisch in diesem Geschäft . . . Auf jeden Fall schreibe doch an Onkel August, daß die Sachen bei dir sind; vielleicht ist's so einzurichten, daß er mit dabei ist . . . Schreibe mir auch über den Verlauf der Sache; diese Gedichte sind mir fast wie meine eigenen Kinder, da ich sie so mühsam ausstudiert und hundertmal gelesen habe, ebenso Hildegard, die mit ganzer Seele daran hängt . . . Ich habe eben die Kriminalgeschichte wieder nachgelesen, und mir scheint immer mehr, daß sie nicht passend ist und man sie weglassen soll; ich lege sie aber doch bei, daß du sie selbst lesen kannst." (11. Nov. 1850.)

An die „Schilderungen aus westfälischer Feder" scheint man erst recht nicht gedacht zu haben. Auch muß sich wohl der ganze Plan, die Herausgabe dem Prof. Braun zu überlassen, zerschlagen haben. Die Gründe sind uns unbekannt. Für die Biographie ist eine andere Feder in Aussicht genommen, allein ebenfalls bald wieder abgelehnt. Auch tritt jetzt plötzlich Schücking wieder in den Vordergrund. Wir sehen dies alles aus dem letzten in der ganzen Angelegenheit uns vorliegenden Briefe Jennys an Werner, dessen Anfang wir Band IV. Seite 13 mitgeteilt haben.

Der Schluß lautet:

„Was Schücking von der Biographie sagt, ist auch ganz meine Meinung, daß es äußerst schwer sei, sie zu schreiben, und da er der N. nicht völlige Diskretion zutraut, so rate ich euch, dich davon loszumachen, es möchten sonst Unannehmlichkeiten daraus entstehen. Du kannst ja sagen, man wolle das später thun, wo man vielleicht auch den Walther und das Landleben und Briefauszüge zusammen nehmen könnte ... Ich bin also ganz zufrieden mit der Art und Weise, die du mit Schücking überlegt hast, und überlasse dir diese Verhandlungen mit ihm, ich war von seiner freundlichen Gefälligkeit überzeugt.“ [1]

Die Sachen müssen sich indes immer mehr verwickelt haben, so daß endlich 1851 Schlüter und Junkmann das „Geistliche Jahr“ als selbständiges Ganze bei Cotta herausgaben.

Das Büchlein hatte bereits 1857 eine zweite Auflage erlebt, als endlich eine weitere Veröffentlichung aus dem Nachlaß erfolgte. Dieselbe erschien 1860 bei Rümpler (Hannover) unter dem Titel „Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff“ und wurde nach der letzten Redaktion durch die Dichterin selbst und vielleicht auch der Familienglieder von L. Schücking herausgegeben. Sie umfaßte:

1. Gedichte, in vier Abteilungen. (Vgl. III. S. 307—456.)

Die Abschriften dieser Gedichte waren von der Schwester Jenny aus den Originalen der Dichterin anscheinend ohne Rücksicht auf Druck-Varianten besorgt. Als man später auf diese „Original“-Drucke in verschiedenen Zeitschriften aufmerksam wurde, und besonders Dr. Eschmann einen genauen Vergleich der Texte anstellte, glaubte man, daß in den älteren Einzeldrucken sich Lesarten fänden, die jedenfalls vorzuziehen und als die definitive Fassung der Dichterin zu betrachten seien. Trotzdem hält Schücking (Einl. 51) daran fest, daß in den Abschriften der Frau von Laßberg [2] jene letzte, beizubehaltende Redaktion durch

[1] Meersburg, den 25. März 1851.

[2] Da Frau von Laßberg oben schrieb, sie habe „auch die anderswo zerstreuten Gedichte, z. B. in der Kölner Zeitung“ abgeschrieben, so können

die Dichterin zu suchen sei. Unsere Ansicht ist, daß es bei Annetten überaus schwer hält, mit Sicherheit zu entscheiden, welcher Ausdruck der vorzüglich- oder letzt-gewollte war.[1]

---

darunter doch kaum die neun von Dr. Eschmann verglichenen verstanden sein, es sei denn daß Jenny nicht aus dem gedruckten Blatt, sondern aus einer Handschrift ihre Kopie gefertigt, oder daß Annette im Druck selbst Veränderungen angebracht und Jenny diese Veränderungen als „letzte Redaktion" kopiert hätte.

[1] Wie Annette mit älteren Drucken verfuhr, zeigen ganz deutlich zwei Beispiele.

a) Die im Morgenblatt 1842 abgedruckten 7 Gedichte, welche, mit denselben Nummern in der Originalausgabe von 1844 verglichen, nicht ganz unerhebliche Differenzen ergeben.

Der Knabe im Moor. Nr. 40. I 4 vom Strauche; II 1 bange Kind; III 1 Baumstämpfe starren am Ufer vor, 5 wie es rispelt ... drin; IV 7 Knauff; VI 1 Allmählich festet der Boden sich, 5 Moore.

Im Moose. Nr. 54. I 2 die leisen Schlummerboten, 6 Hagerose; II 1 Und dräben sah; IV 4 Vergessne Worte, 5 denn endlich V 1 Und gleich; VI 1 meiner Teuren, 3 zitternd lösen, 4 zermorscht; VII kalt strich ein Hauch.

Warnung an die Weltverbesserer. Nr. 73. I 2 du erprobt; II 4 die Kähne; VI 2 Himmelssphäre, 4 Äthermeere.

Gruß an * * * [W. Junkmann]. Nr. 94. I 8 Gleich Weihrauch; V 1 im braunen Heidekraut; V 2 Horebs Cedern nie (mit Verweisung auf Buch der Könige III 19).

Die Taxuswand. Nr. 192. III 6 So golden; VI 2 an dir im Traum, 3 Hingleiten.

Am Turm. Nr. 203. II 1 am Strande.

Junge Liebe. Nr. 213. I 3 Schneedorn; III 2 Und ihr Auge, 4 Minne gebend: V 1 Thränenregen.

b) Die in Schückings „Malerischem und romantischem Westfalen" abgedruckten, später ebenfalls in die Originalausgabe von 1844 aufgenommenen Balladen. Wir haben bereits im Anhange zu B. III die Varianten zu den meisten derselben mitgeteilt und für den gegenwärtigen Fall nur das auffallendste Beispiel, die Ballade „das Fräulein von Rodenschild" aufbewahrt. Hier hätte jeder Herausgeber zwischen drei Lesarten zu wählen: 1. der ursprünglichen in der ersten Auflage des „Malerischen und romantischen Westfalen"; 2. den Bleistiftkorrekturen der Dichterin in ihrem Handexemplar des genannten Buches; 3. endlich der Originalausgabe von 1844. Wir lassen hier alle Abweichungen des genannten Handexemplars vom Druck 1844 folgen.

I 1 Sind gar so, 2 jungfräuliches (das junge), 5 denn tagen — (mehr tagen), 6 die Glocke denn schlagen, 7 selber der

Der Schluß lautet:

„Was Schücking von der Biographie sagt, ist auch ganz meine Meinung, daß es äußerst schwer sei, sie zu schreiben, und da er der N. nicht völlige Diskretion zutraut, so rate ich euch, dich davon loszumachen, es möchten sonst Unannehmlichkeiten daraus entstehen. Du kannst ja sagen, man wolle das später thun, wo man vielleicht auch den Walther und das Landleben und Briefauszüge zusammen nehmen könnte ... Ich bin also ganz zufrieden mit der Art und Weise, die du mit Schücking überlegt hast, und überlasse dir diese Verhandlungen mit ihm, ich war von seiner freundlichen Gefälligkeit überzeugt.“[1]

Die Sachen müssen sich indes immer mehr verwickelt haben, so daß endlich 1851 Schlüter und Junkmann das „Geistliche Jahr“ als selbständiges Ganze bei Cotta herausgaben.

Das Büchlein hatte bereits 1857 eine zweite Auflage erlebt, als endlich eine weitere Veröffentlichung aus dem Nachlaß erfolgte. Dieselbe erschien 1860 bei Rümpler (Hannover) unter dem Titel „Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff“ und wurde nach der letzten Redaktion durch die Dichterin selbst und vielleicht auch der Familienglieder von L. Schücking herausgegeben. Sie umfaßte:

1. Gedichte, in vier Abteilungen. (Vgl. III. S. 307—456.)

Die Abschriften dieser Gedichte waren von der Schwester Jenny aus den Originalen der Dichterin anscheinend ohne Rücksicht auf Druck-Varianten besorgt. Als man später auf diese „Original“-Drucke in verschiedenen Zeitschriften aufmerksam wurde, und besonders Dr. Eschmann einen genauen Vergleich der Texte anstellte, glaubte man, daß in den älteren Einzeldrucken sich Lesarten fänden, die jedenfalls vorzuziehen und als die definitive Fassung der Dichterin zu betrachten seien. Trotzdem hält Schücking (Einl. 51) daran fest, daß in den Abschriften der Frau von Laßberg[2] jene letzte, beizubehaltende Redaktion durch

[1] Meersburg, den 25. März 1851.

[2] Da Frau von Laßberg oben schrieb, sie habe „auch die anderswo zerstreuten Gedichte, z. B. in der Kölner Zeitung“ abgeschrieben, so können

die Dichterin zu suchen sei. Unsere Ansicht ist, daß es bei Annetten überaus schwer hält, mit Sicherheit zu entscheiden, welcher Ausdruck der vorzüglich- oder letztgewollte war.[1]

---

darunter doch kaum die neun von Dr. Eschmann verglichenen verstanden sein, es sei denn daß Jenny nicht aus dem gedruckten Blatt, sondern aus einer Handschrift ihre Kopie gefertigt, oder daß Annette im Druck selbst Veränderungen angebracht und Jenny diese Veränderungen als „letzte Redaktion" kopiert hätte.

[1] Wie Annette mit älteren Drucken verfuhr, zeigen ganz deutlich zwei Beispiele.

a) Die im Morgenblatt 1842 abgedruckten 7 Gedichte, welche, mit denselben Nummern in der Originalausgabe von 1844 verglichen, nicht ganz unerhebliche Differenzen ergeben.

Der Knabe im Moor. Nr. 40. I 4 vom Strauche; II 1 bange Kind; III 1 Baumstümpfe starren am Ufer vor, 5 wie es rispelt . . . drin; IV 7 Knauff; VI 1 Allmählich festet der Boden sich, 5 Moore.

Im Moose. Nr. 54. I 2 die leisen Schlummerboten, 6 Hagerose; II 1 Und drüben sah; IV 4 Vergeßne Worte, 5 denn endlich V 1 Und gleich; VI 1 meiner Teuren, 3 zitternd lösen, 4 zermorscht; VII kalt strich ein Hauch.

Warnung an die Weltverbesserer. Nr. 73. I 2 du erprobt; II 4 die Kähne; VI 2 Himmelssphäre, 4 Äthermeere.

Gruß an * * * [W. Junkmann]. Nr. 94. I 8 Gleich Weihrauch; V 1 im braunen Heidekraut; V 2 Horebs Cedern nie (mit Verweisung auf Buch der Könige III 19).

Die Taxuswand. Nr. 192. III 6 So golden; VI 2 an dir im Traum, 3 Hingleiten.

Am Turm. Nr. 203. II 1 am Strande.

Junge Liebe. Nr. 213. I 3 Schneedorn; III 2 Und ihr Auge, 4 Minne gebend: V 1 Thränenregen.

b) Die in Schückings „Malerischem und romantischem Westfalen" abgedruckten, später ebenfalls in die Originalausgabe von 1844 aufgenommenen Balladen. Wir haben bereits im Anhange zu B. III die Varianten zu den meisten derselben mitgeteilt und für den gegenwärtigen Fall nur das auffallendste Beispiel, die Ballade „das Fräulein von Rodenschild" aufbewahrt. Hier hätte jeder Herausgeber zwischen drei Lesarten zu wählen: 1. der ursprünglichen in der ersten Auflage des „Malerischen und romantischen Westfalen"; 2. den Bleistiftkorrekturen der Dichterin in ihrem Handexemplar des genannten Buches; 3. endlich der Originalausgabe von 1844. Wir lassen hier alle Abweichungen des genannten Handexemplars vom Druck 1844 folgen.

I 1 Sind gar so, 2 jungfräuliches (das junge), 5 denn tagen — (mehr tagen), 6 die Glocke denn schlagen, 7 selber der

Wenn also G. Eschmann sagt, der Text der alten Drucke überrage den andern (der „Letzten Gaben") um ein bedeutendes, und deshalb zu dem Resultate kommt, „daß wir die spätere Bearbeitung der Gedichte im alten Drucke und nicht in den ‚Letzten

II 1 es summt vom Dache: Eins Zwei | Und immer fort weiter: Sechs Sieben und dann | Elf, 4 Gesang zieht leise heran, 5 wird ihr's klar

III 1 Das Fräulein stößt die Kissen seitab | Und wie ein Reh von dem [eine Hindin vom] Lager setzt (vom Lager es — [sie] — setzt), 3 Des Mieders Schleifen zieht sie hinab (Des Mieders Schleifen hat sie gelöst | Des Mieders engende Schleifen löst) | Drängt ins Häubchen die Locken jetzt | Das Fenster öffnend so leise so leise, Sie horcht, 7 Seltsam vom Schrei der Eule durchsetzt.

IV 3 Da aus der Halle das Hausgesind | Mit Blendlaternen tritt einzeln vor

V 5 Sah man mich in der Gardine Lücke?

VI 1 Weh meine Augen, 2 Was gleitet das Treppengeländer entlang? 4 Das sind meine (Schritte) Glieder | Das ist mein Gang! 5 hebt's, 7 Weh bin ich wirr vor Blutes Drang?

VII 1 Das Fräulein schaudert und hält sich doch (eine andere Korrektur des ganzen Verses ist nicht zu entziffern), 3 Und leise rührend die Stufen noch | Am Steingeländе schwebt das Gesicht | In seiner Rechten den Leuchter tragend | Und pfeilrecht drüber die Flamme ragend | So blau und matt wie ein Elfenlicht.

VIII 1 Nun fährt [dämmert] es unter dem Sternenschein | Der Schimmer spielt, die Rampe hinab | Schwebt das Phantom entlang die Reih'n, 4 Schritt seitab, 6 Und wieder, 7 Und dämmert hinauf den Rampenstab (?).

IX 2 Steht nicht die Gesichter tief erbleicht, 3 blauen Licht! 4 Wie's dunstig.

X 5 Leis tritt sie, leise, o Geistersinne, 6 Das nicht das Schemen entrinne.

XII 2 Den Odem hält sie, sie lauscht, sie neigt | Was ihr zur Seite entglimmt gemach? (Da durch die Ritze gleitet's gemach) | Ein Glühwurmleuchten, es dämmert es steigt | Es ist eine Lampe — auf Schrittes Weite | Das Schemen lehnt an, 7 Zur Nachbarspalte hinüber gebeugt | Da durch die Ritzen gleitet gemach | Ein Glühwurmleuchten, es schwillt, es steigt | 'S ist eine Lampe — auf Schrittes Weite | Lehnt dort gespannt an der Pforte Breite | Der Schemen zur Nachbarspalte gebeugt.

XIII Sie fährt empor — (zur Seite) das Unding auch | Sie tritt zurück, 3 Aug' in Aug', 5 deckt, 7 Nachlässig gleich

XIV 7 bleichte, zerrann, entschwand (bleicht).

Gaben' zu suchen haben", so mag er aus Wahrscheinlichkeitsgründen zu dieser Behauptung vielfach berechtigt sein; — aber man darf ebensowenig eine innere Unwahrscheinlichkeit in der Behauptung Schückings finden, daß „die letzte von der Dichterin selbst gemachte Redaktion" nicht in den älteren Drucken, sondern in der von der Schwester Jenny gelieferten Abschrift zu suchen sei. Bei der gleichen inneren Wahrscheinlichkeit aber besitzt die Behauptung Schückings resp. der Frau v. Laßberg das Vorrecht, und kritisch hat Schücking daher recht gehandelt, nicht auf die alten Drucke zurückzugreifen, wo nicht offenbare Schreibfehler vorlagen. Nachdem jedoch ein so feiner Droste-Forscher wie Dr. Eschmann gleichsam einen Normaltext der von ihm untersuchten neun Gedichte hergestellt hatte, glaubten wir die Streitfrage nach der möglichen „letzten" Redaktion auf sich beruhen lassen und die Eschmannsche Fassung auch in unserer Ausgabe bringen zu sollen, indem wir nur Sorge trugen, in den Noten die Abweichungen Schückings als „Lesarten" zu geben.

Auf die Gedichte folgen in den „letzten Gaben":

2. Die Judenbuche. 3. Bilder aus Westfalen.

Beide Prosastücke sind mit verhältnismäßig vielen Varianten, die sich entweder auf kleine Versehen, Druckfehler 2c. im alten oder neuen Drucke zurückführen lassen, wahrscheinlich — was die „Judenbuche" betrifft, nach einem von der Dichterin korrigierten Druckexemplar, was die „Bilder a. W." angeht, nach einer von August von Haxthausen durchgesehenen Abschrift mit der von Jenny geforderten Weglassung zweier Sätzchen erfolgt. Wo in der „Judenbuche" nicht offenbar ein Druckfehler vorliegt, läßt sich streiten, welcher Lesart der Vorzug zu geben sei, bei den „Bildern aus Westfalen" ist mit wenigen Ausnahmen der neuere Text vorzuziehen.

Weitere Mitteilungen aus dem Nachlaß brachte der 1862 erschienene biographische Essay Schückings, indem er

a) S. 33—36 eilf Strophen aus dem „Walther";
b) S. 39—68 das Fragment „Bei uns zu Lande" in seiner kürzeren Fassung; (Vgl. IV. 14.)

Wenn also G. Eschmann sagt, der Text der alten Drucke überrage den andern (der „Letzten Gaben") um ein bedeutendes, und deshalb zu dem Resultate kommt, „daß wir die spätere Bearbeitung der Gedichte im alten Drucke und nicht in den ‚Letzten

II 1 es summt vom Dache: Eins Zwei | Und immer fort weiter: Sechs Sieben und dann | Elf, 4 Gesang zieht leise heran, 5 wird ihr's klar

III 1 Das Fräulein stößt die Kissen seitab | Und wie ein Reh von dem [eine Hindin vom] Lager setzt (vom Lager es — [sie] — setzt), 3 Des Mieders Schleifen zieht sie hinab (Des Mieders Schleifen hat sie gelöst | Des Mieders engende Schleifen löst) | Drängt ins Häubchen die Locken jetzt | Das Fenster öffnend so leise so leise, Sie horcht, 7 Seltsam vom Schrei der Eule durchsetzt.

IV 3 Da aus der Halle das Hausgesind | Mit Blendlaternen tritt einzeln vor

V 5 Sah man mich in der Gardine Lücke?

VI 1 Weh meine Augen, 2 Was gleitet das Treppengeländer entlang? 4 Das sind meine (Schritte) Glieder | Das ist mein Gang! 5 hebt's, 7 Weh bin ich wirr vor Blutes Drang?

VII 1 Das Fräulein schaudert und hält sich doch (eine andere Korrektur des ganzen Verses ist nicht zu entziffern), 3 Und leise rührend die Stufen noch | Am Steingelände schwebt das Gesicht | In seiner Rechten den Leuchter tragend | Und pfeilrecht drüber die Flamme ragend | So blau und matt wie ein Elfenlicht.

VIII 1 Nun fährt [dämmert] es unter dem Sternenschein | Der Schimmer spielt, die Rampe hinab | Schwebt das Phantom entlang die Reih'n, 4 Schritt seitab, 6 Und wieder, 7 Und dämmert hinauf den Rampenstab (?).

IX 2 Sieht nicht die Gesichter tief erbleicht, 3 blauen Licht! 4 Wie's dunstig.

X 5 Leis tritt sie, leise, o Geistersinne, 6 Das nicht das Schemen entrinne.

XII 2 Den Odem hält sie, sie lauscht, sie neigt | Was ihr zur Seite entglimmt gemach? (Da durch die Ritze gleitet's gemach) | Ein Glühwurmleuchten, es dämmert es steigt | Es ist eine Lampe — auf Schrittes Weite | Das Schemen lehnt an, 7 Zur Nachbarspalte hinüber gebeugt | Da durch die Ritzen gleitet gemach | Ein Glühwurmleuchten, es schwillt, es steigt | 'S ist eine Lampe — auf Schrittes Weite | Lehnt dort gespannt an der Pforte Breite | Der Schemen zur Nachbarspalte gebeugt.

XIII Sie fährt empor — (zur Seite) das Unding auch | Sie tritt zurück, 3 Aug' in Aug', 5 deckt, 7 Nachlässig gleich

XIV 7 bleichte, zerrann, entschwand (bleicht).

Gaben' zu suchen haben", so mag er aus Wahrscheinlichkeitsgründen zu dieser Behauptung vielfach berechtigt sein; — aber man darf ebensowenig eine innere Unwahrscheinlichkeit in der Behauptung Schückings finden, daß „die letzte von der Dichterin selbst gemachte Redaktion" nicht in den älteren Drucken, sondern in der von der Schwester Jenny gelieferten Abschrift zu suchen sei. Bei der gleichen inneren Wahrscheinlichkeit aber besitzt die Behauptung Schückings resp. der Frau v. Laßberg das Vorrecht, und kritisch hat Schücking daher recht gehandelt, nicht auf die alten Drucke zurückzugreifen, wo nicht offenbare Schreibfehler vorlagen. Nachdem jedoch ein so feiner Droste-Forscher wie Dr. Eschmann gleichsam einen Normaltext der von ihm untersuchten neun Gedichte hergestellt hatte, glaubten wir die Streitfrage nach der möglichen „letzten" Redaktion auf sich beruhen lassen und die Eschmannsche Fassung auch in unserer Ausgabe bringen zu sollen, indem wir nur Sorge trugen, in den Noten die Abweichungen Schückings als „Lesarten" zu geben.

Auf die Gedichte folgen in den „letzten Gaben":

2. Die Judenbuche. 3. Bilder aus Westfalen.

Beide Prosastücke sind mit verhältnismäßig vielen Varianten, die sich entweder auf kleine Versehen, Druckfehler ꝛc. im alten oder neuen Drucke zurückführen lassen, wahrscheinlich — was die „Judenbuche" betrifft, nach einem von der Dichterin korrigierten Druckexemplar, was die „Bilder a. W." angeht, nach einer von August von Haxthausen durchgesehenen Abschrift mit der von Jenny geforderten Weglassung zweier Sätzchen erfolgt. Wo in der „Judenbuche" nicht offenbar ein Druckfehler vorliegt, läßt sich streiten, welcher Lesart der Vorzug zu geben sei, bei den „Bildern aus Westfalen" ist mit wenigen Ausnahmen der neuere Text vorzuziehen.

Weitere Mitteilungen aus dem Nachlaß brachte der 1862 erschienene biographische Essay Schückings, indem er

a) S. 33—36 eilf Strophen aus dem „Walther";
b) S. 39—68 das Fragment „Bei uns zu Lande" in seiner kürzeren Fassung; (Vgl. IV. 14.)

c) S. 78—95 aus einer ungenauen Abschrift die 557 ersten Verse des dritten Gesanges vom „Hospiz auf dem großen St. Bernhard" bringt. (Vgl. II. 188.)

Von dem ursprünglich durch Jenny v. Laßberg in Aussicht genommenen Druck der Kompositionen wurde vorderhand Abstand genommen. Eine Veröffentlichung solcher musikalischen Gaben erfolgte erst 1877 durch Schlüter und zwar teils nach Handschriften, teils nach dem Gedächtnis des Herausgebers oder der Verwandten.[1]

In demselben Jahre 1877 war auch ein Teil der reichen Korrespondenz der Dichterin erschienen, indem Schlüter 31 Briefe, von denen 26 an ihn selbst gerichtet waren, veröffentlichte.

Hermann Hüffer war dann 1881 so glücklich, aus dem Nachlaß A. M. Sprickmanns 4 hochbedeutsame Briefe der jugendlichen Dichterin in der „Deutschen Rundschau" mitteilen zu können.

Die für die Schriften ihrer Tante überaus begeisterte Freiin Elisabeth von Droste-Hülshoff faßte im folgenden Jahre (1882) den Entschluß, eine neue vollständige Gesamtausgabe der Werke Annettens, wie eine solche schon kurz nach dem Tode der Dichterin von den Verwandten beabsichtigt war, zu veranstalten. Das „Lustspiel", das „Bertha"-, „Ledwina"- und „Joseph"-Fragment

[1] Genaueres darüber enthält ein Brief d. d. 24. August 1886 der Frl. Emilie Dehne: „Die Liederkompositionen hat Herr Professor größtenteils aus dem Gedächtnis wiederhergestellt; er blies die Melodie auf der Flöte, ich schlug auf dem Klavier die Töne an, bei seinem großen musikalischen Talente war dieses nicht so schwer, da er beim Anschlagen sofort den rechten Ton zu nennen wußte. Annette hatte Herrn Professor die Lieder so oft vorgesungen und gespielt, daß er sie noch genau im Gehör und Gedächtnis hatte. Herr Lehrer Pohlschröder schrieb Melodie und Begleitung mit Herrn Professors Hilfe zusammen auf; Herr Domchordirektor Schmitz [Schmidt] korrigierte sie, spielte und sang sie Herrn Professor fertig vor. Herr Professor wollte sie gern so gesungen haben, wie Annette sie sang, deshalb übte er sie mit mir so lange ein; jede Woche mußte ich dann alle 26 Lieder ihm vorsingen. Einige Manuskripte, z. B. ‚Das Fischlein', erhielt Herr Professor von Hildegard von Laßberg." Auch von der Tante der Dichterin, Anna von Arnswaldt geb. von Haxthausen, erhielt Schlüter einige Manuskripte von Liedern, ohne daß aus der Korrespondenz genauer zu ersehen ist, welche.

waren in ihren Händen, das verloren geglaubte „fuchsige Buch" mit der vollständigen Abschrift des „Hospizes" und des „Vermächtnisses" wurde um diese Zeit unter den nachgelassenen Papieren des Freiherrn Werner v. Droste-Hülshoff wieder aufgefunden. Die neue Ausgabe sollte jedoch in erster Linie eine exegetische sein, weil, wie mit Recht angenommen wurde, die Dunkelheit mancher Gedichte ein Haupthindernis ihrer Verbreitung sei. Da die Besorgung dieser Ausgabe schließlich uns übertragen wurde, gingen wir 1883 an die Arbeit. Im Verlaufe derselben ergaben Nachforschungen in den Archiven von Hülshoff, Neuhaus (Unterfranken) rc. noch einige kostbare Funde, unter anderen an Familienbriefen und vor allem — in letzter Stunde, als bereits die Schückingsche Redaktion gesetzt war — des ausführlicheren Manuskriptes von „Bei uns zu Lande auf dem Lande". Auch von den Jugendgedichten fanden sich teils Originale, teils mehrfache Abschriften. Von vorhandenen Handschriften waren zur Vergleichung nicht zugänglich:

1. Das in Schlüters Besitz befindliche „Geistliche Jahr", weil der Freund trotz mehrfacher Bitten behauptete, eine erneute Vergleichung durch uns verlohne sich nach den fleißigen Forschungen Dr. Eschmanns nicht mehr der Mühe, und er wolle durchaus nicht zugeben, daß wir bei unserer schwachen Gesundheit eine solche anstellten.

2. Das ebenfalls Schlüter gehörige, damals aber augenblicklich nicht wiederzufindende Manuskript des „Walther". Erst in letzter Stunde wurde uns dasselbe aus dem Schlüterschen Nachlaß noch gerade rechtzeitig zugestellt, um für die Nachträge zum II. Bande benutzt werden zu können.

3. Der Schückingsche Nachlaß.

4. Der Meersburger Nachlaß. „Mehrere hundert Bogen, Blätter und Blättchen. Mit Ausnahme weniger Jugendwerke enthält dieser Nachlaß beinahe sämtliche Dichtungen Annettens, nicht allein im ersten Entwurf, sondern nicht selten in mehreren Abschriften." Im Meersburger Archiv. Vgl. H. Hüffer. Annette v. D.-H. S. VIII.

c) S. 78—95 aus einer ungenauen Abschrift die 557 ersten Verse des dritten Gesanges vom „Hospiz auf dem großen St. Bernhard" bringt. (Vgl. II. 188.)

Von dem ursprünglich durch Jenny v. Laßberg in Aussicht genommenen Druck der Kompositionen wurde vorderhand Abstand genommen. Eine Veröffentlichung solcher musikalischen Gaben erfolgte erst 1877 durch Schlüter und zwar teils nach Handschriften, teils nach dem Gedächtnis des Herausgebers oder der Verwandten.[1]

In demselben Jahre 1877 war auch ein Teil der reichen Korrespondenz der Dichterin erschienen, indem Schlüter 31 Briefe, von denen 26 an ihn selbst gerichtet waren, veröffentlichte.

Hermann Hüffer war dann 1881 so glücklich, aus dem Nachlaß A. M. Sprickmanns 4 hochbedeutsame Briefe der jugendlichen Dichterin in der „Deutschen Rundschau" mitteilen zu können.

Die für die Schriften ihrer Tante überaus begeisterte Freiin Elisabeth von Droste-Hülshoff faßte im folgenden Jahre (1882) den Entschluß, eine neue vollständige Gesamtausgabe der Werke Annettens, wie eine solche schon kurz nach dem Tode der Dichterin von den Verwandten beabsichtigt war, zu veranstalten. Das „Lustspiel", das „Bertha"-, „Ledwina"- und „Joseph"-Fragment

[1] Genaueres darüber enthält ein Brief d. d. 24. August 1886 der Frl. Emilie Dehne: „Die Liederkompositionen hat Herr Professor größtenteils aus dem Gedächtnis wiederhergestellt; er blies die Melodie auf der Flöte, ich schlug auf dem Klavier die Töne an, bei seinem großen musikalischen Talente war dieses nicht so schwer, da er beim Anschlagen sofort den rechten Ton zu nennen wußte. Annette hatte Herrn Professor die Lieder so oft vorgesungen und gespielt, daß er sie noch genau im Gehör und Gedächtnis hatte. Herr Lehrer Pohlschröder schrieb Melodie und Begleitung mit Herrn Professors Hilfe zusammen auf; Herr Domchordirektor Schmitz [Schmidt] korrigierte sie, spielte und sang sie Herrn Professor fertig vor. Herr Professor wollte sie gern so gesungen haben, wie Annette sie sang, deshalb übte er sie mit mir so lange ein; jede Woche mußte ich dann alle 26 Lieder ihm vorsingen. Einige Manuskripte, z. B. ‚Das Fischlein', erhielt Herr Professor von Hildegard von Laßberg." Auch von der Tante der Dichterin, Anna von Arnswaldt geb. von Haxthausen, erhielt Schlüter einige Manuskripte von Liedern, ohne daß aus der Korrespondenz genauer zu ersehen ist, welche.

waren in ihren Händen, das verloren geglaubte „fuchsige Buch" mit der vollständigen Abschrift des „Hospizes" und des „Vermächtnisses" wurde um diese Zeit unter den nachgelassenen Papieren des Freiherrn Werner v. Droste-Hülshoff wieder aufgefunden. Die neue Ausgabe sollte jedoch in erster Linie eine exegetische sein, weil, wie mit Recht angenommen wurde, die Dunkelheit mancher Gedichte ein Haupthindernis ihrer Verbreitung sei. Da die Besorgung dieser Ausgabe schließlich uns übertragen wurde, gingen wir 1883 an die Arbeit. Im Verlaufe derselben ergaben Nachforschungen in den Archiven von Hülshoff, Neuhaus (Unterfranken) zc. noch einige kostbare Funde, unter anderen an Familienbriefen und vor allem — in letzter Stunde, als bereits die Schückingsche Redaktion gesetzt war — des ausführlicheren Manuskriptes von „Bei uns zu Lande auf dem Lande". Auch von den Jugendgedichten fanden sich teils Originale, teils mehrfache Abschriften. Von vorhandenen Handschriften waren zur Vergleichung nicht zugänglich:

1. Das in Schlüters Besitz befindliche „Geistliche Jahr", weil der Freund trotz mehrfacher Bitten behauptete, eine erneute Vergleichung durch uns verlohne sich nach den fleißigen Forschungen Dr. Eschmanns nicht mehr der Mühe, und er wolle durchaus nicht zugeben, daß wir bei unserer schwachen Gesundheit eine solche anstellten.

2. Das ebenfalls Schlüter gehörige, damals aber augenblicklich nicht wiederzufindende Manuskript des „Walther". Erst in letzter Stunde wurde uns dasselbe aus dem Schlüterschen Nachlaß noch gerade rechtzeitig zugestellt, um für die Nachträge zum II. Bande benutzt werden zu können.

3. Der Schückingsche Nachlaß.

4. Der Meersburger Nachlaß. „Mehrere hundert Bogen, Blätter und Blättchen. Mit Ausnahme weniger Jugendwerke enthält dieser Nachlaß beinahe sämtliche Dichtungen Annettens, nicht allein im ersten Entwurf, sondern nicht selten in mehreren Abschriften." Im Meersburger Archiv. Vgl. H. Hüffer. Annette v. D.-H. S. VIII.

Im Jahre [illegible] erschienen die Briefe an L. Schücking. [illegible] [illegible] bereits die Korrespondenz der Dichterin mit E. v. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] aber bis heute noch immer nicht erschienen.

* * *

[illegible] [illegible] unseres Wissens von Droste'schen Manuskripten:

1. Das ganze „Geistliche Jahr“, aus dem Schlüterschen Nachlaß übergegangen in den Nachlaß des Herrn Kaplan Hoppe, aus welchem es [illegible] [illegible] hoffentlich bald in den Besitz eines Droste-Museums übergeht.

2. Die [illegible] Lieder“ in einem Album des Wewerschen Archivs. Vgl. I. 2 S. [illegible].

3. Der „Walther“ im Hoppeschen Nachlaß, siehe ad 1.

4. „Das Hospiz auf dem St. Bernhard“ und des „Arztes Vermächtnis“ im „[illegible] Buch“. Hülshoffer Archiv.

5. Die „Gedichte“ der ersten Cottaschen Ausgabe in der bei jenem Druck benutzten Abschrift. Vgl. Schückings Gesamtausgabe der Werke Annettens 1878/79 Einl. S. 51. Im Besitz der Schückingschen Erben. (?)

6. Der „Spiritus familiaris des Roßtäuschers“. Schückingsche Erben.

7. „Bei uns zu Lande auf dem Lande“. Hülshoffer Archiv.

8. „Lustspiel“ „ „

9. „Bertha“ „ „

10. „Ledwina“ „ „

11. „Joseph“ „ „

12. Die Mehrzahl der Familienbriefe des IV. Bandes. Hülshoffer Archiv.

13. Die Briefe an Schlüter. Aus dem Schlüterschen Nachlaß in den Nachlaß Hoppe gelangt, siehe ad 1.

14. Die Briefe an Schücking. Schückingsche Erben.

15. Die Briefe an Jenny von Laßberg. Meersburger Archiv.

16. Die Briefe an Elise von Hohenhausen. Im Besitz von Frau Helene von Düring-Oetken.

17. Einzelne Gedichte und Kleineres in verschiedenen Händen.

Erstausgaben.

A. Von der Dichterin selbst herausgegeben wurden:

1. Gedichte von Annette Elisabeth von D . . . H . . . Münster. Aschendorff. 1838. 8°. 220 S.
2. Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Stuttgart. Cotta. 1844. 8°. VIII und 566 S.
   (Die 2. Auflage 1861. 16°. VIII und 581 S. — 3. Aufl. 1873. gr. 16°. VI und 428 S. — 4. Aufl. 1877 ebenso, wurden von L. Schücking besorgt.)
3. Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westfalen. In: „Morgenblatt für gebildete Leser" Nr. 96—111. Stuttgart 22. April 1842 ff.
4. Einzelne Gedichte in verschiedenen Zeitschriften.
5. „Westfälsche Schilderungen aus einer westfälischen Feder." Hist.-pol. Blätter für das kathol. Deutschland. München. 1845. B. XVI. S. 463 ff. 505 ff. 587 ff.

B Nach dem Tode der Dichterin erschienen:

1. Das Geistliche Jahr. Nebst einem Anhang relig. Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff, Stuttgart. Cotta 1851. 16°. IX u. 286 S. [Herausgeber: Schlüter und W. Junkmann.]
   Dasselbe 2. Auflage. Ebd. 1857. 16°. XII und 286 S. [Durchgesehen und mannigfach nach der Handschrift verbessert von Dr. Eschmann.]
   Dasselbe 3. Aufl. 1876. 16°. XII und 252 S.
2. Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Hannover. Rümpler. 1860. 8°. IX und 292 S. [Unter Beihilfe von Familiengliedern herausgegeben von L. Schücking.]
   Dasselbe 2. [Titel-]Auflage. 1871. Ebd. ebenso.

Im Jahre 1893 erschienen die Briefe an L. Schücking. Ihnen sollte 1899 bereits die Korrespondenz der Dichterin mit El. v. Hohenhausen folgen, ist aber leider bis heute noch immer nicht erschienen.

* * *

Erhalten sind unseres Wissens von Drosteschen Manuskripten:

1. Das ganze „Geistliche Jahr“, aus dem Schlüterschen Nachlaß übergegangen in den Nachlaß des Herrn Kaplan Happe, aus welchem es nebst Nr. 3 und 13 hoffentlich bald in den Besitz eines Droste-Museums übergeht.

2. Die „religiösen Lieder“ in einem Album des Wewerschen Archivs. (Vgl. I. 2 S. 27.)

3. Der „Walther“, im Happeschen Nachlaß, siehe ad 1.

4. „Das Hospiz auf dem St. Bernhard“ und des „Arztes Vermächtnis“ im „fuchsigen Buch“. Hülshoffer Archiv.

5. Die „Gedichte“ der ersten Cottaschen Ausgabe in der bei jenem Druck benutzten Abschrift. Vgl. Schückings Gesamtausgabe der Werke Annettens 1878/79 Einl. S. 51. Im Besitz der Schückingschen Erben. (?)

6. Der „Spiritus familiaris des Roßtäuschers“. Schückingsche Erben.

7. „Bei uns zu Lande auf dem Lande“. Hülshoffer Archiv.

8. „Lustspiel“ „ „

9. „Bertha“ „ „

10. „Ledwina“ „ „

11. „Joseph“ „ „

12. Die Mehrzahl der Familienbriefe des IV. Bandes. Hülshoffer Archiv.

13. Die Briefe an Schlüter. Aus dem Schlüterschen Nachlaß in den Nachlaß Happe gelangt, siehe ad 1.

14. Die Briefe an Schücking. Schückingsche Erben.

15. Die Briefe an Jenny von Laßberg. Meersburger Archiv.

16. Die Briefe an Elise von Hohenhausen. Im Besitz von Frau Helene von Düring-Oetken.

17. Einzelne Gedichte und Kleineres in verschiedenen Händen.

Erstausgaben.

A. Von der Dichterin selbst herausgegeben wurden:

1. Gedichte von Annette Elisabeth von D . . . H . . . Münster. Aschendorff. 1838. 8°. 220 S.
2. Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Stuttgart. Cotta. 1844. 8°. VIII und 566 S. (Die 2. Auflage 1861. 16°. VIII und 581 S. — 3. Aufl. 1873. gr. 16°. VI und 428 S. — 4. Aufl. 1877 ebenso, wurden von L. Schücking besorgt.)
3. Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westfalen. In: „Morgenblatt für gebildete Leser" Nr. 96—111. Stuttgart 22. April 1842 ff.
4. Einzelne Gedichte in verschiedenen Zeitschriften.
5. „Westfälsche Schilderungen aus einer westfälischen Feder." Hist.-pol. Blätter für das kathol. Deutschland. München. 1845. B. XVI. S. 463 ff. 505 ff. 587 ff.

B Nach dem Tode der Dichterin erschienen:

1. Das Geistliche Jahr. Nebst einem Anhang relig. Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff, Stuttgart. Cotta 1851. 16°. IX u. 286 S. [Herausgeber: Schlüter und W. Junkmann.]
   Dasselbe 2. Auflage. Ebd. 1857. 16°. XII und 286 S. [Durchgesehen und mannigfach nach der Handschrift verbessert von Dr. Eschmann.]
   Dasselbe 3. Aufl. 1876. 16°. XII und 252 S.
2. Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Hannover. Rümpler. 1860. 8°. IX und 292 S. [Unter Beihilfe von Familiengliedern herausgegeben von L. Schücking.]
   Dasselbe 2. [Titel-]Auflage. 1871. Ebd. ebenso.

Im Jahre 1893 erschienen die Briefe an L. Schücking. Ihnen sollte 1899 bereits die Korrespondenz der Dichterin mit El. v. Hohenhausen folgen, ist aber leider bis heute noch immer nicht erschienen.

* * *

Erhalten sind unseres Wissens von Drosteschen Manuskripten:

1. Das ganze „Geistliche Jahr“, aus dem Schlüterschen Nachlaß übergegangen in den Nachlaß des Herrn Kaplan Happe, aus welchem es nebst Nr. 3 und 13 hoffentlich bald in den Besitz eines Droste-Museums übergeht.

2. Die „religiösen Lieder“ in einem Album des Wewerschen Archivs. (Vgl. I. 2 S. 27.)

3. Der „Walther“, im Happeschen Nachlaß, siehe ad 1.

4. „Das Hospiz auf dem St. Bernhard“ und des „Arztes Vermächtnis“ im „fuchsigen Buch“. Hülshoffer Archiv.

5. Die „Gedichte“ der ersten Cottaschen Ausgabe in der bei jenem Druck benutzten Abschrift. Vgl. Schückings Gesamtausgabe der Werke Annettens 1878/79 Einl. S. 51. Im Besitz der Schückingschen Erben. (?)

6. Der „Spiritus familiaris des Roßtäuschers“. Schückingsche Erben.

7. „Bei uns zu Lande auf dem Lande“. Hülshoffer Archiv.

8. „Lustspiel“ " "

9. „Bertha“ " "

10. „Ledwina“ " "

11. „Joseph“ " "

12. Die Mehrzahl der Familienbriefe des IV. Bandes. Hülshoffer Archiv.

13. Die Briefe an Schlüter. Aus dem Schlüterschen Nachlaß in den Nachlaß Happe gelangt, siehe ad 1.

14. Die Briefe an Schücking. Schückingsche Erben.

15. Die Briefe an Jenny von Laßberg. Meersburger Archiv.

16. Die Briefe an Elise von Hohenhausen. Im Besitz von Frau Helene von Düring-Oetken.

17. Einzelne Gedichte und Kleineres in verschiedenen Händen.

Erstausgaben.

A. Von der Dichterin selbst herausgegeben wurden:

1. Gedichte von Annette Elisabeth von D . . . H . . . Münster. Aschendorff. 1838. 8°. 220 S.
2. Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Stuttgart. Cotta. 1844. 8°. VIII und 566 S.
   (Die 2. Auflage 1861. 16°. VIII und 581 S. — 3. Aufl. 1873. gr. 16°. VI und 428 S. — 4. Aufl. 1877 ebenso, wurden von L. Schücking besorgt.)
3. Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westfalen. In: „Morgenblatt für gebildete Leser" Nr. 96—111. Stuttgart 22. April 1842 ff.
4. Einzelne Gedichte in verschiedenen Zeitschriften.
5. „Westfälsche Schilderungen aus einer westfälischen Feder." Hist.-pol. Blätter für das kathol. Deutschland. München. 1845. B. XVI. S. 463 ff. 505 ff. 587 ff.

B Nach dem Tode der Dichterin erschienen:

1. Das Geistliche Jahr. Nebst einem Anhang relig. Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff, Stuttgart. Cotta 1851. 16°. IX u. 286 S. [Herausgeber: Schlüter und W. Junkmann.]
   Dasselbe 2. Auflage. Ebd. 1857. 16°. XII und 286 S. [Durchgesehen und mannigfach nach der Handschrift verbessert von Dr. Eschmann.]
   Dasselbe 3. Aufl. 1876. 16°. XII und 252 S.
2. Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Hannover. Rümpler. 1860. 8°. IX und 292 S. [Unter Beihilfe von Familiengliedern herausgegeben von L. Schücking.]
   Dasselbe 2. [Titel-]Auflage. 1871. Ebd. ebenso.

Im Jahre 1893 erschienen die Briefe an L. Schücking. Ihnen sollte 1899 bereits die Korrespondenz der Dichterin mit El. v. Hohenhausen folgen, ist aber leider bis heute noch immer nicht erschienen.

* * *

Erhalten sind unseres Wissens von Drosteschen Manuskripten:

1. Das ganze „Geistliche Jahr", aus dem Schlüterschen Nachlaß übergegangen in den Nachlaß des Herrn Kaplan Happe, aus welchem es nebst Nr. 3 und 13 hoffentlich bald in den Besitz eines Droste-Museums übergeht.

2. Die „religiösen Lieder" in einem Album des Wewerschen Archivs. (Vgl. I. 2 S. 27.)

3. Der „Walther", im Happeschen Nachlaß, siehe ad 1.

4. „Das Hospiz auf dem St. Bernhard" und des „Arztes Vermächtnis" im „fuchsigen Buch". Hülshoffer Archiv.

5. Die „Gedichte" der ersten Cottaschen Ausgabe in der bei jenem Druck benutzten Abschrift. Vgl. Schückings Gesamtausgabe der Werke Annettens 1878/79 Einl. S. 51. Im Besitz der Schückingschen Erben. (?)

6. Der „Spiritus familiaris des Roßtäuschers". Schückingsche Erben.

7. „Bei uns zu Lande auf dem Lande". Hülshoffer Archiv.

8. „Lustspiel" " "

9. „Bertha" " "

10. „Ledwina" " "

11. „Joseph" " "

12. Die Mehrzahl der Familienbriefe des IV. Bandes. Hülshoffer Archiv.

13. Die Briefe an Schlüter. Aus dem Schlüterschen Nachlaß in den Nachlaß Happe gelangt, siehe ad 1.

14. Die Briefe an Schücking. Schückingsche Erben.

15. Die Briefe an Jenny von Laßberg. Meersburger Archiv.

16. Die Briefe an Elise von Hohenhausen. Im Besitz von Frau Helene von Düring-Oetken.

17. Einzelne Gedichte und Kleineres in verschiedenen Händen.

Erstausgaben.

A. Von der Dichterin selbst herausgegeben wurden:

1. Gedichte von Annette Elisabeth von D . . . H . . . Münster. Aschendorff. 1838. 8°. 220 S.
2. Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Stuttgart. Cotta. 1844. 8°. VIII und 566 S. (Die 2. Auflage 1861. 16°. VIII und 581 S. — 3. Aufl. 1873. gr. 16°. VI und 428 S. — 4. Aufl. 1877 ebenso, wurden von L. Schücking besorgt.)
3. Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westfalen. In: „Morgenblatt für gebildete Leser" Nr. 96—111. Stuttgart 22. April 1842 ff.
4. Einzelne Gedichte in verschiedenen Zeitschriften.
5. „Westfälsche Schilderungen aus einer westfälischen Feder." Hist.-pol. Blätter für das kathol. Deutschland. München. 1845. B. XVI. S. 463 ff. 505 ff. 587 ff.

B Nach dem Tode der Dichterin erschienen:

1. Das Geistliche Jahr. Nebst einem Anhang relig. Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff, Stuttgart. Cotta 1851. 16°. IX u. 286 S. [Herausgeber: Schlüter und W. Junkmann.]
   Dasselbe 2. Auflage. Ebd. 1857. 16°. XII und 286 S. [Durchgesehen und mannigfach nach der Handschrift verbessert von Dr. Eschmann.]
   Dasselbe 3. Aufl. 1876. 16°. XII und 252 S.
2. Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Hannover. Rümpler. 1860. 8°. IX und 292 S. [Unter Beihilfe von Familiengliedern herausgegeben von L. Schücking.]
   Dasselbe 2. [Titel-]Auflage. 1871. Ebd. ebenso.

3. Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. Münster. Russell. 1877. 8⁰. 212 S. [herausgegeben v. C. B. Schlüter]. Dasselbe 2. [Titel-]Aufl. mit einem Anhange. Ebd. 1880. 232 S.
4. Lieder mit Pianoforte-Begleitung. Komponiert von Annette v. Droste-Hülshoff. Münster. Russell. 1877. 4⁰. 39 S.
5. Gesammelte Schriften von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. Herausgegeben von L. Schücking. Stuttgart. Cotta. 1878 und 1879. 8⁰. 3 Bände 432, 380 und 222 S.
6. Der Freiin Annette von Droste-Hülshoff Ges. Werke. Herausgegeben von El. Freiin von Droste-Hülshoff. 4 Bde. Paderborn. Schöningh. 1884 ff.
7. Briefe von A. v. D.-H. und Levin Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking. Leipzig. F. W. Grunow. 1893. 362 S.

* * *

Mit den sog. authentischen Bildnissen der Dichterin ist es nicht sonderlich bestellt.[1] Wir besitzen von ihr:

1. Ein Ölgemälde: Annette im 18. Lebensjahr, in Hülshoff. (Vgl. Wormstall 10.)
2. Ein nicht besonders gut getroffenes Ölgemälde von Maler Sprick aus Münster. Ebenfalls in Hülshoff. (Vgl. Wormstall 12.)
3. Ein Ölgemälde im Besitze der Erben Schückings. (Siehe das „Malerische und romantische Westfalen"; Schücking, Briefe, S. 98 ff.; Wormstall 16.)
4. Hiernach die Lithographie in der Schückingschen Ausgabe der Werke Annettens, Cotta 1878. (Wormstall 16.)
5. Nach demselben Gemälde idealisiert das Bildnis von Haders bzw. S. Williams, Berlin. (Wormstall a. a. O.)
6. Ein Daguerreotyp aus dem Jahre 1846. (Vgl. Hüffer 315; Wormstall 25.)

[1] Vgl. Annette von D.-H. im Kreise ihrer Verwandten und Freunde. Von Jos. Wormstall. Münster 1897. Regensbergsche Buchhandlung.

7. Eine unter Leitung der Freifräulein von Laßberg vorgenommene Umzeichnung des Daguerreotyps Nr. 6 aus dem Halb-Face ins Profil. Darnach der Holzschnitt, bei J. Claassen [Denkmal, Titel] und Wormstall 22.
8. Einen Kupferstich in „Allg. Modenztg." 1857. Stich Nr. 48.
9. Die drei Porträts Nr. 2, 6 und 8 bildeten nach einem Briefe Schückings die Vorlagen zu der Marmorbüste, welche unter Schückings beständiger Kontrolle der Bildhauer Hassenpflug, der selbst Annette persönlich gekannt hatte, 1864 in Rom vollendete. Die Büste kam später in das Museum des historischen Vereins zu Münster und soll nach Schückings Aussage das gelungenste und treueste aller Porträts der Dichterin sein.
10. Eine neuere Marmorbüste von A. Rüller auf dem Droste-Denkmal in Münster (siehe Titel dieses Bandes) geht stark auf den Typus Nr. 3, 4 und 9 zurück. (Wormstall, Titelbild.) Welcher Typus der Bronzebüste des Meersburger Denkmals zu Grunde liegt, konnten wir nicht erfahren.

* * *

Als Probe der Handschrift Annettens geben wir diesem Bande eine durch B. Kühlen in M.-Gladbach trefflich faksimilierte Seite aus dem MS. „Joseph" bei. Diese eine Seite schien uns die beste Probe der verschiedenen Schreibarten der Dichterin zu sein: sehr leserlich in den meisten Partieen, schwerer in anderen, in den oberen endlich kaum mehr mit Sicherheit zu entziffern. Das Faksimile hat selbstredend ganz genau die natürliche Größe des Originals. Der Abdruck dieser Seite findet sich: Bd. IV. 547 Z. 15—550 Z. 15. Vgl. ebd. S. 577 und Nachträge 592 zu Bd. IV. S. 592.

* * *

Eine vortreffliche Droste-Bibliographie bis zum Jahre 1896 brachte E. Arens im „Litterarischen Handweiser". Münster 1896. Nr. 650 ff.

Namenverzeichnis.

C.

D.

E.

F.

J.

K.

L.

T

U.

V.

W.

Y.

Z.

T.







